Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXV.

(April — Mai — Juni 1908.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg**, (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praß). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Co. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buch. Moritz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.135

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundfünfunddreißigsten Bande (April — Juni 1908.)

		Seite
I.	In Sizilien. Eine Reiseerzählung von **Marie v. Bunsen.** I.	1
II.	Ein neuer Klassiker. Von **Alfred Körte**	25
III.	Hippolyte Taine in seinen Briefen. Ein Gelehrtenleben. Von **A. Bossert**	51
IV.	Port Arthur und Dalnij in japanischem Besitz. Von Leutnant **Mackowsky**	64
V.	Studien zu Beethovens Briefen. Ein Beitrag zur Kritik ihres neuesten Herausgebers. Von **Albert Leitzmann** . . .	76
VI.	H. Heine und H. Laube. Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine. Von **Ernst Elster.** (Fortsetzung)	91
VII.	Die Röntgenstrahlen im Dienste der Heilkunst. Von **Walther Löb**	117
VIII.	„Zur stillen Einkehr". Skizze von **Ernst Heilborn** . .	123
IX.	Politische Rundschau	144
X.	Vom Rückgang der deutschen Bühne. Von **Karl Frenzel**	150
XI.	Die Grundprobleme Rußlands. Von **R. Eucken** . .	153
XII.	Literarische Notizen	156
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Die Hexe. Von **Ernst Zahn**	161
XV.	Eduard Zeller. Erinnerungen von **Wilhelm Lang** . . .	173
XVI.	Die Ausstellung älterer englischer Kunst in Berlin. Von **Werner Weisbach**	192
XVII.	In Sizilien. Eine Reiseerzählung von **Marie v. Bunsen.** (Schluß)	203
XVIII.	Zur Erinnerung an Joseph Joachim. Von **Julius Rodenberg**	223
XIX.	H. Heine und H. Laube. Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine. Von **Ernst Elster.** (Fortsetzung)	232

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Der Jarl. Erzählung von **August Strindberg**	260
XXI.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	285
XXII.	Die Völker Chinas. Von **M. v. Brandt**	300
XXIII.	Politische Rundschau	304
XXIV.	Overbeck-Nietzsche. Von **Richard M. Meyer**	310
XXV.	Naturwissenschaft und Philosophie. Von **J. Reinke**	313
XXVI.	Literarische Notizen	315
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXVIII.	Unter blühenden Mangobäumen. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten"	321
XXIX.	Die Memoiren von Madame de Boigne. 1781—1866. Von **Lady Blennerhassett**	332
XXX.	Betrachtungen über den Fortschritt der Menschheit. I. II. Von **Otto Seeck**	358
XXXI.	Das Zeusbild im Tempel zu Olympia. Von **Friedrich Adler**	373
XXXII.	Die antibritischen Strömungen in Indien und ihre Bekämpfung. Von **P. Walther**, Fregattenkapitän z. D.	384
XXXIII.	Die Gräfin Grisapulli. Von **Lisa Wenger**	401
XXXIV.	Der Mythus von der verschlungenen Sonne. Von Pf. **E. Burggaller**	412
XXXV.	Laodamia. Von **Per Hallström**	432
XXXVI.	Neue Musik-Literatur. Von **Carl Krebs**	448
XXXVII.	Das neue Wartburg-Werk. Von **Georg Voß**	461
XXXVIII.	Politische Rundschau	465
XXXIX.	Eine Geschichte der Autobiographie. Von **Richard M. Meyer**	471
XL.	Die Berliner Stadtbibliothek	473
XLI.	Literarische Notizen	476
XLII.	Literarische Neuigkeiten	480

In Sizilien[1].

Eine Reiseerzählung

von

Marie von Bunsen.

Keine Kenner, aber aufmerksame Liebhaber.
Goethe,
Italienische Reise.

Fachgelehrte nehmen hier nicht das Wort. —

Einige der Gesellschaft hatten sich, zu ihrem Vergnügen, auf die Reise vorbereitet; nun erzählen sie den andern über Land und Leute.

Die Teilnehmer.

Professor Kretschmann (42 Jahre), mexikanischer Altertumsforscher.

Lieber Reichert!

Sagen Sie mir rücksichtslos offen — hätten Sie etwas gegen eine Vergrößerung unsrer Reisegesellschaft?

Ein Ehepaar vom Land möchte außerordentlich gern mitgenommen werden. Ich kenne Herrn und Frau von Lochen schon seit Jahren; im Winter sehen wir uns in Königsberg, im Sommer waren wir öfters bei ihnen in Gollupönen. Sie sind kinderlos, in den dreißigen, gute Sorte. Natürlich ist er etwas agrarisch-konservativ, aber nicht akut, und sie hat viel Freude an allem Lohnenden im Leben. Ich glaube, man könnte es wagen.

Besten Gruß Ihr Paul Kretschmann.

Egon Reichert, Dr. phil., Sohn vermögender Eltern, gelegentlicher Mitarbeiter an einer schöngeistigen Zeitschrift für den inneren Kreis (angeblich 39 Jahre).

Mein lieber Kretschmann!

Können Sie ganz bestimmt versprechen, daß „er" sich niemals über „diese italienische Wirtschaft" aufregt, und daß „sie" niemals von „der ewigen Stadt" oder von „meinem geliebten Capri" schwärmt?

[1]) Aus der noch unveröffentlichten Reiseerzählung „In Sizilien" bringen wir einige Teile in diesem und dem folgenden Hefte.

Menschen vom Land sind ebenso oft über als unter dem städtischen Durchschnitt und mir daher sympathisch. Vielleicht auch weil ich sie weniger kenne.

Treulichst Ihr Egon Reichert.

Lisbeth Cornelius (18 Jahre), an ihre Stiefschwester, die verwitwete Frau Rita Hindendorf in Palermo.

Liebste Rita!

Natürlich freue ich mich ganz außerordentlich darauf, diese schöne und interessante sizilianische Reise vor meiner Ankunft bei Dir mitmachen zu dürfen. Es wäre allerdings jammerschade, wenn, wie Du schreibst, ich nachher nur Palermo und Umgegend kennen lernte und nichts vom weiteren Land zu sehen bekäme.

Die Lochens sind ja sehr anständige Menschen; der Bruder von Elfriede Below ist auch dem Professor begegnet und hält ihn für ganz möglich. Er weiß auch von dessen Freund, sagt, er wäre „geistvoll, aber tiefbrünetten Ursprungs". Eine Lübecker Stiftsfreundin kennt die Erkners, sie wären I a.

So wird es gewiß sehr hübsch werden.

Es ist überaus gütig, daß Du mir Kleider von Deiner Schneiderin bestellen willst, aber wirklich unnötig. Trudi Möllenthin und die Siedows reisen immer in Jackenkleidern und Flanellblusen aus einem fabelhaften Geschäft am Rosenthaler Tor. Sie haben mir die Adresse gegeben. Du bist ja so lange draußen gewesen und hast vergessen, daß solche einfache Sachen bei uns für das Alleranständigste gelten. Eleganz finden wir „exotisch".

Aber herzlichsten Dank für Deine freundliche Absicht.

Viele Grüße und Küsse von Deiner Lisbeth.

Rolf Erkner (28 Jahre), jüngstes Mitglied des Hauses Erkner Söhne, Leutnant der Reserve der 2. Garde-Ulanen. An seinen entfernten Vetter, den Professor Kretschmann.

Lieber Paul!

Die Sache bekommt ja ein unliebsam andres Gepräge. Ich glaubte, es handle sich um eine „bessere" Reise, so eine mit etwas historisch-künstlerisch-volkswirtschaftlichem Hintergrund; nur Du, Dein Ästhetikerfreund und ich. Nun noch ein beliebiges Landjunkerpaar und eine beliebige höhere Tochter. Das ist fast ein Gesellschaftsausflug im „Meteor". Das bedeutet abgetretene Pfade, internationale Hotels, wenig vernünftige Unterhaltung, viel stumpfsinniges Geplausche.

Jedoch Kismet!

Etwas außer sich Dein treuer Rolf Erkner.

Taormina und seine Gäste.

Abends in Taormina angekommen, standen sie hoch oben am Theater, während die Sonne sich neigte. Sie sprachen wenig. Vollendetere Linien vermag die weite Welt schwerlich zu geben. Jenseits der antiken Säulen der Schneeberg, der mit grandiosem Schwung heruntersinkt bis in das ferne, dämmernde Meer. Die mittelalterliche Stadt mit ihren Mauern und Palästen, zwischen Oliven und Orangen sich am Felsabhang erstreckend. Linien, wie keine andern vollendet. Sie gewähren restlose Befriedigung, wunschloses Glück.

Außerhalb der Sitzbänke, am einstmaligen Marmorportikus, sahen sie jenseits vom Wasser die Berge von Messina und Calabrien, vor ihnen Abhänge und Täler, Bäche und Bäume. Über ihnen großzügig, kühn, die verfallene Burgruine, und darüber, noch steiler, noch verwegener emporstarrend, das Molakastell. Unten Eiland und Buchten und Felsen. Das Meer rauscht bis hier oben herauf.

Bald war die Luft zitronengelb, bald orangerot; um den Ätna lagerten sich purpurne Wolken, hinter ihnen versank die Sonne, und ihre goldflammenden Strahlen entzündeten andre Wolken und sandten rotrosa Lichter über das Meer auf das ferne Gebirge.

Die Sonne erlosch; es kam die blaue Dämmerungsstunde, und erst als jenes berückend schwermütige Blau verging, trennten sie sich von der Stätte.

Am nächsten Morgen ließen sie sich um die Inseln und Felsenvorsprünge rudern. Das Wasser war saphirblau, alles glitzerte und glänzte, alles wogte und rauschte. Sie umfuhren dunkle Klippen, an diese sog sich der Seetang fest, er schwamm im Wasser, ringsumher waren braune, violette, gelbgrüne Töne; die von der leisen Bewegung der Wellen umfluteten Felsen schillerten feucht.

Am hohen Inselufer öffnete sich eine Grotte, und sie ruderten hinein. Durchsichtiges Wasser tanzte und warf flackernde Lichter auf die gezackten Riffe, sie tauchten aus der Dämmerung empor und verschwanden im Schatten. Dort mußten Meergreise ruhen, weiße Nymphen spielten zweifellos in diesen Zaubergrotten der altgriechischen Küste.

„Er hat vor dreitausend Jahren gelebt," meinte Egon Reichert; „nicht zu zählende Dichter haben seither gedichtet, und doch gedenken wir nicht ihrer, wir denken an das Wunder der Menschheit und nennen ihn mit dem Namen ‚Homer'. Dies ist eine der ‚großen, gewölbten Grotten des Felsens, wo man den Nymphen Opfer gebracht'; wir sind auf seiner ‚heiligen Meerflut', auf seinem ‚bläulichen Meer am hohen Felsengestade'!"

Als den Schiffern gesagt wurde: „Adesso a San Panceratio," waren sie erstaunt. Was wußten und wollten die Fremden von jener unbedeutenden Kapelle; doch ruderten sie über die schwankende, salzduftende, saphirne Flut.

„Dies ist eine vielsagende Stätte," sagte Professor Kretschmann. „So wie wir uns auf buntbemalten Schnabelschiffen der Küste nahen, so ruderten um die Mitte des achten Jahrhunderts griechische Schiffer furchtlos an den

unbekannten Strand. Sie wollten sich auf der reichen Zyklopeninsel, von der so viel Merkwürdiges erzählt wurde, niederlassen. Die steile Küste bei Messina schien ihnen unwirtlich, hier öffnete sich eine weite, fruchtbare Bucht. So zogen sie hier die Boote an Land, die ersten Hellenen in Sizilien, und dem Apollo, dessen delphischer Weisung sie sich anvertraut hatten, errichteten sie hart am Ufer einen Altar.

„Dieser Altar wurde hochberühmt; die Abgesandten der sizilischen Städte zu den olympischen und isthmischen Spielen brachten vor ihrer Reise am Heiligtum der frühesten Ansiedler ein feierliches Opfer.

„Es landete auch der erste Verkünder des Christenglaubens bei Taormina. Es ist überaus wahrscheinlich, daß man später hier wie anderswo das heidnische Opferbild entfernte und statt dessen den christlichen Heiligen am althergebrachten Orte verehrte, daß also hier, gerade in der Mitte der Bucht, an der Stelle der kleinen Kirche von San Pancratio, sich jener Altar des Apollo erhob."

Der Kieselgrund schillerte unter dem gleißend, glatten Gewoge, Fischer wateten ihnen entgegen, zogen mit vermutlich uralten Ausrufen das Boot heran, legten Bohlen unter und halfen ihnen auf den Strand.

Ärmliche Häuser, eine ärmliche Kapelle mit der Barockstatue des heiligen Pancratius. Doch ebenso wie damals die einsame, schneeige Höhe, die sonnendurchzitterte Luft, die blaugrüne, „sühnende Flut".

Auf dem alten Saumpfad, der von Taormina herunterführt, klomm ein mit Malsachen bepackter Esel. Vor ihm zog ein Künstlerpaar. „Das sind ja die Wollners!" sagte Egon Reichert und ging auf sie zu.

Frau von Lochen war beglückt. Die Bekanntschaft von Künstlern war der Traum ihrer noch naiven Seele. „Wie beneidenswert ist Ihr Beruf," sagte sie der Frau Wollner. „Wie müssen Sie in all dieser Schönheit schwelgen! Selbst ein Außenstehender wird von der Fülle der Motive gepackt. Gewiß malen Sie in der Abendstimmung Mädchen, die mit ihren Kupfergefäßen zum alten Steinbrunnen ziehen, oder jene Greisin mit dem Parzengesicht. Sie sitzt unter einem gewölbten Portal, und über ihr hängen vom braunroten gewölbten Eisengitter lange Zweige von blassen Rosen herab."

Adela Wollner sah sie mit kalter Überlegenheit an und versuchte höflich zu lächeln. „Nein, gnädige Frau, durch die Wahl solcher Motive würde ich die Anerkennung der ernsten, der maßgebenden Kreise auf immer verscherzen."

Sie und ihr Mann entwickelten darauf die heutigen Ideale und die ungewöhnlichen Schwierigkeiten, mit denen strebsame Künstler es aufzunehmen hätten. „Kaum schlägt etwas an, so bringen es schon bis zum nächsten Frühling Dutzende in Berlin und München. Es ist recht nervenaufreibend, immer wieder umlernen zu müssen. Eben hat man sich in Van Goghs Strichelei, in Zuloagos Wurf hineingearbeitet, und schon hat es sich die Kritik und das Publikum übergesehen."

Schließlich hatten die beiden ihre Sehweise auf Carrière und Munch eingestellt; deren Eigenart schien sich etwas länger halten zu wollen. Frau Adela hatte sich natürlich dem Skandinavier angeschlossen.

„Sehen Sie, für unsereins ist Brutalität erste Bedingung. Dann heißt es: Donnerwetter, ist das hingehauen, das hätte ich nicht für Frauenarbeit gehalten! Mein Mann hingegen kann sich das zart Hingehauchte gestatten." Sie seufzte. „Eine unendlich bequeme Richtung, die Zeichnung wird dadurch wesentlich erleichtert."

Sie kamen jetzt an das Eisenbahngelände. Vor der neuen, backsteinernen Wand der Beamtenwohnung stand ein wohlwollend grinsendes Modell. Frau Adela packte aus und richtete die Staffelei. „Das Werk ist fast vollendet," sagte sie und trat bescheiden zurück.

Eine mächtige Leinwand, mit wilden Flächen von Orange, Rot, Grün und Violett. Der neue, backsteinerne Hintergrund: davor, in Lebensgröße, ein vierschrötiger Bursche im schwarzen, schlecht sitzenden Sonntagsanzug, mit blau- und rotgestreiftem Schlips. „Ich habe, zu seinem Leidwesen, die Zigarette entfernt, auch die Nelke im Knopfloch. Das Genrehafte kann heutzutage von dem Ernstzunehmenden nicht sorgfältig genug vermieden werden. Sonst kommt man in den Lehrter Bahnhof und nicht auf den Kurfürstendamm, noch gelangt man jemals zur Villa Romana in Florenz."

Egon Reichert, als der Berufene, sprach über gelungene Zerlegung des Lichtes, über fein erdachte Linienführung. Die Unberufenen murmelten verlegene Worte. Frau Wollner entschuldigte sich, um nebenan im Schuppen ihrem Mann beim Aufstellen seiner Studien behilflich zu sein; als sie außer Hörweite war, fiel man über Reichert her. „Das nennen Sie doch keine Kunst?"

„Natürlich nicht, das ist nur gewissenhafte Anempfindung. Ich bitte Sie, was wollen Sie nur! Wie viele gibt es denn, die was andres können?"

„Das ist nicht gewissenhaft. Die Stiefel des jungen Mannes sind nicht grün und gelb mit violettem Schatten; wir haben doch ebenfalls Augen!"

„Sie haben Augen, aber Generationen währende, unwahre Kunstkonvention hat Ihr Sehvermögen abgestumpft, Ihnen das Reagenzvermögen für die feinsten optischen Wirkungen der Atmosphäre genommen."

Entrüstet wandten sie sich zu dem sich passiv verhaltenden Professor. „Geben Sie uns, bitte, klipp und klar eine Antwort. Sehen Sie etwa jene Stiefel grün, gelb und violett?"

Professor Kretschmann rückte nicht recht mit der Sprache heraus. „Schwarz, wie Sie dies wahrscheinlich vermuten, sind die Stiefel in der hellen Sonne mit den Reflexen der Wand und des gelben Kiesbodens ja keineswegs."

„Als schlichter Laie," meinte Rolf Erkner, „verstehe ich nicht, weshalb handgreiflich plumpe Übertreibung der Farben zur ‚ernsten' Kunst gehört. Das warme Licht, die bläulichen Schatten auf diesen bewußten Stiefeln sehe ich ja ganz deutlich. Die Malerei verstärkt die Wirkung hundertfach. Fände man es nicht etwas wohlfeil, viel zu große Augen und viel zu kleine Mündchen zu zeichnen?"

Egon Reichert deutete diskret auf die Schwierigkeit, solche kunsttechnische Probleme volkstümlich zu erläutern.

So gestatteten sich die andern kein Urteil über die Bilder des Gatten. Er hatte schmutzige und kränkliche, im Maschinenraum hockende Kinder gemalt. Alles war wie durch dichte, graue Staubwolken gesehen.

Nachher fragten sich die „Draußenstehenden" der Gesellschaft, weshalb eigentlich das Künstlerpaar nach Taormina gekommen sei und sich die Villa Romana wünschte.

„Das ist doch ganz klar," belehrte sie Reichert. „In Italien haben sie eine verläßliche Temperatur und Beleuchtung, sowie wohlfeile Modelle. Was wollen Sie eigentlich, das sind doch ausreichende Gründe!"

Nachmittags durchwanderten sie die kleine, mittelalterliche Stadt. Alte Brunnen, normännische Kuppelfenster, orientalisch wirkende eingelegte Friese an gezinnten Palästen. Alte Mauern, über die Blumen sich ranken, Orangehaine mit verfallenden Brunnen.

Nach Tisch, bei Sternenschein, saßen sie unter Palmen und Heliotropbüschen auf der Terrasse vom Timeo. Lisbeth Cornelius stand in einem weichen, weißen Kreppkleid an einen Pfeiler gelehnt. Das vom Haus kommende Licht fiel auf die schlanke Gestalt und die rankenden, gelben Rosen.

„Gnädiges Fräulein," sagte Egon Reichert, „Sie sind eine ästhetische Anregung. Meine Bewunderung darf sich natürlich nur auf Ihre Kleider erstrecken. — Sie sind die bestangezogene Dame weit und breit; ihr Geschmack ist vollendet sicher."

Sie errötete, teils vor Freude, denn Herr Reichert verzog sie nicht, teils weil das Gewissen ihr schlug. „Es ist das Verdienst meiner Schwester."

„Um so gespannter sehe ich der Begegnung mit der Frau Hindendorf entgegen."

Die sechs Menschen reisten doch schon eine Zeitlang miteinander; da glücklicherweise nur ab und zu Geschichte, Kunst u. dgl. besprochen wurde, waren die gegenseitigen Familienverhältnisse bereits allen vertraut. Lisbeth hatte viel von ihrer schönen und interessanten Stiefschwester erzählt; die Eigenarten von Linchen, Hans, Fritz, Henni und Mimi Kretschmann hatte der Professor wiederholentlich geschildert.

Als Lisbeth etwas verlegen sich zu den im Lesezimmer sitzenden Lochens begab, analysierte Egon Reichert verständnisvoll die Farbenharmonien und Linien ihrer Kleider. Der Professor fand dies unwürdig und ging nicht weiter darauf ein. Seine Luise trug im Haus gearbeitete Reformkleider; diese genügten ihm und ihr. Er wurde wehmütig gestimmt; Luise saß jetzt an der Petroleumlampe und stopfte Strümpfe; ihn hingegen umgab der blumenduftende Zauber Siziliens. Er hatte sich soeben von einer ausgezeichneten Mahlzeit erhoben; seidengekleidete Damen rauschten auf der Terrasse vorbei, zwischen den umrankten Pfeilern sah man mattbeleuchtete, zigarettenrauchende Herren im Frack. (Selbstverständlich beteiligte er und Herr von Lochen sich nicht an dieser törichten Sitte des Auslandes.) Als er durch seine Forschungen über die Kultur der Mayas und Chichimeks den vom Deutsch-Amerikaner Konheim ausgesetzten Preis erlangte, war Luises erstes Wort: „Damit fährst du mit Reichert nach Sizilien."

Es kam ein grauer Tag mit zerflatternden Wolken, mit merkwürdigen Lichtern und Schatten auf den Bergen und auf dem Meere. „Wenn Sie in der landschaftlichen Erkenntnis bereits so weit vorgedrungen sind, daß nicht nur ‚schönes' Wetter Ihnen schön erscheint, wollen wir gerade heute nach Molo hinauf." So sprach Egon Reichert.

Jenseits von der zinnengekrönten Stadtmauer, vom Brunnen, an dem zierlich gewachsene Mädchen ihre auf dem Kopf getragenen Krüge füllten, ging es auf Stufen immer höher hinauf. Bald verschleierte ein feinsilberiger Nebelhauch ihnen die äußere Welt. Den alten Saumpfad kam ein schwarzbärtiger Reiter auf einem Maulesel herunter. Viele Bündel waren auf dem schwerfälligen Sattel gepackt, vor sich hielt er zwei Kinder, über seine Schulter war die Flinte geschlungen. Dann tauchten am grünen Rasensaum weiße und schwarze Ziegen aus dem Dunst; spukhafte, knorplige Oliven umschnörkelten die Felsblöcke und das graue Gestein.

Immer dichter wurde der Nebel. Als sie, etwas atemlos, endlich angelangt, durch das mittelalterliche Quadertor die Felsenfeste betraten, war nur eben die Brüstung, nur der Umriß der allernächsten Gebäude erkennbar.

„Wie intim und geschlossen," meinten Lochen und Erkner, „ist dieses landschaftliche Bild. Wie banal wäre eine klare Luft, eine Aussicht irgendeiner Art!"

Die Stimmung war flau. Reichert schlug einen schwarzen Kaffee vor, und sie betraten ein kleines Lokal, aus dem Mandolinenklang ertönte. Der Kaffee wirkte versöhnlich, sie lauschten der sentimentalen, oft sich wiederholenden Melodie. Beim Herausgehen bemerkten sie den Spieler durch die offene Tür. Es war ein junger Mann; im Nebenzimmer saß er allein am Fenster, vor ihm auf dem Gesims stand ein schöngeformtes Tongefäß mit Zweigen von weißem Jasmin. Er sah auf, sah Lisbeth erregt ins Gesicht. Er hatte ein blasses Oval, sternenhafte Augen.

Draußen war es indessen lichter geworden, wenigstens waren die Umrisse der Felsen, der Tore, der dichtgedrängten alten Häuser zu sehen. Während sie an der Brüstung standen, wogten unter ihnen die Nebelmassen, einige teilten sich; tief, tief unten leuchtete eine fahlgelbe Wasserfläche, noch in weiterer Ferne waren blaßblaue, besonnte Meeresstreifen zu sehen. Plötzlich ragte nahe bei ihnen die gewaltige Ätnaspitze empor; weit höher als die Erinnerung sie vermutete, mächtig, eindrucksvoll, wie eine mahnende Erscheinung. Und vor ihren Blicken geriet die ganze Luft in Bewegung, die Dunstwolken ballten sich, verflogen, verwehten, das Küstenland lag in aller Herrlichkeit zu ihren Füßen.

Egon Reichert triumphierte. „Hat ein Tag nach der volkstümlichen Ansicht ‚keine Beleuchtung', so ist gerade diese meist von der dramatischsten, sensationellsten Schönheit. Dem Norden wird die durchsichtige Leuchtkraft des sizilianischen Sonnenlichts ebensowenig zuteil als der geradezu klassische Stil seiner Stürme, seiner Wolken und Nebelgebilde."

In abschüssige Tiefen stürzt die Felswand hernieder. „Und doch," erzählte Professor Kretschmann, „hat Ibrahim, jener furchtbare Ibrahim, diese bis

dahin für uneinnehmbar geltende Feste erobert. Wie Menschen diese schroffe Staffel erklommen, ist kaum faßlich. Die Leichen der Ungläubigen, denen das Paradies verhießen war, häuften sich empor, die Überlebenden erstürmten den Felsen und töteten alles.

„Taormina war die letzte namhafte Stadt Siziliens, die sich den afrikanischen Eroberern entgegenstemmte. Vor dreizehnhundert Jahren waren die Griechen hier gelandet, erklang hier die griechische Sprache zuerst. Hier hielt sie sich am längsten, wurde nicht durch das Lateinische verdrängt. Als jedoch dieses Felsenkastell fiel, ergingen auf der ganzen Insel die Befehle in der Sprache der Wüste."

Ehe sie das Hotel betraten, wanderten sie fast instinktiv zum Theater. „Auf diesem breiten Aufgang," sagte Reichert, „sieht man förmlich vor Augen die heraufziehende Bevölkerung des römischen Tauromenium. Dichte, weißgekleidete, festliche Mengen, die Vornehmen in Sänften, hinter ihnen die Sklaven mit den Kissen."

Im Theater standen gruppenweise Fremde, staunenversunken, umher. In deutscher, englischer, englisch-amerikanischer und französischer Sprache hörte man die überzeugte Bemerkung: „Natürlich ist dieses unendlich schöner als das von Syrakus." Reichert sah mitleidsvoll umher. Als sie oben etwas abseits sich setzten, meinte er: „Statt der überwältigenden Erinnerungen des altgriechischen Syrakusaner Theaters atmet dieser Bau römische Entartung." Unbeirrt durch das Empörungsgemurmel der Seinen, fuhr er fort: „Griechische und römische Kunst in einem Atem zu nennen, ist so verwerflich, als glattweg von ‚Goethe und Schiller' zu sprechen." (Entrüstet stieß Herr von Lochen mit seinem Fuß gegen morsche Trümmer.) „Aber manche pittoreske Anklänge werden hier wach. Über die märchenhafte Landschaft waren wir ja wohl einig? — Hier auf der Bühne gab es viel hervorragend Gelungenes zu sehen. Ausstattung war Trumpf. So wie Herr Beerbohm Tree den Shakespeare vornimmt, griff man hier und da zur klassischen Tragödie. Mit viel Musik, mit Balletteinlagen, mit Beleuchtungsscherzen wurde sie mundgerecht gewürzt. Recht bezeichnend ist die unverhältnismäßige Größe der für Dekorationen und Theatergarderoben bestimmten Seitengebäude. Immerhin bildete das Lieblingsgericht dieser weißgekleideten, hochgebildeten Menge die obskönen Atellanenpossen mit ihren Anspielungen auf Tagesereignisse, ihren Klingklang-Gassenhauern, die beim Nachhausegehen bereits ein jeder pfiff. Dann schwärmte man für lasziv, nervenkitzelnde, anscheinend unendlich raffinierte Tanzpantomimen. Auch hier in Taormina werden die vergötterten Lieblinge der römischen Gesellschaft, die Pylades und Bathyllus, aufgetreten sein, konnten sich ihres Glücks bei den Tauromenianerinnen rühmen.

„Die Damen der Kaiserzeit verlangten aber auch nach andern Emotionen. Sie legten Wert auf literarische Bildung. Zweifellos hatten viele ein farbenechtes, verständnisvolles Interesse und wurden hierin von den besten Männern unterstützt. Überhaupt muß man nicht naiv den damaligen Satyrikern, die von der Geißelung des Lasters lebten, alles glauben. Wir haben auch aus dieser Zeit unzählige Beweise des schönsten Familienlebens, der vorbildlichsten

ethischen Kultur. Von einer minderen Kunst darf man nur vorsichtig auf mindere Menschen schließen. Erinnern Sie sich der beiden Statuen „Mutter und Tochter“ aus Herkulanum? Eine entzückendere Würde, eine vornehmere, reinere Anmut ist nicht denkbar. So wirkten diese Damen, so waren auch viele.

„Allerdings bereitete das ‚Getue‘ der Dilettanten, ihre Vorliebe für griechische Zitate, ihr ästhetisierendes Zergliedern der Klassiker, vor allem ihre massenhafte dichterische Produktion allen ehrlichen Fachleuten ein rechtes Kreuz. Hier im Tauromenium lebte eine vornehme Dichterin Julia Balbilla. Als Freundin der Sabina begleitete sie den Kaiser Hadrian und die Kaiserin Sabina nach dem damals so beliebten Ägypten. Beim Anblick der Memnonssäule wurde sie begreiflicherweise lebhaft erregt und verfaßte im pedantisch archaischem Sapphoschen Versmaß ein Gedicht, das der höfliche Kaiser in den Granit der Säule eingraben ließ. Noch heute ist es dort zu sehen. Sie hatte natürlich viel Einfluß bei Hof, und die wohlberatene Bürgerschaft von Tauromenium errichtete ihr eine jetzt in Rom befindliche Statue. Die Inschrift versichert uns, daß Julia Balbilla sich in jeder Tugend, in Sittsamkeit und Weisheit ausgezeichnet habe. Gewiß war die Domina Julia reich geschmückt, von den Provinzlerinnen lernbegierig betrachtet, oft hier im Theater. Der Eingebung des Augenblicks folgend, hat sie mit ihren gepflegten Händen gutgemeinte Dilettantenverse (in archaischem Versmaß) auf kostbar geschnitzte Elfenbeintafeln eingeritzt.“

Als die Gesellschaft abends das Eßzimmer betrat, ertönte ein lauter Schrei: „Herr Gott, Anne Marie Lochen! Wie kommst denn du her?“ Eine schlecht angezogene Dame, von einem eben solchen Herrn gefolgt, begrüßte die Lochens und blieb mit ihnen mitten im Zimmer stehen. „Ja also,“ man vernahm sie im fernsten Flur, „wir gondeln seit einer Woche hier herum. Gott sei Dank sind wir übermorgen durch. Na, was sagst du nur zu dieser dollen Wirtschaft! Jeder Kutscher und jeder Gepäckträger schmiert einen an, in jedem Coupé gibt es Flöhe, ich kratze mich unentwegt. Mit wem reist ihr denn eigentlich?“ Leise Antwort. Das Gesicht der Fragenden drückte Befremdung aus; in etwas gedämpfteren Tönen: „Ach was, ich bitte dich, wie kommt ihr nur dazu?“ Dann mit der normalen Vollgewalt der Stimme: „Hör mal, es ist einfach scheußlich, daß wir uns so verfehlen. Die Aussicht hier haben wir abgeklappert und fahren gleich weiter. Zu schade, wir hätten es furchtbar gemütlich zusammen gehabt! Na, auf Wiederschau zur landwirtschaftlichen Woche!“ Geräuschvoll verließ das Paar den Saal, etwas verlegen nahmen die Lochens ihre Plätze wieder ein.

Egon Reichert erkundigte sich nach dem Namen dieser zweifellos „Edelsten der Nation“.

„Graf und Gräfin Breulendorf; sie ist eine Jugendfreundin.“ Entschuldigend: „Sie ist wirklich herzensgut;“ nach einigem Suchen: „Zum Beispiel hat sie ihren gelähmten Schwiegervater geradezu rührend gepflegt.“

„Wenn so etwas auch nicht mal gut wäre!“ murmelten Egon Reichert und Rolf Erkner.

Nach Tisch meinten die andern, Reichert wäre so schweigsam gewesen. Er räumte es ein; „ich habe dem Gespräch der beiden Engländer zugehört und machte volkspsychologische Studien. Sie sprachen ja leise, natürlich, sie sind ja gebildete Engländer, aber deutlich, und so weiß ich genau, worüber sie sich während jeder Mahlzeit dieser Tage unterhielten. Einzig und allein über weibliche Bekannte, und zwar, das hört man unfehlbar heraus und das ist der springende Punkt, über einwandfreie Damen der Gesellschaft. Anscheinend trafen die beiden sich hier, nachdem sie sich lange nicht gesehen hatten, und nun heißt es ununterbrochen: ‚Do you remember Mrs. Archibald Clerke? Nice little woman usw. . . . Well, whilst I was sitting with Lady Yayston, who should come in, but Miss Farnholme, so I instantly . . . usw.‘ Hierin ersehe ich den neuen amerikanischen Feminismus, der in gewisse Kreise Englands eindringt. Sonst ist ja dort die Stellung der Frau, der Verkehr der Geschlechter untereinander, vorbildlich. Die gelegentliche Kehrseite ist die bei körperlich robusten Männern herrschende Anschauungsweise des ‚five o'clock tea.‘

„Ein andrer Typus des neuesten Englands war der knochig-eckige Mensch, mit dem ich mich am ersten Abend im Rauchzimmer unterhielt. Ein ‚Eton Boy‘, anscheinend wohlhabend, absolut beste Gesellschaft, Sportreisender und Weltbummler; hat natürlich viel gesehen, ist von einer Unbildung, von einer intellektuellen Gleichgültigkeit, welche in ihrer stupenden Harmlosigkeit entwaffnend wirkt. Ein russischer Bauer soll mit vierhundert Wörtern auskommen, dieser kommt bequem mit zweihundert aus. Alles ist ‚not bad‘ oder ‚quite impossible‘. Wir sprachen über entlegene Länder, in denen er irgendein unwahrscheinliches Wild erlegt hatte; mit der sympathischsten Offenheit sagte er immer: ‚Don't you know, I am so shockingly stupid — you see, I am such a dreadful duffer!‘ zeigte dabei gesunde Zähne, und man war ihm gut.“

Darauf entwickelte jeder seine Ansichten über die Reisenden verschiedener Nationen; man wog Eindrücke und Erfahrungen ab und kam schließlich zu folgendem Ergebnis: Touristen als solche sind vom Übel, im Grunde genommen sind alle gleich unliebsam und störend. Deutsche: laut, schlecht angezogen, gut vorbereitet; Franzosen: oberflächlich, selten unangenehm auffallend, durch ihr gezirptes ‚mais c'est ravissant, comme c'est délicieux‘ auf die Nerven gehend; Engländer: sauber gewaschen, angenehmer Tonfall, oft grotesk komisch in ihrer intransigenten Eigenart; Slawen: ab und zu der pupillarischen Sicherheit entbehrend; Amerikaner: häufig von einer alles überragenden Unwissenheit auf jedem Gebiet.

Edrisi, der Araber, erwähnt vor achthundert Jahren die Wirtshäuser von „Tabarnim“, die vielen Reisenden, die hier sich versammeln.

Castrogiovanni, der Demeterfels.

Die Reisenden sahen aus den Eisenbahnfenstern; rings umher eine satte, fette Erde, auf den Feldern wurde fleißig geackert. Gelegentlich eine altmodische Villa mit Zypressen, Weinstöcken und Oliven; gelegentlich ärmliche Hütten, nirgendwo Dörfer, dagegen graugelbe Städtchen auf den kahlen, steinernen Höhen. Als wäre es noch immer geraten, sich auf die Berge zu flüchten.

Da kam eine gewaltige Bergmasse in Sicht; sie war von einer altertümlichen Stadt gekrönt. „Das kann nur Castrogiovanni sein!"

Am Bahnhof wartete ein Omnibus. Er war hinfällig, verschossen, mit drei dürren Gäulen bespannt. Zweifelhaft blickte die Gesellschaft an dem über ihr ragenden Felsen empor. „Dies Ding da bringt uns im Leben nicht herauf!" Egon Reichert sprach ihnen Mut zu; drei Herren kletterten auf den breiten Bock, die andern Reisenden ließen die Fenster herunter und ertrugen den Altertumsgeruch. Die Obensitzenden hatten es herrlich; immer gewaltiger formte sich der Riesenfels, auf dem Sattel zog sich die Stadt entlang, auf dem schroffen Gestein wuchsen Agaven und Kakteen, Zypressen und Gestrüpp. Halbwegs kamen sie an eine große Zisterne, dort wurden die atemlosen Pferde getränkt; wahrscheinlich ein Ruhepunkt für Mensch und Tier, seit ungezählten Generationen. Endlich waren sie oben, fuhren geräuschvoll durch schmale Gassen, mit dunkelsteinernen, leblosen Häusern; Männer standen in ihren schwarzen Mänteln umher, Frauen kamen in schwarzen Tüchern vorbei.

Vom Gasthof gingen sie am Kastell vorüber nach dem äußersten Felsen. Ein senkrechter Absturz in das tief unten geahnte Tal. Rings umher Berge, Berge in endloser Verkettung. Es ist der Nabel von Sizilien, hier inmitten der fruchtbaren Gefilde, der üppigen Flur erhob sich auf der höchsten von Menschen bewohnten Stätte der Tempel der Demeter, der allgütigen Mutter Erde. Am andern Ende des Bergrückens war das Heiligtum der Tochter.

„Sehen Sie dort unten das tiefgrüne Wasser," bemerkte Egon Reichert, „das ist der See Perguſa. Mit ihren Gespielinnen pflückte Persephone dort Veilchen, die Gelände waren von Frühlingsblumen durchduftet. Dort raubte sie Aidoneus-Pluto; sie war nicht länger die liebliche, lachende, veilchenpflückende Jungfrau, sie war die bleiche ‚strenge' Königin der Schatten.

„Die ackerbauenden Sikeler hatten seit unvordenklichen Zeiten Mutter und Tochter hier verehrt, und den Griechen wurden sie die mächtigen Göttinnen der Insel."

„Ihre Mysterien waren doch die in Eleusis?" fragte Frau von Lochen, die gern im stillen für sich nachsann. „Und dort wurde der Unsterblichkeitsglaube symbolisch gelehrt, nicht wahr?"

„Mit Vorliebe hat man es behauptet. Es waren poetisch schöne Weihespiele, geheim, nur für Eingeweihte bestimmt. Wahrscheinlich gab es mystische Schauspiele, in denen die Göttinnen im gedämpften Lichtglanz sichtbar

wurden, in denen Gesänge der schönstimmigen Hierophanten erklangen. Den Teilnehmern wurde ein bevorzugtes Schicksal nach dem Tode verheißen, im Hades würde es ihnen besser als den andern ergehen. Andächtig den Weihespielen beizuwohnen genügte; keine sittliche Reinigung, keine ethische Umkehr wurde verlangt.

„Im neunzehnten Jahrhundert entdeckten Gelehrte den ‚natursymbolischen' Sinn der Feier. Das durch die Persephone verkörperte Samenkorn, sein Verschwinden in der Erde, sei das Unsterblichkeitsmysterium. Dies ist ja überaus ansprechend, nur weiß das Altertum nichts davon.

„Der Unsterblichkeitsglaube kam, aber anders. Die durchsichtige, rationalistisch-skeptische Welt Homers kennt ihn nicht, er kam später, in der Raserei, im Dionysiusrausch."

Frau von Lochen schüttelte den Kopf; „darunter kann ich mir gar nichts vorstellen."

Egon Reichert blickte in die Ferne. „Und doch ist olympische Gelassenheit uns vielleicht noch unerreichbarer als die Besessenheit durch fremde Gewalten, als diese Wollust der Zerstörung, als diese orgiastische Erleuchtung. Mag faunisch-weinseliger Trunkenheitstaumel, mögen die im schwindelnden Tanz geschwungenen bluttriefenden Tierschenkel uns als Religionsmotiv befremden — die geheimnisvolle Tiefe, die erst von Frauen erfaßt, uns an die Seele packt, erregt uns leidenschaftlicher, furchtbarer als der sonnige Himmel Homers. Es sind die rätselhaften Molltöne des Lebens, sie erklingen in der rasendsten, verzweifelndsten Lust.

„Nicht Bacchus; vergessen Sie den! Dionysius ist es, der aus fremden Welten gekommene, der Herr der Geister und der Seelen, mit dem Apollo verwandt. Von den Bergen kam der Glaube, bei Nacht. Fackelbrände, der Schlag eherner Becken, der zum ‚Wahnsinn lockende' Flötenklang begleitete den frenetischen Wirbel. Es entschwand ihnen das Sichtbare, sie waren mit dem Unsichtbaren vereint.

„Auch andre Völker haben den Gott der Ekstase gekannt; in dieser Felsenstadt haben griechische Mänaden ihn gefeiert, aber auch arabische Heilige in ihrer Verzückung glaubten in der Wirbelbesessenheit zu vergehen. Es sagt einer ihrer Mystiker: ‚Wer die Kraft des Reigens kennt, wohnt in Gott. Er weiß, wie Liebe tötet. Allah hu!'"

„Wo liegt der Übergang zum Unsterblichkeitsglauben?" fragte Rolf Erkner.

„In der überschwenglichen Raserei wurden die Seelen der Welt entrückt, dem Gott vereint. Beim Erwachen war die Ernüchterung unerträglich. Da wurde es ihnen zur Gewißheit: so wie ihre Seelen jetzt sich bereits aufschwangen, so würden sie nach dem Tode auf ewig im Göttlichen verbleiben.

„Diese Gedanken wurden in Sizilien und Süditalien noch früher als im eigentlichen Griechenland zu Ende gedacht. Die von Pythagoras beeinflußten Orphiker grübelten über das Geheimnis; Griechen, die vom Mutterland herkamen und das Heiligtum der großen Göttinnen besuchten, vernahmen hier dunkle Lehrgedichte über Askese und sittliche Reinheit, über das Rad der Geburten, über die ewige Wiederkehr der Dinge."

„Das war wohl die aus Ägypten herübergekommene Seelenwanderungslehre?“ fragte Erkner.

„Die Seelenwanderungslehre hat sich in den verschiedensten Ländern selbstständig entwickelt, nur nicht in Ägypten. Entgegen der üblichen Ansicht war sie dort, vermutlich, überhaupt nicht vorhanden. Ein bestrickendes Phantasiegebilde, schlummert die Lehre, sie ist nicht tot.

„Der Sizilianer Empedokles zog diesen Berg herauf, mit Kränzen geschmückt, wie ein geheiligter Zauberer, wie ein Gott verehrt. Auch er redete von der Seele der Wesen, die viele Lebensformen zu durchwandern haben, ehe sie die Erlösung finden. Er sprach von den treibenden Mächten des Streites und der Liebe. Aus Kleinasien wie aus Griechenland kamen neue Lehren. Hier besprachen denkende Männer das ‚stirb und werde,‘ den ‚Aufwärtsdrang der Seele‘; andre waren jedoch von der neuen Atomlehre überzeugt und bewiesen zwingend das jemalige Ende der Einzelexistenz. Die Gedanken des hellen Tages und die der dunklen Nacht umwarben die Gemüter.

„Der größte, Plato, kam nach Sizilien; Menschen, die ihn gesprochen hatten, schilderten hier den Eindruck seines Wesens, brachten seine Weisheitsworte hierher. Was er über die Unsterblichkeit lehrte, hat bis auf unsre Tage gewirkt.“

Sie gingen am Felsen umher; keine Spur ist von dem Heiligtum verblieben, von diesem herrlichen Griechentempel, der hoch oben, im Mittelpunkt der Insel, von weitem sichtbar, die Mutter Demeter pries. Ringsumher unübersehbare Berge, Kuppen und Höhenzüge; blaßrosa und fliederfarben erhoben sie sich aus dem blauen Dunst der Täler. In weiter Ferne ragte rosaduftig, visionenhaft der Ätna empor. Wortlos verfolgten sie das Steigen der duftig verschmelzenden Schatten; schon verhüllten taubengraue Lavendeltöne alle Berge, aber noch leuchtete die Schneespitze des Ätna in mystischer Glut über der Insel — wie ein heiliger Gral.

So großartig, so einsam war es dort oben auf dem Demeterfelsen, daß sie ganz benommen durch die dunkelnden Gassen nach Hause kehrten.

Professor Kretschmann erzählte ihnen über das alte Henna. „Seit unvordenklichen Zeiten ist es nicht nur der Mittelpunkt des Demeterdienstes, ist auch die große Feste der Sikeler gewesen. Dann wurde Henna der Stadt Syrakus botmäßig, galt jedoch immer für das heilige Gebiet; später hier von den Römern vergossenes Blut erregte allgemeine Entrüstung. Im Sklavenkrieg spielte es eine bedeutsame Rolle. Damals, im zweiten Jahrhundert vor Christus, war dank der Römerherrschaft die Zahl der Sklaven auf das bedenklichste gestiegen. Auch hier, in den einst glücklichen Gefilden der großen Göttinnen, war die gesamte Landwirtschaft in den Händen zuchtloser, oft geketteter Sklaven. Sie wurden schonungslos behandelt, und ohne daß die Herren es merkten, gärte es in den Massen. Hier in Henna lebte ein schwerreicher Mann, Damophilus; mit prächtigen Wagen, mit ausgesuchten Rennern fuhr er hier herauf nach seinem Palast, wo gestickte Teppiche, Gold und Silbergerät seiner harrten. Er wie seine Frau mißhandelten ihre Sklaven, und in ihrer Not wandten sich diese an ihren ebenfalls nach Henna verkauften

Leidensgenossen, den Syrer Eunus. Er war Zauberer, kannte alle Geheimnisse orientalischer Magie, wußte den Willen der Götter zu erfahren. Bei Festmahlen wurde er hereingerufen, um seine Künste zu zeigen; dann verstieg er sich wohl mal zur Prophezeiung, er werde noch König werden. Dies erheiterte die Herren, einige reichten ihm Wein und baten ihn, später freundlich ihrer zu gedenken. Der Aufstand brach los, Eunus stellte sich an die Spitze; durch einen verwegenen Handstreich bemächtigten die Aufständischen sich der Stadt und mordeten darauf los. Eunus tötete seinen Herrn mit eigener Hand, schärfte seinen Leuten jedoch ein, die Gäste, denen er sein Wohlwollen versprochen hatte, zu schonen. Auch Damophilus wurde von seinen Sklaven erdolcht, seine Gattin peitschten die Dienerinnen und stürzten sie hier vom Felsen hinunter. Das Paar hatte eine Tochter, die war mitleidsvoll und gütig gegen die Sklaven gewesen; sie vergalten ihr, was sie den Ärmsten getan, und mit allen Ehren wurde das junge Mädchen nach Catina in Sicherheit gebracht.

„Eunus nannte sich König von Antiochus und bekleidete sich mit dem Purpur. Bald hatte er zehntausend Sklaven beisammen, und auf die Kriegsuntüchtigkeit der andern Sizilianer, auf die Unzulänglichkeit der römischen Regierung wirft das rasche und siegreiche Vordringen ein schlechtes Licht. Bis zweihunderttausend Sklaven waren in Waffen; Eunus wies keine Herrschertalente auf, verstand jedoch die Seinigen zu unterhalten. So ließ er Tendenzdramen mit übermütig rohen Herren und edelgesinnten Sklaven im Lager aufführen; sie gefielen gewiß ungemein. Rom war auf das äußerste bestürzt, raffte sich zusammen und schlug den Aufstand nieder. Hier in Henna war die letzte Zuflucht der Sklaven; lange dauerte die Belagerung, Eunus und seine Leibwache versuchten zu entfliehen, wurden jedoch gefangen. Die Soldaten töteten sich selbst; dem König und Zauberer versagte der Mut, er kam im Gefängnis um."

Ein goldener Schimmer weckte Rolf Erkner am nächsten Morgen; er trat an das Fenster und klopfte dann an die Türen der andern. Was sie sahen, wird keiner von ihnen vergessen; es war eine der großartigen, heroischen Landschaften der Welt. Vorn eine mattfarbene Terrasse mit hellen, steinernen Bänken, ein Palazzo mit großen Gruppen tiefdunkler Zypressen. Im warmen Schattenton der steile Absturz in die Tiefe, dann die kühn geformte „Rocca" mit dem alten Kastell, dann der Demeterfels. Aus der goldflimmernden Luft erhob sich der Ätna in tiefem und doch körperlosen Blau.

Einstmals wurden an jedem Morgen die Säulen des Tempels von der aufgehenden Sonne bestrahlt.

Die Reisenden wanderten in der Stadt umher; interessante Ecken und Winkel, interessante Verquickungen verschiedener Epochen. Hier ist ein Barockportal, an dem dahinter liegenden Gebäude sind romanisch-gotische Ornamente, daran schließt sich spätgotischer Zierat aus der Aragonenzeit. Auch der Dom zeigt die mannigfaltigsten Stile. Durch Tore in einem berückend blaugrünlichen Ton betritt man den dunklen Raum und erblickt gewaltige Säulen. Die Sockel schmücken phantastische, romanisch wirkende Tiere, auch derb gehauene

Ornamente, die gewiß unmittelbar nach klassischen Überbleibseln gearbeitet wurden. In Manneshöhe haben diese, seit Jahrhunderten von der Gemeinde umdrängten Säulen eine wundervolle braungrünliche Patina erhalten. Aus bizarrer Barockzeit stammt die Kanzel; schnurrbärtige Barbaren halten sie, von frechen Sirenen mit ausschweifenden Brüsten wird sie umgeben. Dann hebt sich aus dem Dunkel eine elfenbeinfarbene Marmorschale; der Fuß schwillt in zarter Linie empor: eine antike Arbeit, ein Ton aus andrer Welt.

Nun stand man vor den Mauern des Kastells. König Manfred, den die schöne Bianca, Tochter des Markgrafen Lancia, dem großen Kaiser Friedrich gebar, ließ die damals schon uralten, zerfallenden Mauern erneuern. Er war ein vollendeter Ritter, ein feinsinniger Dichter, ohne die leidenschaftliche Willenskraft, die berechnende Staatskunst des Vaters. „Erinnern Sie sich der Zornesworte, mit denen Dante in der Hölle dem Papst Clemens vorwirft, daß auf dem Feld von Benevent der Regen die Gebeine des gefallenen Manfreds näßt, der Wind um sie pfeift. In den kurzen Zeiten seines Glanzes und Glücks hat Manfred hier gewohnt."

Jetzt ist das Kastell ein Gefängnis; sie klopften an das schwere Tor, ein Wärter öffnete. Lange Gebäude; an einem zog sich ein Käfigverschlag, dort drängten sich Männer — meistens Totschläger — neugierig an die Stäbe. Die Fremden bestiegen den Söller des höchsten Turms. Vor ihnen lag ein großer Teil der Insel; dort bei dem hohen Madoniengebirge schimmerte das Meer; auch auf der andern, südlichen Seite war ein heller Wasserschein erkennbar.

Dann gingen sie draußen um die Rocca. Die verwitterten Kastellmauern erheben sich auf dem Felsgestein, und hier und da vernimmt man Wassergerieſel. Dort knieen Frauen und füllen ihre großen Amphoren. „Dies," sagte Professor Kretschmann, „ist der Schlüssel zur Geschichte der Stadt; auch anderswo gab es uneinnehmbar steile Felsen, nur hier war diese unerschöpfliche, nie versiegende Quelle."

„Quellen," meinte Egon Reichert, „mit ihrem unberührt frischen Wasser sind anscheinend liebliche Zufälligkeiten des Tages und können fast das Älteste auf Erden sein. Wie lange diese schon hier aus dem Felsen rinnt, vermag niemand zu sagen; sie hat die grausige Geburtsstunde des Ätna erlebt."

Von den schroffen Bergwänden sahen sie in das Tal. „Dort unten," erzählte Professor Kretschmann, „lagerten sich im Verlauf der Jahrtausende die Heere der verschiedensten Nationen, hofften durch Hunger die Uneinnehmbare zu bezwingen. Hierher kamen die Sarazenen und mit ihnen Eufemio, der Sizilien an die Ungläubigen verriet. Ein vornehmer, reicher Sizilianer, dem, wie es scheint, die Kirche seine Braut entrissen hatte. Aus Ingrimm rief er den Feind ins Land. Auf Allahs Geheiß vertrauend, kamen sie ruhm- und beutegierig herüber. Eufemio wurde von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen, wurde jedoch von den arabischen Verbündeten mit Mißtrauen behandelt; bei den Gefechten ließen sie ihn nicht aus den Augen. Als das Heer vor Henna ankam, erklärten sich die Bewohner zur Unterwerfung bereit und, glänzend geschmückt, begab sich die Gesandtschaft der Stadt in das Tal hinab. Sehen Sie den kleinen Pfad, der von jenem Torweg sich herunter-

zieht? Das war der frühere, gewiß auch von Goethe benutzte Zugang. Eufemio ging im kaiserlichen Ornat den Gesandten entgegen; sie warfen sich vor ihm nieder, dann traten zwei Brüder, die früher mit ihm befreundet waren, auf ihn zu. Der Unselige, der all die Zeit über von allen gemieden und verachtet worden war, küßte sie bewegt. Der eine Bruder umfaßte zärtlich mit beiden Händen den Kopf des Kaisers, der zweite zog rasch sein Schwert, durchhieb den Nacken, und sie trugen das blutgetränkte Haupt des Verräters von Sizilien herauf und wurden dort am Tor mit Jubel empfangen.

„Nur durch Treulosigkeit gelangte Henna in die Gewalt der Ungläubigen. In einer Winternacht erklommen sie jenen nördlichen Abhang, gelangten durch den ihnen gezeigten Wasserkanal in die Rocca, töteten die Besatzung und öffneten die Tore. So unermeßlich war die Beute, so viele reichgeschmückte vornehme Jünglinge und Jungfrauen konnten dem Emir nach Afrika geschickt werden, daß dieser in seiner Siegesfreude allen Hader vergaß und die Christengefangenen von Henna dem Sultan von Bagdad als Gabe übersandte.

„Gleich nachdem der erste Taumel vorüber war, legte der Anführer, Abbas, den Grundstein zu einer Moschee, redete in frommer Inbrunst zum Heer und ermahnte sie, Gott allein die Ehre zu geben.

„Von nun an hieß der Demeterfels Kasr Janna."

Verfluchtes Gelände.

„Es ist töricht, es ist vollkommen verkehrt, ein fremdes Land nur von der behaglichen Abgeschlossenheit der ersten Klasse zu bereisen." So sprachen Professor Kretschmann, Fritz Lochen und Rolf Erkner; sie lösten sich Karten dritter Klasse.

Als der Zug einfuhr, sie in die dichtgedrängten Abteile hineinsahen, ein kräftiger Menschengeruch ihnen entgegen drang, nahmen sie Zuschlagkarten und fuhren zweiter Klasse. „Natürlich ist das eigentliche Volk weit interessanter, immerhin bilden die mittleren Schichten den Schwerpunkt des nationalen Landes." So suchten sie sich zu trösten.

Am Kreuzungspunkt San Catarina Xirbi holten die drei wiederum Zuschlagkarten und stiegen zu den als sybaritisch verschrienen Übrigen ein. Ja, im Prinzip wäre es zweifellos richtig, zufällig hatten sie es nicht gut getroffen. Drei Priester, zwei kleinbürgerliche, kinderreiche Ehepaare, geschlossene Fenster, unaufhörliches Spucken, eine Unterhaltung im undurchdringlichsten Dialekt. Von Zeit zu Zeit verfielen die Herren in qualvolle Zuckungen und rieben sich heimlich.

Die Damen und Egon Reichert lächelten für sich hin.

Der Zug hielt. Caltanisetta wurde gerufen. Egon Reichert sah nach der hochgelegenen Stadt. „Als Goethe hier heraufritt, saßen ‚in antiker Weise' die angesehensten Einwohner auf dem Markt umher. Sie fragten den deutschen Reisenden nach Friedrich dem Großen, ließen sich viel erzählen und so lebhaft war die Teilnahme, daß Goethe ihnen den Tod des Königs verhehlte. . . .

Sitzen sie auch jetzt noch oben am Marktplatz in antiker Weise? Vielleicht würden sie uns über Bismarck ausfragen; wir wüßten ihnen erzählen, wann wir den Gewaltigen zum letzten Mal sahen."

Das Land wurde öde und kahl. „Ach Gott," sagten Reichert und Kretschmann, „jetzt beginnt das Schwefelelend!"

Fahlgraue Berge, Abhänge und Ebenen, dazwischen hier und da Haufen einer intensiv hellgrüngelben Masse. Weit und breit scheint alles von Maulwürfen unterwühlt zu sein. Es schwelt im ausgehöhlten Innern, kleine Rauchwolken entsteigen dem Boden, der giftige Qualm vom brodelnden Höllenpfuhl.

Hier und da Schuppen, steinerne Erhöhungen, schwarze Einfahrtslöcher, hier und da schwefelbeladene Maultiere in langen Reihen. An den Haltestellen wurden große, gelbe Schwefelblöcke verladen, stand eine blasse, hohläugige Menschheit umher.

„Man mag nicht daran denken," sagte Egon Reichert, „es ist eine nutzlose Pein, und doch wird man dazu gezwungen. Trostlos ist es hier draußen, grauenhaft aber unter der Erde. Dort drinnen sind siebzehntausend Sizilianer in vielen, meistenteils von kleinen Pächtern betriebenen Gruben. Selbst bei den großen Unternehmungen, selbst bei denen in ausländischem Besitz, geht es rückständig zu, neue Maschinen wären zweckmäßiger und wohlfeiler; im Bann alter Gewohnheit, sowie der schmutzigsten Sonderinteressen versteift man sich auf die hergebrachte, grauenhafte Ausnutzung von Fleisch und Blut. Die Stollen dort unten sind niedrig, von erstickend heißer, feuchter, verdorbener Luft erfüllt. Übelriechendes Schwefelwasser tropft auf den glitschigen Boden. Und hier schleppen die unseligen kleinen „Carusi", die elendesten Sklaven, die die Welt kennt und vielleicht gekannt hat, die erdrückende Last der von den Häuern losgelösten Schwefelsteine. Nackt, in Schweiß gebadet, keuchend, stöhnend, mit wankenden Knieen. Jeder Häuer hält sich mehrere dieser Knaben. Dies ist das Entsetzlichste; die Kinder werden ihnen für etwa 50 Lire von den Eltern verkauft, werden für 50 Lire bedingungslos dem Häuer, seinem Eigennutz, seiner Sinnlichkeit, seiner Grausamkeit ausgehändigt. Kein Tier wird so erbarmungslos behandelt; wenn ein mitleidsvoller Tod nicht die Armen erlöst, treten sie nachher, kraß unwissend, moralisch vergiftet, psychisch gelähmt, physisch gebrochen in das Leben.

„Dieses Höllengelände ist mit Dunstschleiern umgeben, es sind die Seelen von Millionen unschuldiger, gemarterter Kinder."

„Geschieht denn gar nichts?" fragte Frau von Lochen mit gepreßter Stimme.

„Man wagt kein energisches Vorgehen; selbst leitende Staatsmänner, die in Sizilien zu Hause waren, wie Crispi und Rudini, zuckten die Achseln. Das heißt ... in den letzten Jahren ist eine Betriebsaufsicht eingeführt — fast ein Zehntel der Arbeiter verunglücken alljährlich, eine unerhörte Ziffer — gewiß, man will ja die Knabenarbeit verbieten. Immerhin besteht noch heute der zum Himmel schreiende Frondienst; dort unter uns werden noch heute Tausende von Gott und den Menschen verlassene Kinder gemartert."

Schweigend und ernst durchfuhren sie das Land.

In einen Bahnhof einlaufend, hörten sie rauschende Musik, sahen bunte Flaggen, auf dem Steg ein dichtes Menschengewühl. Was war es nur? Lustige Weisen wurden gespielt, dabei schwamm alles in Tränen. Reichert und Kretschmann lehnten sich heraus, das Gedränge war zu dicht, sie konnten nichts erkennen und fragten einen Schaffner: „Jawohl, zweiunddreißig junge Leute reisen nach Brasilien."

Die ganze Stadt schien ihnen das Geleit zu geben, die Frauen in ihren dunklen Anzügen, mit dem kurzen, über den Kopf geworfenen schwarzen Mantel. Sehr anziehend war ein junges Mädchen im hellblauen Kleid, mit weißem Kopftuch; trotz ihres gelegentlichen Schluchzens war sie bildhübsch, mit leuchtend frischen Farben und leuchtend dunklen Augen.

„Partenza, partenza!" . . . Immer lauter wurden die Zurufe, immer heftiger das Weinen; dann fuhr der Zug davon.

„Ver sacrum," sagte Reichert. „Die jungen Leute fahren Rad, tragen Sonntags gestärkte Wäsche, aber es ist die gleiche Lage wie damals in schöner griechischer Zeit. Eine aus kinderreichen Familien auserlesene Jünglingsschar soll in einem neuen Lande ihr Glück begründen. Ein ‚heiliger Frühling', die kostbar aufgehende Saat." Und als Bewunderer von Stephan George zitierte er:

Wir schieden leicht, nicht einer hat von uns geweint,
Denn was wir tun, gereicht den Unsrigen zum Heil.
Wir wandten nur ein einzig Mal den Blick zurück,
Und in das Blau der Fernen traten wir getrost.

„Ist diese Auswanderung günstig oder bedauerlich," überlegte sich Herr von Lochen.

„In Sizilien ist sie vorderhand notwendig," meinte Professor Kretschmann; „und vorderhand kehrt ein sehr großer Teil bereichert und mit erweiterten Erfahrungen zurück. Dies erfüllt uns Deutsche mit Beschämung und Neid."

Abends im Hotel traf Professor Kretschmann einen Bekannten; er hieß Herr Alfonso Schmidt, war Deutsch-Sizilianer und hatte Herrn Wermert verschiedenes Material zu seiner volkswirtschaftlich kulturellen Arbeit über Sizilien zugeführt. Bei Tisch unterhielt man sich über das Sizilien von heute; es war kein erheiterndes Gespräch.

„Gewiß," sagte Herr Alfonso Schmidt, „warum sollte es nicht wieder gedeihen? Große Reichtümer erwirbt man sich nicht ohne Kohlen, Eisen oder Wasserkraft; aber warum sollte ein Land mit gesegnetem Klima, fruchtbarem Boden und einer genügsamen, fleißigen Bevölkerung nicht wieder zum Garten Europas werden? Vorbedingung wäre nur eine andre Regierung, wären andre, obere und mittlere Stände; sind diese Vorbedingungen erfüllbar? Die ganze Welt weiß von der Mafia, doch wird ihr Einfluß im Auslande unterschätzt. Draußen weiß man etwas von der hiesigen Korruption; wie sie in das tägliche Leben eingreift, ist nicht bekannt. Auch der Kleinbürger, erst recht der besser gestellte, umgeht ganz einfach die städtischen Verbrauchssteuern, so lange seine Partei am Ruder sitzt. Die andern schweigen; gelangen sie zur Macht, tun sie das gleiche. Nur vom dritten Stande, von dessen Armut, von

dessen Steuerbelastung man sich nur schwer einen Begriff macht, wird die volle Gebühr erhoben. Die Abgaben der Landwirtschaft sind mehr als viermal so hoch wie bei uns; die „gabellotti“, so heißen die großen Pächter, wälzen die Last auf die kleineren, die „mezzadri“, diese auf die unseligen Tagelöhner. Der Lohn, den diese erhalten, ist so gering, daß die Rasse sich durch Unterernährung nachweislich verschlechtert. Ihr Verbrauch an Eiweis, Fett und Kohlenhydrate müßte sich zum mindesten verdoppeln, wenn die Leute ihre angemessene Größe, Breite und Pulsstärke erreichen sollten. So ist der hiesige Landarbeiter bedeutend kleiner als der Student. (Unbekümmert um solche statistisch begründeten Erwägungen, verhöhnt der wohlgenährte Reisende aus Mecklenburg diese ‚murkligen‘ Gestalten.) Bei dieser bitteren Armut müssen diese Leute in Schulden geraten; das Geld ist knapp, es wird ihnen vom gabellotti zu Wucherzinsen vorgestreckt. Nun ist er in seiner Gewalt.

Man baut ihnen keine Wohnhäuser in der Nähe ihrer Felder, läßt sie ruhig in den Städten wohnen, so daß im Durchschnitt der Landarbeiter eine Stunde braucht, um die Äcker zu erreichen. Den hieraus entstehenden Verlust an Kraft und Zeit beziffert man auf eine Million. Der Mann ist den Tag über fort, die Frau hat häufig einen Liebhaber, häufig nur, um sich und die Kinder zu ernähren. Unsittlichkeit, Blutschande sind verbreitet; die große Familie schläft meistens in einem Raum!“

„In Berlin,“ warf Herr von Lochen ein, „nehmen zweitausend Familien, deren jede in einem Zimmer schläft, auch noch Schlafburschen zu sich.“

„Ja, man darf die Schandflecke auch der gedeihlichsten Kulturländer nicht vergessen. Immerhin hat das übrige Deutschland keine gleich schmachvolle Statistik aufzuweisen, während der Mißstand des einen Schlafzimmers sich über ganz Sizilien erstreckt.“

„Der Einfluß der Geistlichkeit ist eher schlecht als gut?“

„Neunzehntel leben im offenkundigen Konkubinat — diese Einzelheiten können Sie in der offiziellen ‚Inchiesta agraria‘ nachlesen — ein furchtbarerer Bericht wurde selten gedruckt. Der Einfluß der Geistlichen beruht auf dem kraß heidnischen Aberglauben der Leute. Mädchen töten ihre Neugeborenen, stecken die kleinen Leichen in ein Loch der Kirchenmauer, um Verzeihung zu erlangen. Der Einfluß der Priester ist kulturschädlich im höchsten Grade. Das von ihnen geleitete Sizilien hat über dreimal so viel Analphabeten, als auf dieselbe Einwohnerzahl in Norditalien kommen. Verhältnismäßig gibt es hier zehnmal mehr Morde als in Deutschland; in der Musik, der Literatur, der Malerei spricht Sizilien nicht mit. Allerdings, man muß gerecht sein, bringt die Insel überaus viel Berufspolitiker hervor, ist mit Tageszeitungen überreichlich versorgt.“

„Die französische Revolution,“ meinte Reichert, „war ja keineswegs, wie brave Leute uns lehren, das Ergebnis der Maitressenwirtschaft noch des zunehmenden Atheismus; das kam auch anderswo vor. Es war das Ergebnis der gänzlich zerrütteten Finanzen. Bei Ausnutzung der natürlichen Reichtümer der Insel, bei gerechterer Verteilung der Lasten dürften sich wohl manche sittlichen Defekte verlieren. Laster ist doch oft nur eine heilbare Krankheit.“

„Gewiß. So wäre, um eines herauszugreifen, eine rationelle Bewässerung von durchgreifendster Bedeutung. Es fällt reichlicher Regen, aber er verläuft ungenützt. Hier und da sind die altgriechischen, die arabischen Wasserwerke in stand gesetzt worden, und üppig erblüht die Gegend. Diese Versuche einzelner Personen haben geradezu fabelhafte Erfolge erzielt; bei Lentini erntete man den fünfzigfachen Ertrag der Aussaat.

„Was tut die Regierung? Herrliche Pläne werden ausgearbeitet, mit Begeisterung durchgesprochen und — zu den Akten gelegt. Die Engländer haben in Ägypten fünf Millionen Pfund für künstliche Bewässerung ausgegeben, der Erntebetrag hat sich jährlich um siebenundeinehalbe Million gesteigert. Das hat England in zwölf Jahren geleistet; seit siebenundvierzig Jahren gehört Sizilien zum Königreich Italien — und wartet noch immer.

„Dann käme die Verbesserung der Wege; auch hier liegen die schönsten Ausarbeitungen bereit. Dank der gegenseitigen Eifersucht der Gemeinden und Provinzen, dank den Unterschleifen kommen jedoch in Sizilien auf zehntausend Einwohner nur zwanzig Kilometer Straßen, in Umbrien hundert. Wie die Abholzung Klima und Boden verschlechtert, ist ja allbekannt. Die Römer haben in den dichten sizilischen Wäldern gewütet, Araber, Normannen und Aragonen schafften keine Abhilfe, die Spanier und Bourbonen haben am schlimmsten gehaust. Jedes Verständnis für Waldschutz ist der Bevölkerung abhanden gekommen. Die Regierung hat die allerbesten Absichten, hat jährlich hunderttausend Lire für die ‚Aufforstung Italiens' übrig. In Frankreich werden für denselben Zweck alljährlich zwei Millionen flüssig gemacht.

„Natürlich werden Sie Italiens Armut einwenden. Wer zur frühen Stunde in den Hafen von Palermo einfährt, bemerkt ein gewaltiges Gebäude, das sich aus der im Morgennebel liegenden Stadt erhebt. Es ist das Teatro Massimo, das größte Theater der Welt; dreizehn Millionen hat es gekostet. Meistens ist es geschlossen, denn ohnehin besitzt Palermo zwei ausreichend große, stattliche Theater. Sie kamen ja durch Caltanisetta, ein dürftiges Städtchen von fünfundzwanzigtausend Einwohnern. Die neue Präfektur ist dreimal größer, als notwendig wäre, hat eine Million verschlungen. In einer Stadt wurde der Theaterbau durch eine erdrückende Mehlsteuer ermöglicht, und hierzulande ist Brotverteuerung keine ‚Manchesterphrase'; Blutgeld bedeutet sie hierzulande.

„Die Finanzen sind trostlos. Fast Vierfünftel vom Grund und Boden sind hypothekarisch belastet; selbst Volksbanken nehmen zehn bis dreißig Prozent, Private erpressen offenkundig bis fünfzig, ja bis hundert Prozent.

„Und wenn man alles übersieht — das Kernübel bleibt das Latifundienwesen. Die Herren wohnen nicht auf den Gütern, überlassen alles den Beamten. Eine rückständigere Bewirtschaftung als die mit den Pächtern und Unterpächtern, eine schamlosere Ausbeutung und Unterdrückung der Landarbeiter, ist nicht denkbar. Als Sizilien an Italien kam, wurden alle Kirchengüter eingezogen; dreißigtausend mittlere und kleinere Anwesen, ‚poderi', hätten geschaffen werden können. Statt dessen stellte man Bedingungen, die nur der Großgrundbesitz erfüllen konnte; so fiel der Löwenanteil diesem zu.

Die nie wiederkehrende Gelegenheit verlief im Sand. Wenn nach dieser Richtung nichts geschieht, wenn der Landbevölkerung die Möglichkeit des Bodenerwerbes nicht erleichtert wird, geht die von Natur aus so gesegnete Insel dem vollständigen Ruin entgegen."

„Was tut der Sozialismus?" fragte einer der Herren.

„Es bestehen hier sozialistische Vereinigungen, sogenannte ‚fasci', die ohne antidynastische Tendenzen vor allem auf diese Bodenreform dringen. De Felice, der bekannte Bürgermeister von Catanio, war ihr Führer in den neunziger Jahren, zur Zeit ihrer größten Bedeutung. Zu ihnen gehören Gebildete, Adlige, — wäre ich Sizilianer, ich wäre Mitglied."

„Haben Sie sich jemals," bemerkte Professor Kretschmann, „mit der Frage beschäftigt, was aus Sizilien geworden wäre, hätte der Wiener Kongreß die Insel nicht der damaligen englischen Verwaltung entrissen, und im Namen der Legitimität die schlechteste Dynastie Europas wieder eingesetzt?"

„O ja, oft; auch andre haben es getan. Natürlich wären die Engländer verhaßt gewesen. Beim Anblick der ‚Rotröcke' wäre die ohnmächtige Wut so groß gewesen, als oben in Norditalien beim Anblick der weißen Uniformen. Allerdings hatte es unter dem Unionjack kein Spionierſystem, keine Paſcherei, keine Polizeimaßregelung, kein Spielberg gegeben, wohl aber ein Mangel an eingehendem Verständnis für die fremde Kultur, für das fremde Wesen. Noch nicht fünfzehn Jahre lang führten, wenn auch nicht dem Namen nach, Engländer hier das Regiment; aber schon erwachte neues Leben, das Land war im Begriff, eine wohlhabende, gewerbsfleißige englische Kolonie zu werden. Lesen Sie im Wermert darüber nach.

„Das hätte jedoch den auf ihre Vergangenheit und Eigenart stolzen Sizilianern nun und nimmermehr genügt; die Einigung war, auch heute wollen wir es sagen — glücklicherweise — ein zu mächtiges Wort. Aber als wertvollster, nicht als vernachlässigter Teil Italiens, hätte Sizilien sich am schließlichen Kampf für ‚Italia unita' beteiligt."

Intermezzo.

Längere Zeit saßen sie auf dem Bahnsteig von Segesta. Erst mußte noch ein Zug in der entgegengesetzten Richtung abfahren; auf diesen wartete ein junges Ehepaar mit Kindern. Die Mutter trug keinen Hut, hatte ihre hübschen kleinen Töchter jedoch rührend geputzt. Verwandte umstanden sie, auch eine einfache alte Bäuerin, die Mutter des jungen Vaters. Als der Abschied kam, küßten alle, Sohn, Schwiegertochter und Enkelinnen, ihr ehrfurchtsvoll die Hand.

Unsre Fremden sahen sich an. „In welchen Ländern ist das unter Bauern gebräuchlich?" fragte Frau von Lochen und erhielt keine Antwort.

Die Bahnwärterfrau brachte ihnen einen soeben gekelterten, weißen, perlenden „Campastra". Er war prickelnd, zart poetisch und etwas berauschend. Die Welt erschien im rosigen Licht. Wie das in Gegenwart Unverheirateter

nicht sehr lange ausbleibt, wurde über Verlobung und Ehe gesprochen. Es wurden übliche Ansichten ausgetauscht. Egon Reichert war schweigsam, sah nur manchmal verklärt zu den herüberflatternden Abendwölkchen. Er sollte ausgefragt werden. „Ach, mir ist so leichtbeflügelt, so lyrisch zumute, und die Ehe ist so zweckmäßig praktisch!" Während jedoch Rolf Erkner und Lisbeth Cornelius mit ihren Bignoniasträußen auf und ab gingen, erlangte man von ihm eine Farbenbekennung.

„Natürlich werde ich einmal heiraten. Und zwar eine Deutsche. Es sind die anspruchslosesten Frauen der Welt. Sie begnügen sich mit Hüten zu fünfundzwanzig Mark, mit Ringen zu hundertunddreißig. Auf seelischem und geistigem Gebiet verlangen sie blutwenig, nur ab und zu etwas Gemüt. Sie lassen sich mit geringfügigerer Rücksichtnahme behandeln, als das bei Frauen irgendeiner andern Kulturnation angängig wäre. Kommt der Tag, an dem Bequemlichkeit bei mir den Ausschlag gibt, so heirate ich, und zwar eine Deutsche."

„Schieben Sie den Tag nicht zu lange hinaus," riet ihm Frau von Lochen. „Auch in Deutschland klopft die Jugend an die Tür."

„Das Angebot ist zu groß," meinte Egon Reichert. „Immer werden annehmbare Töchter hochansehnlicher Familien bereit sein, mir gerührt in die Arme zu sinken. Gewiß würden sie andern noch viel lieber diese Gunst erweisen — ich bin äußerlich wenig reizvoll — aber ich biete ihnen meine Hand, und die andern gingen nicht so weit. Meine Gattin wird mich gewiß sehr verziehen, dafür werde ich sie auch ganz nett behandeln, entschieden über den in deutschen Landen gebräuchlichen Durchschnitt. Vorderhand darf ich noch mein Leben genießen.

„Sehen Sie dort auf dem Bergrücken, gerade gegenüber, die alte Araberstadt Alcama? Zur Zeit des großen Hohenstaufen hat dort einer der ältesten italienischen Lyriker, Ciullo von Alcamo, Liebeslieder gedichtet. Wen und wie hat er dort oben geliebt?"

Die Bahnwärterin rannte aufgeregt umher, der Zug kam in Sicht.

Manchmal schrieb die Reisegesellschaft, außer den mit Recht beliebten Ansichtskarten, Briefe.

Lisbeth Cornelius an Elli von Mollenbach.

„Liebstes Herz! Wie schade, daß Du nicht hier bist. Ich hatte Dir so furchtbar viel zu erzählen! Erstens über die Reise. (Es erfolgte Bädeker in verwässerter Kürze.) . . . Dann über die andern.

„Ich werde schrecklich verzogen. Ich bin doch das einzige junge Mädchen, und das ist ja immer ein himmlischer Zustand. Herr von Lochen und Frau sind ganz besonders nett, Professor Kretschmann ist sehr gutmütig, Herr Reichert ist ja wohl so weit ganz geistreich, aber nicht mein Fall. Herr Rolf Erkner, für den Lotte Berger so schwärmte, der ihrer seitdem verheirateten Cousine das Herz ziemlich gebrochen hatte, ist allerdings ein ganz ungewöhnlicher Mensch. Du kennst ja diese Art nicht und stellst Dir unter einem

‚Kaufmann‘ etwas ganz Falsches vor. Du kannst es mir glauben, dieser ist absolute Klasse! Das würdet Ihr alle, auch die Siedows und Elfriede Below, zugeben. In Lübeck und Bremen und Hamburg ist so etwas eben vollständig anders. Das kannst du mir glauben.

„Ich habe es begeisternd! Jeden Morgen freue ich mich auf den kommenden Tag, und jeden Abend war es denn noch schöner gewesen, als ich es erwartet hatte.

Überglücklich Deine Dich innig umarmende Lisbeth.“

Rolf Erkner an seinen Jugendfreund Ulli Krugmann.

„Lieber Ulli! Meine herzlichsten Glückwünsche zum Sohn und Erben. Ja, ich kann denn doch mitfühlen; so viel Phantasie hat denn doch auch ein Junggeselle. Ich glaube gern, daß einem die früheren Freuden, die früheren Interessen etwas inhaltslos vorkommen.

„Du hattest aber auch ungewöhnliches Glück. Ihr beiden, Deine Frau und Du, passen wundervoll zueinander. Ihr hattet Euch vorher so gut kennen gelernt, das ist doch mit die Hauptsache. Wie kann nur ein vernünftiger Mensch sich eine flotte Kotillontänzerin zur Lebensgefährtin aussuchen! Was kommt dabei heraus? Erst wirklich lernt man Menschen im täglichen, ungezwungenen Verkehr kennen, so auf einem Landbesuch, so auf Reisen.

„Hier in Sizilien gefällt es mir über alle und jede Erwartung. Ich hatte keine Ahnung, daß ich alles so genießen würde. Es ist mir manchmal wie im Traum zumute, und doch bin ich ja ein ziemlich nüchterner Mensch. Dazu trägt auch die Reisegesellschaft mit bei. Ein mir sehr zusagender Kreis.

„Mit der Anwesenheit der Damen habe ich mich vollständig ausgesöhnt; sie stören gar nicht, im Gegenteil, ohne sie wäre der Ton weit weniger harmonisch.

„Die verehrungsvollsten und gehorsamsten Glückwünsche der jungen Mutter, herzlichst, lieber, alter Ulli, Dein Rolf Erkner.“

Egon Reichert an Arthur Posener.

(Erst kamen Gedanken über Sizilien, sie wurden später in der Zeitschrift für den inneren Kreis verwertet und gefielen den hundertundsechzig Abonnenten.)

. . . „Außerdem mache ich Studien im Jammer der Menschheit. Mit uns reist ein tüchtiger, sympathischer, junger Mann; innerlich, ruhig, mit verhaltener Kraft, dabei hat er rassig geschnittene Züge und ist geradezu herrlich gewachsen.

„In ein bildhübsches, hohles, kaltes Gänschen ist er maßlos verliebt, die Verlobung kann täglich vor sich gehen.

„So etwas kommt ja öfters vor; ist es jedoch denkbar, daß die übrigen, ein Ehepaar und ein Professor, verständige, wohlwollende Menschen, diesem Ereignis mit gerührter, hoffnungsvoller Spannung entgegensehen?

„Der Anblick eines hübschen, verliebten, jungen Paares hat ja einen pittoresken, stimulierenden Reiz; daß aber nicht einer der andern die demütigende Tragödie der Verblendung empfindet! Er läuft auf, der prächtige Mensch, unbehindert, ungewarnt, von allen begünstigt und ermutigt.

„Die Kleine hat ein bescheidenes Wesen; sei es Zufall oder Berechnung, sie spricht überaus wenig und ist, wie gesagt, überaus dekorativ. Blumenhaft, blauäugig, blond.

„Es ist eben der verhängnisvolle psychologische Moment. Oft hat er früher mit noch anziehenderen jungen Mädchen verkehrt, hätte unter ihnen wählen können, und war noch nicht ‚so weit'. Jetzt ist er ‚so weit', und in diesem wehrlosen Zustande muß er mit dieser reisen!

„Ich räume es jedoch ein, der Anblick ist entzückend. Sie wandeln wie unter Rosen, ihre Augen sind weich und verträumt.

„Sollte einstens der Tag mir dämmern (ganz im Verborgenen habe ich eine sentimentale Ader), dann möge der liebe Gott es gnädigst so einrichten, daß nicht gerade eine Lisbeth in meine Nähe gerät.

„Stets aufrichtigst Ihr Egon Reichert."

(Schluß folgt.)

Ein neuer Klassiker.

Von
Alfred Körte.

Vor vier Jahren[1]) habe ich in dieser Zeitschrift das Bild des größten Dichters der neuen attischen Komödie, des Vaters unsres modernen Lustspiels und bürgerlichen Schauspiels, zu skizzieren versucht. Damals standen mir nur wenige Papyrusblätter mit zusammenhängenden Szenen Menanders zur Verfügung, das längste Fragment umfaßte 87 Verse und ließ den Gang einer Menandrischen Komödie mehr erraten als erkennen; aber ich schloß meinen Versuch mit dem Ausdruck der festen Hoffnung, es würde in absehbarer Zeit die so lange nur aus römischen Kopien bekannte Gestalt Menanders kein Torso mehr sein, sondern eine vollendete, in Anmut und Frische strahlende Figur wie der Hermes des Praxiteles. Meine Hoffnung, die damals manchen kühn erscheinen mochte, hat sich jetzt durch einen glänzenden Fund nahezu erfüllt, und es ist mir eine hochwillkommene Pflicht, den Lesern der „Deutschen Rundschau" das Bild Menanders wiederum vorzuführen, wie es sich jetzt darstellt. Freilich ein vollkommenes Gegenstück zum Praxitelischen Hermes, eine ganz erhaltene Komödie, haben wir auch jetzt noch nicht, aber wir haben, um im Bilde zu bleiben, einen Rumpf mit unversehrtem Kopf und dazu noch mehrere andre Köpfe und Gliedmaßen, die sich von der nachschaffenden Phantasie zu ganzen Werken ergänzen lassen. Der Stil und die Technik Menanders, seine Art zu erfinden und zu gestalten sehen wir jetzt klar vor uns, und damit haben wir einen Meister wieder gewonnen, der auf einem freilich eng begrenzten Gebiet zu den größten Künstlern aller Zeiten gehört.

Schon seit einem Jahr war es in philologischen Kreisen bekannt, daß ein jüngerer französischer Gelehrter, Gustave Lefebvre, in Ägypten 1300 Verse Menanders gefunden habe, und im Oktober 1907 ist die mit größter Spannung erwartete Publikation des glücklichen Finders erschienen[2]). Man muß es ihm

[1]) „Menander im Lichte neuerer Funde", Deutsche Rundschau 1904, Bd. CXVIII, S. 383 ff.

[2]) Fragments d'un manuscrit de Ménandre découverts et publiés par M. Gustave Lefebvre. Le Caire 1907.

und dem um die Erforschung Ägyptens so hoch verdienten Gaston Maspero, dem die Schrift gewidmet ist, hoch anrechnen, daß sie ihren kostbaren Besitz der Welt rasch zugänglich gemacht haben; denn es gehört eine gewisse Entsagung dazu, eine editio princeps mit allen ihr notwendig anhaftenden Unvollkommenheiten in die Welt zu senden. Wir Philologen sind im allgemeinen ein undankbares Volk, nur zu leicht vergessen wir über dem, was für einen Text noch zu leisten bleibt, das, was für ihn geleistet ist. Aber wenn auch die Gräzisten aller Länder in der nächsten Zeit viel zu tun haben werden, um alle Lücken und Schäden des Dichterwerkes zu heilen, an denen es in der ersten Veröffentlichung noch krankt, so wird die wetteifernde Kritik doch nie das Gefühl neidlosen Dankes für die französischen Forscher erschüttern, die der Wissenschaft und der ganzen gebildeten Welt ein so wertvolles Geschenk gemacht haben.

Gar zu gern spendet die launische Glücksgöttin, die über die Schätze der Vergangenheit wacht, ihre schönsten Gaben nicht planmäßig forschenden Gelehrten, sondern ahnungslosen Laien — die Venus von Milo und die sidonischen Königssarkophage, die Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener und die Gedichte des Bakchylides sind nicht von Altertumsforschern entdeckt worden. Um so mehr freut man sich, wenn einmal ein Fund ersten Ranges das Ergebnis methodischer Forschung ist. Schon im Jahre 1901 waren in dem Dorfe Kôm-Ishkaou, dem alten Aphroditopolis, erhebliche Papyrusmassen gefunden, aber größtenteils von den Fellachen vernichtet worden, und seitdem hatte Maspero den Ort im Auge behalten. Im Juli 1905 kamen wieder Papyri zutage, und Lefebvre erkannte unter einer Menge koptischer und byzantinischer Urkunden auch einige übel zugerichtete Komödienfragmente, die immerhin auf Wertvolleres hoffen ließen. Da kam Ende 1905 ein biederer Fellache auf den verständigen Gedanken, sein Haus umzubauen, und geschickt benutzte Lefebvre diese Gelegenheit, um für wenige Pfund die Erlaubnis zur genauen Durchforschung des Grundstückes zu erwerben. In drei Tagen war die ganze Ausgrabung beendet. Er fand in geringer Tiefe die noch 2 m hoch aufrecht stehenden Mauern eines bescheidenen spätrömischen Hauses und in dessen letztem Gemach ein großes Tongefäß ganz angefüllt mit Papyrusrollen. Die Aufbewahrung von Papyrusrollen in Tongefäßen war beliebt, weil der poröse Ton die Feuchtigkeit an sich zieht. Die große Masse der Papyri hatte nun freilich nur ein mäßiges Interesse, es waren Testamente, Kontrakte, Kaufverträge aus der Zeit des byzantinischen Kaisers Justin II. (565—78); aber obenauf hatte der Notar oder Beamte, um seine wertvollen Akten vor dem Herausgleiten zu bewahren, die für ihn wertlosen Blätter eines aus dem Leim gegangenen Buches gestopft — und das war unser Menander. Eine schmerzliche Umwertung der Werte, — wie gern würden wir auf ein Dutzend oder selbst auf alle 150 Testamente und Verträge der Aphroditopoliten verzichten, wenn der sorgsame Bureaubeamte dafür seinen ganzen Vorrat an Menandermakulatur der schützenden Tonhülle anvertraut hätte! Der Herausgeber berechnet, daß uns in den 34 erhaltenen Seiten höchstens ein Viertel des ganzen Bandes, der mindestens fünf Komödien enthielt, gerettet ist. So

bleibt auch bei diesem Genuß ein etwas bitterer Nachgeschmack, wir könnten so gut noch viel mehr bekommen haben; aber trotzdem wollen wir dem gewissenhaften Mann dankbar sein, der so viele Blätter des alten nutzlosen Buches zur Sicherung seiner Akten verbrauchte. Die ganze Entdeckung ist so elegant und so reich an sinnvollen Beziehungen, als hätte die Tyche ihr Talent für geschickte szenische Aufmachung erweisen wollen: Die Stadt der Aphrodite schenkt uns den Dichter, der das Liebesmotiv für alle Folgezeit zum Angelpunkt der Handlung im Lustspiel gemacht hat, auf die juristischen Papiere des byzantinischen Bureaus sind Blätter einer Komödie Menanders gestopft, die nach einer großen Schiedsgerichtsszene benannt ist, und endlich müssen gerade Angehörige derjenigen Nation den Schatz heben, die in ihrem Molière den größten modernen Geistesverwandten Menanders besitzt.

Die rund 1300 Verse, die uns von dem wohl kaum vor dem Jahre 300 n. Chr. geschriebenen Buche gerettet sind, verteilen sich auf vier Stücke, und zwar so, daß einem über 500, je zweien etwa 350 und dem vierten rund 50 Verse zufallen [1]). Gewiß würde man lieber ein Stück ganz vollständig haben, aber anderseits ist der Vergleich der vier Stücke untereinander ebenso reizvoll als lehrreich.

An erster Stelle steht das wenigst umfangreiche Fragment, das aber für den Philologen dadurch einen besonderen Wert hat, daß es gerade den Anfang einer Komödie mit allen Vorbemerkungen enthält. Von der Überschrift ist der Name des Dichters, aber nicht der des Stückes enthalten, doch läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit nachweisen, daß wir die bisher nur durch ganz unbedeutende Bruchstücke bekannte Komödie „Der Heros" vor uns haben. Auf den Titel folgt eine kurze Inhaltsangabe in ziemlich schlechten, sicher nicht von Menander herrührenden Versen, und dann kommt das Personenverzeichnis, das nach antikem, übrigens recht praktischem Brauch die Personen in der Reihenfolge ihres ersten Auftretens nennt. An dritter Stelle steht in ihm „Heros, ein Gott" und darauf beruht die Benennung des Stückes. Sodann setzt das Spiel ohne jeden Prolog sofort mit einer lebhaften Sklavenszene ein, von der uns leider nur noch 52 Verse erhalten sind.

Aus dieser Expositionsszene und der metrischen Inhaltsangabe lernen wir Voraussetzungen und Verlauf des Stückes leidlich genau kennen. Vor langen Jahren ist Myrrine, eine attische Jungfrau, wohl anläßlich eines Festes, von einem ihr unbekannten Jüngling entehrt worden und hat heimlich ein Zwillingspaar geboren, das sie einem Sklaven Tibeios auf dem Lande übergeben hat, ohne sich weiter um die Kinder zu kümmern. Sie selbst heiratet später ihren Verführer Laches, ohne daß die beiden sich erkennen. Diese recht gewagte Voraussetzung, die gleich im nächsten Stück noch einmal vorkommt, erinnert sehr stark an das Verhältnis des Grafen Schenk zur Fürstin Udaschkin in Freytags „Graf Waldemar". Eine junge Choristin wird von dem Grafen verführt und sofort verlassen; sie gebiert einen Sohn,

[1]) Diese von der ersten Ausgabe abweichende Verteilung beruht auf einer bald von verschiedenen Gelehrten gemachten Beobachtung.

den sie bei treuen Gärtnersleuten zurückläßt, es gelingt ihr später einen alten russischen Fürsten zu heiraten, und nach dessen Tode tritt sie als Fürstin Udaschkin dem einstigen Verführer wieder entgegen, der nach acht Jahren in der glänzenden Dame die frühere Choristin nicht wieder erkennt. Freytag selbst hebt in seinen Lebenserinnerungen das Bedenkliche dieses Motivs hervor, aber bei ihm hat doch wenigstens die Frau ihren Verführer nicht einen Augenblick vergessen, während bei Menander beide Teile ahnungslos geblieben sind. Die Kinder Gorgias und Plangon wachsen bei dem alten Hirten heran, und um sie aufziehen zu können, macht Tibeios bei Laches mehrfach Schulden, ohne etwas von dessen Beziehungen zu den Kindern zu wissen. Nach seinem Tode gehen beide zu ihrem unerkannten Vater in Dienst, um die Schulden ihres Pflegevaters abzuarbeiten. Sie werden dort wie das Gesinde gehalten, der Jüngling hütet die Schafe, das Mädchen hilft im Haus. Ein junger Sklave Daos verliebt sich sterblich in Plangon und läßt sich in der ersten Szene mühsam von seinem geriebenen, abgebrühten Genossen Getas das Geheimnis seiner Liebe und seiner Hoffnungen abringen. Er hat nicht etwa versucht, die Geliebte zu verführen, er will sie zur Frau, in der lockeren Form der Sklavenehe, und sein Herr ist auch geneigt, sie ihm zu geben. Die ehrliche Verliebtheit des jungen Burschen, die den älteren Kameraden eine lächerliche Torheit dünkt, kommt in der kurzen Szene mit köstlicher Frische und Zartheit zum Ausdruck. Aber seine Träume erfüllen sich nicht: als Plangon ihm zugeführt werden soll, stellt sich heraus, daß sie bereits von Pheidias, einem vornehmen Jüngling der Nachbarschaft, geschwängert worden ist. Darob ergrimmt die Herrin Myrrine gar sehr — ihre eigenen Jugenderlebnisse scheint sie vergessen zu haben — und um die Geliebte vor dem Zorn der Herrin zu schützen, nimmt Daos ritterlich die Schuld des Fehltritts auf sich. In welcher Art dann die verschiedenen Knoten gelöst werden, sagt die metrische Inhaltsangabe leider nicht, nur das Ergebnis stellt sie fest: Plangon und Gorgias werden als Kinder des Laches und der Myrrine erkannt, und der Verführer Pheidias nimmt das nun ebenbürtige Mädchen gern zur Frau.

So trocken erzählt kann der Inhalt des Stückes nur mäßiges Interesse erwecken, die Voraussetzungen erscheinen uns künstlich, der Ausgang konventionell. Es sei gleich bemerkt, daß dies von vielen Menanderschen Stücken gelten wird. Er ist kein Erfinder von überreicher Phantasie, gewisse Voraussetzungen und Verwicklungen kehren so häufig bei ihm wieder, wie etwa ein halb Dutzend Lieblingsmotive in der modernen französischen Posse — seine Größe liegt ganz überwiegend im Ausgestalten. Den ziemlich grobdrähtigen Kanevas einer konventionellen Fabel mit Verführung, Aussetzung, Wiedererkennung bestickt er immer wieder mit neuen prächtigen Bildern von unerschöpflichem Reichtum der Nuancen und unnachahmlicher Feinheit der Zeichnung. Seine Fabeln gleichen sich, aber seine Stücke nicht. Das klingt paradox, aber ein Beispiel mag es veranschaulichen. Im „Landmann“ und im „Heros“ wird eine Jungfrau Myrrine verführt und gebiert ein Zwillingspaar. In beiden Stücken heißt der Sohn Gorgias und arbeitet unerkannt im Hause seines Vaters, in beiden Stücken soll die Tochter heiraten; da stellt sich heraus,

daß sie von einem reichen Nachbarssohn verführt ist, in beiden wird der Vater des Zwillingspaares schließlich erkannt, und der Verführer heiratet das Mädchen.

So ähnlich die Stücke scheinen, so verschieden sind sie, weil Menander kleine Unterschiede der Voraussetzungen mit großer Konsequenz ausgenutzt und ganz andre Charaktere zu Trägern der ähnlichen Handlung gemacht hat. Die Myrrine des Heros hat eine gute Partie gemacht, ist eine Dame der besten Gesellschaft und hat sich um die ausgesetzten Kinder ganz und gar nicht gekümmert; als sie unerkannt bei ihr im Hause weilen, sieht sie nur Dienstboten in ihnen. Die Myrrine des Landmann hat den Verführer nicht geheiratet, sie hat aber auch ihre Kinder nicht ausgesetzt, mit Not und Sorge hat sie die Zwillinge groß gezogen, jetzt ist sie eine gedrückte, verschüchterte Frau, mürbe geworden im Kampf des Lebens, fast ohne Hoffnung, daß ihren Kindern ein besseres Los fallen könne als ihr selbst. Die Plangon des Heros ist bei einem Schäfer aufgewachsen, eine Dienstbotenstellung im vornehmen Haus ist für sie das Natürliche, die gewaltsame Verführung durch den Nachbarssohn eröffnet ihr nicht die geringsten Aussichten auf eine Heirat, die Ehe mit einem jungen Sklaven scheint ihrer Umgebung eine ganz passende Versorgung. Derartiges würde niemand ihrem Seitenstück im Landmann zuzumuten wagen, diese ist in bedrängter Lage, aber sie ist nicht deklassiert, das Verhältnis zum Nachbarssohn soll nach ihrem Glauben zur Ehe führen, und der Jüngling selbst fühlt, daß er dazu verpflichtet ist. Als ein wohlhabender alter Landmann, in Wirklichkeit ihr eigener Vater, ihr seine Hand anbietet, so scheint das ihrer Umgebung freilich ein großer Glücksfall, aber sie würde damit keineswegs über ihren Stand heiraten.

Im Landmann fällt das hellste Licht auf den Vater des Zwillingspaares. Ein rauher schlichter Mann hat er der Stadt mit ihrer Genußsucht und Falschheit den Rücken gedreht und lebt einsam auf dem Lande der Bebauung seines Gütchens. Da rührt ihn die werktätige Liebe des Gorgias, seines unerkannten Sohnes, der bei ihm arbeitet und ihn nach einer schweren Verwundung aufopfernd gepflegt hat; aus Dankbarkeit beschließt er, die junge Schwester des Jünglings zu heiraten. Aber als er in die Stadt kommt, findet er das Mädchen verführt, den Verführer im Begriff, sich anderweitig zu vermählen, und mit seinem graden, klaren Bauernverstand geht er daran, die verfahrenen Verhältnisse zu ordnen, bis ihm dann zum Schluß an Stelle einer jungen Frau die Geliebte seiner Jünglingszeit und zwei blühende Kinder beschert werden.

Wer im Heros im Vordergrunde stand, läßt sich nicht mehr erkennen, aber so viel ist noch ersichtlich, daß der Dichter eine Nebenfigur mit besonderer Liebe und Feinheit gezeichnet hatte, den Sklaven Daos. Ein junger Sklave, dem die Liebe mehr ist als Begierde, der sein Mädchen nicht verführen, sondern heiraten will, ein Sklave, der freiwillig die Schuld eines andern auf sich nimmt, um die Geliebte vor Scheltworten oder Mißhandlungen zu schützen, ein solcher Sklave fällt vollständig aus dem alten, seit Beginn der Komödie beliebten, auch von Menander gern verwendeten Typus des lustigen,

listigen, gewissenlosen, feigen Bedienten heraus. Ein solcher Sklave, der moralisch seine ganze vornehme Umgebung zu überragen scheint, wäre vor Menander auf der attischen Bühne nicht möglich gewesen, und bei den Römern hätte man ihn sich niemals gefallen lassen. —

Unvergleichlich größer ist der Ertrag des Papyrus für die zweite Komödie, die Epitrepontes, im Deutschen etwa durch „das Schiedsgericht" wiederzugeben[1]). Die erhaltenen 530 Verse, ziemlich genau die Hälfte des Stückes, lassen seinen ganzen Verlauf erkennen, und durch einen ungewöhnlichen Glücksfall ist uns gerade die im Altertum am meisten gefeierte Szene lückenlos erhalten. Im Anfang fehlt gerade so viel, als wir vom Heros besitzen, nämlich ein Blatt mit metrischer Inhaltsangabe, Personenverzeichnis und etwa 50 Versen. Das Stück spielt nicht in Athen, sondern einem attischen Dorf nicht allzuweit von der Stadt. Die Szene stellt wie üblich einige Häuser dar, das eine gehört Smikrines, einem alten reichen Bürger, der meist in der Stadt zu leben scheint, das zweite seinem jungen Schwiegersohn Charisios. Dieser hat in der Trunkenheit bei einem orgiastischen Fest Pamphile, Smikrines' ihm ganz unbekannte Tochter, verführt und seinen Siegelring in ihren Händen gelassen. Einige Monate später heiratet er das Mädchen, ohne sie wiederzuerkennen. Nach kurzen Flitterwochen macht er eine längere Reise, und in seiner Abwesenheit gebiert Pamphile ein Söhnchen, das im Walde ausgesetzt wird. Bei der Rückkehr erfährt Charisios von seinem Sklaven Onesimos den Vorfall und gerät in heftigen Zorn. Er behält zwar die Frau im Haus bei sich, aber er meidet sie und fängt ein wüstes Schlemmerleben an. Tag für Tag sucht er durch Gastmähler und Zechgelage seinen Kummer zu betäuben, und eine Zitherspielerin Habrotonon, die er aus der Stadt mitbringt, soll ihn für die gemiedene und doch heimlich geliebte Gattin entschädigen. Diesen Sachverhalt erfuhren die Zuschauer ganz oder zum Teil in der kurzen verlorenen Eingangsszene durch Onesimos und vielleicht einen Koch. Der Papyrus setzt in der zweiten Szene ein, mit einem heftigen Streit des Hirten Daos und des Köhlers Syriskos. In Syriskos' Begleitung befindet sich seine Frau, die stumme Person bleibt, mit einem Wickelkind auf dem Arm.

Nun mag der Dichter selbst sprechen, ich bemerke nur noch, daß ich für meinen Übersetzungsversuch, dessen Unvollkommenheit ich selbst am schmerzlichsten empfinde, den fünffüßigen Jambus an Stelle des Trimeters gewählt habe, weil der Trimeter im Deutschen zu schwerfällig und feierlich wirkt.

Syriskos: Das Recht verweigerst du.
Daos: Du bist ein Gauner.
Syriskos: Dein soll nicht bleiben, was dir nicht gebührt.
Vor einen Schiedsrichter gehört der Fall.
Daos: Mir recht, wir wollen es entscheiden lassen.
Syriskos: Wen nehmen wir?
Daos: Mir ist ein jeder gleich. —
Ja, mir geschieht schon recht, was braucht ich auch
Mit dir zu teilen.
(Smikrines tritt aus seinem Hause heraus.)

[1]) Wörtlich „die ein Schiedsgericht Anrufenden".

Syriskos: Paßt dir dieser Mann
Als Richter?
Daos: Meinetwegen.
Syriskos (zu Smikrines): Bester Herr,
Um Gottes willen, habt Ihr etwas Zeit
Für uns?
Smikrines: Für euch? Was gibt es denn?
Syriskos: Wir haben einen Streit.
Smikrines: Was kümmert's mich?
Syriskos: Einen gerechten Richter suchen wir,
Wenn dich nichts abhält, schlichte unsern Handel.
Smikrines: Ihr Satansbraten, lauft im Flaus herum
Und führt Prozesse?
Syriskos: Väterchen, die Sache
Ist kurz und leicht zu fassen, tu uns doch
Die Liebe, und verschmäh es nicht, bei Gott.
Das Recht soll siegen, stets und überall,
Und daß ein jeder hierfür Sorge trage,
Dem die Gelegenheit dazu sich bietet,
Das liegt im Interesse der Gesamtheit.
Daos (beiseite): An einen guten Redner bin ich da
Geraten — warum teilt ich auch!
Smikrines: So sagt,
Wollt ihr euch meinem Spruch gehorsam fügen?
Syriskos: Gewiß.
Smikrines: Nun gut, dann will ich euch verhören.
Mich hält nichts weiter ab. Sprich du zuerst,
Der bisher schwieg.
Daos: Von vorne fang ich an,
Damit der Sachverhalt dir klarer werde,
Erzähle nicht bloß, was hier den betrifft.
In dem Gehölz hier, nahe bei dem Dorf,
Da weidet ich vor etwa dreißig Tagen,
Mein lieber Herr, und war an jenem Tag
Dort ganz allein. Da fand ich denn ein Kind,
Ein ausgesetztes Wickelkind, das hatte
Ein Kettchen und ein bißchen andern Schmuck.
Syriskos: Um diesen dreht sich's.
Daos: Er läßt mich nicht reden!
Smikrines: Wenn du dazwischen schwatzt, so komm ich dir
Mit meinem Stock.
Daos: Und das mit Recht.
Smikrines: Sprich weiter.
Daos: Ich spreche schon. Ich nahm es auf und ging
Mit ihm nach Hause, aufziehn wollt ich es,
So dacht ich anfangs. Aber in der Nacht
Da überlegt ich, wie es denn so geht,
Bei mir die Sache, was die Kinderpflege
Für eine Last sei, und woher ich denn
Die Mittel nehmen sollte, was für Sorgen
Ich mir da aufgeladen. — Ja, so stand's mit mir.
Am andern Morgen trieb ich wiederum
Die Herde aus, da kam hier dieser Mann,
Ein Köhler ist's, an eben jenen Ort,

Um Stümpfe auszuroden. Schon von früher
Sind wir bekannt, so schwatzten wir zusammen.
Weil er mich finster sah, so sagt er: „Daos,
Warum so nachdenklich?“ — „Ei was,“ sag ich,
„Ein Narr bin ich,“ und dann erzähl ich ihm
Die ganze Sache, wie ich es gefunden
Und wie ich's aufgenommen. Aber der,
Der fing sofort, eh ich noch alles sagte,
Zu bitten an, und fügt zu jedem Wort
„Daos, bei deines Lebens Glück,“ hinzu,
„Gib mir das Kind, so wahr ich Heil und Freiheit
Dir wünsche, gib's,“ sagt er, „ich hab ein Weib,
Die hat ein Kind geboren, und das starb.“
Und damit meint er eben jene Frau,
Die jetzt das Kind hält.

Smikrines: Bateſt du, Syrikos?

(Syrikos nickt.)

Daos: Den ganzen Tag hört er nicht auf, und da
Er fleht und redete, so sagte ich
Das Kind ihm zu. Ich gab's, und er ging fort,
Doch vorher wünscht er mir noch tausendmal
Viel Gutes, ja er küßte mir die Hände.

Smikrines: Syriskos, tatst du das?

Syriskos: Ich tat's.

Daos: Er ging
Mit seinem Weib hinweg. Doch als er jetzt
Mit mir zusammentraf, verlangt er plötzlich
Die mit dem Kinde ausgesetzten Sachen —
Sind Kleinigkeiten, nicht der Rede wert,
So gut wie gar nichts — die will er nun haben
Und meint, ich tu ihm unrecht, daß ich sie
Ihm vorenthalte und für mich bewahre.
Ich aber sage, daß er Dank mir schuldet
Für das, was ich ihm auf sein Bitten gab.
Wenn ich nicht alles gab, so darf er mich
Darum nicht schikanieren. Hätte er
Mit mir gemeinsam diesen Fund gemacht,
So hätte er den einen Teil bekommen
Und ich den andern. Nun war ich allein
Der Finder, du warst nicht dabei, und doch
Soll alles, meinst du, dir allein gehören,
Und gar nichts mir? Wo bleibt denn da das Recht?
Noch eins: Freiwillig hab ich dir geschenkt
Von dem, was mein, gefällt dir's noch,
So magst du das auch künftighin behalten;
Doch bist du andern Sinnes jetzt geworden,
So gib mir's wieder, aber kränk mich nicht
Und bring mich nicht in Schaden. Daß du alles,
Teils als Geschenk, teils durch Gewalt gewinnst,
Das darf nicht sein. Und damit bin ich fertig.

Syriskos: Ist er nun fertig?

Smikrines: Fertig, hörst du's nicht?

Syriskos: So ist die Reih an mir. — Er fand das Kind
Allein, und alles, was er davon sagt,

Das ist ganz richtig, so ist es gewesen;
Ja, Väterchen, ich rede nichts dawider.
Von ihm bekam das Kind ich auf mein Bitten,
Ja auf mein Flehen, er erzählt die Wahrheit.
Ein Hirt verriet mir nun (von den Gehilfen
War's einer, gegen den er sich verschwatzt),
Daß er zugleich auch Schmuck gefunden habe.
Und um des Schmuckes willen, Väterchen,
Ist dieser Knabe hier zur Stelle. — Frau,
Gib mir das Kind. —
(Er nimmt ihr das Kind ab und streckt es Daos entgegen.)
Er, Daos, fordert dir
Die Ketten und Erkennungszeichen ab.
Denn, sagt er, ihm sei alles dies gegeben
Zu seinem Schmuck, kein Trinkgeld sei's für dich.
Und ich, ich fordr' es mit ihm als sein Vormund —
Du machtest mich dazu, als du ihn gabst. —
Es gilt jetzt zu entscheiden, lieber Herr,
(Wenn ich die Sache recht verstehe), ob
Der Goldschmuck oder was es sonst mag sein,
So wie ihn gab die unbekannte Mutter,
Dem Kinde aufgehoben werden soll,
Bis es herangewachsen, oder ob
Das Gold verbleiben soll dem, der es stahl,
Weil er zuerst das fremde Gut gefunden. —
Weshalb denn, wirst du fragen, fordert ich
Nicht damals gleich, als ich den Knaben nahm,
Von dir die Sachen? Damals war ich doch
Noch nicht berechtigt, für das Kind zu sprechen.
Ich komme ja auch jetzt nicht, um für mich
Als Eigentum das mindeste zu fordern. —
Von einem Funde sprichst du, der zu teilen.
Wie falsch! Denn wo ein Eigentümer ist,
Den man verletzt, da gibt es nichts zu finden,
Das ist ein Fund nicht, nein, es ist ein Raub. —
Auch das bedenke, Väterchen: vielleicht
Ist dieser Knabe vornehmer Geburt.
Und wenn er auch im niedern Stand erwächst,
Wird doch sein edles Blut sich künftig regen,
Dann wird er wagen, was dem Freien ziemt,
Wird Löwen jagen, Waffen tragen, wird
Im Kampfspiel um die Wette laufen wollen. –
Tragödien hast du, denk ich doch, gesehen;
Da gibt es ganz dasselbe. Einen Neleus
Und einen Pelias, große Helden, fand
Ein alter Mann, ein Hirt, wie ich im Flaus.
Als der nun ihres Wesens Adel merkte,
Erzählt er ihnen die Geschichte, wie
Er sie gefunden einst und aufgenommen.
Ein Bänzlein gab er voll Erkennungszeichen
Den beiden, und daraus erkannten sie
Dann ganz genau, wie es mit ihnen stand,
Und Könige wurden, die erst Hirten waren.
Wenn nun ein Daos alle diese Zeichen

Für sich genommen und verhökert hätte,
Um ein paar lumpige Mark herauszuschlagen,
Dann wären ewig unerkannt geblieben
So große Helden aus so edlem Stamm.
Gewiß, es wär nicht schön, wenn ich den Leib
Des Knaben treulich pflegte, aber Daos
Die Hoffnung auf sein Glück zu schanden machte.
Erkennungszeichen hielten manchen ab,
Zu frein die eigne Schwester, mancher konnte
Durch sie die Mutter schützen, seinen Bruder
Erretten. Voll Gefahr ist von Natur
Das Leben aller Menschen, Väterchen,
Drum muß man klüglich es zu sichern trachten
Und weit vorausschaun, wie das möglich sei. —
Nun sagt er noch: „Gib mir das Kind zurück,
Wenn dir der Handel nicht gefällt," und dies,
So meint er, ist sein allerstärkster Trumpf.
Doch das ist unrecht: Weil du von der Habe
Des Knaben hier etwas erstatten sollst,
So willst du auch das Kind dazu dir nehmen,
Damit du um so sichrer künftighin
Ihm rauben kannst, was ihm das Schicksal ließ. —
Ich bin am Ende, fälle deinen Spruch.

Smikrines: Fürwahr, der Spruch ist leicht zu fällen. Alles
Gehört dem Kind, was mit ihm ausgesetzt.
So lautet mein Entscheid.

Daos: Sehr gut; jedoch
Wo bleibt das Kind?

Smikrines: Das Kind, das sprech ich nicht
Dir zu, der's um sein Glück bringt, sondern ihm,
Der es beschützt, und dir zu Leibe ging,
Weil du dem Kleinen Unrecht antun wolltest.

Syrikos: Gesegnet seist du.

Daos: Hart ist dieser Spruch.
Beim Retter Zeus. Gefunden hab ich alles,
Und alles wird mir abgezwackt. Doch er,
Der nichts gefunden, der soll alles haben. —
Ich muß es also geben?

Smikrines: Ja, so sag ich.

Daos: Der Spruch ist hart, bei meiner Seligkeit.

Smikrines: Bring's rasch.

Daos: O Herakles, wie geht mir's schlecht!

Syrikos: Den Ranzen nimm und zeige ihn uns vor,
Darin trägst du den Schmuck umher.
(Zu Smikrines, der fortgehen will):
O bleib
Ein wenig noch, ich bitte dich, damit
Er es auch wirklich abgibt.

Daos: Ha, verwünscht,
Daß ich mich seinem Schiedsspruch unterworfen.

Syrikos: Gib's endlich, Zuchthausbruder.

Daos: Schmählich ist's,
Wie mir's ergangen.
(Er gibt den Ranzen.)

Smikrines: Hast du alles?
Syrikos: Ja,
Ich denke doch; falls er nicht was verschluckte,
Während ich sprach, als er geschlagen wurde.
Daos: Das hätt ich nicht gedacht.
Syrikos: So leb denn wohl,
Mein Lieber. Solche Männer sollten wahrlich
Die Richter alle sein.
(Smikrines ab.)
Daos: Wie ungerecht!
O Herakles, ist dieser Spruch nicht arg?
Syrikos: Du warst ein Schuft.
Daos: Selbst Schuft. — Daß du ihm auch
Die Beigaben verwahrst. Verlaß dich drauf,
Ich passe jederzeit dir auf die Finger. (Daos ab.)
Syrikos: Scher dich zum Teufel. — Nimm die Sachen, Frau,
Und trage sie zum jungen Herrn hinein.

Die Szene ist so klar und schlicht, daß sie einer Erklärung kaum zu bedürfen scheint. Aber Menander zeichnet mit Silberstift, seine Linien sind so scharf und fein wie eine Holbeinsche Handzeichnung, und gerade deshalb, weil seine Kunst jedes gröbere Mittel verschmäht, enthüllt sie ihre Schönheit nicht dem ersten flüchtigen Blick, sondern verlangt liebevolle Versenkung. Der Reiz der Szene liegt ja wesentlich in der meisterhaften Charakterzeichnung aller drei Personen. Daos und Syriskos bleiben durchaus in ihrer bäuerlichen Sphäre, aber freilich, sie gehören in das Athen des vierten Jahrhunderts. Jeder Athener, ja jeder Grieche ist noch heute ein geborener Advokat, und wer einmal von einem modernen griechischen Bauern eine Rede über Politik oder einen Prozeß gehört hat, der wird sich über die Gewandtheit nicht wundern, mit der beide ihre Sache führen. Ihre Beredsamkeit ist ganz urwüchsig, frei von aller kunstmäßigen Rhetorik, und das hat im späteren Altertum sogar mißfallen. Der treffliche Quintilian, Professor der Rhetorik in Rom unter dem Kaiser Domitian, bewundert Menander sehr, aber mit unsrer Gerichtsszene ist er nicht einverstanden, offenbar ist sie ihm zu wenig rhetorisch. Daos ist von den beiden der Rohere und auch Borniertere. Seinen Standpunkt weiß er geschickt genug zu vertreten, aber für eine andre Auffassung ist er völlig unzugänglich. Es will nicht in seinen harten Schädel hinein, daß Kind und Schmuck nicht beides in gleicher Weise Vermögensobjekte sind, daß dies Kind bereits Rechte haben soll; bis zum Schluß ist er überzeugt, daß ihm himmelschreiendes Unrecht geschieht, und daß Syriskos ihn einfach betrügen will. Syriskos ist viel gutherziger, er fühlt sich wirklich als Anwalt des Kindes, zugleich ist er aber auch stolz auf seine Zungenfertigkeit und einen gewissen Anflug von Bildung. Er hat im Theater Sophokles' Tyro gesehen, und das wunderbare Schicksal der Zwillinge Neleus und Pelias verklärt ihm auch das Los seines Pfleglings mit einem Schimmer märchenhafter Romantik. Für die athenischen Zuschauer war der Gedanke der Kleine könne künftig einmal Löwen jagen wollen, etwa so märchenhaft, wie wenn bei uns einem Kinde Kämpfe mit Riesen oder Drachen in Aussicht gestellt würden. Syriskos entspricht so bis ins kleinste dem modernen

griechischen Bauern, daß ich bekennen muß, ich sehe ihn im Geiste beständig in der Fustanella.

Auch der weniger hervortretende Smikrines ist mit ein paar Strichen ungemein geschickt charakterisiert. Die Herablassung, mit der er sich dazu hergibt, einen Streit unfreier Hirten und Köhler zu entscheiden, entspricht etwa den Gefühlen des Publikums bei dem Gedanken, auch Sklaven könnten Prozesse führen. Zunächst ist ihm die Sache etwas lästig, aber dann erwacht die Neugier und die echt griechische Freude am Redekampf, allmählich wird er ganz mitgerissen und fällt seinen Spruch mit lebhaftester Anteilnahme — ohne zu ahnen, daß er durch ihn seines eigenen Enkels Lebensglück begründet. Mit dem Spruch ist sein Interesse aber auch erschöpft, mühsam läßt er sich halten, bis das Urteil vollstreckt ist, und ohne jeden Abschiedsgruß geht er von dannen.

Den einzigen Vorwurf, den man vielleicht der Szene machen kann, ist, daß sie zu gut ist; denn für den weiteren Verlauf des Stückes haben die beiden so liebevoll geschilderten Gegner fast nichts zu bedeuten. Daos tritt überhaupt nicht wieder auf, und auch Syriskos bleibt durchaus Nebenfigur. Dadurch, daß Menander sein ganzes Stück nach dieser Episode benannte, hat er schon selbst gezeigt, wie sehr sie ihm ans Herz gewachsen war. Wertlos für den Gang der Handlung ist die Episode keineswegs, denn erstens enthält sie einen Teil der Exposition, und dann entwickelt sich aus ihr unmittelbar das, was Freytag in der „Technik des Dramas" das erregende Moment nennt. Syriskos mustert behaglich im Hochgefühl seines Sieges zusammen mit seiner Frau die errungenen Schätze, unter denen ein Ring sein Interesse besonders fesselt:

Hier ist ein Siegelring mit Goldbelag,
Der Kern ist Eisen, eingeschnitten ist
Ein Stier oder ein Bock, das kann ich nicht
Recht unterscheiden, und der Künstler heißt
Kleostratos, wie seine Aufschrift sagt.

Aber gerade die sorgfältige Untersuchung dieses Kleinods, der selbst die eiserne Einlage unter der Vergoldung nicht entgeht, wird verhängnisvoll, denn sie lenkt die Aufmerksamkeit des soeben aus dem Haus tretenden Onesimos, Charisios' Sklaven, auf den Ring. Sofort erkennt Onesimos in ihm den vor Monaten abhanden gekommenen Siegelring seines jungen Herrn und entreißt ihn Syriskos. Trotz alles Zeterns muß ihn Syriskos in Onesimos' Händen lassen, bis dieser ihn dem Herrn gezeigt hat, und er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er ihn schlimmstenfalls morgen durch ein neues Schiedsgericht zurückgewinnen wird; denn an Schiedsgerichten hat er jetzt Geschmack gefunden.

Damit schließt der erste Akt, und zwar wird der Aktschluß äußerlich durch die fast über die ganze Zeile laufende Notiz „Chor" angedeutet. Der Chor, einst der wichtigste Träger des komischen Spiels, hatte im Laufe der Zeit immer mehr an Bedeutung verloren, je mehr die Komödie das alte phantastisch-laszive Wesen aufgegeben und die Darstellung des bürgerlichen

Lebens zum Inhalt genommen hatte. Für die Komödie Menanders ist der Chor ein überflüssiges, ja störendes Anhängsel, aber sie hat ihn so wenig ganz abzustreifen vermocht wie die alles Mienenspiel ausschließende Maske und die Darstellung der Frauenrollen durch Männer. Schon Aristophanes hatte gelegentlich bei der Buchausgabe Chorlieder unterdrückt und durch den einfachen Vermerk „Chor" ersetzt; das wird jetzt durchaus Regel, im Menanderpapyrus ist nicht ein einziger Chorvers erhalten. Der Chor ist eben zu einer Art Zwischenaktmusik herabgedrückt, und sein Auftreten wird nur ganz äußerlich motiviert. Hier besteht er anscheinend aus den Freunden des Charisios, die sich unter Absingung irgend eines Kneiplliedes zum Mahl einfinden. Die Gäste bleiben zunächst vor der Tür, denn als die Musikantin Habrotonon nach einem kurzen Monolog des unschlüssigen Onesimos heraus kommt, hat sie sich der Belästigungen junger Leute zu erwehren, die dann offenbar ins Haus gehen. Habrotonon, ein leichtfertiges gutherziges Ding, verrät uns, daß Charisios sie zwar ins Haus genommen, aber nicht berührt hat, weil er im Grunde Pamphile, die bescholtene Gattin, doch noch liebt. Als Syriskos wiederum erscheint, um sich von Onesimos den noch immer nicht vorgezeigten Ring zurückgeben zu lassen, erfährt auch Habrotonon von der ganzen Sache. Onesimos hat bereits die richtige Vermutung, daß Charisios bei den Tauropolien ein Mädchen verführt und ihr seinen Ring gelassen habe, daß der von Syriskos gepflegte Knabe also durch den Ring als Sohn des Charisios gekennzeichnet sei. Habrotonon kann Genaueres berichten, denn sie hat dem Feste als Musikantin beigewohnt, hat Charisios hereinstürmen und später ein Mädchen in zerrissener Kleidung weinend umherirren sehen. Sie wird das Mädchen wohl ausfindig machen können, aber erst will sie sich vergewissern, daß der Ring wirklich von Charisios in jener Nacht dem Opfer seiner Leidenschaft gegeben worden ist. An sich könnte es ja gut sein, daß Charisios ihn beim Würfeln verspielt oder einem Kameraden verpfändet hatte. Mit sichtlichem Behagen ersinnt sie eine List, um die Wahrheit zu erfahren:

Habrotonon: Sieh zu, Onesimos,
Ob mein Gedanke dir nicht auch gefällt:
Ich will auf mich die Sache übertragen,
Ich nehme diesen Ring und geh hinein
Zu ihm.
Onesimos: Fahr fort, ich ahne schon.
Habrotonon: Sieht er den Ring an mir, so wird er fragen,
Woher ich ihn bekam, dann sage ich:
„Als Jungfrau noch, am Tauropolienfest."
Und das, was jenem Mädchen dort geschehen,
Nehm ich auf mich; das meiste weiß ich ja.
Onesimos: Vortrefflich.
Habrotonon: Geht der Fall ihn selber an,
Wird er sofort sich aus Verhören machen
Und unbedacht jetzt in der Trunkenheit
Die Einzelheiten selbst zuerst erzählen.
Ich pflichte allem bei, was er berichtet,
Und sage nichts zuerst, um nicht zu irren.

Onesimos: Famos, beim Helios.
Habrotonon: Nur das Einfachste
Sag ich von selbst, und ziere mich ein bißchen:
„Wie dreist du warst und stürmisch!"
Onesimos: Gut.
Habrotonon: „Wie heftig
Warfst du zu Boden mich, was hab ich Ärmste
Für schöne Kleider dabei eingebüßt!"
So werd ich sprechen, aber vorher noch
Nehm ich den Knaben drinnen, küsse ihn
Mit vielen Tränen und befrag das Weib,
Woher sie ihn denn habe.
Onesimos: Göttlich schön!
Habrotonon: Nun kommt das Beste: „Also," werd ich sagen,
„Ein Sohn ist dir geboren," und dabei
Zeig ich den Findling ihm.
Onesimos: Verwünscht gescheit,
Habrotonon.
Habrotonon: Ist dieses untersucht
Und er als Vater festgestellt, so wollen
Wir ganz gemächlich nach der Mutter forschen.
Onesimos: Doch davon sagst kein Wort du, daß du selbst
Dann frei wirst, denn wenn er dich für die Mutter
Des Kindes hält, läßt er sofort dich frei.
Habrotonon: Wer weiß? — Ich wünscht es wohl. —
Onesimos: Das ist gewiß.
Doch ich? Soll keinen Dank ich hierfür ernten?
Habrotonon: Ich schwöre dir, ich werde immer dich
Für meines Glückes wahren Schöpfer halten.
Onesimos: Doch wenn du nicht nach jenem Mädchen forschst,
Die Sache laufen läßt und mich vergißt,
Wie wird's dann weiter werden?
Habrotonon: O du Tor.
Weshalb sollt ich wohl Kinder haben wollen?
Die Freiheit will ich, weiter nichts, ihr Götter,
Und die möcht ich als Lohn hierbei gewinnen.
Onesimos: Schon gut.
Habrotonon: Du störst mich nicht?
Onesimos: Im Gegenteil,
Ganz einverstanden. Aber bist du falsch,
So tret ich dir entgegen, und ich kann's.
Für jetzt, erkunde, ob die Sache stimmt.
Habrotonon: So sind wir einig?
Onesimos: Ganz.
Habrotonon: Gib schnell den Ring.
Onesimos: Da nimm ihn.
Habrotonon: Liebe Peitho, steh mir bei,
Den Worten, die ich spreche, gib Erfolg.
(Habrotonon ab ins Haus.)

Wie fein ist auch hier wieder die Charakterzeichnung. Habrotonon ist nicht wie eine entsprechende Figur in der „Schwiegermutter" des Terenz, die indirekt von unsrer Komödie abhängt, ein von Tugend triefendes Freuden=

mädchen voll Dumassscher Sentimentalität, sie erinnert in der reizenden Mischung von Gutmütigkeit und Berechnung, in ihrer Gewandtheit und ihrer Freude am Komödiespielen geradezu an Goethes Philine. Köstlich ist, wie das schlaue Paar sich gegenseitig nicht ganz traut, ja dieses Mißtrauen nimmt bei Onesimos gewaltig zu, sobald Habrotonon ihn verlassen hat. In einem kleinen Monolog setzt er uns seine Sorge auseinander, daß für ihn selbst bei der ganzen Angelegenheit schließlich doch nur Unangenehmes herauskommen werde. Als er dann Smikrines, den Vater seiner jungen Herrin, aus der Stadt zurückkehren sieht, macht er sich aus dem Staube.

Hier klafft eine große Lücke, aber der Zufall hat es gut gefügt: die für den Fortgang der Handlung entscheidenden Szenen sind ganz oder zum großen Teil erhalten. Wir sehen, wie Habrotonon und Sophrone, die alte Amme der Pamphile, sich finden, und wir sehen vor allem, wie die List der Musikantin auf Charisios wirkt. Die Intrige ist vollständig geglückt, Charisios hat zugeben müssen, daß der Ring das Kind als seinen Sohn ausweist, und er wagt auch nicht zu bezweifeln, daß Habrotonon die Mutter ist. Aber eben diese Entdeckung läßt ihn plötzlich sein eigenes Verhalten gegen die Gattin in ganz anderm Lichte sehen. Was hat er ihr denn vorzuwerfen, das er nicht auch getan? Er hat ein Bastardkind so gut wie sie, und gewiß ist ihre Schuld geringer gewesen als die seine. Seine Reue wird noch verschärft durch die Standhaftigkeit, mit der sie alle Aufforderungen ihres Vaters, den liederlichen, gewiß bald ruinierten Gatten zu verlassen, abgewiesen hat. Die Entschiedenheit, mit der hier, freilich von einem verliebten jungen Mann, die Fehltritte beider Geschlechter gleichbewertet werden, ist vielleicht die größte Überraschung des ganzen Papyrus. Das Motiv von Björnsons „Handschuh" bei einem griechischen Dichter des vierten Jahrhunderts v. Chr. erklingen zu hören, hätte sicherlich niemand erwartet. Und Menander legt auf diese Auffassung großes Gewicht, denn er führt sie uns sehr eindringlich vor, und deutet dabei selbst an, daß er etwas Ungewöhnliches vorbringt.

Erst meldet Onesimos, starr vor Staunen, wie es mit seinem Herrn steht:

> Bei dem da rappelt's. — Er ist toll, bei Gott.
> Verrückt geworden ist er, ganz verrückt.
> Ich meine meinen Herrn, Charisios.

Und nun folgt die Schilderung, wie er weint, schluchzt, die Haare rauft und sich laut anklagt, daß er einer solchen Gattin einen unfreiwilligen Fehltritt nicht habe verzeihen können, während er doch nun selbst der Sünde bloß sei. Dann kommt Charisios selbst aus dem Haus und spricht die gleichen Selbstvorwürfe in einem längeren Monolog aus, dessen Schluß leider fehlt. Bitter gedenkt er seines früheren Tugendstolzes, dessen Hohlheit ihm die Gottheit so eindringlich zu Gemüte geführt hat. Wie klein und unedel kommt er sich neben der gekränkten Gattin vor, die, was auch der Vater sagen mag, an seiner Seite ausharren will.

Damit ist er reif geworden für das erlösende Wort, das ihm Gattin und Kind zugleich beschert, und dieses Wort spricht in einer leider arg zerstörten Szene Habrotonon aus.

Hier könnte das Stück schließen, aber es ist gegen den Schluß hin etwas sehr ernsthaft geworden, und wohl deshalb fügt Menander noch eine Szenengruppe an, in denen es etwas zu lachen gibt, und der Dichter seine Charakterisierungskunst noch einmal glänzen lassen kann. Der alte Smikrines ahnt noch nichts von der glücklichen Erkennung und Versöhnung des Paares und geht ernstlich daran, die Tochter und, was ihm noch mehr am Herzen liegt, ihre Mitgift von dem sauberen Schwiegersohn zurückzufordern. Erst sehen wir ihn heftig gegen seine alte Dienerin Sophrone wüten, weil diese ihn von der Rückforderung abhalten will; dann wird er an Charisios' Tür von Onesimos auf das ergötzlichste gefoppt. Onesimos hat jetzt, da die Sache allen Befürchtungen zum Trotz glücklich ausgelaufen ist, die volle Munterkeit und Frechheit wiedergefunden, die dem vertrauten Sklaven eines vornehmen jungen Atheners zukommt, der Zorn des Smikrines macht ihm nicht den geringsten Eindruck. Auch hiervon eine Probe, die zugleich Menanders Art, ähnlich wie Shakespeare, in lustigen Scherz sehr ernste Gedanken einzuflechten, erläutern kann.

Onesimos: Wer pocht da an die Tür? O Smikrines,
Der Schlimme, der die Mitgift haben will
Und auch die Tochter.
Smikrines: Ja, das will ich, Schlingel.
Onesimos: Und ganz mit Recht. Dies Streben ziemt dem Mann,
Der rechnen kann und bei Verstande ist.
Smikrines: O Herakles, erstaunlich ist der Raub,
Bei Göttern und Dämonen!
Onesimos: Meinst du denn,
Die Götter hätten so viel Zeit, daß sie
Tagtäglich Leid und Glück dem einzelnen
Zuteilen, Smikrines?
Smikrines: Was sprichst du da?
Onesimos: Ich will es dir erklären: Städte gibt's
Im ganzen rund wohl tausend. Eine jede
Bewohnen an die dreißigtausend Menschen.
Und jeden einzelnen von diesen sollen
Die Götter schirmen oder strafen? Wie?
Dann führen sie ein arg geplagtes Leben.
„So kümmern sie sich gar nicht um uns Menschen?"
Wirst du nun fragen. — Doch, Sie fügen jedem
Als Kommandanten den Charakter ein.
Der bringt zu Fall den einen, wenn er bös ist,
Den andern schützt er. — Das ist unser Gott,
Er trägt die Schuld dran, ob es einem gut,
Ob es ihm schlecht ergeht. —

So will Smikrines' Charakter jetzt unbedachtsam das eigene Glück zerstören, aber Gott sei Dank, er kommt zu spät; die Gatten haben sich gefunden, alle Verwicklungen sind gelöst. Smikrines' maßloses Erstaunen wandelt sich, als Onesimos' Angaben von Sophrone bestätigt werden, in Freude um, und damit sind wir am Ende des Spiels angelangt; wenn auch die Schlußverse verloren sind, etwas Wesentliches fehlt nicht.

Die Epitrepontes sind dasjenige Stück unter den vieren des Papyrus, von dem am meisten erhalten ist und zugleich das, welches uns von Menanders Kunst den höchsten Begriff gibt. Aufbau, Charakterzeichnung, Sprache sind von gleicher Vollendung, da gibt es keinen Sprung und keinen Widerspruch, jede Wirkung wird sicher herausgeholt, und doch läßt sich der Dichter nie verleiten, eine komische Wirkung auf Kosten der Wahrheit zu erstreben. Wie fein das alles ist, sieht man recht, wenn man ein Stück des Terenz die „Schwiegermutter" vergleicht, dessen Ähnlichkeit mit den Epitrepontes bereits im Altertum hervorgehoben worden ist. Es hat in alter und neuer Zeit nicht an Stimmen gefehlt, die Menanders Epitrepontes für die griechische Vorlage Terenz' hielten, aber dieser Irrtum ist nun endgültig beseitigt. Terenz' Schwiegermutter ist einem gleichnamigen Stück des Apollodor entnommen, und dieser hat allerdings starke Anleihen bei Menander gemacht, aber wichtige Punkte gänzlich verpfuscht. Auch hier haben wir den Jüngling, der ein Mädchen vergewaltigt und nachher, ohne es zu erkennen, heiratet. Auch der Pamphilus des Terenz ist schmerzlich überrascht, als er bei der Rückkehr von einer längeren Reise seine Frau als Gebärende findet, zumal er sie in der Ehe noch gar nicht berührt hat. Auch hier führt eine Hetäre Bacchis durch einen Ring die Erkennung herbei — aber alles ist ganz anders miteinander verknüpft. Der Ring gehört der jungen Frau, Pamphilus hat ihn dem Mädchen, das er auf der Straße überwältigte, abgerissen und noch in derselben Nacht seiner Geliebten, eben jener Hetäre Bacchis, geschenkt. Dadurch bekommt der Charakter des Pamphilus etwas so Gemeines, daß man seinen späteren Edelmut nicht begreift. Auch sein Verhältnis zu der Frau ist kaum verständlich. Er heiratet ganz gegen seinen Willen, hält auch als junger Ehemann an der Liebe zu Bacchis fest und empfindet gegen die aufgedrungene Gattin solchen Widerwillen, daß er sie nicht berührt; erst die Kälte der Bacchis, die ihn nicht mehr einläßt, nähert ihn der Gattin, aber er fährt nach Imbros, ohne die Ehe vollzogen zu haben. Bacchis bemüht sich aus reiner Tugend, ohne den leisesten Hintergedanken, die Gatten zu versöhnen, obwohl das doch arg gegen die Interessen ihres Gewerbes verstößt. Daß sie bei dem Besuch der jungen Frau und ihrer Mutter den von Pamphilus geschenkten Ring am Finger trägt, ist reiner Zufall. Kurz, alle die sinnvollen Beziehungen, das Herauswachsen der Handlung aus lebendig geschauten Charakteren sind verloren gegangen, aus Menanders feinziselierter Komödie ist ein ziemlich roh gezimmertes Bühnenstück geworden.

Mit den beiden folgenden Stücken will ich mich kürzer fassen. Da sind zunächst an 400 leider großenteils sehr schlecht erhaltene Verse der Perikeiromene, der „Geschorenen." Von dieser Komödie besaßen wir bereits 51 Verse der Schlußszene in einem Papyrus aus Oxyrhynchos und kannten den Inhalt im wesentlichen[1]). Ein Soldat Polemon schneidet in eifersüchtiger Wut seiner Geliebten Glykera das Haar ab, weil er bei ihr einen Jüngling, wie sich später herausstellt, ihren Bruder, findet. Das Mädchen flieht aus seinem

[1]) Vgl. diese Zeitschrift a. a. O., S. 394 f.

Hause, wird als Tochter eines wohlhabenden Nachbarn Pataikos erkannt und damit für den verzweifelten Liebhaber unerreichbar. Aber freiwillig kehrt sie zu dem reuigen Geliebten als legitime Ehefrau zurück. Im einzelnen entwickelt sich die Handlung freilich ganz anders als wir annahmen, und nach den irreführenden Angaben eines späten Sophisten annehmen mußten. Die Eingangsszene fehlt uns wieder, sie enthielt die Erzählung von der Gewalttat des eifersüchtigen Polemon und die Mitteilung, daß er aufs Land gegangen sei. Der Anfang des Papyrus bringt eine große Überraschung: Nach dem ersten lebhaft bewegten Auftritt läßt der Dichter eine allegorische Figur, die Agnoia, deutsch etwa „die Ahnungslosigkeit", erscheinen und die Exposition geben. Götter und Göttinnen als Prologsprecher sind uns aus der euripideischen Tragödie, der die neue Komödie überhaupt viel verdankt, durchaus geläufig. Neu ist, daß Menander an Stelle der etwas verbrauchten Götter allegorische Figuren eigener Erfindung einführt; wie hier die Ahnungslosigkeit läßt er ein andermal den Beweis auftreten. Neu ist aber vor allem, daß dieser Prolog nicht das Stück eröffnet, sondern erst nach der ersten Szene erscheint. Allerdings finden wir bei Plautus, dem lateinischen Bearbeiter griechischer Komödien, den Prolog zweimal an dieser Stelle, aber bisher konnte man zweifeln, ob das dem griechischen Original entsprach oder Willkür des Bearbeiters war. Die Agnoia benimmt sich durchaus als große Göttin, obwohl sie natürlich nirgends einen Kult hat. Die Fähigkeit der Griechen, ein beliebiges Abstraktum persönlich als göttliches Wesen zu fassen, ist allezeit sehr groß gewesen; Sieg, Gesundheit, Reichtum sind trotz ihrer durchsichtigen Namen richtige Götter mit Altar und Opfer geworden, und vollends in Menanders Zeit, wo die philosophische Spekulation so viele Götter des Volksglaubens zu Allegorien verflüchtigt hatte, ließ sich das aufgeklärte athenische Publikum jede Allegorie als Göttin gefallen. Eine solche Schöpfung des Dichters hat für seine Zuschauer immerhin mehr Existenz, mehr Körperlichkeit als etwa die Zeit in Shakespeares Wintermärchen, deren Auftreten übrigens ein sehr gutes Seitenstück zu dem der Agnoia ist. Menander hat es deshalb auch nicht nötig, sie mit der bei den Dichtern der Renaissance beliebten Aufdringlichkeit zu charakterisieren, auch hier genügen ihm leise, feine Striche. Die ersten Verse der Agnoia fehlen, aber wir können den Inhalt ergänzen. Wiederum ist eine Jungfrau, diesmal nicht in Athen, sondern in Korinth verführt worden, wiederum hat sie ein Zwillingspaar geboren. Eine Frau niederen Standes findet die Kinder, gibt den Knaben einer reichen Nachbarin und zieht das Mädchen als ihr Kind auf. Als sie infolge der Kriegsnöte — gemeint sind die Feldzüge der Diadochen, in denen Korinth vielfach eine Rolle spielt — immer mehr in Not gerät, überläßt sie das Mädchen als Konkubine einem Soldaten Polemon. Aber vor ihrem Tode klärt sie Glykera darüber auf, daß sie ein Findelkind und der in reichem Hause aufwachsende Moschion ihr Bruder ist, gibt ihr auch die Windeln, in welche die Kinder bei der Auffindung gewickelt waren. Glykera verschmäht es, sich dem Moschion als Schwester zu erkennen zu geben, sie will ihm nicht sein jetziges Glück zerstören, sie schweigt auch dann, als Polemon das Haus neben Moschions vermeintlicher Mutter ankauft. Aber

das schöne Mädchen im Nachbarhause entgeht dem hitzigen jungen Lebemann nicht; als er sie eines Abends allein vor der Haustür trifft, läuft er hinzu, umarmt und küßt sie. Sie sträubt sich nicht, im Bewußtsein, ihren Bruder zu umarmen; aber ehe sie ihn noch aufklären kann, kommt Polemon dazu, und die Katastrophe tritt ein, Moschion entläuft, Glykera wird geschoren. Dieser Erzählung fügt die Agnoia noch die beruhigende Versicherung bei, sie werde alles zu einem guten Ende bringen, und dann entfernt sie sich mit einem kleinen koketten Knix vor den Zuschauern.

Außer dem Prolog ist auf dem ersten Blatt nur noch der Beginn einer Sklavenszene erhalten. Dem Polemon ist seine brutale Tat längst leid geworden, er sitzt und weint in seinem Landhaus, gute Freunde sollen ihm beim Mahle trösten, so berichtet ein Sklave, den er unter einem Vorwand in die Stadt geschickt hat, um vielleicht von der mißhandelten Geliebten etwas zu erfahren. Aus seinem Stadthause kommt Glykeras Magd Doris, die gleichfalls auf Kundschaft ausgeschickt ist; sie macht ihrem Herzen in einer allgemeinen Betrachtung über Soldaten als Liebhaber Luft:

> Unglücklich jedes Mädchen, das zum Manne
> Einen Soldaten nahm, denn Frevler sind
> Sie alle, Treue gibt's da nicht. »O Herrin,
> Wie unrecht tut man dir!

Aus dieser Klage entnimmt Polemons Sklave mit Vergnügen, daß auch die andre Partei unter der Trennung leidet. Damit bricht das Blatt ab. Das nächste, deren Zugehörigkeit zu unsrem Stück erst neuerdings erkannt ist, schließt nicht unmittelbar an. Wiederum sehen wir einen Sklaven Daos, den diesmal Glykeras Bruder Moschion abgeschickt hat. Daos hat mit Befriedigung festgestellt, daß die Mutter des Moschion Glykera in ihr eigenes Haus aufgenommen hat, und geht nun, seinen jungen Herrn zu holen. Vor dem Abgehen kündigt er das Herannahen eines Haufens angetrunkener Jünglinge an, und da wir unmittelbar darnach wieder die Notiz „Chor" finden, so ist nicht zu bezweifeln, daß der Chor hier wiederum als Jünglingsschar auftrat und ein Kneiplied sang. Nach dem Chorlied erscheint Daos wieder mit Moschion. Er hat seinem Herrn versprochen, heute noch solle er die Geliebte besitzen und ist seiner Sache sehr sicher; aber der Jüngling traut ihm nicht recht, durch üble Erfahrungen gewitzigt. Daos wird auf Kundschaft ins Haus gesandt und bringt zunächst gute Nachrichten: Glykera sitzt in Toilette da, die Mutter läuft geschäftig hin und her, ein Mahl ist hergerichtet, offenbar erwarten sie jemanden, wer sollte es anders sein als Moschion? Aber von einem zweiten Rekognoszierungsgang kehrt Daos niedergeschlagen zurück, man hat ihn nicht so aufgenommen, wie er erwartete. Die Verse sind leider sehr zerstört, aber er scheint seinem Herrn einzureden, daß das Mädchen nur spröde tue, um Geschenke zu erhalten, und nach einigem Bedenken geht Moschion ins Haus. Dabei wird er aber beobachtet von Polemons Sklaven, und gleich darauf stürzt dieser in voller Wut herbei. Jetzt ist die Untreue der Glykera ja klar, sie ist in einem Hause mit dem Buhlen! Zusammen mit seinen Gästen scheint er einen förmlichen Sturmangriff auf das Nachbarhaus

zu machen, der aber abgeschlagen wird. Es ist sehr schade, daß von dieser lebhaft bewegten Szene bisher nur wenig zu verstehen ist.

Festeren Boden unter den Füßen gewinnen wir erst wieder in einer späteren Szene, in welcher der Nachbar Pataikos dem ganz geknickten Polemon klarmacht, daß mit Gewalt nicht das mindeste auszurichten sei. Glykera ist nicht seine legitime Frau, niemand hat über sie zu verfügen, sie kann tun und lassen, was sie will. Auch gegen Moschion hat er kein gesetzliches Mittel, durch Anwendung von Gewalt wird er sich nur selbst strafbar machen. Polemon ist außer sich:

Ich weiß nicht, was ich rede,
Bei Demeter. Erhängen will ich mich,
Glykera hat verlassen mich, verlassen
Glykera mich, Pataikos!

Er dringt in Pataikos, die Rolle des gütlichen Vermittlers zu übernehmen, und dieser verspricht das auch. In seinem täppischen und doch rührenden Eifer, dem Nachbar zu zeigen, wie sehr er das Mädchen liebt, verfällt er darauf, Pataikos müsse sich Glykeras schöne Garderobe ansehen. Nach einigem Sträuben gibt dieser nach und geht mit ihm ins Haus. Der sonderbare Einfall paßt an sich sehr gut zu dem närrischen Burschen, der in seiner zufahrenden Heftigkeit, seiner Ungewandtheit und ehrlichen Gutmütigkeit an einen jungen Neufundländer erinnert; ich glaube aber, daß er für die Ökonomie des Stückes noch etwas besonderes bedeutet. Pataikos wird unter den Gardorobenstücken der Glykera die Windeln und Beigaben entdecken, mit denen sie einst ausgesetzt worden ist und dadurch die Erkennung als seine Tochter vorbereiten. Kaum sind sie im Haus, so tritt aus dem Nachbarhaus Moschion, rühmt sich erst des abgeschlagenen Angriffs und bekennt dann, daß er von dem Besuch bei Glykera im mütterlichen Hause keineswegs den gehofften Genuß gehabt habe, den Unglücklichsten der Sterblichen nennt er sich. Er hat es nicht gewagt, gleich zu ihr ins Innere zu treten, sondern sich in einem abgelegenen Raum hingelegt und Daos mit der lakonischen Meldung zur Mutter geschickt, er sei nun da. Vergebens hoffte er von Minute zu Minute, die Mutter würde zu ihm kommen und ihm sagen, unter welchen Bedingungen Glykera die Seine werden wolle. Daos hat die Familie beim Essen gefunden und ohne seinen Auftrag auszurichten, gleich tüchtig mit eingehauen. Hier bricht der Papyrus ab, offenbar ist Moschion durch den Angriff des Polemon in Anspruch genommen worden und hat schließlich gehört, daß Glykera seine Schwester sei.

Ein weiteres Fragment läßt noch eben erkennen, daß Pataikos Glykera nach Erinnerungszeichen ihrer Herkunft befragt, und sicherlich hat diese Szene damit geschlossen, daß Pataikos in Glykera und Moschion die eigenen Kinder wiederfindet. Nun kann von einer Wiederaufnahme des einfachen Liebesverhältnisses der Glykera mit Polemon vollends keine Rede sein, Pataikos' Vermittlung, auf die Polemon so große Hoffnungen setzte, hat also scheinbar den entgegengesetzten Erfolg. In der in Oxyrhynchos gefundenen Szene sehen wir dann auch Polemon von neuem verzweifeln, bis ihm die Freudenbotschaft

kommt, Glykera kehre freiwillig zurück, um ihn mit Zustimmung ihres Vaters zu heiraten. Um Moschion vor weiteren Abenteuern zu bewahren, will der neugefundene Vater auch ihn sogleich verheiraten. Solche Ehen werden in der neuen Komödie ebenso schnell und skrupellos geschlossen wie in Shakespeares Lustspielen.

Der wesentlich schlechtere Erhaltungszustand setzt vorläufig die Reste der Perikeiromene sehr in Nachteil gegenüber den Epitrepontes; man kommt nicht so zum ruhigen Genuß, weil immer wieder Lücken und Verderbnisse stören. Gleichwohl möchte ich glauben, daß die Stücke ziemlich gleichwertig sind. Die meisterhafte Exposition in der Schiedsgerichtsszene und die seelische Vertiefung der Reue des Charisios haben die Epitrepontes vor dem Perikeiromene voraus; aber dafür hat dieser eine kunstvoller entwickelte Handlung und lebhaftere Bewegung. Von den Charakteren ist der des Polemon weitaus am interessantesten, und in ihm ist wieder Menander vom Typischen am stärksten abgewichen. Die griechische Komödie kennt im allgemeinen den Soldaten nur als eitlen, lächerlichen Prahlhans. Auch Menander hat diesen schon in der alten Komödie ausgebildeten Typus, der seiner komischen Wirkung stets sicher ist, mehrfach benutzt, und vor allem durch Plautus' „Miles gloriosus", der auf ein nach-menandrisches Original zurückgeht, ist diese Darstellung des Soldaten auch im modernen Lustspiel, besonders bei den Spaniern, herrschend geworden. Man kann sagen, von Plautus an hat der Soldat bis auf Lessings prächtigen Tellheim nur als Karikatur auf der komischen Bühne gelebt. Auch Menanders Polemon hat ja einen komischen Anstrich, aber er ist ganz und gar keine Karikatur. Sein blinder Zorn, seine Ungewandtheit in Worten und Werken hindern nicht, daß man für den ehrlichen, kräftig empfindenden Naturburschen herzliche Teilnahme fühlt, und man freut sich, daß zum Schlusse er und nicht irgendein junger, glatter Lebemann die Braut heimführt.

Weniger vollendet ist das letzte Stück, von dem der Papyrus 341 Verse gerettet hat. Sein Titel ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Lefebvre nennt es „die Samierin", weil ein Mädchen aus Samos darin eine Rolle spielt; eine Komödie dieses Namens hat Menander geschrieben, aber wir haben aus ihr nur ein einziges Fragment, das für die Identifizierung keine Stütze abgibt. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir hier ein Jugendstück des Menander vor uns, das seine Kunst noch nicht auf der vollen Höhe zeigt. Für frühe Entstehung spricht außer gewissen technischen Mängeln besonders der Umstand, daß an einer Stelle lebende Zeitgenossen des Dichters angegriffen werden. Der beißende persönliche Spott war ja das Lebenselement der alten Komödie, des Aristophanes und seiner Rivalen; die sogenannte mittlere Komödie zwischen Aristophanes und Menander war zahm geworden, aber immer noch bringt sie gern persönliche Ausfälle gegen die Leute, für die das damalige Athen am meisten Interesse besaß: Damen der Halbwelt, Wüstlinge, Fischhändler und Schmarotzer. Ein Mann dieser letzten Klasse, Chairephon, der auch ein kulinarisches Buch, „Das Mahl", geschrieben hat, wird nun in unserm Stück einmal genau so verspottet, wie es verschiedene Dichter vor

Menander bereits getan hatten. So billige Witze, die nicht einmal den Vorzug der Neuheit haben, macht ein Menander nur als Anfänger.

Wiederum fehlt uns das erste Blatt des Stückes, aber für das Verständnis der Handlung macht das wenig aus, denn die Exposition wird in einem langen Monolog (erhalten sind 64 Verse) mit behaglicher Breite gegeben. Der Sprecher, Demeas, ein alter wohlhabender Herr, ist Witwer und hat als Maitresse eine Samierin Chrysis im Haus. Seinen Sohn Moschion, einen jungen Lebemann, will er gerade heute mit Plangon, der Tochter seines Nachbarn Nikeratos, verheiraten. Es sei nebenbei bemerkt, daß die ständige Betonung der Nachbarschaft in der neuen Komödie namentlich auf bühnentechnischen Gründen beruht. Menander hat nicht die Möglichkeit, den Schauplatz der Handlung wechseln zu lassen, so wenig wie er sie in das Innere eines Hauses verlegen kann; wenn also intimere Verhältnisse verschiedener Parteien neben- und nacheinander geschildert werden sollen, so müssen diese wohl oder übel nebeneinander wohnen. — Demeas hat den Entschluß zur Verheiratung des Sohnes, die ihn wohl zur Solidität erziehen soll, sehr plötzlich gefaßt und zu seinem Erstaunen bei Moschion keinen Widerstand gefunden. Da hat man dem Alten gerade am Hochzeitstage ein neugeborenes Kind ins Haus gelegt, und Chrysis, seine Konkubine, nimmt es auf. Wie sich später herausstellt, ist es das Kind der Plangon von Moschion. Warum dieser Sachverhalt nun, da die Hochzeit der beiden geplant ist, nicht sogleich eingestanden wird, sieht man nicht ein, das wird wohl irgendwie motiviert gewesen sein. Das Gesinde des Demeas weiß, wem das Kind gehört, aber Chrysis will es für ihr eigenes von Demeas ausgeben, um dadurch den Alten fester an sich zu ketten. Während nun Demeas in der ausführlich beschriebenen Vorratskammer allerlei für das Hochzeitsmahl herausgibt — dieser Zug charakterisiert ihn als etwas geizig — hört er, wie die alte Amme seines Sohnes das vernachlässigt auf einem Ruhebett liegende, laut schreiende Kind zu trösten versucht und dabei ganz deutlich Kind des Moschion nennt.

Sie geht heran
Und sagt, was man so sagt: „Du liebes Kind,"
Und „Welch ein Glück. — Wo ist denn deine Mamma?"
Sie küßt es, trägt's umher, und als zu schreien
Es aufgehört, sagt sie zu sich: „Ich Arme,
Einst, als der Moschion solch Bürschlein war,
Da nährt ich ihn mit Liebe, aber jetzt,
Wo er ein Kind hat, muß ich einer andern
Das überlassen."

Als Demeas darauf aus seiner Kammer herauskam, glaubte er zu sehen, daß Chrysis das Kind an ihre Brust legte, und es erwachte der schlimme Verdacht in ihm, daß die Maitresse ihn mit dem eigenen Sohn betrogen habe. Die Liebe eines Jünglings zu der Kebse seines Vaters ist ein Motiv, das die griechische Poesie von Homer an öfter und immer tragisch behandelt hat. Demeas vermag schwer daran zu glauben, daß ihn sein sonst braver Sohn so schmählich betrogen haben könne, aber er muß sich Gewißheit verschaffen,

und beschließt, seinen gerissenen Sklaven Parmenon peinlich zu verhören. Parmenon kommt gerade mit dem für das Hochzeitsmahl gedungenen Koch aus der Stadt. Köche werden im Athen des vierten Jahrhunderts immer nur für bestimmte Anlässe gemietet, und ihre Wichtigtuerei, ihre Ansprüche an den Haushalt, ihre Geschwätzigkeit sind für die Komödie eine ergiebige Quelle der Belustigung. Auch dieser Koch ist ein rechter Vertreter seiner Zunft:

Parmenon: Du, Koch, ich weiß wahrhaftig nicht, weshalb
Du noch ein Messer trägst, du bist imstande
Mit deinem Schwatzen alles klein zu hacken.
Koch: Der Flegel!
Parmenon: Meinst du mich?
Koch: Ja. Schwatz ich denn,
Wenn ich dich frage, wie viel Gänge ihr
Zu geben denkt, wie groß die Zahl der Damen,
Um wie viel Uhr das Essen ist, ob man
Noch einen Tafeldecker brauchen wird,
Ob ihr Geschirr genug im Hause habt,
Ob auch der Bratofen gut eingerichtet,
Ob alles sonst zur Stelle?
Parmenon: Wenn du das
Nicht längst schon weißt, mein Lieber, magst du mich
Zu Kochstückchen zerhauen.
Koch: Geh zum Teufel.
Parmenon: Und du dazu, du hast es wohl verdient. —
Ins Haus mit Euch.

Diese Scharmützel der Köche mit den Haussklaven oder den Herren selbst sind fast immer rein episodenhaft, die Handlung wird auch hier durch das lustige Wortgeplänkel nur aufgehalten.

Demeas nimmt den Sklaven scharf ins Gebet unter beständiger Androhung von Prügeln. Parmenon erklärt das Kind zunächst für das der Chrysis und des Demeas. Aber als ihm sein Herr auf den Kopf zusagt, Moschion sei der Vater, und ihn mit der Peitsche zum Eingeständnis zwingen will, läuft er heulend davon. Der Alte hält das für ein Geständnis der Schuld und macht seinem Kummer über das buhlerische Paar in einem hochpathetischen Monolog (mit Anleihen bei der Tragödie) Luft. Er kommt zu dem Schluß, daß sein Sohn nicht mit Überlegung gehandelt habe, sondern wohl von dieser Helena in der Trunkenheit verführt worden sei. Das Weib soll aus dem Hause, aber um den Sohn zu schonen, wird er als Grund der Verjagung nur die unberechtigte Aufnahme des Kindes angeben. Es wird ihm blutsauer, sich von der Maitresse zu trennen, aber mit wütendem Entschluß eilt er ins Haus und kommt nach kurzer, durch Kochgeschwätz ausgefüllter Pause mit Chrysis wieder heraus. Das Mädchen kann gar nicht begreifen, daß sie wegen eines so kleinen Vergehens verstoßen werden soll, und hält seinen Zorn für eine Laune; aber Demeas bleibt fest, wirft ihr mit Bitterkeit vor, was sie ihm verdanke, und malt ihr das Leben einer Hetäre niederer Ordnung mit düstern Farben aus. Nur ganz vereinzelt bricht durch seine harten Worte ein Zug von Mitleid durch. Während die Ausgestoßene weinend auf

der Straße steht, kommt der Nachbar Nikeratos, ist höchst erstaunt über Demeas' Grausamkeit und nimmt schließlich Chrysis mit zu sich hinein.

Damit bricht die erste zusammenhängende Partie des Papyrus ab, und eine große Lücke von mindestens 140, wahrscheinlich aber 280 Versen hat ein gutes Stück der Handlung verschlungen. Demeas ist überzeugt worden, daß der Verdacht gegen Chrysis grundlos war, Nikeratos hingegen beginnt zu ahnen, daß das Kind, das Chrysis mit in sein Haus gebracht hat, in Wahrheit seiner eigenen Tochter Plangon gehört. Er denkt, das Kind zu töten und dem eigenen Vater gebraten vorzusetzen, eine Reminiszenz an die schaurige Tragödie des Thyestes; und als Chrysis das Kind nicht hergeben will, geht er ihr selbst zu Leibe. Da wirft sich Demeas zu ihrem Ritter auf, läßt sie in sein Haus entweichen und hält den Rasenden zurück. Die beiden alten Knaben beginnen eine regelrechte Prügelei, in der Demeas zu unterliegen droht, aber schließlich gelingt es ihm doch, Nikeratos so weit zu beruhigen, daß er im Aufundabgehen sich die Sache ruhig darstellen läßt. Die Hauptsache ist, Moschion wird das Mädchen auf alle Fälle heiraten, und zur Geburt des Kindes muß man möglichst gute Miene machen. Warum sollte nicht ein Gott der Vater sein? Zeus ist zur Danae als goldener Regen durch die Decke gedrungen, als Regen betätigt er sich noch immer, Nikeratos' Dach ist durchlässig genug, wer weiß, vielleicht ist das Kind von Zeus. Laufen doch genug Athener herum, die ein überirdisches Dasein führen. Wirklich läßt sich Nikeratos beruhigen, und so gehen die beiden Alten in bestem Humor zum Hochzeitsmahl ins Haus. Ein Chorlied, offenbar der geladenen Hochzeitsgäste, bezeichnet den Abschluß des Aktes.

Aber nun entsteht eine neue Schwierigkeit. Moschion hat sich den ungerechten Verdacht des Vaters sehr zu Herzen genommen. Er findet ihn so beleidigend, daß er als Soldat in die weite Welt gehen würde, wenn ihn nicht die Liebe zu Plangon zurückhielte. Aber um dem Vater einen heilsamen Schrecken einzujagen, wird er wenigstens so tun, als wolle er auf und davon gehen. Zur Ausführung dieses Planes kommt ihm Parmenon eben gelegen, der in einem sehr drolligen Monolog ausführt, wie dumm es doch war, daß er vorhin dem Herrn entlief, denn tatsächlich habe er doch an allem Vorgefallenen nicht die geringste Schuld. Ohne sich auf eine nähere Begründung einzulassen, befiehlt Moschion dem Sklaven, ihm Schwert und Mantel aus dem Haus zu holen. Wenn das der Vater sieht — so rechnet er —, wird er schleunigst herauskommen und ihn flehentlich bitten, dazubleiben. Eine Weile wird er sich bitten lassen und endlich dem Vater scheinbar den Entschluß zum Opfer bringen, den auszuführen er in Wahrheit nie das Herz hätte. Parmenon kommt sehr schnell ohne Schwert und Mantel wieder aus dem Haus. Zu seinem größten Erstaunen hat er drinnen eitel Friede und Freundschaft und dazu ein fertiges Hochzeitsmahl gefunden. Er glaubt seinen jungen Herrn unterrichtet über den günstigen Umschwung der Dinge und gibt sich die größte Mühe, ihm klarzumachen, es sei ja nun alles gut, er solle nur hineingehen. Moschion bleibt allem Zureden unzugänglich und besteht mit wachsender Heftigkeit auf Ausführung seines Befehls. Die Szene ist wie

mehrere andre dieses Stückes und der Perikeiromene in trochäischen Tetrametern geschrieben; trotz schlechter Erhaltung ist das Wesentliche alles klar:

Parmenon: Herr, du scheinst noch nicht zu ahnen, wie die Dinge drinnen stehen,
Ohne Kenntnis, ohne Einsicht, quälst du dich und mich umsonst.
Moschion: Bringst du nichts?
Parmenon: Sie richten dir ja eben jetzt das Hochzeitsmahl.
Moschion: Bringst du nichts, Halunke?
Parmenon: Weihrauch wird soeben angezündet.
Moschion: Kerl, du bringst nichts?
Parmenon: Dich erwartet die Gesellschaft lange schon.
Moschion: Mich? Was, mich? Den Mantel! Säumst du?
Parmenon: Alles kam zu gutem Ende,
Fasse Mut.
Moschion: Du unterstehst dich, mich zu meistern, frecher Bursche?
(Er schlägt ihn.)
Parmenon: Moschion, was tust du?
Moschion: Willst du schleunigst in das Haus nicht laufen
Und mir bringen, was ich sagte? (Er schlägt ihn wieder.)
Parmenon: Er hat mir das Maul zerschlagen!
Moschion: Reden willst du noch, du Schlingel?
Parmenon: Nein, beim Zeus, ich gehe schon.
Moschion: Zögerst du?
Parmenon: Sie feiern wirklich deine Hochzeit, sieh nur an.
(Er reißt die Tür auf, drinnen sieht man die Hochzeitsgesellschaft. Parmenon ab.)
Moschion: Später kannst du mir das melden. — Jetzt wird gleich der Vater kommen.
Doch wenn er mich nun nicht bittet, hier zu bleiben, sondern zornig
In die Welt gehen läßt? Das hab ich vorher nicht bedacht — was dann?
Ach, er wird schon nicht — doch wenn er's tut? — dann ist ja alles hin!
Lächerlich werd ich mich machen, wenn ich dann den Vorsatz ändere!

Hier hört leider der Papyrus auf, und wir bleiben im Ungewissen, wie die Unterredung zwischen Vater und Sohn ablaufen wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der Dichter noch eine Überraschung vor, denn wenn das Stück jetzt zu Ende ginge, wäre es wesentlich kürzer als griechische und römische Komödien zu sein pflegen. Daß Moschion schließlich seine Plangon heiratet und Demeas Chrysis bei sich behält, ist nicht zu bezweifeln. Sicherlich sind auch in der Samierin sehr hübsche und lustige Szenen, die letzte z. B. muß sich auf der Bühne vortrefflich gemacht haben; aber es wird doch nicht nur an der Erhaltung liegen, daß die Motivierung weniger klar, die Handlung weniger straff erscheint, Menander ist hier eben noch nicht auf der Höhe seines Könnens.

Es ist eine enge Welt, in der Menanders Komödie lebt. Von den großen Zeitbegebenheiten, den gewaltigen Kämpfen der Diadochen um das Weltreich Alexanders dringt kaum ein Hauch in diese stille, nur mit sich, mit Erwerben, Lieben und Genießen beschäftigte Philistergesellschaft. Wie anders stand die Komödie vor hundert Jahren da, als sich alle politischen Kämpfe des attischen Reiches in dem Hohlspiegel des Aristophanes verzerrt, aber lebendig widerspiegelten. Und doch enthält Menanders Komödie fast alles, was in Athen seiner Zeit noch echt und lebendig war. Aus der großen Politik war der kleine Stadtstaat so gut wie ausgeschieden, daran konnten dröhnende Volksreden

und pomphafte Beschlüsse nichts ändern; aber als Erbe einer unvergleichlich reichen Kultur waren Feinheit der Lebensformen, Anmut des Genießens, Zartheit der Empfindung noch immer in Athen vor allem heimisch. Menander schildert die Gesellschaft, in der er lebt, mit peinlicher Treue; und doch steht er immer über ihr und weiß in das bunte Spiel Gedanken über Götter und Menschenlos, über Schuld und Verantwortung zu verweben, die damals nicht die Köpfe der Durchschnittsathener, aber die der großen Philosophen beschäftigten, die Athen ihre geistige Heimat nannten. Das war für seine Zeitgenossen vielfach zu hoch, und so haben sie ihm seine seichteren Rivalen meist vorgezogen. Aber die kommenden Jahrhunderte haben ihn um so mehr gewürdigt.

Wir besitzen aus dem späteren Altertum eine Skizze des Plutarch, in der Menander und Aristophanes miteinander verglichen und dem Menander die Palme gereicht wird. So werden wir heute nicht urteilen; an Originalität, an Reichtum der Phantasie, an übersprudelnder Laune ist Aristophanes seinem jüngeren Nebenbuhler weit überlegen. Aber wenn Aristophanes der genialere Dichter ist, so ist Menander der größere Künstler. Auf seinem eigensten Gebiete der bürgerlichen Charakterkomödie hat er bis auf den heutigen Tag keine Rivalen zu scheuen.

Hippolyte Taine in seinen Briefen.

Ein Gelehrtenleben[1].

Von

A. Bossert.

Taines Briefwechsel ist mit dem vierten Bande zum Abschluß gelangt, und somit liegt ein interessantes Schriftstellerleben in seiner Gesamtheit vor unsern Augen. Nicht immer gereicht eine solche Veröffentlichung einem Schriftsteller zur Ehre. Wäre es doch besser gewesen, wenn manche Einzelheiten aus den Schicksalen eines Viktor Hugo oder eines Sainte-Beuve in der Verborgenheit geblieben. Unbescheidene Zeugen ihrer früheren oder späteren Jahre haben uns leider bewiesen, daß Talent und Charakter nicht immer auf gleicher Höhe stehen. Bei Taine sind solche Gegensätze nicht zu befürchten. Er war überhaupt der Meinung, daß ein Schriftsteller nie anders als in seiner Geistesentwicklung vor dem Publikum erscheinen solle. „Du weißt es," schrieb er an einen Freund, der ihn ausführlich und lobend in einer Zeitschrift besprechen wollte, „du weißt es wohl, es ist meiner Natur zuwider. Von dem Schriftsteller, jenem abstrakten Wesen, das aus Worten und Ideen besteht und das der Öffentlichkeit angehört, sage, was du willst. Aber von der Person, ihrer Art und Weise, ihrem häuslichen Leben, nichts, durchaus nichts!" Er hat nie einer illustrierten Zeitung sein Bild abgeben wollen. Als sein Freund Bonnat sein Porträt malen wollte, gab er es zu, mit der Bedingung, daß das Gemälde nie zu seinen Lebzeiten ausgestellt werden sollte. Seinem letzten Willen zufolge durften von seinen Briefen nur diejenigen veröffentlicht werden, die von allgemeinen Gegenständen, von Philosophie, Geschichte, Ästhetik handelten; und auch in diesen mußte alles an das Privatleben Grenzende gestrichen werden. Er hatte eigentlich nichts zu verbergen, da er stets nur edlen Zwecken diente; es war bloß ein gewisses Anstandsgefühl, das ihm verbot, seine Person zur Schau zu tragen. Seine Ideen dem Publikum vorzulegen und der Kritik zu unterwerfen, war ihm Pflicht. Da aber alles andre ihm

[1] H. Taine, Sa vie et sa correspondance. Vier Bände. Paris, Hachette. 1903—1907.

unbedeutend war, sollte es auch seinen Lesern und sogar seinen Freunden unbedeutend erscheinen.

Hippolyte Taine wurde am 21. April 1828 in Vouziers im Ardennen-Departement geboren. Er war der Sohn eines Anwalts, eines gebildeten und geistreichen Mannes, der sich sogar bei Gelegenheiten nicht ohne Erfolg im Dichten versuchte. Die Familie stammte aus Rethel, wo ihre Hauptvertreter seit dem siebzehnten Jahrhundert fortwährend öffentliche Ämter bekleideten. Vom Vater erhielt Taine seinen ersten Unterricht im Französischen und Lateinischen; er ging mit ihm auf Geschäftsreisen, machte mit ihm Streifzüge im Ardennenwald, den er später aus begeisterter Erinnerung beschrieb. Ein Onkel mütterlicher Seite, der mehrere Jahre in Amerika zugebracht hatte, führte ihn in die englische Sprache ein. Aber der Vater starb schon im September 1840, erst 39 Jahre alt, und die Erziehung des Knaben fiel nun vorzüglich der Mutter anheim. Von dieser, die noch den Ruhm ihres Sohnes erlebte, schreibt Taine in einem im Jahre 1879 verfaßten Testament:

„Wenn meine Mutter mich überlebt, so werden meine Frau und meine Kinder sich daran erinnern, daß sie vierzig Jahre lang meine einzige Freundin gewesen ist, daß sie hernach gleich ihnen meinem Herzen am nächsten stand, und daß ihr ganzes Leben nur zärtliche und aufopfernde Liebe war. Sie werden sich bemühen, mich bei ihr zu ersetzen. Was ich auch getan habe, und was sie auch tun mögen, nie werden sie bei ihr meine Schuld abtragen können. Keine Frau war je Mutter mit solcher Tiefe und Vollkommenheit."

Mit dem Tode des Vaters ging eine Veränderung im Hause vor. Hippolyte wurde nach Paris in ein Institut gebracht, das mit dem Collège Bourbon in Verbindung stand. Die Mutter blieb vorläufig in Vouziers, um ihre Erbschaft, die nicht sehr bedeutend ausfiel, in Empfang zu nehmen. Bald zeigte sich aber, daß der Zögling, der bisher unter Gottes freiem Himmel aufgewachsen war, in der Stubenluft und bei der mageren Kost eines Pensionats verkümmerte. Die Mutter übersiedelte daher mit ihren beiden Töchtern nach Paris und nahm den Sohn zu sich. Sie ließ sich in Batignolles, einem entlegenen Stadtviertel, nieder, und nun begann für den frühreifen Jüngling eine Zeit anhaltender Arbeit, die aus freiem Antrieb hervorging und die ihn bald zu glänzenden Erfolgen führte. An Feiertagen oder in Mußestunden besuchte er mit seiner älteren Schwester die Kunstsammlungen im Louvre, oder er durchwanderte den Park Monceaux, heutzutage ein beliebter Spaziergang der Pariser, damals noch eine Wildnis, eine Art Ardennenwald in kleinerem Maßstabe.

Im Collège Bourbon knüpfte er eine dauernde Freundschaft mit seinem etwas jüngeren Mitschüler Prevost-Paradol an, der später als politischer Schriftsteller Ruhm und Einfluß gewann. Beide besaßen schon früh und entfalteten mehr und mehr ein ausgezeichnetes Formtalent; sie waren aber grundverschiedene Naturen. Prevost blieb sein Lebenlang ein schwankender Charakter. In Sachen der Philosophie und Moral war er ein systematischer Zweifler. Zweifel war ihm nicht Mittel, eine Stufe der Erkenntnis, eine Etappe auf dem Wege der Forschung, sondern Zweck und Ziel. Eine jede

Meinung schien ihm gleichberechtigt, jedes gewonnene Resultat unsicher, also jedes weitere Suchen fruchtlos. Deswegen bestimmte er sich zur Politik: da seien Grundsätze unnütz, ja unbequem, man brauche nur sich an eine Partei zu halten und mit ihr voranzuschreiten. Er bekämpfte etliche Jahre das Kaisertum, ließ sich dann vom „liberalen Ministerium" gewinnen, wurde französischer Gesandter bei den Vereinigten Staaten Amerikas und endete, nach der Enttäuschung von 1870, mit dem Selbstmord. Taine, dem hingegen Gewißheit, streng bewiesene und logisch zusammenhängende Gewißheit in allen Dingen, im Wissen wie im Handeln, Bedürfnis war, Taine liebte ihn trotz seiner Schwächen, aber richtete an ihn schon im Jahre 1849 mahnende Briefe. Es erhellt sogar aus einigen dieser Briefe, daß von den beiden Freunden der schärfere Politiker nicht derjenige war, der sich kühn in die Tagespolitik warf, sondern eben der schüchterne Philosoph, der aus Gewissenhaftigkeit dem öffentlichen Treiben fernblieb.

Letzterer schreibt am 22. Februar 1849:

„Ich beklage Dich, mein armer Freund, ja ich verstehe Dich nicht. Du findest Deinen Zustand elend; Du fühlst, daß es ein Unglück ist, zu zweifeln, zu suchen, sein Leben dem Schein aufzuopfern und dem Zufall preiszugeben, nur immer eitelm Glanz nachzujagen, sich von Meinungen verlocken zu lassen, von denen man nicht einmal weiß, ob sie wert sind, daß man für sie in die Schranken trete. Das alles schmerzt Dich, und doch verbleibst Du gern in Deinem Schmerze. Wohl ist dieser Schmerz edler als der dumpfe Glaube des Naturmenschen, als jene schwankenden Meinungen, die weder wahr noch falsch sind, die man nur als wahr annimmt, und die der dummstolzen Menge ein bequemes Ruhekissen darbieten. Allein Du mußt nicht dabei bleiben, denn das, verstehst Du, das ist eben das Unglück. So lange Du jung und kräftig bist, stark an Seele und Körper, stark durch Deine Geistesanlagen und Leidenschaften, kannst Du in diesem Zustand verharren. Das innere Feuer wird Dich stets aufrecht erhalten und vor jener Schwermut bewahren, deren Ende der Selbstmord ist. Ist es aber erloschen, in Asche zerfallen, was soll aus Dir werden? . . . Das Glück ist eine Unmöglichkeit, die innere Ruhe ist das höchste Ziel des Menschen, und nur durch unerschütterliche Grundsätze gelangt man dazu. Solche Grundsätze habe ich; sie werden mit jedem Tage fester und umfassender. Ich glaube, daß die absolute, zusammenhängende, geometrisch gegliederte Wissenschaft möglich ist. Ich arbeite daran und habe darin schon mehrere bedeutende Schritte gemacht . . ."

Kurz nachher, am 2. März, schreibt er wieder:

„So bist Du denn mit einem Male ehrgeizig geworden. Mein Freund, Du gehst Deinem Unglück entgegen. Alles, was die Sittenlehrer und Prediger darüber gesagt haben, wie unklug es sei, sein Glück auf die äußern Dinge zu setzen, ist wahr. Du gehst Deinem Unglück entgegen und, was das Schlimmste dabei ist, Du wirst hin und her schwanken, von entgegengesetzten Wünschen bestürmt wie ein gutes Segelschiff ohne Ballast. Dein eigenes Talent wird Dich unglücklich machen, bedenke das wohl . . .

„Die innere Ruhe, verstehst Du, was ist das? Es ist das höchste Gut, denn es ist die leichte und geregelte Handlung. Ich meinerseits kann nicht anders handeln. Mein einziges Bestreben ist, an mir selbst zu arbeiten, um mit jedem Tage meinen Wert um etwas zu erhöhen, damit ich ohne Mißvergnügen in mein Inneres schauen könne. Eine solche Zuflucht, Du weißt es, darf der Mensch nicht entbehren. Das wirkliche Leben ist oft so peinvoll und abgeschmackt, daß wir jeden Augenblick ihm zu entfliehen geneigt sind. Die meisten Menschen sind so schlecht, so verachtungswert und stumpf,

daß man immer die Möglichkeit haben muß, mit sich selbst zu verkehren. Ich will demnach, als ein wahrer Wollüstling, mich bestreben, mein inneres Daheim zu säubern und auszuzieren, einige richtige Ideen, gute Anlagen, aufrichtige Liebesneigungen darin wohnhaft zu machen. Das ist weiter nichts als haushalten. Ich habe keine Lust, ein geräuschvolles Leben zu führen, mich in Gesellschaften einzudrängen, Ruhm und Ehre zu erwerben, wenn das eigene Haus ungekehrt und unansehnlich daliegt . . ."

Auf die Einwendung des Freundes, ob er denn auf alles praktische Wirken verzichtet habe, antwortet er am 30. März:

„Ich will nicht mich jetzt schon in das politische Treiben einlassen. Ich bleibe abseits stehen, Du weißt warum. Ich will nie eine wichtige Tat vollbringen, ohne zu wissen, ob sie gut ist. Ich will mich keiner Partei anschließen, ohne zu wissen, ob sie im Recht ist. Ich will mit meinen Schriften keine Lehre verteidigen, ohne tief überzeugt zu sein, daß sie in der Vernunft begründet ist . . .

„Du aber, sonderbarer Mensch, Du bist so kampflustig, daß es Dich drängt, in die Reihen zu treten, bevor Du weißt, welche Partei die bessere ist. Du fürchtest so sehr ein philosophischer Müßiggänger zu bleiben, daß Du um jeden Preis aus Deinem jetzigen Zustand heraustreten willst, selbst auf die Gefahr hin, Unheil anzurichten. Ist das vernünftig, und fühlst Du nicht, daß Du um so schädlicher sein kannst, als Du mehr Kraft und Reiz in der Rede besitzest? Was wirst Du sein? Ein Sklave, denn einen Sklaven nenne ich den, der aus Vorurteil oder Leidenschaft oder im Interesse einer Partei und nicht ausschließlich aus Beweggründen der Vernunft handelt . . .

„Willst Du denn weiter nichts als eine Kriegsmaschine sein? Und fühlst Du nicht, welch bittern Schmerz Du Dir bereitest, wenn einst, nach gewonnener oder verlorener Schlacht und allem Unfug politischer Kämpfe, Du an Dir selbst in Zweifel gerätst, wenn Du Dich fragen mußt, ob Du auch der guten Sache gedient oder ob Du Dich nur um den Ruin Deines Vaterlandes bemüht hast? Das ist ein furchtbarer Zweifel, und um demselben zu entgehen, möchte ich lieber jeder Handlung entsagen.

„Du darfst nicht einwenden, daß auf diese Weise niemand handeln würde. Die unwissende Volksmenge läßt sich von dem Instinkt leiten, der die Staaten durch alle Umwälzungen hindurch wieder auf die rechte Bahn bringt, und neben der Unwissenheit des Bauern gilt nur die Wissenschaft des Philosophen, aber es gilt kein Drittes. Der Bauer stimmt nach dem Interesse seines Ackers und dem Gerede seines Dorfes, der Philosoph nach metaphysischen oder historischen Gründen, und zwischen beiden wälzt sich der schnöde Haufe jener halbgelehrten Dogmatiker, welche die Unwissenheit des Bauern mit dem Selbstvertrauen des Philosophen verbinden. Aus diesen Reihen gehen alle ehrgeizigen und gefährlichen Politiker hervor, welche die Urheber alles Übels sind, weil sie weder den blinden, aber sicheren Instinkt noch die selbstbegründete Wissenschaft besitzen und so alles dessen entbehren, was die Gesellschaft aufrecht hält und die Staatsumwälzungen vor Abwegen bewahrt . . ."

Am November vorher war Taine nach glänzend bestandener Prüfung in die obere Normalschule eingetreten. Dies war damals in Frankreich die einzige Anstalt, wo ein künftiger Gymnasial- oder Universitätslehrer sich zu seinem Berufe vorbereiten konnte. Der Hochschulunterricht war einzig auf glänzenden Vortrag berechnet; eigentliche Lehrerseminarien, außer für Mittelschulen, gab es nicht. Verschiedene Hochschulen zu besuchen, wie es in andern Ländern und auch früher in Frankreich Sitte war, wäre für einen Studenten ein fruchtloses Bemühen gewesen; er hätte überall nur dieselbe Glocke gehört. Selbst auf der oberen Normalschule waren zwar vorübergehend, je nach den

Lehrern, einzelne Fächer wissenschaftlich belebt, aber dem ganzen System haftete doch eine gewisse oberflächliche Einseitigkeit an. In der Literatur war der Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts maßgebend; in der Philosophie war der Cousinsche Eklektizismus mit klerikalem Anstrich beinahe alleinherrschend. Fremde Sprachen, auswärtige Literatur und Philosophie waren als Nebensache betrachtet. Taine zeichnete sich unter seinen Mitschülern durch sein stilles, zurückgezogenes Wesen aus. Er blieb nicht beim vorgeschriebenen Programm stehen, sondern suchte durch persönliche Arbeiten seinen Gesichtskreis nach allen Seiten zu erweitern. Er beschäftigte sich abwechselnd mit alter und neuer, französischer, englischer und deutscher Philosophie, las die Bibel und sogar die Kirchenväter; es liegen von ihm aus jener Zeit Aufsätze über Luther, Kant, Schelling, Hegel, sogar über die Nibelungen vor. Einer seiner besten Lehrer, der Philosoph Vacherot, gab ihm folgendes Zeugnis:

„Der arbeitsamste, ausgezeichnetste Schüler, den ich in der Schule gekannt habe. Ein für sein Alter erstaunliches Wissen; eine beispiellose Wißbegierde. Rasche Fassungskraft; Feinheit und Tiefe des Denkens; ein merkwürdiger Geist. Nur zu schnell im Begreifen und Urteilen. Hängt zu sehr an Formeln, an Definitionen, denen er oft die Wirklichkeit der Dinge opfert, zwar unwillkürlich, denn er ist höchst aufrichtig. Taine wird einst ein ausgezeichneter Lehrer, ja noch mehr, ein Gelehrter ersten Ranges sein, wenn seine Gesundheit es ihm erlaubt, seine Laufbahn bis ans Ende zu verfolgen. Ein sanfter Charakter, ein liebenswürdiges Äußere und dabei ein fester, unbeugsamer Geist, der sich in seinem Denken von niemandem bestimmen läßt. Er lebt übrigens kaum auf dieser Welt; er hat Spinozas Wahlspruch zu dem seinigen gemacht: ‚Leben um zu denken'. Ohne Tadel in seiner Aufführung. Was die Sittlichkeit betrifft, so ist, glaube ich, dieser ganz ungewöhnlich edlen Natur jede Leidenschaft fremd, außer der Wahrheitsliebe."

Vacherot hat schon damals, wie man sieht, bei allen Vorzügen Taines auch den Grundfehler seiner Denkweise hervorgehoben, den unwiderstehlichen Hang zum Abstrahieren, zum Formulieren. Das ist seine Achillesverse. Kaum hat er einige Beobachtungen zusammengestellt, so muß sich daraus ein allgemeiner Grundsatz ergeben; und kommen hernach neue Tatsachen zum Vorschein, so müssen sie sich eben der Formel anbequemen.

Vacherot fügt noch hinzu: „In allen Übungen und Prüfungen läßt er alle seine Mitschüler weit hinter sich." Seine Lehrer glaubten also auf einen gleichen Erfolg für ihn hoffen zu dürfen, als er nach dreijährigem Aufenthalt in der Schule das Staatsexamen bestand, das ihn zum öffentlichen Lehrer der Philosophie befördern sollte. Er wurde aber wegen seiner freisinnigen Denkweise, die er nach seiner gewohnten Aufrichtigkeit ohne Hehl an den Tag legte, von der Prüfungskommission, in der klerikaler Parteigeist herrschte, einfach zurückgewiesen, und es wurde ihm eine seinem Talent und Wissen nicht angemessene Stellung im Collège zu Nevers angewiesen, wo er ein Jahr lang das farblose Stilleben einer kleinen Provinzstadt kennen lernen mußte. Er flüchtete sich in seinen Ideenkreis, sein „inneres Daheim", wie er sich einmal ausdrückt, und war beinahe glücklich dabei.

„Wie könnt ihr nur glauben, ich sei unglücklich?" schreibt er an seine jüngere Schwester am 9. November 1851. „Kann ich es sein bei den Studien, die mich entzücken, mit den Ideen, die unaufhaltsam in meinem Kopfe hin und her ziehen

und mir als treue Freundinnen die lieblichste Unterhaltung gewähren? Mein Leben ist so voll, daß ich nicht einen Augenblick habe, um mich zu langweilen oder zu betrüben. Mit diesen Gedanken stehe ich morgens auf und vergesse dabei, daß es viel angenehmer wäre, im Bette zu bleiben. Ist es denn ein so großes Unglück, in der Frühe zu arbeiten, den warmen Schlafrock über sich und einen Teppich unter seinen Füßen? So war ich es in der Schule gewohnt, und so pflege ich es noch. So verlängere ich jeden Tag um zwei Stunden: nach zwölf Jahren macht das ein volles Jahr. Leben ist tätig und produktiv sein, und Du hättest ja keine Achtung für einen Weichling oder einen Faulenzer . . .

„Ich habe die folgsamsten Schüler; im Collège geht alles gut. Morgen bin ich beim Direktor auf den Abend eingeladen. Niemand hat hier das Pulver erfunden, aber ich finde überall nur Wohlwollen und Höflichkeit. Ich bin um nichts verlegen; mein Hauswesen ist mit wenigem besorgt und geht unversehens vor sich. Mein Leben ist kaum anders geworden. Die Möblierung meines Kopfes habe ich mitgebracht, so daß ich mich ganz in meiner Welt wiederfinde. Dazu mein Klavier und meine Bücher. Wenn ich an meinem Tisch oder bei meinem Kaminfeuer sitze, meinen Ideen nachfolge oder meine Beobachtungen niederschreibe, so fühle ich mich wie im Paradies; und habe ich Kopfschmerzen, wie zart und innig kommen mir dann Mozart und Mendelssohn zu Hilfe! Wenn ich an so viele arme Teufel denke, so bin ich auf dem Punkt, ein Sozialist zu werden und gegen mich selbst zu eifern, als genösse ich unverdiente Vorrechte . . .“

Auf die Länge aber wurde seiner gefühlvollen, mitteilungsbedürftigen Natur die geistige Vereinsamung zur Last. Vier Monate später schreibt er seinem vormaligen Mitschüler Suckau, der ebenfalls die Philosophie zu seinem Berufe gemacht hatte und der später Lessings Dramaturgie übersetzte:

„Bisher habe ich tapfer gegen die Langweile angekämpft; ich arbeitete. Du weißt, was ich in der Psychologie geleistet. Ich habe die Hegelsche Logik ganz gelesen und habe nur noch meine Bemerkungen darüber niederzuschreiben. Nun fehlt mir aber dieses letzte Hilfsmittel auch. Ich bin leidend und so geistesmatt, daß es mir unmöglich ist, zwei Ideen aneinanderzureihen. Meine letzte Zuflucht gegen mich selbst ist dahin. Ich kann weder an mich noch an irgend etwas denken ohne Ekel, und ich kann es nur von Zeit zu Zeit; es ist dann wie ein plötzlicher Aufschrei des Willens, ein philosophischer Blitz, und ich sinke gleich wieder zurück und liege darnieder. Der Umgang mit meiner Umgebung ist mir eine Qual; ich kann mit niemandem weder ernst noch vertraulich reden, und meine freie, einsame Langweile ist mir noch lieber als die gezwungene Langweile in Gesellschaft . . .“

Dazu gesellten sich noch andre Unannehmlichkeiten. Man war im ersten Jahre der Napoleonischen Selbstherrschaft. Das öffentliche Lehramt, besonders das philosophische, wurde streng überwacht, und Taine, so bescheiden und maßvoll er auch in seiner Rede war, war bei der Obrigkeit nicht gut angeschrieben. Das philosophische Staatsexamen, die Agrégation de Philosophie, wurde aufgehoben: hatte man doch vor der Hand, so meinte das Dekret, Philosophen genug. Taine wandte sich nun zum rein literarischen Examen, und mit seinem gewohnten Arbeitseifer ging er sogleich an die Vorbereitung. Aber auch die Agrégation des Lettres wurde umgestaltet und auf eine spätere Zeit verlegt. Es blieb dem strebsamen Lehrer nichts übrig, als eine Doktordissertation einzureichen. Einstweilen wurde er auf das Sommersemester von Nevers nach Poitiers versetzt, wo er nicht mehr Philosophie, sondern Rhetorik dozieren sollte, ein Lehrfach, meinte ein offizielles an ihn gerichtetes Schreiben,

„das für seine künftige Laufbahn weniger Gefahr biete". Man hoffte zugleich, hieß es in demselben Schreiben, „er würde sich von gewissen Meinungen lossagen, die er bei reiferer Überlegung nach ihrem wahren Wert würde schätzen lernen; im entgegengesetzten Falle würde man ihn seines Dienstes entheben müssen".

Sein Freund Suckau schrieb ihm eine Art Trostbrief; er antwortete:

„Ich wünsche nur, daß Du Dich so leicht tröstest wie ich. Und warum tröste ich mich? Die Ursache ist sehr einfach, mein Freund; seit acht Monaten fallen die Enttäuschungen so zahlreich und immer stärker über mich, daß ich nicht nur Spinozas Lehre, sondern auch seine Praxis zu verstehen anfange. Ich betrachte meine Zukunft in der Universität als verloren, und da es die einzige Zukunft ist, die mir offen steht, da ich auch keine Hintertür weiß, die mich aus der Löwengrube hinausführen könnte, so gewöhne ich mich an die Idee, daß meine Berufstätigkeit nichts weiter für mich sein soll als ein Mittel, mein Brot zu verdienen. Statt meinen Ehrgeiz befriedigen zu wollen, will ich jedem Ehrgeiz entsagen . . .

„Ich lebe sehr glücklich in Poitiers, mit meiner Dissertation ‚Über die sinnliche Wahrnehmung' beschäftigt, und ohne die Furcht vor dem Examen wäre ich vollkommen ruhig. Denken, seine Gedanken ordnen, seine Gedanken niederschreiben, ist eine köstliche Sache; man ist dabei um so zufriedener, als man weniger an das Publikum denkt. Es ist die Liebe unter vier Augen. Kann ich es einmal über mich bringen, die Welt auf immer zu vergessen und allein mit meinem Denken, mit dieser reizenden Geliebten zu leben, so glaube ich, es wird mir nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. Ich bestrebe mich, alle Aufwallungen des Zornes, alle Wünsche zur Ruhe zu bringen. Seit sechs Monaten lese ich keine Zeitungen mehr; ich rede weder von Politik noch von Religion. Vor sechs Monaten schmerzte mich das, heute ist es mir angenehm . . ."

Die Dissertation „Über die sinnliche Wahrnehmung" wurde nicht einmal zur öffentlichen Prüfung zugelassen; sie wurde abgelehnt wegen einiger Kantischer Lehrsätze, die Taine sich angeeignet, und die er später in seinem philosophischen Werke „De l'Intelligence" weiterentwickelte. Nach vollendetem Studienjahr wurde ihm eine Sexta am Lizeum zu Besançon angeboten; er zog vor, einen Urlaub zu nehmen und suchte nun, in Paris Privatunterricht zu erteilen.

„Ich habe sechs Stunden jede Woche," schreibt er an Suckau im November 1852: „Summa, 33 Franken, gerade genug, um zu leben, wenn ich meine geringen persönlichen Mittel dazu nehme. Es ist alles teuer in Paris. Dazu muß man sich kleiden, weit umherlaufen; man verliert viel Zeit für wenig Geld."

Er überwand abermals seine gedrückte Lage durch angestrengte Arbeit. Da ihm alle philosophischen Wege versperrt waren, wandte er sich zur reinen Literatur, und in sechs Wochen war eine neue Dissertation „Über Lafontaines Fabeln" fertig. Einen unverfänglicheren, auch abgedroscheneren Gegenstand konnte es wohl nicht geben. Was war nicht schon über Lafontaine und über die Fabel überhaupt gefabelt worden! Und doch vermag Taine Neues zu bringen. Die Lafontainesche Fabel erschien ihm als ein Gesamtbild des siebzehnten Jahrhunderts, wie es auf andre Weise Labruyère und Saint-Simon gezeichnet hatten, ein mannigfaltiges Schauspiel, in dem jeder Stand, vom Löwenkönig bis herab zum geringsten Mann aus dem Volke, seine Rolle spielte. Die Verteidigung der These war glänzend, und Ende Mai 1853 hatte Taine seinen

Doktorhut erlangt. Das reizende Buch drang ins größere Publikum; die Auflage war in drei Wochen vergriffen; es war Taines erster literarischer Erfolg.

Er neigte nun mehr und mehr zum Schriftsteller, konnte aber doch den Privatlehrer nicht mit einem Male loswerden. Seine Preisschrift, ein „Essay über Livius", erschien im Jahre 1855. Er hatte nach seiner Gewohnheit den Gegenstand erweitert und von philosophischer Höhe betrachtet, alte und neue Historiker zum Vergleich herbeigezogen und festzustellen gesucht, was überhaupt die Geschichtschreibung vom Standpunkte der jetzigen Wissenschaft sein sollte. Er war in ein freundschaftliches Verhältnis zur Verlagshandlung Hachette getreten, wurde Mitarbeiter an der „Revue de l'Instruction Publique", am „Journal des Débats" und bald an der „Revue des Deux Mondes". Seine philosophischen und literarischen Aufsätze gruppierten sich in zwei Hauptwerken, den „klassischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts" und der „Geschichte der englischen Literatur". Seine kritische Methode hat er in der Einleitung des letzteren Werkes dargelegt; er behauptete, man solle vor allem einen Schriftsteller in sein geschichtliches und gesellschaftliches „Milieu" versetzen und dann alle Einzelheiten seines Wesens, alle Äußerungen seiner Tätigkeit auf seine Grundeigenschaft zurückführen und wie in einen Brennpunkt vereinigen. Welches aber seine Lieblingsdichter in allen Zeiten waren, das hat er in einem Briefe an seinen ehemaligen Lehrer Hatzfeld angedeutet. Dieser war ein entschiedener Anhänger der klassischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts; Taine hingegen warf jener Literatur, bei aller idealen Größe, eine gewisse Beschränktheit in ihrem Ideenkreis und eine gewisse Einseitigkeit in der Ausführung vor.

„Wir geben beide zu," schreibt er am 12. Mai 1854, „daß die Einheit eine Bedingung des Schönen ist, daß alle Teile eines Werkes nach einem einzigen Zielpunkt gerichtet sein sollen, daß ein Künstler kein Daguerreotyp ist. Ich glaube mich aber von Ihrer Ansicht zu trennen, wenn ich hinzufüge, daß der Künstler nicht nur die allgemeinen, sondern auch die besonderen Züge treu wiederzugeben hat, daß seine Gestalten den Stempel einer ganz eigenen, originellen Persönlichkeit tragen sollen, und daß das Leben eben in dieser Eigenheit besteht, wodurch ein Mensch sich von allen andern unterscheidet, und wodurch alle seine Bewegungen, alle seine Ideen, alle seine Handlungen nur ihm allein gehören, im Gegensatz zu reinen Ideen, allgemeinen Typen, kalten Allegorien.

„Diese Charakteristik, wie die Deutschen sagen, ist etwas andres als die sogenannte Lokalfarbe. Shakespeares Personen sind insgesamt Engländer oder vielmehr Menschen des sechzehnten Jahrhunderts, keine Römer, keine Barbaren, keine Italiener. Mit den Figuren Rembrandts, des Malers, der mir am meisten zusagt, ist es ebenso. Sie haben jene originelle und charakteristische Gestalt, die ich überall suche; sie sind wahr und lebendig, komplexe und reelle Wesen, keine Ideen. Wenn ich Corneille und Racine lese, so höre ich Reden eines Advokaten; ich bewundere die Größe gewisser Antworten, die Feinheit gewisser Auseinandersetzungen; aber, ich muß es gestehen, ich sehe keine Menschen. Es sind Leidenschaften, die diskutieren, räsonnieren und streiten. Es scheint mir beinahe, man könnte über die verschiedenen Antworten schreiben: der König, die Königin, der Vertraute, der Liebhaber, die Geliebte usw., und die Eigennamen weglassen. Ich empfinde keine Täuschung der Sinne, indem ich diese Reden lese; es ist mir nie widerfahren, das Buch zu vergessen und etwa

zu glauben, ich hätte neben mir Menschen in Gefahr, von Schmerz ergriffen, von Leidenschaft bewegt; was mir jeden Augenblick widerfährt, wenn ich ‚Othello', ‚Hamlet', ‚Coriolan', ‚Heinrich IV.' lese, und was mir oft widerfahren ist mit Goethe, Byron, Beyle, Balzac, Musset. Da trifft jedes Wort ins Herz. Alles, was die menschliche Seele bewegt und zerreißt, alle Schrecken, allen Wahnsinn der Leidenschaften empfinde ich da, nicht nach einem Studium, durch Nachdenken, wie bei den andern, sondern sogleich und unwillkürlich. Ich bin ergriffen, und nachdem ich das Buch niedergelegt, dauert der Eindruck fort, und zwei Stunden hernach, beim Weggehen oder bei Tische, kommt mir das Bild wieder plötzlich vor Augen und erschüttert mein Inneres."

Er war in seinem Lesen ein Kosmopolit. Er war früh in der englischen Sprache unterrichtet worden; das Deutsche erlernte er später und mühsamer, zum besonderen Zweck, Hegels Logik und Enzyklopädie lesen zu können; im Italienischen übte er sich während seiner Reisen. Alles menschliche Denken und Wissen erweckte bei ihm leidenschaftliche Neugierde. Er hatte von Jugend auf einen Hang zu den Naturwissenschaften gehabt, und seitdem die Beendigung seiner Doktordissertation und seiner Schrift über Livius ihm mehr Muße gewährte, besuchte er die Vorlesungen in der medizinischen Fakultät und im Museum des Jardin des Plantes, studierte Anatomie und Physiologie und arbeitete in den Laboratorien. Allein das vielseitige Streben und Forschen, verbunden mit der Unsicherheit seiner Lage, untergrub am Ende seine Gesundheit; er litt an Kopf- und Halsschmerzen und konnte nur noch mit Mühe einige Stunden des Tages arbeiten. Es wurde ihm eine Badekur in den Pyrenäen verordnet, und um sich die Mittel dazu zu verschaffen, nahm er von Hachette den Auftrag an, einen „Reiseführer" zu schreiben. Als aber der Verleger die glänzende, mit Phantasie und Humor ausgeschmückte Beschreibung las, fand er das Wort „Führer" für ein solches Erzeugnis zu bescheiden, und so entstand, mit einigen neuen Zusätzen, die „Reise nach den Pyrenäen", die später von Gustav Doré illustriert wurde.

Taine stellte sich manchmal die Frage, ob er nicht seinen Geist durch übertriebene Spannung gelähmt habe.

„Ich bin vielleicht," schreibt er in einem Selbstbekenntnis vom 10. Oktober 1862, „auf einen Irrweg geraten. Ich habe mehrere Ursachen, das zu glauben, wenigstens teilweise. Im allgemeinen bin ich so beurteilt worden: zu systematisch, gekünstelt. Sogar wohlwollende Rezensenten haben mir das vorgeworfen, und man muß auf die allgemeine Stimmung des Publikums sehr achtgeben.

„Ich habe meinen Kopf abgemattet. Jetzt muß ich innehalten, mehrere Male im Jahre, manchmal drei oder vier Monate, ganz müßig bleiben. Zwei volle Jahre bin ich zu jeder Arbeit unfähig gewesen. Ich muß mich ungeheuer anstrengen, wenn ich etwas schreiben will, und nach zwei oder drei Stunden, manchmal nach einer Stunde, muß ich aufhören. Wahrscheinlich ist meine Art zu schreiben meiner Natur zuwider, da sie mich so sehr schmerzt . . .

„Meine Ideen reihen sich nicht mehr aneinander wie vormals; ich habe nur Blitze, heftige Empfindungen, Sprünge, Worte, Bilder . . .

„Was bleibt mir übrig? Meine Eindrücke niederzuschreiben, in Hefte einzutragen, nach der Laune der Feder . . ."

Diese Zeit der Abspannung benutzte er zu Reisen. Bereits im Jahre 1858 hatte er einen kurzen Ausflug nach Belgien und Holland und dann über

Köln, Heidelberg und Straßburg gemacht, und schon damals war ihm der Gedanke gekommen, ein Buch über die niederländische Malerei zu schreiben. Länger verweilte er in England; er wollte seine englische Literaturgeschichte nicht herausgeben, ohne den englischen Charakter auf englischem Boden studiert zu haben; das Werk erschien in drei Bänden im Jahre 1863. Das folgende Jahr verbrachte er zum Teil in Italien. Sein erster Eindruck daselbst war eine Enttäuschung. „Die Dinge sind immer schöner aus der Ferne," schreibt er aus Rom an seine Mutter, „und hier muß man sich zuerst an vieles gewöhnen, an die üblen Gerüche, die man überall einatmet, an das Gekreisch in der Sixtinischen Kapelle, dem, wie man sagt, eine schöne Musik zugrunde liegt, an die Beschädigung der berühmtesten Freskogemälde, wodurch Dreiviertel ihrer Wirkung verloren geht, an die abscheuliche Verzierung der Kirchen, wo der lächerlichste Flitterkram sich an allen Wänden emporwindet, und so weiter." Im Jahre 1868 besuchte er das Elsaß, dann abermals Belgien und Holland, im folgenden Jahre München, Innsbruck und Oberitalien.

Im Frühjahre 1870 begab er sich zu einem längeren Aufenthalte nach Deutschland, traf im Juni in Frankfurt ein, ging von da nach Weimar und wollte dann weiter nach Berlin, als er durch den Tod einer Verwandten nach Paris zurückgerufen wurde. Er hatte die Absicht, seitdem er seine englische Literaturgeschichte durch einen vierten Band zum Abschluß gebracht, ein ähnliches Werk über die deutsche Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zu unternehmen. Der Krieg machte dem Vorhaben ein schroffes Ende; aber einige seiner Vorstudien sind in seinem Briefwechsel aufbewahrt geblieben. Daß er einen Teil seiner eigenen Bildung der deutschen Philosophie schuldete, hat er oft ausgesprochen. Als einmal Gabriel Monod, der spätere Gründer der „Revue Historique", damals Schüler der Oberen Normalschule, ihn über die Fortsetzung seiner Studien zu Rate zog, wies er ihn an irgendeine deutsche Universität, wo er sich mit der wissenschaftlichen Methode befreunden könne; er schrieb damals (den 30. August 1864):

„Die Überlegenheit der Deutschen in den historischen Studien erklärt sich aus zwei Ursachen.

„Erstens: sie sind Philologen. Sie gehen auf den Urtext zurück, lesen die Handschriften, die Inedita, gehen nach Paris, nach Oxford, nach Dublin, um Varianten zu vergleichen. Ihre Studien sind von erster Hand. Die französische Lehrmethode ist darin mangelhaft, daß sie die Wissenschaft bloß aus zweiter Hand gibt, durch Handbücher, Kompendien, Vorträge, fertige Ausgaben. Ein Schriftsteller, ein Historiker muß vor allem die Urkunden und Denkmäler vor sich haben, wie sie sind, verwischt und verstümmelt, ohne irgendwelche Verbesserung oder Ergänzung.

„Zweitens: sie sind Philosophen. Sie haben fast alle auf der Universität wenigstens einen Kursus über Philosophie durchgemacht und so sich gewöhnt, die Dinge im allgemeinen und sozusagen in großen Massen zu betrachten: daher ihre Ideen über die Gesamtentwicklung einer gewissen Kulturperiode. Nur durch allgemeine Betrachtungen dieser Art ist es ja möglich, in entfernten und völlig undatierten Epochen einige Anhaltspunkte zu gewinnen."

Hingegen an Formtalent, meinte er, seien die Franzosen den Deutschen überlegen. In einem Notizenheft vom Monate April 1870, zur Zeit, als er sich durch Lesen der Geschichtschreiber und Dichter auf seine letzte Reise nach Deutschland vorbereitete, schreibt er:

„Wenn ein wohlhabender Deutscher nach Frankreich kommt, so ist er entzückt; es sind seine Ferien. Aber kaum ist er wieder zu Hause, so kann er nicht übel genug von Frankreich reden. Da heißt es immer: die französische Frivolität, und frivol ist Kunst, Stil, Talent, Darstellung. Einem Deutschen genügt es, wenn eine Idee nur angedeutet ist; ein Kunstwerk ist weiter nichts als die Übertragung eines aprioristischen, ästhetischen, besonders moralischen Konzepts. Hettner tadelt Goethe, daß er die sittliche Idee eines seiner Dramen nicht genugsam hervorgehoben habe."

Dann kommt er wieder auf die Grundeigenschaft des deutschen Charakters zurück. Nachdem er einen Aufsatz Mommsens über einen Zeitpunkt der römischen Geschichte gelesen, wo Tacitus und Plutarch dieselbe Quelle benutzt haben, schreibt er in sein Heft:

„Das ist die wahre Philologie; dazu gehört Scharfsinn und literarische Feinheit im höchsten Grade, verbunden mit einer Gelehrsamkeit, die ins einzelne geht. Es handelt sich darum, den Wert eines Geschichtschreibers abzuschätzen, statt alles, was er uns darbietet, in Bausch und Bogen hinzunehmen. Man geht auf seine Quellen zurück, um seine Glaubwürdigkeit zu ermessen. Nach den Übereinstimmungen der beiden uns überlieferten Erzählungen kommt man dem Originalverfasser auf die Spur. Daraus ergibt sich dann die Methode des späteren Historikers; man sieht, was er ausgelassen, was er hinzugefügt, was er bunt ausgemalt oder schwach gezeichnet hat, wie weit seine Kenntnis geht und inwiefern er sich von der Leidenschaft verleiten ließ . . .

„So entsteht eine vollständige, in Frankreich unbekannte Wissenschaft. Alle griechischen und lateinischen Schriftsteller müssen Wort für Wort studiert werden. Der Kritiker muß seine Autoren sozusagen vor sich schreiben sehen, und zu diesem Zweck muß er ihre Vorarbeit erraten haben, ihrem Gedanken nachgefolgt sein. Ein Buch ist ein natürliches Produkt; man versteht es nur, wenn man es hat entstehen sehen. Es ist ein abschließender See: welche Quellen und Bäche haben ihm ihre Wasser zugebracht? . . ."

Taines Freunde wünschten für ihn eine Lehrstelle, wozu er durch sein vielseitiges Wissen und die Redlichkeit seines Charakters geeignet war, und die ihn zugleich der Nahrungssorgen überhoben hätte. Allein dieselben Einflüsse, die ihm früher entgegenstanden, verfolgten ihn noch weiter. Er sagt einmal: „Hast du einen Weltmann zum Gegner, so kannst du ihn zur Rede stellen oder ihm ausweichen; hast du aber einen Jesuiten zum Feind, so findest du ihn überall auf deinem Wege." Erst in den späteren Jahren des Kaisertums herrschte ein etwas liberalerer Geist. Auch fand Taines Schriftstellertalent mehr und mehr Anerkennung; man verglich ihn gern mit Renan und stellte ihn auf gleiche Höhe. So geschah es, daß er im Jahre 1863 in die Prüfungskommission zur Aufnahme in die Militärschule zu Saint-Cyr ernannt wurde; er bekleidete dieses Amt bis 1866 und fand dabei Gelegenheit, die verschiedenen Provinzen Frankreichs, wo die Kommission abwechselnd ihren Sitz hatte, zu besuchen. Im Oktober 1864 begann er seine Vorlesungen über Kunstgeschichte in der École des Beaux-Arts, wo er einen dauernden Erfolg zu verzeichnen hatte und nach und nach die Materialien zu seiner „Philosophie de l'Art" sammelte, die seit 1880 in zwei Bänden vorliegt. Im Jahre 1868 heiratete er die Tochter des Baumeisters Denuelle und lebte nun meist auf dem Landgute seines Schwiegervaters in Chatenay, nahe bei Paris. Er hielt sich fern vom politischen Schauplatz, abgeschlossen wie ein Einsiedler

in seiner abstrakten Welt, und ahnte die Gefahr nicht, die sein Vaterland bedrohte. Noch während seiner letzten Reise über Frankfurt nach Weimar war er überzeugt, die Schwierigkeiten mit Deutschland würden sich friedlich beilegen. Die Kriegserklärung traf ihn daher unvorbereitet, rüttelte ihn gewaltsam aus seinem Studienleben auf, und als nun nach dem Unheil des Kriegs noch die Empörung in Paris ausbrach und in Bürgerkrieg auszuarten drohte, kam er ganz außer Fassung und sah mit Schrecken der Zukunft entgegen.

In dieser Stimmung schrieb er sein letztes und umfangreichstes Werk, „Les origines de la France contemporaine", das er zunächst auf drei Bände berechnete, das er aber infolge des sich anhäufenden Materials in zehn Bänden kaum fertig brachte. Er glaubte die Quelle der gegenwärtigen Übelstände teils in den Gewalttaten der ersten Revolution, teils in den Schwächen des Nationalcharakters zu finden. „Mein Buch", sagt er in einem Briefe, „soll, wenn ich Kraft und Gesundheit behalte, eine ärztliche Konsultation sein; bis aber der Kranke sein Heilmittel erkennt, wird es noch eine geraume Zeit dauern." Und an einer andern Stelle: „Das französische Volk seit 1789 ist ein Pferd, das Untugenden an sich hat und zudem schlecht geritten wird; an den Unfällen, die es erlitten, war bald das Pferd, bald der Reiter schuld." Das Buch erregte vielfachen Widerspruch. Taine äußert sich darüber in einem Briefe an Saint-René Taillandier (vom 20. Juli 1881), in dem er zugleich seine Ansicht in kurzen Worten zusammenfaßt:

„Ich kann mich geirrt haben, aber ich habe mein Möglichstes getan, um hell und genau zu sehen, und ich kann auch versichern, daß die Aufgabe nicht leicht war. Was Politik betrifft, leben wir in einer Sphäre gemachter Ideen, und es ist ebenso gefährlich als unangenehm, den Meinungen entgegenzutreten, die dem Publikum durch die Erziehung eingepflanzt wurden und in denen es aufgewachsen ist. Diese Meinungen waren auch die meinigen, als ich meine Untersuchungen begann, und nicht ohne Mühe und Verdruß gelang es mir, mich von ihnen freizumachen.

„Über das Wort Revolution muß man sich verständigen. Versteht man darunter die Abschaffung der alten Regierungsform, der königlichen Willkür, des Feudalwesens, so gibt es nichts Gerechteres; nicht nur in Frankreich, sondern in Italien, in dem größten Teile von Deutschland, in Spanien war die alte Maschine faul geworden und zum Niederwerfen bereit. Aber dies konnte auf zweierlei Art geschehen, auf die englische und deutsche nach den Grundsätzen von Locke und Stein, oder auf die französische nach Rousseaus Prinzipien. In Frankreich, wo die letztere Art vorwaltete, mußten wir nicht nur die Metzeleien der Revolution und des Kaiserreiches erleben, sondern die verderblichen Folgen von Rousseaus Lehre wirken noch heutzutage fort. Im Namen der Volkssouveränität haben wir Insurrektionen, Revolutionen, Staatsstreiche gehabt und werden noch solche haben. Im Namen der Volkssouveränität haben wir die überspannte Zentralisation, das Eingreifen des Staates in das Privatleben und das unbegrenzte Beamtenwesen mit allen seinen Folgen. Die Zentralisation und das allgemeine Stimmrecht, diese beiden Grundzüge des jetzigen Frankreich, sind zugleich die Ursachen seiner schlechten Verwaltung . . ."

Das ganze Werk durchweht ein pessimistischer Hauch, obgleich Taine sich immer dagegen sträubte, ein Pessimist genannt zu werden. Der Grund seines Charakters war die wissenschaftliche Redlichkeit. Denken und beobachten, das Gedachte niederschreiben, das Geschriebene weiter ausführen, war für ihn Be-

dürfnis und zugleich innere Befriedigung; und was er so zustande gebracht, äußerte er ehrlich und unbefangen, ohne Rücksicht auf die Folgerungen, die man daraus ziehen konnte. Seine Philosophie hat er in dem Buche „De l'Intelligence" niedergelegt, das auf Spinoza und Hegel, Locke und Condillac beruht; ein Seitenstück dazu, über den Willen, ist nie zustande gekommen. Im äußeren Leben war Taine eher ein Optimist. Seinem Schicksal sich fügen, seinen Beruf erfüllen, sich selbst treu bleiben, war seine Regel; das Büchlein des stoischen Kaisers Mark Aurel war sein Evangelium. Im Jahre 1874 hatte er in Menthon-Saint-Bernard bei Annecy am Ufer des Sees ein Haus angekauft, das ein beliebter Sammelplatz für seine Freunde und Verwandten wurde. Er war bald in der Gegend heimisch, beteiligte sich an den öffentlichen Angelegenheiten wie an den Schicksalen der Einzelnen, wurde sogar Mitglied des Gemeinderates. „Ich möchte hier", schreibt er, „eine Familienwohnung gründen und das Andenken eines wohlwollenden, dienstfertigen Mannes hinterlassen. Ich hoffe, meine Kinder werden hier bleiben; wir haben hier unser künftiges Grab, wo schon ihre Großeltern ruhen. Ich wünsche, mein Sohn möge sich an das Landleben gewöhnen und sich nicht in der Stadt einnisten, in Paris, wo man wie in einem Gasthause lebt."

Er liebte die Natur mit der Hingabe eines Dichters, ja mit der Inbrunst eines Liebhabers. „Das Land," schreibt er an Prevost-Paradol, zur Zeit als er noch Schüler in der Normalschule war, „das Land ist vielleicht das einzige, was mir eine völlige Befriedigung gewährt. Ich finde die Natur schöner als das Weib; ein rosiger Morgenhimmel ist zarter als eine farbige Wange; das Wasser, das über Felsen springt oder den Rasen bespült, ist ebenso ausdrucksvoll als die Bewegungen eines menschlichen Gesichtes." Er kam nur noch zeitweise nach Paris, um auf den Archiven mit immer größerer Mühe Stoff für sein Geschichtswerk zu sammeln, kehrte aber gleich wieder nach Savoyen zurück, um sich im Anblick des „veilchenblauen" Sees zu erholen. Er starb auf seinem Landsitz am 5. März 1893, fünf Monate nach seinem Freunde Renan, und wurde in der Grabstätte beigesetzt, die er auf einem kleinen Hügel über seinem Hause hatte bereiten lassen. Die Inschrift auf dem Steine: „Er liebte nur die Wahrheit (Veritatem unice dilexit)" faßt den Inhalt seines ganzen Lebens zusammen.

Port Arthur und Dalnij in japanischem Besitz.

Von

Leutnant **Mackowsky.**

Als der Friede von Shimonoseki den japanisch-chinesischen Krieg zu einem für Japan so wenig befriedigenden Abschluß brachte, kam die Kwantung-Halbinsel in russischen Besitz, und der lang gehegte Wunsch der russischen Regierung, im fernen Osten einen eisfreien Hafen zu haben, ging in Erfüllung. Port Arthur und Dalnij wurden die Brennpunkte der russischen Tätigkeit im neu gewonnenen Gebiete, und viele Millionen Rubel wurden aufgewendet, um die Macht des russischen Reiches hier zu festigen und russischem Handel eine neue Stätte zu schaffen. Sieben Jahre später änderte der mandschurische Krieg diese Besitzverhältnisse von neuem. Die russischen Kriegsschiffe versanken ruhmlos im Hafen von Port Arthur, und schon kurze Zeit nach dem Friedensschlusse von Portsmouth hatten die Japaner die russische Handelsstadt Dalnij derart japanisiert, daß heute fast nichts mehr an die früheren Herren erinnert.

Schroffe, nur von spärlichem Grün bedeckte Hügel umgeben die Bucht von Talien-wan, in deren Schutze das russische Dalnij, das jetzige japanische Tairen, liegt. Der erste Eindruck, den diese Stadt macht, ist wenig erfreulich. Kein Baum, kein Strauch ziert die kahlen Hügel, und weit und nüchtern liegen zwischen ihnen die zahlreichen Gebäude, über denen man schon aus der Ferne den mandschurischen Staub wahrzunehmen glaubt. Die Anlage der Stadt ist weit und großzügig, wie alle russischen Unternehmungen. Ein gemauerter Kai umschließt in offenem Viereck den inneren Hafen, an den die Schienenstränge dicht heranführen, von Lagerschuppen begleitet.

Dicht am Hafen liegt der völlig reizlose Handelsteil. Dicker, grauer Staub lagert auf den holperigen Straßen, die von mandschurischen, breiträdrigen Maultierkarren belebt werden. Kleine, meist einstöckige Steinhäuser, alle gleichförmig und gleich häßlich, ziehen sich zu beiden Seiten der Straßen entlang. Man sieht ihnen an, daß sie nach einem Normalgrundriß zu gleicher Zeit auf Befehl des russischen Machthabers entstanden sind; doch vergebens späht das Auge nach einem russischen Gesicht, nach einem russischen Firmen-

schild. Viele Häuser stehen leer; in den bewohnten aber zeigt sich das ewig freundliche, gleichmütige Gesicht des Japaners, der in den seiner Gewohnheit fremden Steinbauten ein- und ausgeht, als sei es nie anders gewesen. Einige kleine Abänderungen haben sich die russischen Häuser indessen gefallen lassen müssen, und es wirkt fast komisch, wenn man sieht, wie der Japaner seine geliebten Papierwände innerhalb der Steinmauern aufgestellt und die Läden mit Matten nach seiner Eigenart umgemodelt hat. Die feilgehaltenen Waren entsprechen natürlich dem Kaufbedürfnis der maßgebenden Bevölkerung, d. h. der japanischen, und ganz wie in Japan selbst sehen wir die Händler mit japanischen Stoffen und Lebensmitteln und die Verkaufsstände für Porzellan und Steingut, das der Japaner in so mannigfacher Form und Farbe für seinen Haushalt benötigt. Das einzig Russische in diesem Straßenbild ist das Personenfuhrwerk: alte, baufällige russische Droschken, mit zwei kleinen, unansehnlichen Pferden bespannt. Doch die Duga, das Wahrzeichen jeglichen russischen Fuhrwerks, ist gefallen, und statt des Iswoschtschik hockt ein bezopfter chinesischer Kuli auf dem Bock, eifrig bemüht, seinen Tieren durch Zuruf und Fuchteln mit der Peitsche eine muntere Gangart abzunötigen. Neben diesen Droschken findet sich natürlich die Jinrickscha, das im ganzen Osten so beliebte Beförderungsmittel, nur daß im Gegensatz zum Heimatlande hier der chinesische Kuli statt des japanischen die Arbeit des Ziehens verrichtet.

Der Nikolai-Platz ist das Zentrum der Stadt. Zehn Straßen gehen strahlenförmig von ihm aus, und man bedauert fast, daß der alte Nationalfehler der Russen, die Gleichgültigkeit, sie auch hier wieder verhindert hat, das einmal Geschaffene zu erhalten und auszubauen.

Ein gleiches gilt von dem schönsten Teile der Stadt, dem Russenviertel jenseits der Bahn, zu dem man über eine Brücke gelangt, die den tiefliegenden Bahnkörper mit seinen Gleisen überspannt. Diese Brücke ist von den Japanern in Sandstein und Ziegeln erbaut worden und weit schöner als die alte, welche die Russen kurz vor der Besetzung Dalnijs durch die Japaner in die Luft sprengten. In seiner Anlage war das Russenviertel als Wohnstätte für die Beamten und reicheren Kaufleute gedacht. Es besteht deshalb aus hübschen, größeren und kleineren Villen, und die Straßen sind besser gehalten und elektrisch beleuchtet. Ein elegantes Publikum sollte hier aus- und eingehen und, getrennt vom Handelsteil und Chinesenviertel, ein den heimischen Gewohnheiten möglichst ähnliches Leben führen können. Als Erholungsstätte für diese bessere Gesellschaft ist auch ein Stadtpark angelegt worden, in dem schattige Fußsteige und ein rundum laufender Korsoweg die Entfaltung eines eleganten Lebens begünstigten. — Wie anders haben die Verhältnisse sich gestaltet! Das russische Element, dem all diese Fürsorge zugute kommen sollte, ist völlig verschwunden. Im Stadtpark steht ein japanisches Teehaus, und japanische Blumen schmücken seine Umgebung. Das Russenviertel selbst mit seinen Gebäuden ist der südmandschurischen Eisenbahn anheimgefallen, und sie leistet jetzt die Kulturarbeit. Kulturarbeit, zu der die Russen Kraft und Energie nicht hatten.

Die Ziele, die diese Gesellschaft sich gesteckt hat, sind in der Tat bedeutende. Handelt es sich doch um nichts Geringeres, als dem Verkehr durch Sibirien

nach dem fernen Osten einen neuen Weg zu bahnen. Drei Linien sind zu diesem Zwecke in Verbindung mit den russischen und chinesischen geplant. Die erste soll von der nördlichen Endstation der südmandschurischen Eisenbahn, von Chau-Chun, nach Süden über Mugden-Liaoyan-Daschizjao-Wafandjän nach Dalnij und Port Arthur führen, und die an ihr begonnenen Arbeiten bezwecken deshalb vornehmlich eine Verbesserung der ehemaligen russischen Linie. An zweiter Stelle steht das Projekt einer direkten Verbindung von Mugden und Peking über Hsinmintun; die dritte und wichtigste Linie endlich wird über Mugden-Liaoyan-Widschu am Yalu-Söul nach Fusan an der Südküste von Korea führen. Von dort ist ein Trajekt nach Moji geplant und den Reisenden dergestalt die Möglichkeit geboten, sicherer, bequemer und, infolge der kurzen Seefahrt, schneller nach Japan zu gelangen als mit der jetzigen Verbindung über Wladiwostok-Tsuruga. Bedenkt man ferner, daß auf allen diesen Strecken durchgehende Züge mit Schlaf- und Speisewagen verkehren werden, so ist nicht abzustreiten, daß die Japaner begründete Aussicht haben, den Landverkehr nach China und Japan in ihre Hand zu bekommen, ganz abgesehen von den kommerziellen Vorteilen, die eine derartige Erschließung der südlichen Mandschurei und Koreas mit sich bringen muß. Die Absichten der südmandschurischen Eisenbahngesellschaft und damit die des japanischen Staates gehen aber noch weiter. Gleichzeitig mit dem Bahnbau hat die Gesellschaft die Verpflichtung übernommen, an allen größeren Orten, die von ihren Linien berührt werden, Hotels, Schulen und Krankenhäuser zu errichten, und es scheint fast, als hätten die Einrichtungen der großen sibirischen Eisenbahn hier als Muster gedient. Bedenkt man nun, wie absolut die sibirische Bahn das russische Kolonialreich beherrscht und mit seinen vitalsten Interessen an sich fesselt, so kann nicht verkannt werden, daß die geschilderten Bestrebungen der südmandschurischen Eisenbahn das sicherste Mittel sind, diese weiten Länderstrecken dem japanischen Einfluß zu unterwerfen. Das Interessanteste bleibt aber, daß diese gewaltige Kulturarbeit in einem Jahr geleistet werden soll und, wenn auch dieser Termin nicht ganz wird eingehalten werden können, so dient diese Angabe doch zum mindesten dazu, den Gegensatz zwischen japanischer Rührigkeit und russischem Phlegma nur um so schärfer hervorzuheben.

Wahrlich, ein andrer Wind weht jetzt von Tairen; aber wie gründlich er auch alles russische Wesen hinausgefegt haben mag, so wenig konnte er bislang die Lebenskraft der alten, chinesischen Bevölkerung erschüttern. Unbekümmert ob des neuen Herrn hat das Chinesenviertel Dalnijs sein altes Aussehen bewahrt. Basar und Gassen haben ebensowenig japanische Eigenart in sich aufgenommen, wie ehedem russische. Die uralte chinesische Kultur, das zähe Festhalten an dieser und dazu das Anklammern an die Scholle, die sie einmal besitzen, bilden neben dem Überfluß an Menschen die Stärke der Chinesen und geben ihnen eine Macht, die an Unüberwindlichkeit grenzt. Sieben Jahre haben sie unbeeinflußt die russische Herrschaft ertragen, sieben, siebzehn, sieben mal siebzehn vielleicht werden die Japaner die Herren sein; der endgültige Sieg wird doch den Chinesen bleiben, und die Geschichte wird

auch hier wieder lehren, daß ein Inselvolk sich auf die Dauer auf dem Kontinent nicht festzusetzen vermag.

Während so Dalnij auf Schritt und Tritt Neues bietet und als der Ausgangspunkt der japanischen Bestrebungen in der Mandschurei angesehen werden muß, läßt Port Arthur und seine Umgebung vielmehr die Erinnerung wach werden an die gewaltigen Kämpfe, deren Schauplatz die Kwantung-Halbinsel noch vor wenigen Jahren war. Ihrer Bodengestalt nach erscheint diese Halbinsel als ein mittelhohes Bergland von scharf ausgeprägten Formen. Die bedeutendsten Erhebungen sind der Hsi-Schan und der Antsze-Schan. Der Wald fehlt gänzlich; die schroffen Hänge sind nur mit einer dürftigen Grasnarbe oder mit Schotter bedeckt, und stellenweise tritt sogar der nackte Fels zu Tage. Wasserarmut ist die natürliche Folge dieses Mangels an Vegetation. In den Ebenen aber sowie an den unteren Berghängen hat die ungehinderte Zerstörungsarbeit der Atmosphärilien tiefe und breite Rinnen ausgegraben, die, je nach ihrer Lage, die Gangbarkeit behindern oder zur Anlage eines Weges benutzt worden sind. Die Hauptkulturpflanze ist der Kauliang, ein maisartiges Gewächs, dessen Stengel eine Höhe von drei Metern erreichen, so daß ein Reiter völlig von ihnen verborgen wird. Weite Flächen sind mit dieser nützlichen Pflanze bedeckt, in ihnen verstreut liegen die Dörfer und Höfe der eingeborenen chinesischen Bevölkerung. Alle diese Ansiedelungen machen einen freundlichen Eindruck. Jedes Gehöft besteht aus mehreren Gebäuden, die mit Hilfe von Lehm und getrockneten Kauliangstengeln aufgeführt sind. Eine Lehmmauer verbindet die Teile zu einem geschlossenen Ganzen, dergestalt gleichzeitig den Hof abgrenzend, auf dem sich, als typisches Wahrzeichen, die kreisrunde Tenne befindet. Diese ist sehr sorgfältig geebnet, und nachdem der Chinese auf ihr die trockene Frucht ausgebreitet hat, spannt er sein Maultier vor eine kurze Steinwalze und longiert nun solange, bis die Arbeit des Dreschens beendet ist.

In diesem Gelände spielten sich die vorbereitenden Gefechte bis zur Einschließung der Festung ab, und wer mit der Bahn von Dalnij nach Port Arthur fährt, bemerkt noch heute die Spuren, die diese Kämpfe zurückließen. Bald nachdem der Knotenpunkt Nankuanlien, an dem die Nebenbahn nach Port Arthur abzweigt, verlassen ist, wird zur Rechten die Bucht von Kintschou sichtbar. Linker Hand liegt der bereits erwähnte Antsze-Schan, der den rechten Flügel der ersten, gegen Port Arthur vorgeschobenen Stellung bildete, die die Japaner nach ihrem Siege bei Kintschou einnahmen. Zunächst gemahnen nur zerschossene Bahnwärterhäuser und ab und zu ein Schützengraben an der Höhe an die Zeiten der Belagerung, und auch in der zweiten Stellung, am Hsi-Schan, sind nur geringe Spuren des Krieges bemerkbar. Das Bild ändert sich aber in dem Maße, als man sich Port Arthur nähert; die Schützengräben werden häufiger, und helle Schrunden an den Berghängen zeigen die Wirkung der Belagerungsartillerie. Mitten hindurch durch die dritte und letzte russische Außenstellung, die Linie Taku-Schan-Wolfsberge, führt die Bahn, und wenn man sich auf der einen Seite die Schwierigkeit des Angriffes gegen diese Höhen vorstellt, so bedauert man fast auf der andern, daß der

Verteidiger eine so starke Stellung nach kurzem Kampfe räumen mußte, da ihm die Zeit gefehlt hatte, Vorgelände und Stellung für eine erfolgreiche Verteidigung herzurichten.

Nun erst konnten die Japaner zur eigentlichen Belagerung schreiten, und bald wird zu beiden Seiten der Bahn die Fortlinie sichtbar, die fünf Monate lang der Schauplatz der erbittertsten Kämpfe war. Das Tal des unteren Lun-ho teilt die Hauptverteidigungsfront in zwei Abschnitte, den nordöstlichen und den nördlichen. Vom ersteren gewahren wir auf den Höhen die Trümmer der Doppelredoute Pan-lung-Schan, des Forts Erlung-Schan und des Zwischenwerkes Sun-schu-Schan. Der ganze, von der Bahn zu diesen Werken ansteigende Hang ist von Gräben und Annäherungswegen durchfurcht, und Alles überragt die beherrschende Höhe des großen Adlernestes, von der noch heute zwei lange Kanonen drohend, aber ungefährlich nach Norden ausschauen. Im Lun-ho-Tale selbst liegt in gleicher Höhe mit den Forts das Dorf Palitschwang, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Eisenbahnredoute befand, welche die Einfahrt nach Port Arthur sperrte. Nördlich und westlich kann man die Reste der Wasserleitungs- und Tempelredoute bemerken, mit deren Einnahme die Japaner den planmäßigen Angriff gegen die Festung eröffneten, nachdem ihnen der gewaltsame, mangels nötiger Vorbereitung durch Artillerie, mißglückt war. Die Talenge, in der diese drei Redouten liegen, heißt heute der Nakamura-Engpaß, zur Erinnerung an den tollkühnen, nächtlichen November-Angriff, den General Nakamura gegen die Zwischenbatterie bei Sun-schu-Schan unternahm. Dieses Bravourstück sollte das Mißlingen des allgemeinen Sturmes auf die Nordwestfront wett machen; Nakamura war indessen nicht glücklich, und der weitaus größte Teil seiner zweitausend Freiwilligen verblutete vor und in der feindlichen Batterie. —

Auf der Nordfront werden die Höhen weithin überragt durch die vorgeschobene Stellung des 203 m Hügels. Grau und düster hebt er sich mit seiner charakteristischen Zwillingskuppe in der Ferne heraus, als lagere der Tod noch über ihm, der dort so reiche Ernte gehalten. Nur der Rennplatz und Paradegrund trennen uns jetzt noch von Port Arthur, und zu unserm Erstaunen entdecken wir, daß ein chinesisches Dorf bereits die Stelle eingenommen hat, auf der Alexejeff sich bei der Truppenschau über die Unzulänglichkeit seiner Leistungen hinwegtäuschte. Eine Wasserfläche, der Westhafen, tut sich vor uns auf, und wenige Minuten später hält der Zug an der Station am Fuße des Wachtelhügels.

Friedlich und still liegt die heiß umstrittene Stadt vor uns, doch die Erinnerung an das, was aus Büchern und Karten bekannt wurde, wird lebendig. Dies also ist der Hafen, in dem das stolze russische Geschwader einem ruhmlosen Ende entgegenharrte, und jene kleinen schwarzen Fahrzeuge sind die Torpedoboote des Siegers, die in dem zweimal eroberten Wasser nun um so stolzer die Flagge zeigen. Unverkennbar ist ferner die schmale, weit vorspringende Tigerschwanz-Halbinsel, deren charakteristische Krümmung die Hafeneinfahrt begrenzt. In der Tat erscheint diese kleine Landzunge angesetzt wie ein Schwanz an die Tigerhalbinsel, deren Bergmassiv wohl die Hälfte

der starken Befestigungen der Küstenfront trägt. Östlich des Hafeneinganges erblicken wir das goldene Hügel-Fort, dessen Front ebenfalls seewärts gerichtet ist. Unerschütterlich fest steht dieser gewaltige Fels wie ein stummer Wächter am Eingange des Hafens, allzeit bereit, den Eisenhagel seiner Geschosse dem Feinde entgegenzuschleudern. Sein starker Körper trotzt gleichmäßig dem Anprall der Wogen wie den Granaten des Gegners, und fast mitleidig schaut der Starke herab auf die schwarzen Trümmer der japanischen Blockadeschiffe zu seinen Füßen.

Auch in der Stadt selbst entdecken wir auf Schritt und Tritt die Spuren der Belagerung. Obschon die Altstadt ihrer versteckten Lage wegen durch die Beschießung nur wenig gelitten hat, bezeugen an vielen Stellen rauchgeschwärzte Mauern, zerschossene Dächer und Fenster und leere, ausgebrannte Trümmer die Wirkung der japanischen Artillerie, während das rote Kreuz an der Mauer eines großen, gleichfalls beschädigten Gebäudes die Stätte zeigt, wo die Barmherzigkeit ihres Amtes waltete. Im übrigen bietet die alte Stadt mit ihren engen Gassen wenig Interessantes; erwähnt sei nur noch das jetzt halb zerfallene, kreisrunde Gebäude des berühmten Zirkus Barowski, in dem Offiziere und Soldaten der Garnison sich so sorglos dem Vergnügen hingaben, gerade als am 8. Februar die Japaner die Feindseligkeiten mit dem nächtlichen Torpedoangriff auf die russische Flotte vor Port Arthur eröffneten.

Die Neustadt umfaßte zu russischer Zeit die Kasernen und Verwaltungsgebäude sowie die Wohnhäuser für die Offiziere und Beamten. Infolge ihrer militärischen Bedeutung ist sie besonders stark beschossen worden, und trotz der weitläufigen Bauart und der vielen Ausbesserungen sind die Spuren der Beschießung hier sichtbarer als in der Altstadt. Ein großes, langgestrecktes Gebäude fesselt besonders unsre Aufmerksamkeit. Es ist das ehemalige Restaurant Saratow, in dem die elegante Welt des russischen Port Arthur manche fidele Nacht bei Musik und Champagner in Gesellschaft galanter Damen durchjubelt haben mag. Jetzt sind der Ernst und die Arbeit in diese Räume eingezogen, und wo einst der Wodka geschenkt wurde und die leckere Sakuska bereitet stand, sitzen die japanischen Verwaltungsbeamten und ordnen den Nachlaß der Besiegten. Auch in die Wohnhäuser der russischen Beamten und Offiziere haben die Japaner längst ihren Einzug gehalten, und der Baumeister der schmucken Villa, in der der japanische Chef des Stabes unsern Besuch empfing, hat gewiß nicht geahnt, wer einst in diesem Hause wohnen würde. Die russischen Kasernen sind nur zum kleinen Teile ihrer früheren Bestimmung zurückgegeben worden. Die Japaner unterhalten in Port Arthur nur eine geringe Garnison, wie überhaupt die Festung für sie nicht den Wert besitzt wie für ihre Vorgänger. Liegt doch der Schauplatz eines zukünftigen russisch-japanischen Krieges weit nördlich in der Sungari-Ebene, und auch als Flottenstützpunkt kann Port Arthur für die Japaner bei der Nähe der heimatlichen Gewässer kaum von entscheidender Bedeutung sein. Sie haben deshalb auf den Wiederaufbau der Landfront verzichtet und ihr Augenmerk vielmehr auf die Enge von Kintschou gerichtet. Der Reisende wird diese

Tatsache mit Freude begrüßen; denn gerade der Umstand, daß alles stehen und liegen blieb, wie bei der Übergabe, ermöglicht es, eine lebendige Anschauung der Belagerungskämpfe zu gewinnen und aus ihr zu lernen.

Naturgemäß haben die am hartnäckigsten verteidigten Werke das größte Interesse, und unter ihnen steht der 203 m Hügel obenan. Eine schlechte Radialstrecke führt dorthin hinaus. Sie erfüllt fast keine der Anforderungen, die wir an eine solche Straße stellen, denn eine breite und feste Fahrbahn oder gar ein Förderbahngleis suchen wir vergebens. Die an und für sich unzureichende Fahrbarkeit wird durch Regenwetter noch erheblich verschlechtert, so daß man kaum begreift, wie ein solcher Weg den starken Verkehrsansprüchen während der Belagerung genügen konnte. In anderthalb Stunden ist der Fuß des 203 m Hügels erreicht, und unwillkürlich gerät man unter den Einfluß, den der Anblick dieser Stätte auf den Beschauer ausübt. Alle Leidenschaften, die der Kampf um Ehre und Leben entfesselt, haben hier in wilder Ungebundenheit getobt. Tollkühne Tapferkeit und zähes Beharren, List und Gegenlist, Grausamkeit und zügelloser Haß kämpften miteinander, bis endlich die letzte Hoffnung Port Arthurs dem Sieger in die Hände fiel. Und grausig in der Tat ist der Anblick, den der Schauplatz dieses wilden Ringens bietet. Trotz des harten Gesteins, aus dem der ganze Berg besteht, haben die Brisanzgeschosse hier schwere Verwüstungen angerichtet. Meterhoch sind die Kuppen des Doppelhügels von Schutt und Gesteinstrümmern bedeckt, und es scheint fast, als habe die Wirkung der Granaten die einst schärferen Formen der Kammlinie abrasiert und die Umrisse des Hügels gleichmäßiger und flacher gestaltet. Geschoßsplitter, Ladestreifen, zerbrochene Räder, Sandsäcke, Flaschen und leere Konservenbüchsen sind zwischen den Trümmern verstreut. Das Grausigste aber sind die verwitterten Menschenknochen, die überall umherliegen. Konnte doch die Beerdigung der Gefallenen in dem harten Gestein nicht mit genügender Gründlichkeit geschehen, sodaß Regen und Wind nur zu bald die dünne Decke hinwegfegten, unter der der graue Märtyrer den letzten Schlaf schlief.

Langsam steigen wir den gewundenen Pfad bergan, und immer weiter und herrlicher dehnt sich das Panorama um uns aus, bis wir es vom Gipfel in seiner ganzen Pracht genießen. Wie eine große Reliefkarte liegt die gesamte Festung vor uns, und selbst im Hafen und in der Neustadt können wir alle Einzelheiten unterscheiden; nur die Altstadt bleibt dem Blicke verborgen. Vor uns gewahren wir den Eckberg und den langen Berg, von dessen südwestlicher Fortsetzung die Japaner gegen den 203 m Hügel vorgingen. Linker Hand liegt in der Ferne die Taubenbucht, während wir zur Rechten die ganze Nordfront entlang sehen, über das Tal des Lun-ho hinweg bis zu den Höhen von Sunschu-Schan und Erlung-Schan und zum großen Adlernest. Als eine entschiedene Versäumnis des Verteidigers muß es gelten, daß diese beherrschende Höhe nicht rechtzeitig mit einer Panzerbatterie belegt wurde. Die Vorteile wären sehr groß gewesen, zumal der gewachsene Fels der Höhe die Widerstandskraft der Anlage bedeutend vergrößert hätte. Improvisationen, wie die Russen sie anlegten und mit bewundernswerter Energie verteidigten,

konnten dem Wert einer ständigen Anlage niemals gleichkommen; nur sorgfältige Friedensarbeit war imstande, wirklich Brauchbares zu schaffen. Deshalb ist auch der Nutzen, den die Japaner aus der eroberten Stellung zogen, kein so großer als vielleicht angenommen wird. Für die Beobachtung und damit für die Leitung des Feuers der Belagerungsartillerie war der 203 m Hügel natürlich unschätzbar; daß aber von ihm aus die russischen Schiffe im Hafen zerstört wurden, muß als Irrtum bezeichnet werden. Die Russen selbst haben sie zum Sinken gebracht, als ihnen durch die Einnahme des 203 m Hügels das Schicksal der russischen Flotte besiegelt schien.

Wie zähe und hartnäckig sie aber diesen kritischen Moment hinausgezögert haben, zeigt das eigentliche Angriffsfeld. Schon am 19. September waren die Japaner in den Besitz des auf nur 600 m gegenüberliegenden langen Berges gelangt. Volle 70 Tage vergingen, bis sie ihre Laufgräben auf Sturmentfernung vorschieben konnten. Noch heute überziehen diese Annäherungsarbeiten wie ein engmaschiges Netz das Vorgelände des 203 m Hügels, und die Sorgsamkeit, mit der die einzelnen Schläge geführt sind, läßt einen Rückschluß zu auf die Energie des Verteidigers. Wachsam und zum Äußersten entschlossen mögen die russischen Männer in ihrer Stellung gelegen haben, als der Sturm herankam, und mit blutigen Köpfen schickten sie den Gegner am 28. November heim. Schweres Geschützfeuer war die Antwort der Japaner auf diese Abfuhr, und krachend schlugen die Langgranaten in die Unterstände der Russen. Wieder erfolgte am Tage darauf der Sturm, den der Angreifer diesmal bis auf den Höhenkamm selbst durchführte. Vergebens! Rechtzeitig eingreifende Reserven warfen die Japaner zurück, und erst am Fuße des Hügels konnten die Reste der Sturmabteilungen sich sammeln. Alsbald begann das Feuer der schweren Artillerie von neuem. Fünf Tage trug es Tod und Verwüstung in die Reihen der Russen, bis die Japaner am 5. Dezember zum dritten Male den Sturm wagten. Die Kraft des Verteidigers war gebrochen. Ein Leichenfeld, wie es schauriger nicht gedacht werden kann, hatte der Sieger sich erobert, trotzdem aber einen Besitz so kostbar, daß zehntausend Japaner und fünftausend Russen ihr Leben darum gelassen hatten.

Schweigend, wie die Natur um uns herum, ehren wir das Andenken der Tapferen. Der Ernst des Soldatenberufes ist uns vor die Seele getreten.

Nach der Eroberung des 203 m Hügels konnte über das Ergebnis der Verteidigung von Port Arthur kein Zweifel mehr bestehen, wenn auch nicht über ihre Dauer. Erlung-Schan und Sun-schu-Schan behaupteten sich noch, und noch einmal bedurfte der Angreifer deshalb seiner ganzen Energie, um hier zum Ziele zu kommen. Die Kämpfe um diese beiden Forts unterscheiden sich insofern von denen um den 203 m Hügel, als es sich hier um den Angriff auf ständige Befestigungen handelte. Eine Betrachtung von Erlung-Schan und Sun-schu-Schan ist deshalb ebenso lohnend, wie die des 203 m Hügels.

Sun-schu-Schan macht heute den Eindruck eines riesigen Schutthaufens. Nur nach einiger Zeit gelingt es, sich in dem Wirrwarr zurechtzufinden und die Umrisse des Forts in ihrer Trapezgestalt zu erkennen. Wie beim 203 m Hügel ist auch hier das ganze Vorgelände von den Parallelen des Angreifers

durchfurcht; wie es indessen im Werke selbst ausgesehen haben mag, läßt sich nur unbestimmt ahnen. Der Minenkrieg, der über zwei Monate hier geführt wurde, hat ein unentwirrbares Chaos zurückgelassen. Und doch dünkt uns, als trüge der Berg diese Trümmer wie ein Ehrenkleid, das Zeugnis ablegt von seiner Widerstandskraft und von der seiner Verteidiger. Furchtbare Stunden und Tage müssen diese hier durchlebt haben, nachdem der Angreifer, die Fruchtlosigkeit aller andren Mittel einsehend, seine heimtückische unterirdische Arbeit begonnen und den Kampfplatz unter die Erde verlegt hatte. Zoll für Zoll rückten die Minenstollen unter dem Walle vor; aber auch der Verteidiger blieb nicht müßig, und mehr als einmal vernichteten seine Gegenminen die Arbeit und die Hoffnungen des Gegners. Was hier auf beiden Seiten geleistet wurde, steht hinter den Heldentaten vom 203 m Hügel gewiß nicht zurück, ja, das Ringen unter der Erde, zu dem der Angreifer das Dynamit als furchtbaren Bundesgenossen heranzog, stellte vielleicht noch größere Anforderungen an die Nerven als der offene Kampf mit Maschinengewehr und Bajonett. So vergingen Tage und Wochen in banger Erwartung der unvermeidlichen Katastrophe, bis am 31. Dezember die Japaner ihre Minen zündeten und die Sturmkolonnen aus den Laufgräben antraten um zu vernichten, was die Explosion vielleicht verschonen würde. Kaum aber waren die japanischen Abteilungen in die Lücken eingedrungen, die ihr unheimlicher Bundesgenosse ihnen geschaffen, erfolgte eine zweite Explosion. Eine der Minen hatte aus irgendwelchem Grunde verspätet gezündet, die Munitionsmagazine des Werkes waren dabei in Mitleidenschaft geraten, und in wenigen Minuten lag Freund und Feind unter den Trümmern von Sun-schu-Schan begraben; das Dynamit hatte ganze Arbeit getan. Nur ein kleiner Teil der Kehlkaserne blieb verschont, und unser Erstaunen war nicht gering, als wir in ihm neues Leben erblickten. Arme chinesische Kulifamilien hatten die Stätte des Grauens und der Verwüstung nicht gescheut, um hier in Schmutz und Halbdunkel ein Unterkommen zu suchen, und wieder drängt sich uns der Gedanke auf, daß diese Rasse, mit ihrem zähen Anklammern an den heimatlichen Boden auf die Dauer doch stärker sein wird als der Eroberer.

Der Anblick von Erlung-Schan ist nicht minder erschütternd als der von Sun-schu-Schan. Auch bei diesem Fort hatten die Japaner zum Minenangriff schreiten müssen, und schon Mitte November gelang es ihnen, die vordere Grabenwand einzuwerfen und einen Übergang über den Graben herzustellen. Das Feuer vom Geschützwall in der Mitte des Werkes hatte dem weiteren Vordringen aber ein Ziel gesetzt. Erneut mußten deshalb Minenstollen vorgetrieben werden, eine mühselige Arbeit, während der die Gegner über der Erde vier Wochen lang auf 50 m einander gegenüber lagen. Am 28. November, drei Tage vor der Katastrophe in Sun-schu-Schan, wurde gezündet, und am Abend desselben Tages war das Fort in den Händen der Japaner.

Erlung-Schan und Sun-schu-Schan waren die letzten Akte in dem grausigen Drama um Port Arthur. Was russische und japanische Krieger hier geleistet, davon zeugen die Trümmer dieser beiden Forts. Der russische Soldat kann mit Stolz auf jene Schreckenstage zurückblicken, selbst wenn der Name

des Kommandanten in der Geschichte keinen Ehrenplatz behaupten darf; in Japans Kriegsgeschichte aber wird diese zweite Belagerung von Port Arthur und mit ihr der Name Nogi stets an erster Stelle stehen.

Als ein schuldiger Dank des Vaterlandes muß es deshalb angesehen werden, wenn die Japaner die Erinnerung an diese ruhmvollen Monate festzuhalten sich bemüht haben durch ein Museum, das der Belagerung von Port Arthur gewidmet ist. Dieses Museum enthält eine Fülle des Interessanten. Sein Äußeres gleicht einer kleinen Schanze, denn Drahthindernisse umgeben das viereckige Grundstück, und ein trockener Graben erhöht den Eindruck der Unzugänglichkeit. Die Brücke, auf der man diesen Graben überschreitet, besteht aus den Böden russischer Bagagekarren, während das Geländer zu beiden Seiten aus halben Rädern erbeuteter Munitionswagen gebildet wird. Der Garten, den wir alsdann betreten, ist wohl als Innenhof des kleinen Werkes gedacht. Ein großer Teil des Artilleriematerials des Verteidigers hat hier Aufstellung gefunden, und wer eine Entwicklungsgeschichte der Festungsartillerie schreiben will, kann hier willkommenes Material sammeln. Alle Kaliber und Konstruktionen, vom Holzmörser bis zum schweren Schiffsgeschütz, sind vertreten; fast alle zeigen Beschädigungen, die sie während der Belagerung erlitten haben. Auch die dazu gehörigen Geschosse sind vorhanden, oft eigenartig verzerrt oder geborsten. In mehreren Windungen führt der Weg durch diese artilleristische Sammlung hindurch; Barrikaden aus Sandsäcken weisen an den Abzweigungen die einzuschlagende Richtung nach dem einfachen, schmucklosen Museumsgebäude. Die Sammlung ist hier in vier Räumen übersichtlich geordnet. Der erste enthält eine Auswahl von Gegenständen, die auf die Verpflegung und Ausrüstung der beiden Parteien Bezug haben. Japanischerseits sind es vornehmlich Konserven in verschiedener Form und Packung sowie Kochgeräte, während bei den Russen die Kleidungsstücke überwiegen. Waffenröcke, Mäntel, Halbpelze, Stoff- und Fellmützen sind ausgestellt; daß aber die galante, russische Intendantur auch die Damen nicht vergessen hat, zeigt ein kleiner Glasschrank, der wie ein seltsamer Fremdling in einer Ecke des Zimmers steht. Er enthält Toilettenartikel und Parfüms, weißseidene Ballschuhe und Korsetts, und diese Gegenstände erinnern uns an das lustige Leben, das hinter den Kulissen geherrscht haben mag, selbst als das Drama auf der Szene seinen Höhepunkt erreichte.

Der mittlere und zugleich größte Raum des Museums birgt die nicht artilleristischen Angriffs- und Verteidigungsmittel, deren beide Parteien sich bedienten. Er gleicht einer wahren Folterkammer, ausgerüstet mit einer Unzahl von Instrumenten von den vollkommensten bis zu den einfachsten. Abgenütztes Schanzzeug in mannigfacher Form erinnert an die mühseligen Erdarbeiten der Pioniere, Scheinwerfer, Modelle von Drahtnetzen sowie Minen verschiedenster Anlage und Zündung zeigen die Hartnäckigkeit, mit der der Verteidiger sich zu wehren wußte, während Bambusleitern an die blutigen Sturmversuche des Belagerers gemahnen. Am reichhaltigsten ist die Sammlung der Handgranaten, und es ist wirklich interessant zu verfolgen, mit wie einfachem Material die Russen sich dieses schreckliche Abwehrmittel schließlich hergestellt

haben, nachdem die bereit gehaltenen Bestände aufgebraucht waren. Besteht doch die Hülle der letzten dieser Handgranaten nur noch aus einer einfachen Konservenbüchse, die mit irgendeinem Explosivstoff und mit Eisenabfällen gefüllt und mit einem in Petroleum getränkten Strick als Zünder versehen ist.

Unwillkürlich müssen wir der Verzweiflungskämpfe auf dem 203 m Hügel und an der Nordost-Front gedenken, und diese Erinnerung wird um so lebhafter, als wir im dritten und vierten Zimmer naturgetreue Nachbildungen der Forts Kikwan-Schan, Erlung-Schan und Sun-schu-Schan vorfinden, und zwar in je zwei Exemplaren, die dasselbe Werk vor und nach der Belagerung darstellen. Von jeher haben die Japaner eine besondere Begabung für die Kleinkunst besessen, und Bewundernswertes haben ihre geschickten Finger auch in diesen kleinen Modellen geleistet. Mit unendlicher Sorgfalt ist die Gesteinsart und Bodenbewachsung, die Form der Trümmer, ja selbst das verschiedene Material der Sandsäcke nachgeahmt. Je eingehender man betrachtet, um so deutlicher wird die Genauigkeit, mit der alles nachgebildet ist, obgleich die zerstörten Forts auch hier anfänglich nur einem Kasten voll Steinschotter gleichen. An den Wänden der beiden Zimmer hängt eine Reihe geschmackloser Öldrucke. Wir erkennen in ihnen bei näherer Betrachtung alte Bekannte, die wir schon oft in russischen Kasernen sahen. Neben der Postenanweisung, auf der dem russischen Soldaten bildlich dargestellt wird, wie er sich als Posten zu benehmen hat, sind vornehmlich besondere Heldenstücke russischer Soldaten zur Nacheiferung auf diesen Tafeln verherrlicht. Die Motive entstammen zumeist dem russisch-türkischen Kriege und den Kämpfen im Kaukasus und in Zentral-Asien. General Skobelew, der auf dem Schimmel die Front seiner Bataillone entlangsprengt, sie zum Kampfe begeisternd, sowie der wackere Artillerist, der bei der Belagerung von Geok-Tepe den Turkmenen in die Hände fiel und lieber die schwersten Martern erduldete, als den Barbaren den Gebrauch des Geschützes zu erklären, sind die bekanntesten Darstellungen. Fraglos entstammen diese Tafeln den russischen Kasernen in Port Arthur; weshalb sie gerade dem Belagerungsmuseum überwiesen wurden, will nicht recht einleuchten. Gerade an dieser Stelle liegt die Gefahr nahe, daß die historische Tapferkeit des russischen Soldaten durch die Betonung des Gegensatzes zwischen einst und jetzt in unverdienter Weise herabgesetzt wird. Wer aber hätte zu solcher Nichtachtung des Gegners weniger Grund als die Japaner, die gerade bei der Belagerung von Port Arthur die Streitbarkeit und Hingabe ihrer Feinde ausgiebig genug kennen gelernt haben.

Der Verlust von Port Arthur und Dalnij ist für die Entwicklung der russischen Macht im fernen Osten ein schwerer Schlag gewesen. Großer, jahrelanger Vorbereitungen wird es bedürfen, wollen die Russen das Verlorene wiedergewinnen. Daß sie ernst daran arbeiten, wie es für sie als Großmacht nicht anders denkbar, zeigen die langsam einsetzende Reorganisation der russischen Armee und die gewaltigen Bahnprojekte in Asien, deren Vollendung ihnen in einem neuen Kriege von Anbeginn an das numerische Übergewicht sichern soll. Die Baikal-Umgehungsbahn sowie der Bau des zweiten Gleises der großen sibirischen Bahn sind die ersten Schritte auf diesem Wege. Die

Amur-Bahn, die Verbindung der Orenburger mit der sibirischen Bahn, und schließlich ein Bahnbau von Werchne-Udinsk über Kiachta-Urga nach Peking sollen sich dem anschließen. Kann auch die Länge der russischen Verbindungslinie nicht gekürzt werden, so verteilen sich Aufmarsch und Nachschub auf diese Weise zum mindesten auf zwei Strecken, von denen die wichtigste zweigleisig, so daß wohl zu erwarten ist, daß Rußland in Zukunft mit genügenden Streitkräften in den Kampf wird eintreten und eine schnelle Verstärkung dieser Truppen wird bewerkstelligen können. — Japan hat durch die Vernichtung der russischen Flotte, mit deren Wiederauftreten in fünfzehn Jahren nicht zu rechnen ist, sowie durch die Besitzergreifung Koreas und der Kwantung-Halbinsel die Schwierigkeiten des Übersetzens seiner Heeresteile nach dem Kontinent vorläufig überwunden. Da indessen der zukünftige Kriegsschauplatz in der Sungari-Ebene liegen wird, ist dafür eine neue entstanden durch den Abtransport der japanischen Truppen nach Norden. Wenn man bedenkt, daß es von Dalnij nach Chan-Chun, dem Endpunkte der japanischen Bahn in der Süd-Mandschurei, ebenso weit ist als von Berlin nach Metz, und daß die Entfernung Fusan-Kirin gleich der Strecke Königsberg-Metz ist, darf diese Schwierigkeit nicht gering angeschlagen werden. Die eingangs erwähnten japanischen Bahnbauten in Korea und in der Mandschurei werden in dieser Hinsicht von großem Nutzen sein. Trotzdem kann nicht verkannt werden, daß der japanische Aufmarsch sich in Zukunft schwieriger gestalten und daß der ausgedehnte Bahnschutz die Streitkräfte der Japaner in höherem Maße in Anspruch nehmen wird, als im letzten Kriege. Wer nun beobachten konnte, wie unzufrieden man in Japan mit den Ergebnissen des mandschurischen Feldzuges ist, und wie stark die Animosität gegen den russischen Gegner sich bewahrt hat, wird über die Wahrscheinlichkeit eines zweiten russisch-japanischen Krieges nicht im Zweifel sein können, zumal ja auch Rußland die erlittenen Niederlagen wohl nicht ruhig wird hinnehmen wollen. Daß die Japaner zum Teil den Wunsch hegen, diesen zweiten, entscheidenden Kampf möglichst bald zu beginnen, ehe Rußland seine Vorbereitungen beendet hat, kann nicht Wunder nehmen. Die Kriegsfrage ist demnach für Japan fast ausschließlich eine Geldfrage, während für Rußland vor allem der Zeitgewinn wichtig ist. Der mutmaßliche Erfolg verschiebt sich in dem Maße, als es der einen oder der andern Partei gelingt, Geld oder Zeit zu gewinnen, und es dürfte nicht uninteressant sein, in diesem Sinne die Entwicklung der Dinge im fernen Osten zu beobachten.

Studien zu Beethovens Briefen.

Ein Beitrag zur Kritik ihres neuesten Herausgebers.

Von

Albert Leitzmann.

I.

Über der wissenschaftlichen Arbeit, die sich die historische Erkenntnis von Beethovens Leben und Schaffen zum Ziele setzt, scheint ein böser Stern zu walten, der vieles Minderwertige zur Reife gedeihen läßt, während er Gesundes, Triebkräftigstes nach dem Ansatz der ersten Blüten unbarmherzig zerstört. Ich rede gar nicht vom eigentlich ästhetischen Gebiete. Hier wogt der Streit der Meinungen und Theorien noch immer hin und her und wird, sicherlich wenigstens auf dem Gebiete der reinen Instrumentalmusik, wohl auch so bald nicht zur Ruhe kommen. Auf der einen Seite erheben die Gefühlsästheten ihre begeisterte Stimme, denen über dem lebhaften, durch keine Schranke gebändigten Spiel ihrer assoziativ durch das musikalische Kunstwerk hervorgerufenen Bilder, Stimmungen und Gedanken nur allzu oft dieses Kunstwerk selbst und seine spezifisch musikalische Schönheit und Eigenart gänzlich verloren geht; auf der andern warnen die Anhänger einer mehr formalistischen Auffassung, mögen sie sich nun auf Eduard Hanslicks epochemachende Lehre vom Musikalisch-Schönen oder auf Konrad Langes Illusionstheorie als auf ihr Glaubensbekenntnis berufen, vor der Überschwemmung der musikalischen Eindrücke durch die Fluten der individuellen Assoziationen und suchen zu einer mehr objektiven Anschauung der musikalischen Formen und ihres charakteristischen Lebens zu erziehen. Diese Dinge sollen bei unsern Betrachtungen, soweit ihre Heranziehung nicht unbedingt erfordert wird, möglichst aus dem Spiel bleiben. Mir steht viel mehr die üble Lage vor Augen, in der die historisch-biographische Seite der Beethovenforschung sich jetzt, und zwar schon seit langer Zeit, befindet.

Von den drei großen Wiener Musikern der klassischen Zeit hat nur Mozart das Glück gehabt, daß sein Leben, Wesen und Schaffen von einer kongenialen Meisterhand eingehend und würdig geschildert worden ist. Otto Jahns ausgezeichnetes Werk, das jetzt nach einem halben Jahrhundert in vierter Auflage vorliegt, gleich meisterhaft nicht nur nach der rein biographischen und historisch-philologischen, sondern ebenso nach der ästhetischen Seite hin, gehört zu den vollendetsten und besten Lebensdarstellungen, die wir überhaupt besitzen; es bewahrt eine Frische, der der Staub der Zeiten nichts anzuhaben vermag. Für die Musikgeschichte ist es geradezu epochemachend gewesen, und alle späteren

wissenschaftlichen Musikerbiographien stehen mehr oder weniger unter seinem vorbildlichen Einfluß. Auch für die Biographie Haydns und Beethovens hatte Jahns immense Arbeitskraft eine Fülle von Materialien zusammengebracht und mit unbestochener, echt philologischer Wahrheitsliebe gesichtet, ohne doch zu ihrer künstlerischen Bearbeitung zu kommen. Beide auf diese Vorarbeiten aufgebauten und in Begeisterung für das große Vorbild unternommenen Werke sind unvollendet geblieben. Karl Ferdinand Pohls Haydn geleitet uns nur bis zu des Meisters erster englischer Reise im Jahre 1790, der noch fast zwei Dezennien, reich an Arbeit und Ruhm, folgten; Alexander Wheelock Thayers Beethoven schließt mit dem Jahre 1816, also vor dem Dezennium, in dem die neunte Symphonie, die Missa solemnis, die letzten Sonaten und Quartette geschaffen wurden. Beide Werke können trotz aller Vorzüge mit Jahns Mozart nicht ernstlich in Vergleich treten.

Ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Biographen ist eine möglichst vollständige Sammlung der Briefe seines Helden. Für die Literaturgeschichte ist das längst anerkannt, und wenn auch die Masse unsrer Gebildeten noch nicht so durchgängig wie etwa in Frankreich in den Werken eines beliebten Schriftstellers auch seine Briefe zu finden erwartet, so wird doch die Überzeugung von der Notwendigkeit und Nützlichkeit solcher Sammlungen immer allgemeiner. Dasselbe gilt natürlich auch von andern Gebieten. Welche reichen Aufschlüsse gewähren uns z. B. auf musikalischem Gebiete die Briefe Mozarts oder Schumanns für die nähere Erkenntnis des inneren Wesens dieser Männer! Wenn nun auch Beethovens Briefe an Wert erheblich hinter den eben genannten zurückstehen, einfach aus dem Grunde, weil sie größtenteils keine Enthüllungen seines Inneren, keine eingehenderen psychologischen Selbstdarstellungen bieten, woran jene so reich sind, so ist doch auch hier eine Sammlung der weit zerstreuten Stücke wünschenswert und notwendig. Wenn es auch nicht in Beethovens Natur lag, sich offen und unbefangen mitzuteilen oder von seinen Erlebnissen zu erzählen, so gewähren doch manche seiner Briefe Einblicke in seine Ansichten von Menschen und Dingen, ganz abgesehen von dem tatsächlichen Material, das auch in dem an sich unbedeutendsten Billett enthalten sein kann.

Es war daher an sich höchst dankenswert und mit Freude zu begrüßen, als der um die Musikliteratur bereits verdiente Verlag von Schuster und Loeffler eine Sammlung von Beethovens sämtlichen Briefen ankündigte, auf vier Bände berechnet, von denen die beiden ersten bis jetzt vorliegen[1]). Der Name des Herausgebers, Alfred Christlieb Kalischer, war in der musikalischen, speziell in der Beethovenliteratur nicht unbekannt. Die Ausgabe nennt sich mit Stolz schon auf dem Titel eine kritische und gibt hinter jedem Briefe mehr oder weniger ausführliche Erläuterungen, will also eine im engeren Sinne philologische Leistung darstellen. Edition und Interpretation sind

[1]) Zwischen Abfassung und Drucklegung dieses Aufsatzes ist auch der dritte der nunmehr auf fünf Bände berechneten Sammlung erschienen. Zur Änderung oder auch nur Milderung meiner obigen Bemerkungen gibt er nirgends Veranlassung, aber für ein paar Punkte willkommene Bestätigungen, die ich anmerkungsweise nachtrage.

philologische Aufgaben, ihre Methoden und ihre Technik sind von der Philologie ausgebildet worden und werden naturgemäß von hier auf andre historische Wissensgebiete übertragen. Der Musikhistoriker hat es besonders leicht, sich diese philologische Schulung anzueignen, da ihm in Jahns Mozartbiographie ein unübertreffliches Muster auf seinem eigensten Studiengebiet, eben dem musikalischen, vorliegt, aus dem er nur willig zu lernen braucht. Ist der Herausgeber der Briefe Beethovens mit Erfolg durch diese Schule gegangen? Ja, hat er sich überhaupt das Wesen seiner philologischen Aufgabe und seine ihm aus ihr erwachsenden wissenschaftlichen Pflichten genügend klargemacht? Ist seine Ausgabe eine kritische und entspricht sein Kommentar den Anforderungen, die an einen solchen zu stellen sind? Leider ergibt sich bei genauerer Durchsicht der beiden Bände, daß die Antwort auf diese Fragen Nein lauten muß. Kalischers Ausgabe erfüllt auch nicht die allergeringsten philologischen Ansprüche: was man hier in methodischer Hinsicht zu sehen und zu hören bekommt, sollte man kaum für möglich halten. Ich kann hier nicht auf alle Einzelheiten eingehen, da es mir nicht obliegt, eine ausführliche Rezension des Buches zu schreiben. Ich greife lieber den interessantesten Punkt aus dem Stoff heraus, den vielbesprochenen Liebesbrief Beethovens, um ihn eingehend zu erörtern. Eine Reihe kleinerer Bemerkungen mögen vorangehen, die schon allein geeignet sein dürften, die Richtigkeit meines oben ausgesprochenen Urteils darzutun.

II.

Wir wenden uns zunächst zu der äußeren Gestalt der Brieftexte, um dann auch über den Kommentar einiges zu sagen.

Schon die Lektüre weniger Seiten seiner Briefe lehrt deutlich, daß Beethoven auf Orthographie, Satzbau, Stil und Interpunktion sehr geringe Sorgfalt verwendet. All das macht bei ihm den Eindruck des Wildgewachsenen, Ungebändigten, Unerzogenen und zeigt, daß dem großen Musiker das Gefühl für schöne und wohllautende Sprachbehandlung und der Sinn für die formelle Reinheit des Gedankenausdrucks überhaupt versagt war. Einzelne wenige, besser stilisierte Briefe können an dieser allgemeinen Tatsache nichts ändern: in der Regel läßt sich Beethoven als Briefschreiber völlig gehen. Daran dürfte seine mangelhafte Schulbildung in der Bonner Jugendzeit in erster Linie die Schuld tragen, für deren Verbesserung sein Vater hätte sorgen müssen, der freilich von dem pädagogischen Verantwortlichkeitsgefühl Leopold Mozarts nicht einen Funken besaß. Daß er in reiferen Jahren nicht mehr imstande war, diesem eingewurzelten Mißstande abzuhelfen, lag an Beethovens Temperament und an den harten Schicksalsfügungen, die ihn so früh schon in die Rolle und Stellung des eigenartigen und eigenwilligen Sonderlings hineindrängten. Seine Orthographie folgt in vielen Punkten einer stark verwilderten Regel, deren Prinzipien ihm selber vielleicht niemals klar gewesen, jedenfalls nie recht in Fleisch und Blut übergegangen waren. Über den Sinn und Nutzen einer Rechtschreibung überhaupt machte er sich sicherlich niemals Gedanken, weshalb ihm wohl auch die Mängel seiner Bildung auf diesem Gebiete nicht zum Bewußtsein kamen. Sein Satzbau ist oft ungelenk und

unschön, fast wie der eines Ausländers oder doch jemandes, der keine Gewalt über die stilistischen Mittel der Sprache hat; er wimmelt ferner von Anakoluthen, d. h. Abweichungen von der grammatisch richtigen Satzkonstruktion, die nicht immer auf der Vermischung gleichwertiger, syntaktischer Ausdrucksformen beruhen, sondern oft nichts als grenzenlose Nachlässigkeit und Unachtsamkeit und damit einen tiefen Mangel an Sinn für die Reinheit der Sprachform bekunden. Es kommen Fälle vor, wo das bis zur direkten Unverständlichkeit und zu groben Sprachfehlern führt. Ebenso wild und leidenschaftlich ist seine Interpunktion, die, wo sie nicht, wie so häufig, mit Gedankenstrichen verschiedener Länge und Dicke arbeitet, auf sinngemäße Gliederung der geschriebenen Gedankenfolge und Erleichterung des Verständnisses für den Leser keine Rücksicht nimmt. Bedenkt man nun noch die schwer lesbare Schrift, ferner die zahllosen Schreibfehler, die sinnlosen Doppelschreibungen und weggelassenen notwendigen Worte, so sieht man, welche dornige Aufgabe es ist, Beethovens Briefe im Original zu lesen und trotz dieses äußeren Kleides zu genießen.

So liegen die Tatsachen. Wie hat sich nun angesichts ihrer ein Herausgeber dieser Texte zu verhalten? Soll er sie ganz so, wie sie vorliegen, gewissermaßen mit Haut und Haaren abdrucken? Oder darf er sie durch leise Änderungen dem Verständnis der Leser näherbringen, ja oft erst überhaupt erschließen? Selbstverständlich müßte dann in jedem einzelnen Falle oder, wenn möglich, auch zusammenfassend in einem kritischen Apparat oder in Anmerkungen von dem Umfang und der Art dieser Änderungen Rechenschaft gegeben werden. Endlich wie weit darf er mit diesen Änderungen gehen?

Auf dem literarhistorischen Gebiete, das ja die meisten Briefpublikationen aufzuweisen hat, hat sich im Daseinskampfe der Methoden, die ja natürlich für jeden besonderen Fall speziell zu erwägen sein werden, mehr und mehr die Praxis entwickelt, dem Verständnis des modernen gebildeten Lesers so weit, als nur irgend möglich erscheint, ohne den Charakter der betreffenden Schreibart zu sehr zu verwischen, leise ausgleichend entgegenzukommen und eine geistige Mitteilung eines großen Mannes von den zufälligen Fehlern und Flecken ihrer momentanen Geburtsstunde, wie sie ja nun einmal allem Menschenwerk anhaften, ebenso sorgsam und vorsichtig zu reinigen, wie man aus einer mehr oder weniger entstellten Überlieferung eines Werkes, dessen Urschrift verloren ist, diese in möglichst reiner Gestalt zurückzugewinnen versucht. Nur so bleibt einer geistigen Mitteilung ihr voller geistiger Wert gesichert, nur so ist eine volle Wirkung, ein reiner Genuß möglich. Wie weit ein Herausgeber im einzelnen Falle zu gehen hat, ist natürlich eine Frage des persönlichen kritischen Taktes, der seinerseits wieder durch die Eigenart des jedesmaligen Rohstoffes geleitet wird. Aber daß er überhaupt in dieser Richtung Schritte zu tun hat und nicht alles einfach so lassen darf, wie er es findet, ist so sicher, wie daß ein Gärtner, der wünscht, daß ein von ihm angelegter Garten gern und dankbar besucht wird, nicht überall auf den Wegen Steine, Dornen, Gestrüpp und sonstige Unebenheiten des Bodens unbekümmert stehen lassen darf.

Kalischer scheint andrer Ansicht zu sein. Er gibt uns Beethovens Briefe mit allen Schlacken der Überlieferung, ja er rühmt sich dessen sogar als „diplomatischer Treue“ (I, 76; II, 50) und ergeht sich in einer Reihe höchst unfeiner Ausfälle gegen den verdienten Theodor von Frimmel, der andre, nach unsrer Meinung richtigere Editionsgrundsätze verfolgt. Der Ton der Polemik, den Kalischer hier anzuschlagen für passend findet, z. B.: „Den Gipfel aller Torheit . . . hat offenbar Herr Th. Frimmel erstiegen“ (I, 77); „Dieser gute Mann bildet sich immer noch ein, Beethovensche Originalbriefe herausgeben zu können“ (II, 51); „Dieser sogenannte Beethovenforscher“ (52); „Ein derartig hilfloser, unfähiger Mensch wagt es immer noch, Beethovenbriefe herauszugeben“ (229), fällt natürlich nur auf ihn selbst zurück: jemand, der selbst so viele Blößen gibt, sollte bescheidener und vorsichtiger sein[1]). Bei Kalischer bekommt der Leser Satzungeheuer wie folgende gänzlich ohne Retouche vorgesetzt: „ . . . Daß mir das Recht den Klavierauszuges hier in Wien herauszugeben bleibt, so belieben sie mir darüber eine Antwort zum geben“ (I, 151); „Von Fürst Kynsky, einer meiner Interessenten, habe ich noch keinen Heller enthalten“ (282); „Einer meiner Freunde, der Wechsler ist, ertzählte ich heute den Fall“ (302); „Es ist auch unangehm für den autor sein Werk nicht korret zu wissen . . . Text zur der Messe“ (337); „Sie können also jetzt . . . selbst mit den Eigenthümern reden, da ich nicht wie solche alte Werke verkauft werden“ (II, 20); „Nochmals meine große Freude über die Wiederstellung“ (150) usw. usw. Ich hüte mich bei Kalischers „diplomatischer Treue“ wohl, hier etwa Druckfehler anzunehmen. Daß auch er, der verdienten Forschern die kleinsten, für den Sinn ganz bedeutungslosen Ungenauigkeiten in der oben gekennzeichneten Form aufrückt, sich selbst nicht von schlimmeren Lesefehlern freihalten kann, ist freilich ein unglücklicher Zufall. Wenn er Beethoven an die Fürstin Kinsky schreiben läßt (II, 120): „Eine ganz andere Ansicht wird fraglich durch die Verhältnisse der Verlassenschaft für den gegenwärtigen Zeitpunkt begründet“, so liegt auf der Hand, daß es „freylich“ heißen muß. Was würde Kalischer gesagt haben, wenn er diesen Fehler, für den schon Thayer (III, 236) natürlich das richtige hat, etwa bei Frimmel gefunden hätte?

Auch in orthographischen Dingen bleibt uns möglichst nichts erspart, hier freilich mit einer sehr eigenartigen Begründung (I, VI): „Die Schreibweise Beethovens ist nun durchaus nicht wild, wie viele behaupten, sondern läßt fast überall klare Prinzipien erkennen, die seinem sonstigen großen Charakter entsprechen.“ Das klingt, wie wenn Beethoven die deutsche Rechtschreibung habe reformieren wollen: seine mangelhafte Schulbildung wird ihm als geistige Größe angerechnet. Beethoven huldige, heißt es weiter, nicht dem etymologischen, sondern dem phonetischen Orthographieprinzip: in Wörtern wie „unzählig“, „dazu“ klinge ihm „der t-Laut dabei dabei (!) ebenso deutlich“ wie in Wörtern mit „wirklichem tz“; pf in Wörtern wie „empfehlen, empfahl“ klinge ihm wie ph und werde daher so geschrieben; auslautendes m wie in

[1]) Im dritten Bande (vgl. S. 126, 251 und besonders S. 147) geht dieser Ton infolge einer durchaus berechtigten Antikritik, die Kalischers Ausgabe inzwischen durch Frimmel erfahren hat, ganz ins Maßlose; selbst mit bloßer Wiedergabe dieser Ausfälle möchte ich meine Leser verschonen.

„bekam" höre er „wie ein m mit geschärftem Vokal, vielleicht auch (!) nach dem Rheindialekt" und schreibe daher „bekam". Jeder Satz zeigt hier die allergröbste Unkenntnis in Phonetik und deutscher Sprachgeschichte [1]). Reste traditioneller Schreibregeln, wie sie, landschaftlich mannigfach verschieden, zu Beethovens Zeit fast durchweg galten und in den Schulen gelehrt wurden, sollen uns als Ausflüsse seiner eigensten Charaktergröße gelten? Es benimmt, meine ich, Beethovens Größe nichts, wenn wir seine Schreibweise in der oben dargelegten Art auffassen, wenn wir sie nicht auf Grund unklarer phonetischer Vorstellungen bewundern, sondern wie so manche Seiten seines äußeren Daseins seinen menschlichen Schwächen beizählen. Kalischer macht es seinen Lesern wahrlich nicht leicht, in den geistigen Gehalt von Beethovens Briefen einzudringen. Wie einfach wäre es z. B. gewesen, die großen Anfangsbuchstaben der Anredepronomina „Sie" und „Ihnen", die Beethoven gewöhnlich nicht schreibt, worauf ein für allemal ein Hinweis genügt hätte, im heutigen Sinne durchzuführen: in jedem längeren Schreiben geben die kleinen Buchstaben der Anrede endlose Gelegenheit zu momentanen Mißverständnissen und stören dadurch den Fluß der ruhigen, rein auf den Sinn achtenden Lektüre. Welchen vernünftigen Sinn kann es haben, ein aus Versehen doppelt geschriebenes Wort wirklich zweimal zu drucken? Diese Art „diplomatischer Treue" wird sicherlich kein Laie dem Herausgeber Dank wissen, und auch wir Philologen von Fach sehen darin höchstens eine Karikatur philologischer Methode.

Nicht einmal die chronologische Ordnung der Briefe ist streng durchgeführt. In allen Fällen, wo Kalischer durch eine Untersuchung im Kommentar dazu kommt, einen Datumfehler feststellen und einen Brief einem andern Jahre mit Sicherheit zuweisen zu können, lesen wir den Brief unweigerlich jedesmal an der falschen Stelle, während an der richtigen nicht einmal eine Verweisung angebracht ist. Es macht das fast den Eindruck, als seien die Briefe, rein äußerlich nach den überlieferten Daten ohne Erwägung ihrer Richtigkeit geordnet, in die Druckerei gewandert und erst in der Korrektur auf den zeitlichen Zusammenhang hin geprüft worden, wo sich dann natürlich größere Umstellungen aus drucktechnischen Rücksichten nicht gut hätten vornehmen lassen. Der Brief an den Grafen Brunswick vom 11. Mai 1806, der wegen des darin erwähnten Abschlusses des Vertrags mit Clementi (20. April 1807) ins Jahr 1807 zu stellen ist, erscheint unter 1806 (I, 164). Ja noch schlimmer: ein undatiertes Fragment eines Briefes an Breitkopf und Härtel, das früher bekannt war als der vollständige Brief vom 4. Februar 1810, in dem es enthalten ist, erscheint erst unter dem „Frühjahr oder Sommer 1809?" (I, 277) und dann zum zweiten Mal an seiner richtigen Stelle (306)! Ein undatiertes Billett an Pasqualati tritt zweimal kurz hintereinander auf, einmal mit dem Datum „Hochsommer 1814?" (II, 213), dann nochmals unter „Januar 1815" (242),

[1]) Auf diesem Gebiete leistet sich der Herausgeber auch sonst manches: so ist ihm „darrechnen" ein „neues" Wort (II, 298); II, 214 spricht er von „Vesikaturen", womit er „Vesikatorien" (so wohl auch in Beethovens Original) meint.

ohne daß der Herausgeber die Wiederholung bemerkt[1])! Das nennt man eine „kritische" Ausgabe!

III.

Kalischers Kommentar zu den einzelnen Briefen genauer durchzugehen, kann hier nicht meine Aufgabe sein, obwohl der Ton, den er mehrfach gegen andre Forscher anschlägt, sehr dazu reizt, seine eigene Leistung mit derselben Schärfe zu prüfen. Was er z. B. Beethovens erstem Biographen Schindler vorwirft (I, 332), daß er eine Publikation eines Faksimiles, auf die übrigens wenig ankommt, nicht gekannt habe, ist ihm selber mit dem Konzertzettel von 1778 zugestoßen (I, 313), der schon bei Thayer (^{2} I, 120) gedruckt ist. Und zu einer von Beethoven nicht ganz genau zitierten Stelle des Neuen Testaments bringt er zwar (I, 286) den griechischen Urtext bei, der nichts zur Sache tut, erkennt aber nicht, was bei weitem interessanter ist, daß in einem Briefe an Therese Malfatti (I, 204) Egmonts Abschiedsworte an Ferdinand zitiert werden („Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns" Goethes Werke VIII, 300). Ich lasse mich auf Einzelheiten nicht weiter ein und möchte nur noch auf das eigenartige Verhältnis, in dem der Kommentator zu seinem Helden steht, mit ein paar Worten zu sprechen kommen. Ich kann mich dabei im wesentlichen auf eine Reihe von Zitaten beschränken, die deutlich genug für sich selbst sprechen.

Bei Gelegenheit des Streits zwischen Beethoven und Maelzel wegen der von dem letzteren unterschlagenen Partitur der Schlachtsymphonie (vgl. darüber in Thayers Bd. III Anhang 7) bemerkt Kalischer (II, 204): „Gerade in dieser Angelegenheit tritt wieder der Umstand klar zutage, daß es so wenig Menschen gibt, die das Vermögen besitzen, aus Beethovens reiner heiliger Tonsprache auch dieses Einzigen absolute Seelenreinheit zu erfühlen und zu erhorchen. Wer namentlich durch seine Symphonien auch heute noch die Gemüter so zu rühren vermag, daß sie geradezu den Himmel offen sehen ... der muß solche Werke aus dem reinsten Gemüte erschaffen haben. Darum gilt ein für allemal das Wort: Beethoven hat immer recht; nur in der Form kann er hier und da übers Ziel schießen; allein im Kernpunkte trifft er im Zorn wie in der Ruhe stets das Richtige." Man traut seinen Ohren nicht: Beethoven, von dem wie wohl kaum von einem zweiten gesagt werden kann, daß seine vielen menschlichen Schwächen notwendige Kehrseiten seiner hohen künstlerischen Vorzüge gewesen sind, wird hier über allen endlichen Irrtum und alle irdische Beschränktheit hinausgehoben und zum fehlerlosen Gott proklamiert. Und der Beweis für diese unglaubliche These liegt — in seinen

[1]) Im dritten Bande ist dies Unglück dem Herausgeber nicht weniger als viermal zugestoßen: es erscheinen je zweimal Billette an Giannatasio del Rio (S. 21 und 97), an Steiner (S. 81 und 95), an Czerny (S. 121 und 140) und an den Erzherzog Rudolf (S. 124 und 137). Ergötzlich ist es, was S. 151 zur Verteidigung solcher Nachlässigkeiten gesagt ist: „Aufmerksame Leser werden einen neuen Doubletten-Irrtum im folgenden Heft ... wahrnehmen ... Die Kalamität habe ich wohl gesehen, allein zu spät: denn der betreffende Bogen war bereits gedruckt. Sit venia errori! Dem wohlwollend denkenden Leser sei noch bemerkt, daß derartige Irrtümer mit dem für eine kritische Ausgabe der Beethovenbriefe besonders schwierigen Teile der Datierung zusammenhängen."

Symphonien und ihrer Wirkung auf moderne Gefühlsästheten! Diese naive Apotheose Beethovens geht durch den gesamten Kommentar hindurch[1]). Schon oben sahen wir, daß wir seine Orthographie als Ausfluß seines großen Charakters anzusehen haben. Auch seine undeutliche Schrift steht unter diesem hohen Gesichtswinkel: „Eines hat der berühmte Orientalist (Hammer-Purgstall) mit Beethoven gemein: er schreibt ebenso undeutlich wie der Tondichter; doch derartiges gönnt man nur einem Beethoven" (I, 218). Wenn Beethoven in seinem großen Konzert vom 22. Dezember 1808 abklopft und seine große Chorphantasie von neuem beginnen läßt, um vollständigen Schiffbruch zu verhüten, so bemerkt Kalischer (I, 248): „Wie göttlich ist der Schrei des begeistert Entrüsteten in die Orchesterwogen hinein." Beethovens Begeisterung für Napoleon, dem ursprünglich die dritte Symphonie (Eroica) gewidmet war, schlug nach der Krönung von 1804 in glühenden Haß um: „Hier stand machtvoller Weltgeist gegen Weltgeist auf. Oft fühlte sich Beethovens Weltgeist so hoch angetrieben, daß er sich die Kraft zutraute, Bonaparte zu besiegen. . . . Ormuszd wider Ahriman!" (I, 285). Den „Ton der Devotion" in den Briefen an seinen hohen Schüler, den Erzherzog Rudolf, findet, Kalischer „schier rätselhaft" (I, 330): in Wirklichkeit bedient Beethoven sich nur der allgemein im brieflichen Verkehr mit Fürstlichkeiten üblichen Höflichkeitsformen, was in keiner Weise verwunderlich ist. Wenn endlich der Komponist seine Verleger tadelt, daß sie den Titel seiner Sonate op. 81 „Das Lebewohl" mit ‚Les adieux' übersetzt hätten, was etwas ganz andres, viel Steiferes und weniger Herzliches sei, so bemerkt der Kommentator (II, 41), dieser „Beethovensche Exkurs ins Philologische" sei „frappant". Auf dieser Stufe kritikloser Bewunderung kann, das ist wohl einleuchtend, von einem tieferen psychologischen Verständnis von Beethovens Natur und Charakter nicht die Rede sein. Auch der größte irdische Genius bleibt ein Mensch und hängt um so tiefer und inniger mit allem rein Menschlichen zusammen, je größer er ist. Wer einen makellosen Gott in ihm sieht, hat sich selber für das Herrlichste in seiner Erscheinung blind gemacht.

IV.

Unter allen bekannten Briefen Beethovens sind es besonders zwei, die die übrigen an erschütternder Gewalt des Inhalts und Tiefe des darin ausgesprochenen Gefühls weit überragen, zu denen man darum immer und immer wieder zurückkehrt, wenn man den Menschen in ihm sich nahe bringen will: das Heiligenstädter Testament (I, 91) und der Liebesbrief an die „unsterbliche Geliebte" (I, 73). Mit dem letzteren müssen wir uns etwas eingehender beschäftigen. Obwohl er vielfach abgedruckt ist, können wir ihn doch hier seinem vollen Wortlaute nach nicht entbehren. Ich gebe ihn ohne „diplomatische Treue" in moderner Schreibweise und Interpunktion.

[1]) Im dritten Bande geht sie an einer Stelle (S. 115) bis zur direkten Blasphemie. Ein wenig geschmackvoller Witz Beethovens über sein Küchenmädchen in einem Billett an Nanette Streicher löst folgende Randglosse Kalischers aus: „Besonders leuchtet hieraus wieder Beethovens imitatio Christi hervor . . . Und so fällt ihm auch bei Angelegenheiten seiner weiblichen dienstbaren Hausgeister das Vorbild Christi ein"!

Am 6. Juli morgens.

Mein Engel, mein Alles, mein Ich! Nur einige Worte heute, und zwar mit Bleistift (mit Deinem). Erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt. Welcher nichtswürdige Zeitverderb in dergleichen! — Warum dieser tiefe Gram, wo die Notwendigkeit spricht? Kann unsre Liebe anders bestehen als durch Aufopferungen, durch Nicht-alles-verlangen? Kannst Du es ändern, daß Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin? Ach Gott, blick in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüt über das Müssende! Die Liebe fordert alles, und ganz mit Recht: so ist es mir mit Dir, Dir mit mir. Nur vergißt Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß. Wären wir ganz vereinigt, Du würdest dieses Schmerzliche ebensowenig als ich empfinden. — Meine Reise war schrecklich. Ich kam erst morgens 4 Uhr gestern hier an. Da es an Pferden mangelte, wählte die Post eine andre Reiseroute, aber welch schrecklicher Weg! Auf der vorletzten Station warnte man mich, bei Nacht zu fahren, machte mich einen Wald fürchten, aber das reizte mich nur. Und ich hatte unrecht: der Wagen mußte bei dem schrecklichen Wege brechen; grundlos, bloßer Landweg! Ohne solche Postillione, wie ich hatte, wäre ich liegen geblieben unterwegs. Esterhazy hatte auf dem andern gewöhnlichen Wege hierhin dasselbe Schicksal mit acht Pferden, was ich mit vier. Jedoch hatte ich zum Teil wieder Vergnügen, wie immer, wenn ich was glücklich überstehe. — Nun geschwind zum Inneren vom Äußeren! Wir werden uns wohl bald sehen. Auch heute kann ich Dir meine Bemerkungen nicht mitteilen, welche ich während dieser einigen Tage über mein Leben machte. Wären unsre Herzen immer dicht aneinander, ich machte wohl keine dergleichen. Die Brust ist voll, Dir viel zu sagen. Ach, es gibt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist. — Erheitere Dich, bleibe mein treuer, einziger Schatz, mein Alles, wie ich Dir! Das Übrige müssen die Götter schicken, was für uns sein muß und sein soll.

Dein treuer Ludwig.

Abends, Montags am 6. Juli.

Du leidest, Du mein teuerstes Wesen. — Eben jetzt nehme ich wahr, daß die Briefe in aller Frühe aufgegeben werden müssen, Montags, Donnerstags, die einzigen Täge, wo die Post von hier nach K. geht. — Du leidest. Ach, wo ich bin, bist auch Du mit mir. Mit mir und Dir werde ich machen, daß ich mit Dir leben kann. Welches Leben! So! Ohne Dich! Verfolgt von der Güte der Menschen hier und da, die ich meine ebensowenig verdienen zu wollen als sie zu verdienen. Demut des Menschen gegen den Menschen, sie schmerzt mich. Und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der, den man den Größten nennt! Und doch ist wieder hierin das Göttliche des Menschen. — Ich weine, wenn ich denke, daß Du erst wahrscheinlich Sonnabends die erste Nachricht von mir erhältst. — Wie Du mich auch liebst, stärker liebe ich Dich doch; doch nie verberge Dich vor mir. Gute Nacht! Als Badender muß ich schlafen gehen. Ach Gott, so nah, so weit! Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude, unsre Liebe? Aber auch so fest wie die Feste des Himmels?

Guten Morgen am 7. Juli!

Schon im Bette drängen sich die Ideen zu Dir, meine unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksale abwartend, ob es uns erhört. Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir oder gar nicht. Ja, ich habe beschlossen, in der Ferne so lange herumzuirren, bis ich in Deine Arme fliegen kann und mich ganz heimatlich bei dir nennen kann, meine Seele von Dir umgeben ins Reich der Geister schicken kann. Ja, leider muß es sein. Du wirst Dich fassen, um so mehr, da Du meine Treue gegen Dich kennst. Nie eine andre kann mein Herz besitzen, nie, nie! O Gott, warum sich entfernen müssen (von dem), was man so

liebt! Und doch ist mein Leben in Wien so wie jetzt ein kümmerliches Leben. Deine Liebe machte mich zum Glücklichsten und zum Unglücklichsten zugleich. In meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens: kann diese bei unserm Verhältnisse bestehen? — Engel, eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht, und ich muß daher schließen, damit Du den Brief gleich erhältst. — Sei ruhig! Nur durch ruhiges Beschauen unsres Daseins können wir unsern Zweck, zusammen zu leben, erreichen. Sei ruhig! Liebe mich! Heute, gestern, welche Sehnsucht mit Tränen nach Dir, Dir, Dir, mein Leben, mein Alles! Leb wohl! O liebe mich fort! Verkenne nie das treueste Herz

Deines geliebten L.

Ewig Dein, ewig mein, ewig uns!

Dieser Brief wurde nach Beethovens Tode zusammen mit Wertpapieren und einigen andern Briefschaften in einem Geheimfach eines alten Schrankes aufgefunden und von Schindler 1840 zuerst veröffentlicht. Er trägt keine Jahreszahl und keine Angabe über die Adressatin. Sein erster Herausgeber setzte ihn, ohne auf die überlieferte Datum- und Wochentagsbezeichnung, die für das Jahr 1807 sprechen würde, merkwürdigerweise irgendwelche Rücksicht zu nehmen, zunächst ins Jahr 1806, dann in der dritten Auflage seines Buches ins Jahr 1803 (der 6. Juli fiel in diesen Jahren auf einen Sonntag und einen Mittwoch); als Adressatin bezeichnete er mit Sicherheit, aber ohne Angabe irgendwelcher durchschlagenden Gründe, die Gräfin Giulietta Guicciardi, spätere Gräfin Gallenberg.

Thayer hat dann im zweiten und dritten Bande seines Werkes diese Angaben Schindlers, die nichts sind als unbewiesene Vermutungen, einer ebenso eingehenden wie durchschlagenden Kritik unterzogen, die in ihrer nüchternen Konsequenz gegenüber all den romanhaften Fabeleien und Phantasmen, die sich allmählich an den Brief und seine Interpretation angeknüpft haben, für jeden, der logisch und vorurteilsfrei nachdenkt, etwas unwidersprechlich Überzeugendes hat. Er weist nach, daß nach allem, was wir wissen, unser Brief, der Beethovens Wiener Existenz in so pessimistischem Lichte sieht und so eindringlich über die mit den Jahren immer fühlbarer werdenden Unannehmlichkeiten einer ungeordneten, schlecht geleiteten Häuslichkeit und einer wachsenden Vereinsamung klagt, in die glänzenden ersten Jahre des 19. Jahrhunderts, eine der relativ erfreulichsten Perioden in seinem Leben, keinesfalls gehören kann. Damit schwindet zugleich jede Möglichkeit, ihn als an die Gräfin Guicciardi gerichtet denken zu können: denn diese war seit dem November 1803 verheiratet, hatte längst Wien verlassen und ihre Beziehungen zu Beethoven abgebrochen. Indem sich Thayer gewisser Kombinationen wegen nicht für 1807, sondern unter Annahme eines kleinen Irrtums Beethovens im Datum für 1806 entscheidet, sucht er wahrscheinlich zu machen, daß unser Brief vielmehr an die Gräfin Therese Brunswick gerichtet sei, deren enge freundschaftliche Beziehungen zu dem Komponisten auch sonst bezeugt sind. Ein direkter Beweis ist nach Thayer natürlich nicht zu führen: wolle man diese letztere Wahrscheinlichkeit nicht gelten lassen, so sei die Adressatin als unbekannt zu bezeichnen; absolut sicher sei aber, daß es sich um die von Schindler vermutete Dame nicht handeln kann.

In der neuen Ausgabe erscheint der Liebesbrief wiederum mit der Überschrift „An Gräfin Giulietta Guicciardi" und mit der Jahreszahl „(1801?!)", die wenigstens das Datum rettet, beides höchst überraschend für denjenigen, der sich nicht erinnert, daß Kalischer schon in den siebziger Jahren gegen diese Ergebnisse des Biographen in Rezensionen des Thayerschen Buches polemisiert hatte, die dann auch gesondert unter dem Titel „Die unsterbliche Geliebte Beethovens Giulietta Guicciardi oder Therese Brunswick?" (Dresden 1891) erschienen sind. Kalischer glaubt (I, 76), daß Thayers Versuch der Lösung des Problems „nunmehr als völlig mißglückt" anzusehen sei, und bemerkt im Hinblick auf seine zitierte Broschüre: „Ich kann bei dieser Gelegenheit davon Abstand nehmen, meine allgemeine Beweisführung gegen solches Vorgehen abermals vorzuführen." Es wird deshalb notwendig sein, um diese „Beweisführung" zu prüfen, auch jene kleine Schrift mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, auf die der Kommentator selber uns verweist. Sie wird uns Gelegenheit geben, in den innersten Kern von Kalischers Methode einzudringen und den Wert oder Unwert seiner Tätigkeit an Beethovens Briefen an einem Musterbeispiel eingehend zu beleuchten. Soviel ich sehe, sind es hauptsächlich drei Gründe oder Erwägungen, die Kalischer nötigen, bei Schindlers Vermutung zu verharren und Thayers Ergebnisse abzulehnen. Ich lasse ihn so viel als möglich mit seinen eigenen Worten seine Sache führen.

V.

1. Von einer Verwertung des überlieferten Datums ist nach Kalischer bei der chronologischen Untersuchung unsrer Frage gänzlich abzusehen: „Das Datum der Briefe gibt .... kein siegreiches Moment an die Hand, wenn man an Beethovens auffallende Zerstreutheit denkt" (S. 35); „Die Basis, auf der dieselbe (Thayers Methode) in dieser Angelegenheit beruht, ist eine höchst schwankende, weil der in irdischen Dingen sehr zerstreute Beethoven das wesentlichste Fundament dazu hergibt" (S. 38); „Beethovens Gedankenlosigkeit in äußerlichen Dingen läßt der Abänderung des Datums ja einen weiten Spielraum übrig" (S. 49). Eine wirklich methodische Untersuchung wird naturgemäß von der Überlieferung, dem von Beethoven selbst niedergeschriebenen Datum, als dem zunächst einzig feststehenden Punkte auszugehen haben und erst dann davon abweichen und einen Schreibfehler annehmen, wenn zwingende Gegengründe vorhanden, die mit der Überlieferung unvereinbar sind. Für Kalischer ist der umgekehrte Weg der richtige: das Datum bedeutet zunächst *gar nichts*, da ja Beethoven zerstreut gewesen sein und sich verschrieben haben *könnte*. Wie steht es denn aber faktisch mit dieser großen Zerstreutheit des Komponisten? In den fast 500 Briefen der ersten beiden Bände, die ich daraufhin durchgesehen habe, findet sich in bezug auf Daten und Wochentage eine einzige falsche Angabe (I, 294): das Datum des Liebesbriefes wäre der zweite Fall der Art; von Wahrscheinlichkeit eines Irrtums, der an sich natürlich möglich wäre, kann also gar keine Rede sein. Die Überlieferung bleibt demnach vollkommen zu Recht bestehen, so unangenehm sie Kalischer für seine Kombinationen auch ist.

Aber es kommt noch besser. Im Zusammenhang mit der Datumfrage belehrt Kalischer seine Leser über die kritische Methode, die bei derartigen Untersuchungen anzuwenden ist. Er unterscheidet hier (S. 38. 39) zwei verschiedene Methoden, die „rein chronologische", wie sie Thayer vertreten hat und auch ich sie vertreten muß, wenn ich nicht mit meinem philologischen Gewissen in Konflikt geraten will, und daneben die „intuitive", die hier allein entscheiden kann, „weil dieses Objekt von überwiegend psychologischem Interesse ist." „Innere Gründe" nötigen in diesem Falle, „die rein chronologische Methode nicht gelten zu lassen". Also ein Forscher auf dem historisch-kritischen Gebiete darf nicht nur, sondern muß, wenn ihm die Überlieferung aus irgendeinem Grunde unbequem ist, diese ignorieren und das „intuitive Verfahren" anwenden, indem er die Probleme nach Gutdünken aus der Tiefe des Gemüts heraus entscheidet. Ade Wissenschaft und Methode! Mir scheint es geradezu unerhört, daß in Deutschland, dem Lande, das sich rühmen darf, die größten Meister philologischer Methode und Erkenntnis hervorgebracht zu haben, derartige Sätze geschrieben und gedruckt werden konnten. Das Recht, in historisch-kritischen Fragen ein Urteil haben zu dürfen, hat ihr Vertreter jedenfalls ein für allemal verscherzt.

2. Eine zweite Erwägung Kalischers ist für mich gänzlich undiskutierbar. Er findet (S. 40) in unsrem Briefe einen „Wertherparoxysmus", der Beethoven im 36. bis 37. Lebensjahre nicht mehr zuzutrauen sei: „Im 36. bis 37. Jahre hatte derselbe seine göttliche Geliebte, die wirklich unsterbliche Kunst, so inbrünstig in seine Arme geschlossen, hatte von ihr bereits so unendlich schöne Freuden empfangen, daß er an den Besitz eines irdischen Weibes jetzt wohl nicht mehr seinen gesamten Willen zum Leben hängen konnte; im 31. bis 32. Lebensjahre haben indessen derartige Gedanken für einen Künstlergeist nichts Befremdliches." Hier werden Empfindungen sublimster Art doch wahrhaftig fast mit der Elle gemessen. Diese ganze schiefe Betrachtung mit ihrer schematischen Psychologie schwebt nicht nur im allgemeinen, sondern auch im Falle Beethoven völlig in der Luft. Von sentimentalem Wertherparoxysmus, dessen sich ein reifer Mann zu schämen hätte, kann ich für meine Person in dem Liebesbriefe nichts entdecken. Daß Beethoven „nie ohne eine Liebe und meistens von ihr in hohem Grade ergriffen" war, bezeugt uns einer seiner genauesten Jugendfreunde; in gleichem Sinne sprechen sich auch spätere Zeugnisse aus. Muß man Kalischer die Namen Bettina Brentano, Therese Malfatti, Amalie Sebald eigens nennen, um ihm zu beweisen, daß noch über 1806 hinaus Beethoven neben seiner Kunst auch irdische Göttinnen angebetet hat?

3. Kalischers Haupttrumpf, den ihm die „intuitive Methode" in die Hand gibt, liegt auf dem musikalischen Gebiet. Sowohl der Gräfin Guicciardi wie der Gräfin Brunswick hat Beethoven, wie allbekannt, je eine seiner Klaviersonaten öffentlich gewidmet, jener die Cis-Moll op. 27, dieser die Fis-Dur op. 78. Daß es auch Thayer nicht einfiel, daß hier ja die Lösung des kritischen Problems auf der Hand lag! Er hat auffälligerweise „das spezifisch-musikalische Moment" ganz außer acht gelassen, „daher so manche unliebsame Fehlschlüsse

bei ihm" (S. 54). Die Cis-Moll-Sonate ist „unsterblich", ein „einziges, in sich abgeschlossenes, vollendetes Liebesgedicht oder Leidensdrama" (ebenda); „die poetische Wortsprache in jenem Liebesbriefe erklingt auch allein wie Übersetzung just jenes Tongemäldes" (S. 55). Die Fis-Dur-Sonate dagegen, „ein Werk, das weder Spuren der Leidenschaft noch überhaupt des Leides in sich birgt" (ebenda), das „nichts bewegen wird" (S. 58)[1]), ist eine unbedeutende Schöpfung. In dieser Wertung beider Werke weiß sich Kalischer mit den „zwei hervorragendsten Ästhetikern in Beethoven", Lenz und Marx, einig. Was brauchen wir weiter Zeugnis? Der verschiedenen Bedeutung der Sonaten sind die Empfindungen ihres Schöpfers für die beiden Damen, denen sie gewidmet sind, genau proportional: also muß nach den Regeln der Logik der Liebesbrief an Giulietta Guicciardi gerichtet sein.

Zwei Momente werfen jedoch dies ganze schöne Kartenhaus über den Haufen. Einmal sind die Akten über den musikalischen Wert der beiden Sonaten doch nicht so widerspruchslos geschlossen, wie Kalischer meint, den ich z. B. nur auf das hinweisen möchte, was Riemann in seinen „Präludien und Studien" (III, 83) über die Fis-Dur-Sonate feinsinnig ausführt. Auch schon Beethoven selbst war andrer Meinung: „Immer spricht man von der Cis-Moll-Sonate", äußerte er einmal zu Czerny (Thayer II, 172); „ich habe doch wahrhaftig Besseres geschrieben: da ist die Fis-Dur-Sonate etwas andres." Dann wird, wer die Geschichte vieler Beethovenschen Dedikationen und ihrer häufigen Veränderungen aus den Briefen an seine Verleger kennt, sich schwerlich entschließen können, irgendwelche inneren Beziehungen zwischen Komposition und übergesetztem Namen anzunehmen. Durch eine Dedikation pflegte Beethoven eine Verpflichtung abzutragen, die er jemandem gegenüber empfand: er änderte sie zuweilen noch in letzter Stunde, was deutlich beweist, daß er während der Komposition wohl überhaupt noch nicht an eine bestimmte Person dachte. „Wenn Sie sie herausgeben," schreibt er z. B. von seiner C-Dur-Messe (II, 40), „dann wird sich schon der Heilige für dieses Werk finden."

Damit wäre Kalischers „Beweisführung" erledigt. Ich kann diese Polemik nicht schließen ohne einen Appell an sein Wahrheitsgefühl. Er hat mit Thayer über diese ganze Frage in Briefwechsel gestanden und verrät uns (S. 39), daß diese Korrespondenz „noch neue Momente zugunsten der Thayerschen These" enthalte. Es dürfte seine wissenschaftliche Pflicht sein, diese „Momente" zur öffentlichen Kenntnis zu bringen und alles etwa dort vorhandene Material zur Lösung des Problems dem Forum der Wissenschaft vorzulegen.

VI.

Auf die Negation folge eine kurze positive Erörterung der sich an den Brief anschließenden Fragen. In der Gesamtbeurteilung mache auch ich mir Thayers von Kalischer so heftig befehdete Worte (II, 180) zu eigen: „Alle also, welche mit Tränen der Sympathie diese Werthers Leiden, von dieser Lotte

[1]) Wie verträgt sich damit der Satz (I, 293): „Seit der Appassionata . . . entstehen von bedeutenden Sonaten nur . . . die Fis-Dur-Sonate (op. 78) und . . ."?

verursacht, gelesen haben, mögen ihre Tränen trocknen. Sie können sich mit der Versicherung beruhigen, daß die Katastrophe keineswegs so unglücklich war, wie sie dargestellt wird. Die Angelegenheit bildete nur eine Episode, sie war nicht die große Tragödie von Beethovens Leben." Das tatsächlich feststehende Material, das wir zur Beurteilung des Dokuments haben, und das wir leider einzig und allein auch ihm selber entnehmen müssen, ist gering und genügt nicht zur Erledigung aller hier sich erhebenden Fragen. Die historische Wissenschaft ist nun aber leider recht oft in der Lage, verzichten zu müssen und Gottfried Hermanns Kunst des Nichtwissens zu üben. Da hilft kein „intuitives Verfahren", sondern nur ein ehrliches Eingeständnis der Sachlage und eine beherzte Nüchternheit in der Erwägung der Wahrscheinlichkeit. Und noch heute gilt Thayers scharfes Wort (II, 171): „Bei dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnis von diesem Gegenstande können wir die große Masse der an denselben verschwendeten schwülstigen Beredsamkeit mit einem Worte nur als sinnloses Gerede bezeichnen."

Von den drei nächstliegenden Fragen, Zeit, Adressatin, Ort des Schreibens, läßt sich keine mit urkundlicher Sicherheit beantworten. Man muß erwägen, wie weit und wohin die vorhandenen Anhaltspunkte führen und welche Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten sie eröffnen.

Da, wie oben erörtert, zu der Annahme eines Irrtums des Schreibers in der Datumangabe keinerlei zwingender Grund vorliegt, so ist von dieser, „Montag, den 6. Juli", als feststehender Grundlage für alles weitere auszugehen. Da es sich nun nur um das erste Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts handeln kann (wegen 1812, was an sich gleichfalls möglich wäre, vgl. Thayer III, 430), so stehen die Jahre 1801 und 1807 zur Verfügung; in beiden war der 6. Juli ein Montag. Von diesen beiden Jahren scheidet aber 1801 wiederum sofort aus der Konkurrenz aus, was freilich aus Kalischers Ausgabe nicht oder nur auf Umwegen ersichtlich ist, da dieser die heillose chronologische Verwirrung der langen, ohne Jahreszahl überlieferten Briefe an Amenda und Wegeler (I, 44. 47), die Thayers kritischer Scharfsinn glücklich geklärt und beseitigt hatte, neuerdings sanktioniert. Die langen sanitären Berichte, die Beethoven hier über den Sommer und Herbst des Jahres 1801 (nicht, wie Kalischer will, 1800) ablegt, schließen es aus, daß der Komponist im Juli dieses Jahres eine hier nicht erwähnte Badereise unternommen haben könnte: und unser Brief ist doch klärlich außerhalb Wiens geschrieben. Außerdem widerspricht es allem, was wir wissen, wenn wir Beethovens Äußerung von seinem „kümmerlichen" Wiener Dasein in diese Epoche setzen wollen, worauf schon oben hingedeutet wurde. Sonach bleibt das Jahr 1807 übrig. Ich sehe nichts, was entgegenstünde, den Brief in dessen Sommer einzureihen: er käme dann zwischen das Billett an Gleichenstein vom 23. Juni (I, 209) und den Brief an den Fürsten Esterhazy vom 26. Juli (I, 212) zu stehen. Bis um Johanni war Beethoven in Baden bei Wien, das er dann auf Anraten seines Hausarztes Schmidt (vgl. Thayer III, 16. 17) verließ; in der zweiten Hälfte Juli finden wir ihn wiederum in Baden. In der Zwischenzeit war er an einem andern, außerhalb Wiens gelegenen Orte,

wo unser Brief geschrieben ist und wo er, wie dieser lehrt, gleichfalls Bäder nahm. Ich vermag die Gründe nicht einzusehen, die Thayer abgehalten haben, die Frage in diesem Sinne zu entscheiden, zumal uns Beethovens Entschluß, dem Rat seines Arztes zu folgen und Baden um Johanni zu verlassen, von ihm selbst ausdrücklich in dem zitierten Billett an Gleichenstein bezeugt wird.

Was die Adressatin betrifft, so ist nach den obigen Ausführungen Giulietta Guicciardi natürlich a limine abzulehnen: sie kann ebensowenig die „unsterbliche Geliebte" unsres Briefes sein, als sie mit dem „lieben zauberischen Mädchen" identisch zu sein braucht, die der Brief an Wegeler vom 16. November 1801 erwähnt (I, 55); auch das letztere ist trotz Kalischer eine durch nichts gestützte Vermutung. Dagegen eröffnet sich gerade für das Jahr 1807 allerdings die Möglichkeit, an Therese Brunswick zu denken, die Schwester eines von Beethovens intimsten Freunden, deren schwärmerische Verehrung für ihn als Künstler und Menschen bekannt ist, die er noch 1809 als Gattin heimzuführen hoffen durfte (Thayer II, 62; III, 156). Wir haben einen Brief Beethovens an ihren Bruder Franz vom 11. Mai 1807 (I, 164), in dem die Worte vorkommen: „Küsse deine Schwester Therese; sage ihr, ich fürchte, ich werde groß, ohne daß ein Denkmal von ihr dazu beiträgt, werden müssen." Diese Worte muß man natürlich nicht, aber könnte man doch als eine Andeutung einer vorhandenen engeren Herzensbeziehung zwischen Beethoven und Therese auffassen und hätte dann die Möglichkeit, unsern Brief gleichfalls mit dieser Beziehung in Verbindung zu bringen. Kalischers billige Scherze (S. 15; I, 165), man rede nicht in so „burschikosem" Tone von seiner Herzenskönigin, man übertrage „briefliches Küssen" nicht einem dritten, Beethoven hätte doch mindestens schreiben müssen: „Küsse meine geliebte Braut!", können an dieser Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit nichts ändern. Von einer offiziellen „Verlobung" und einem „Bruch", gegen deren Möglichkeit Kalischer dauernd polemisiert (II, 19 und Abschnitt 1 seiner Schrift), hat ja niemals ein ernsthafter Forscher gesprochen. Wer ganz sicher gehen will, wird freilich sagen müssen, daß wir die Adressatin von Beethovens Liebesbrief nicht kennen, daß es aber möglicherweise Therese Brunswick gewesen sein kann.

Durch diese Unsicherheit wird natürlich auch die Bestimmung des Ortes, an dem der Brief geschrieben ist, unsicher. Kennen wir die Adressatin nicht, so können wir auch über den Ort keine Vermutungen hegen. Ist es Therese Brunswick, so läge es nahe, an Ungarn zu denken, wo Brunswick Besitzungen hatte (Martonvásár zwischen Budapest und Stuhlweißenburg). Dort befanden sich die Geschwister im Frühling des Jahres 1807, wie Beethovens Brief an den Grafen Franz beweist. Beethoven wäre dann von Baden aus in einen ungarischen Badeort gegangen, in der Nähe einer größeren Poststation K., die natürlich schwerlich zu identifizieren sein dürfte, und mindestens zwei Tagereisen von Martonvásár gelegen, und von dort wäre der Brief geschrieben. Aber all das hat keine sichere Gewähr und wird vielleicht niemals auf festeren Boden gestellt werden können.

H. Heine und H. Laube.

Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine.

Von
Ernst Elster.

(Fortsetzung.)

Mit großer Spannung sah Laube dem Augenblick entgegen, da er dem berühmten Dichter des „Buches der Lieder" zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten würde. Seit sechs Jahren standen sie miteinander in Briefwechsel, sie berührten sich vielfach in ihren Anschauungen und Überzeugungen, sie hatten in der literarischen Arena Schulter an Schulter gefochten, und mit Bewunderung hatte der Jüngere zu dem kampferprobten Führer emporgeschaut. Sollte nun wohl die persönliche Begegnung ihren Bund festigen oder erschüttern? Sollte der Eindruck des Menschen den des Schriftstellers bestätigen oder verschieben? Hindernisse über Hindernisse stellten sich dem großen Augenblicke entgegen. Laube wurde durch Geschäfte in Leipzig länger, als ihm lieb war, festgehalten. Als er im April endlich reisefertig war, trieb ihn die Rücksicht auf seine Gesundheit zunächst nach Kissingen, wo er etliche Wochen verweilen mußte. Unterwegs lernte er Dingelstedt kennen, der, damals noch Lehrer in Fulda, sich aus den engen Verhältnissen seiner hessischen Heimat hinaussehnte und sich soeben die ersten literarischen Sporen verdiente. Dann ging's Anfang Mai weiter nach dem Rhein, und besonders eindrucksvolle Tage verbrachten Laube und seine Gattin in Düsseldorf, wo vor allem die Begegnung mit Karl Immermann, dem alten Freunde und Waffenbruder Heines, willkommen erschien; daneben wurden in der Gesellschaft Karl Friedrich Lessings, des großen Historienmalers, und des Dramatikers Friedrich von Uechtritz anregende Stunden verlebt. Immermann und Uechtritz begleiteten die Reisenden bis Rotterdam, und von hier aus machten diese noch eilige Ausflüge nach andern Städten Hollands und Belgiens, um dann kurz vor Schluß des Monats Mai 1839, in der französischen Hauptstadt einzutreffen.

Laube gesteht uns, daß dem herzlichen Briefwechsel zum Trotz doch noch ein Rest des Zweifels und des Mißtrauens gegenüber Heine in seiner Seele zurückgeblieben sei, und mich dünkt, daß auch die vortrefflichen „Erinnerungen" dort, wo sie von dem ersten Zusammentreffen mit Heine berichten, noch leise auf diese Stimmung hindeuten. Laubes „Erinnerungen" sind, wie an vielen andern Stellen, so auch an dieser in Kleinigkeiten ungenau. So heißt es hier, Heine sei bei Laubes Ankunft verreist gewesen; und dementsprechend werden zunächst andre Merkwürdigkeiten von Paris beschrieben, um endlich in einem wirksamen Finale des schönen Buches die Hauptperson, Heine, recht stattlich und bedeutend hervortreten zu lassen. Solche kleine Verschiebungen haben an sich wenig zu sagen und müssen dem Autor billig zugute gehalten werden, denn wohl alle Selbstbiographien bestehen, wie das größte Muster der Gattung, aus Dichtung und Wahrheit. Beachtenswert aber erscheint der Zusammenhang, in den hier die Charakteristik Heines eingerückt wird: jene andern Merkwürdigkeiten, bei denen Laube vorher länger verweilt hatte, waren der „gran maestro Giacomo Meyerbeer" und die berühmte Schauspielerin Rachel, die Sarah Bernhardt jener Zeit. Sehr geistreich schreibt Laube über beide, aber seine innerlichste Anerkennung erfährt weder der eine noch die andre. Und unmittelbar darauf heißt es dann (Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Houben. Bd. VIII, S. 409):

„. . . da brachte der Garçon ein kleines Brieflein von — — Heine. Er war da; wir konnten uns endlich sehen.

. . . Wunderlich! Jude auf Jude kam uns in Paris entgegen: Meyerbeer, die Jüdin Rachel, Heine —

‚Ist er nicht auch Jude?' fragte meine Frau. — ‚Ich weiß es nicht genau, wie weit er's ist,' lautete meine Antwort. ‚Seine Mutter könnte eine Christin gewesen sein, er nennt sie, gewiß mit Absicht, von Geldern. Seine Familie, an deren Spitze der reiche und als vortrefflich geschilderte Salomon Heine in Hamburg steht, ist eine jüdische'."

Er knüpft hieran, unter Berufung auf geistvolle Ausführungen Theodor Mommsens, Erörterungen über die Stellung der Juden in der modernen Welt und gibt unter anderm den Vorgängern der modernen Zionisten folgendes zu bedenken:

„. . . Es würde gar nichts ändern, wenn man ihnen Jerusalem und Palästina wiedergäbe zu eigener Staatlichkeit — ihr spekulativer Geist würde die neue Schale sofort wieder sprengen, denn sie würde ihnen zu eng werden. Sie würden nicht bloß als Juden unter Juden leben wollen und leben können.

Sie sind eben ein Sauerteig in der neueren Weltgeschichte. Das heißt: seit die heidnischen Götter ins Aussterben geraten sind und seit das Christentum aus ihrer Mitte hervorgegangen ist."

Bald darauf heißt es dann:

„Mir war's immer ziemlich gleichgültig, ob ein hervorragender Mensch Christ oder Jude, oder Moslem oder Heide wäre. Ich meinte nur immer, gewisse Aufgaben der Kunst erforderten gewisse nationale Eigenschaften, um unserem Kunstsinne zu genügen. Deshalb werde uns der Jude ein Schillersches Drama nicht schaffen" usw.

Es braucht nach diesen Worten und nach alledem, was wir sonst von Laube wissen, nicht erst gesagt zu werden, daß er von Regungen des Anti-

semitismus durchaus frei war; er wollte nur, ebenso wie das auch jeder nachdenkende Israelit tut, über die große Frage nach der Stellung des Judentums in der modernen Welt sich eine Meinung bilden und sie frei äußern. Und dabei kommt er zu der klaren Antwort: ich schätze euch sehr, ich weiß die guten Eigenschaften des Geistes und Herzens, die ihr besitzen mögt und zweifellos besitzt, zu würdigen, aber ihr seid anders organisiert als wir Germanen.

Wenn wir nun beachten, daß diese Darlegungen an der Stelle stehen, wo Heines Auftreten fast mit Fanfaren begrüßt wird, so kann das bei einem Schriftsteller, der sich, wie einer, auf die Kunst der Komposition verstand, kein Zufall sein. Nicht als ob er sagen wollte: wird mich nicht vielleicht der „Jude" abstoßen oder befremden; nein, der Gedanke war offenbar viel feiner und innerlicher; er wollte andeuten: sollte nicht das Gewicht jenes kleinen Wörtchens „anders" doch so groß sein, daß die aufrichtig gewünschte freundschaftliche Verbindung nicht zustande käme. War sich doch Laube, wie wir früher gesehen haben, deutlicher als Heine auch des Gegensatzes der politischen Ansichten bewußt geworden, der sich in den letzten Jahren zwischen ihnen aufgetan hatte. Das alles flutete ihm in dem spannenden Augenblicke durch den Kopf, als die lange ersehnte Begegnung erfolgen sollte; und Laubes Frau, die kluge Iduna, richtete an ihn die Frage: „Ist er nicht auch ein Jude?"

Wenn nicht alles täuscht, war Heines Gemüt von allenfalls entsprechenden Zweifeln und Erwägungen frei. Er ärgerte sich nur, daß die Ankunft Laubes immer wieder hinausgeschoben wurde; so schrieb er am 19. Mai 1839 an Gustav Kühne: „Ich wäre längst schon ins Bad gereist, wenn ich nicht Laube täglich hier erwartete; aber er ist noch immer nicht angelangt; ich werde aber nur bis zum letzten dieses Monats warten." Indessen daß sie sich gut und vollständig verstehen würden, scheint ihm gewiß gewesen zu sein. Sicherlich haben auch die Worte seines Verlegers Campe in einem (ungedruckten) Briefe vom 18. April 1839 keinen Eindruck auf ihn gemacht; Campe schrieb dort: „Laube konspiriert. Hüten Sie sich, in die Falle zu gehen, die er Ihnen etwa stellt" — denn mit Campe stand Heine damals herzlich schlecht: an eben jenem 18. April begann in der (nunmehr von Gustav Kühne geleiteten) „Zeitung für die elegante Welt" Heines berühmter Aufsatz „Schriftstellernöten" zu erscheinen, in dem Campe auf das grausamste abgefertigt wurde. Auch andre Verdächtigungen, die dieser in späteren Briefen an Heine gegen Laube vorbrachte, haben ihren Zweck augenscheinlich verfehlt.

Wir wissen bereits: seit Monaten tobte ein heftiger Kampf im jungdeutschen Lager; Gutzkow und seine Schildknappen hatten den ganzen Parnaß alarmiert; aus seiner Festung, dem „Telegraphen", flogen die Geschosse auf Mundt, auf Laube und einige, recht wohl gezielte auch auf Heine. Außerdem war Heines „Schwabenspiegel" in dem von Campe verlegten, von Gutzkow herausgegebenen „Jahrbuch der Literatur" in einer so arg verstümmelten Fassung abgedruckt worden, daß sich Heine zu der geharnischten Abwehr seiner „Schriftstellernöten" veranlaßt sah. Bei allen diesen Streitigkeiten nahm nun Campe zurzeit noch offenbar Partei für Gutzkow; er schreibt über ihn in dem erwähnten Briefe vom 18. April: „Gutzkow hat eben zwei Trauerspiele

vollendet. Das eine, ‚Saul', ist in der Presse: das andere geht nächstens auf die Bühnen; das neueste, ‚Richard Savage', wird von Bühne zu Bühne wandern und einen Enthusiasmus erzeugen, wie er lange nicht dagewesen. Diese Stücke schreibt ihm keiner nach." Später gibt er allerdings zu, daß Gutzkow sehr reizbar sei: „Wie eine Windsbraut reißt es ihn hin, und sein kolossaler Verstand zeigt ihm die Punkte, wo er eindringen kann." Campe befürchtete augenscheinlich, daß sich der gute Heine in den gegenwärtigen Streitigkeiten von dem bösen Laube, der nun nach Paris reisen wollte, verführen lassen würde; aber er war auf falscher Fährte: Heine hatte sich schon selbst verführt, und daß auch er wie eine Windsbraut daherfahren konnte, das mußte Campe bald am eigenen Leibe fühlen, als ihm der Aufsatz „Schriftstellernöten" zu Gesicht kam.

Die kampfesfrohe Stimmung war offenbar bei unsern beiden Dichtern gleich groß; keiner stand hinter dem andern zurück, und sie haben trotz Campe „konspiriert", ja viel mehr, als wir bisher wußten, konspiriert gegen den Mann mit dem kolossalen Verstand, den großen Dichter des „Richard Savage", den einstigen Bundesgenossen Karl Gutzkow. Schon bald nachdem sich Heine und Laube wieder getrennt hatten, am 24. Juni 1839, schrieb jener von Granville aus:

„Ich hoffe daß Sie Ihre Gutzkowyade bereits abgeschickt; was die meinige betrifft, so muß ich sie noch erst abschreiben, ein langweilig und ödes Geschäft, und auch schmerzlich, wegen des Zustandes meiner Augen, die seit 8 Tagen wieder sehr leidend. Aber: — Der ist besorgt und Aufgehoben — Der Herr wird seine Diener loben."

Merkwürdigerweise hat sich aber keiner von diesen beiden gegen Gutzkow gerichteten Artikeln erhalten. Laube schreibt in dem nächsten Briefe an Heine: „Mein Artikel ist damals schon, gleich nach Ihnen, abgesegelt;" er wird also wohl auch gedruckt worden sein; aber ich bin nicht imstande gewesen, zu ermitteln, wo; und auch der beste Kenner von Laubes Schaffen, H. H. Houben in Leipzig, der soeben eine große kritische Gesamtausgabe von Laubes Werken in die Welt sendet, hat mir auf meine Anfrage keine befriedigende Antwort zu geben vermocht. Aber auch Heines „Gutzkowiade" kennen wir nicht; es mag sein, daß sie überhaupt nicht dem Druck übergeben worden ist; darauf scheinen die folgenden Worte aus Laubes nächstem Briefe zu deuten: „Dann wollt' ich abwarten, wie sich der literarische Skandal werfen würde in betreff Ihrer. Wie ich's Ihnen sagte: Tag für Tag Invektiven aller Form, und es ist schade um jeden Tag Verzug mit einer foudroyanten Heineschen Antwort." Wie rücksichtslos Heine auftreten wollte, ergibt sich auch aus den weiteren Worten: „Schreiben Sie mir doch bald, von wegen der Demonstration und eventuellen batailles de Jarnac, die nötiger sind als jene." Jarnac war ein Höfling Heinrichs II., der seinen Gegner durch einen geschickten Hieb im Duell tötete, und coup de Jarnac ist eine sprichwörtliche Redensart für einen heimtückischen Streich. Die sanfte Flöte hatte Heine also beiseite gelegt; er holte zu einem Hiebe aus, der treffen sollte:

Der ist besorgt und aufgehoben —
Der Graf wird seine Diener loben . . .

Sollen wir es beklagen, daß diese Streitschrift verloren gegangen ist? Gewiß würde sie uns einen noch tieferen Einblick in die literarischen Händel jener Tage gewähren; aber des Gezänks ist in dieser Zeit so viel, und Heines Konto ist dabei so stark belastet, daß man, wenn man die Dinge rein menschlich betrachtet, froh sein mag, daß sich über Einzelheiten die Nacht der Vergessenheit breitet. Und es gibt zu denken, daß selbst Heine zögerte, der Kugel ihren Lauf zu lassen. — Zu Theodor Mundt, der sich im Juli 1839 mit Klara Müller, der unter dem Namen Luise Mühlbach bekannt gewordenen Romanschriftstellerin, verheiratete, scheinen die beiden Dichter in allen diesen Wirren sich freundlich gestellt zu haben und als literarischen Handlanger hatten sie den in den nächsten Briefen des öftern erwähnten kleinen Alexandre Weill, seligen Angedenkens, zur Seite.

Aber nicht immer zogen die beiden Freunde an einem Strang. Laube hatte, wie es scheint, gute Beziehungen zu dem Pariser Journalisten Savoie, dessen wir schon früher gedachten; der Mann schrieb für viele deutsche Blätter, so auch für die „Augsburger Allgemeine", und er plante soeben ein Unternehmen, in dem er von Heine einen Aufsatz über Rahel Varnhagen und von Laube eine Schilderung seiner Berliner Erlebnisse hatte aufnehmen wollen; aber Heine konnte sich nicht entschließen, mit Savoie in nähere Beziehungen zu treten, selbst nicht, wenn Laube es wünschte. Auf der andern Seite war auch dieser nicht sehr gewissenhaft mit der Erfüllung literarischer Wünsche, die ihm Heine ans Herz gelegt hatte. So schrieb Heine am 24. Juni: „Besuchen Sie doch recht bald den Redakteur der Revue des deux mondes und geben ihm einliegende Zeilen"; aber wie Laubes nächster Brief zeigt, war er bis zum 26. Juli noch nicht zu François Buloz, dem verdienten Begründer und Leiter der berühmten Zeitschrift, hingegangen.

Schwerer könnte es ins Gewicht fallen, daß sich Laube in seinem burschikosen Freimut über Heines literarische Leistungen oft recht scharf äußert; aber Heine scheint ihm das nicht verübelt zu haben, wie er denn auch fortfuhr, an der (schließlich doch nie erschienenen) Übersetzung von Laubes Literaturgeschichte, die wiederholt auch in den nächsten Briefen noch erwähnt wird, freundlichen Anteil zu nehmen. Manche der scharfen Worte Laubes befremden uns. So schreibt er in dem nächsten Briefe, daß Heine jetzt Verse mache, „die kein Gott vergibt, auch nicht der des Zornes, und ist so gemein, daß es mir, der ich so ungern jemand aufgebe, immer wieder in der Seele weh tut." Schauen wir uns nun um nach den Gedichten, die Heine im Jahre 1839 verfaßt hat, so finden wir eine Reihe der herrlichsten Stücke; so die poetische Vorrede zur dritten Auflage des „Buches der Lieder" („Das ist der alte Märchenwald"), „O Deutschland, meine ferne Liebe" (Werke, Bd. I, S. 272), „Die Nixen" („Am einsamen Strande plätschert die Flut?" Werke, Bd. I, S. 276), „Bertrand de Born" (S. 277), „Frühling" (S. 277), „Ali Bei" (S. 278) usw.; auch gehört der „Ritter Olaf", über den sich doch Laube selbst in einem der nächsten Briefe mit großer Begeisterung äußert, demselben Jahre an, während mir Gedichte, auf die das eben genannte Urteil Laubes paßte, aus dieser Periode überhaupt nicht bekannt sind. Der kritische Freund wird

daher wohl an Sünden früherer Jahre, an einige der kaum noch schön zu nennenden Giftpflanzen des Zyklus „Verschiedene" gedacht haben, durch deren Abdruck in den „Neuen Gedichten" Heine wenige Jahre darauf (1844) gewiß nicht dem besten Teile des Publikums eine Freude bereitete.

Am entschiedensten war Laubes Widerspruch gegen den neuesten literarischen Plan, mit dem sich Heine damals sehr nachdrücklich beschäftigte, gegen den Plan der Schrift über Börne, die ja dann auch einen geradezu unerhörten Sturm der Entrüstung erregte.

„Jetzt, 1839," so schreibt Laube in seinen ‚Erinnerungen' (Ausgewählte Werke, Bd. VIII, S. 417), „wollte nun Heine ein Buch schreiben über Börne. Davon sprach er mir. Ich fand das falsch, und riet ihm dringend davon ab. Der liberalen Sache konnte das nur schaden, und Heines Schilderung des Börneschen Wesens kam der Welt zurecht, wenn sie in späteren Jahren erschien. Sie würde dann auch reifer und gerechter auftreten. Das war denn bald ein Gegenstand täglichen Streites zwischen uns.

Heine war in solchem Streite niemals gröblich, niemals unangenehm. Er erfand immer große Gesichtspunkte. Riß man sie ihm nieder unter der Bemerkung, daß er ja selbst nicht an sie glaube, da lachte er wohl, beharrte aber doch zäh auf seiner Ansicht, auf seinem Willen. Er hatte sich das Thema einmal aufgebaut, und an vielen Stellen geistreiche Wendungen hineingezeichnet, sogar gute Witze — wie kannst du verlangen, schrie er, daß ich das alles aufgeben soll vor deiner Parteiweisheit! Ich gehöre zu keiner Partei, oder doch nur — schloß er lachend — zu meiner Partei.

Im Laufe des Jahres schrieb er bekanntlich das Buch dennoch und brachte mir triumphierend das Manuskript mit den Worten: Lies, und bleibe deiner Sinne Meister! Es ist außerordentlich.

Ich blieb meiner Sinne Meister und nannte das Buch leer und bloß ärgerlich. Leer?! sagte er erstaunt. Ja, leer und ärgerlich, weil es sich in bloßer Polemik herumtummelt und keine eigentlich Heinesche Welt aufrichtet. In der Mitte wenigstens, schloß ich, müßte ein Berg stehen Heinescher Weltanschauung, welcher die Börnesche Welt überragt.

Zu dieser Kritik schwieg er verdrießlich und ging fort.

Wir sahen uns dann lange nicht mehr, weil ich Paris verließ. Ich ging auf die Reise durch Frankreich, um die Lustschlösser aufzusuchen, von denen aus die Könige Frankreichs Geschichte diktiert hatten seit Franz dem Ersten. Die Reise dauerte ein halbes Jahr und hat den Inhalt geliefert zu meinem Buche ‚Französische Lustschlösser'.

Erst im Winter kam ich nach Paris zurück, und das erste Wort, welches mir Heine entgegenrief, war: ‚der Berg ist errichtet!'

Er hatte die Dithyrambe von Helgoland in die Mitte hineingeschrieben.

Mir genügte das nicht. Er aber machte sich nichts aus meiner Ungenügsamkeit und war heiter und guter Dinge."

Von diesem Buche über Börne ist im folgenden nun sehr viel die Rede, und schon bei dem „Schematisieren", das der Anfang des nächsten Briefes erwähnt, ist an den „Börne" gedacht.

Wie aber, so fragen wir, indem wir auf den spannenden Augenblick der ersten Begegnung zurückverweisen, wie war der Gesamteindruck, den Laube in diesen kurzen Wochen des ersten Beisammenseins von Heine gewann? Wir können nicht zweifeln: sie fanden sich ganz; treue männliche Freundschaft schenkten sie einander; jenes kleine mit Bangen erwogene Wörtchen „anders" erschien als inhaltlos, es legte sich nicht im mindesten trennend zwischen ihre

Herzen. Und Laube war gekommen zu einer Zeit, als sich Heine in der Fülle seines Glückes und Wohlbehagens fühlte. „Verliebtheit," so erzählt er, „spielte dabei eine Rolle. Verliebtheit ist immer bei ihm daheim gewesen, und jetzt hatte er eine junge feiste Französin von der belgischen Grenze her in den Sinnen, sogar im Herzen, wie es schien. Die beschäftigte und belustigte ihn vollauf." Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken als Heines Freundin Mathilde und die hochgebildete Frau Iduna Laube: aber auch sie scheinen miteinander ausgekommen zu sein; gleich in seinem ersten Briefe an Laube (vom 24. Juni) übermittelt Heine von seiner „Gatt- und Göttin" freundliche Grüße an Monsieur Laube et sa dame. Von innerlichen Beziehungen der beiden Frauen kann natürlich keine Rede sein.

Schon aus bloßer Dankbarkeit hätte sich Laube günstig über die Person des großen Dichters äußern müssen, denn Heine kam ihm mit wahrhaft rührender Freundlichkeit und Herzensgüte entgegen, und offenbar war er durchaus frei von dem Gebaren des „berühmten" Mannes. Aber nicht Dankbarkeit, sondern ungeheuchelte Freundschaft spricht aus zahlreichen Worten Laubes.

„Mich förderte er in allem wie ein Bruder. Er war Gefälligkeit und Güte durchweg. — Man traut ihm wohl die Güte nicht zu? Ganz irrtümlich! Er hatte sogar einen weichen, wohltätigen Sinn. Oft entschuldigte er ihn vor sich selbst, indem er sich selber deshalb schalt und sich ‚ein albernes altes Weib' nannte. Aber mit dem Munde schalt er, mit der Hand gab er.

So wie er der treueste Feind war, so war er auch der treueste Freund. Wodurch unsere Freundschaft so fest hielt? Das mag schwer zu sagen sein. Sie hat über zwanzig Jahre bis zu seinem Tode unverbrüchlich gehalten, und fast möcht ich sagen: sein Verdienst an dieser Dauer war größer als das meine. Ich hab ihm manches Leid angetan, er mir nie das geringste. Es trennten uns doch eigentlich so verschiedene Eigenschaften. Zuerst und zuletzt unser Verhältnis zum Vaterlande. Er war kein Patriot, wie exaltiert er auch mitunter schrieb über Deutschland. Das war lediglich Erinnerung an Jugendeindrücke. Im Grunde hatte er kein Vaterland. Ich aber hatte eins, und der Streit darüber hätte uns ja entzweien können, da ich ihm die Vorwürfe nicht ersparte. Durchaus nicht! Vielleicht blieb er mir just deshalb zugetan, weil ich ihm nicht schmeichelte und er doch wußte, wie wert ich ihn hielt. Er hielt mich für ehrlich. Das gelang ihm bei herzlich wenig Menschen. Durch seine Schuld. Bei mir glaubte er sagen zu dürfen: auf dich verlaß ich mich in Not und Tod. Das sagte er auch manchmal ohne eine hinten angehängte humoristische Beschränkung. Solche Beschränkung zu unterlassen, wurde ihm sehr schwer. Der Geist war eben alleinherrschend in ihm und ließ dem Herzen nicht leicht das letzte Wort."

Doch es wird Zeit, daß wir in der Mitteilung der Briefe Laubes fortfahren, zu deren Verständnis die vorstehenden Bemerkungen unerläßlich erschienen. Bis gegen Mitte des Monats Juni war Heine noch in Paris geblieben, um Laube gefällig sein zu können; dann war er mit seiner Frau nach Granville aufgebrochen. Von hier aus hatte er am 24. Juni den ersten Gruß an Laube gesandt. Laube machte bald nach Heines Abreise einen Ausflug in die Normandie (ohne seine Gattin) und suchte sich im übrigen die reichen Eindrücke von Paris, dem er jedoch keine uneingeschränkte Bewunderung entgegenbrachte, nach Möglichkeit innerlich zunutze zu machen. Dabei drängte ihn sein historischer Sinn, sich auch über die Geschichte der Stadt und des

Landes sorgfältig zu unterrichten, und hocherfreut war er, bei den Beamten der Bibliothèque Royale ein so liebenswürdiges Entgegenkommen zu finden, wie er es in Deutschland nie kennen gelernt hatte. So wurde er instand gesetzt, alle Wünsche seines Geistes und Herzens zu befriedigen. Endlich fand er in dem bewegten Leben, das ihn umflutete, ein ruhiges Stündchen, um dem Freunde von seinem Ergehen zu berichten.

XIX.

Paris 26. Jul. 39

Wie schön, wie lang, wie einsam ist die Zeit in Granville zum Schematisiren! Was wird da ausgeheckt worden sein! Ich hoffe, daß Sie mir ein gut Examen im October bestehn — ich antworte so spät, mein Lieber, weil ich eine Zeitlang in der Normandie gewesen, weil ich, wenn nicht planirend[1]), Tag für Tag in die Bibliothek vergraben gewesen, weil ich gut deutsch mich allen Dingen ernsthaft hingegeben u. keine Zeit behalten habe. Dann wollt' ich abwarten, wie sich der literarische Skandal werfen würde in Betreff Ihrer. Wie ich's Ihnen sagte: Tag für Tag Invectiven aller Form, und es ist schade um jeden Tag Verzug mit einer foudroyanten Heineschen Antwort — jetzt macht er Verse, die kein Gott vergiebt, auch nicht der des Zornes, u. ist so gemein, daß es mir, der ich so ungern Jemand aufgebe, immer wieder in der Seele weh thut. Ich habe Weil gesagt, daß er Sie speciell au courant erhalten möge. Mein Artikel ist damals schon, gleich nach Ihnen, abgesegelt. Ich gehe d. 31., also in 5 Tagen, nach Biarritz bei Bayonne — weitere Bezeichnung der Adresse ist nicht nöthig — u. bleibe allda 4 Wochen badend. Wir können uns also Wellen zuschicken. Schreiben Sie mir doch bald — von wegen der Demonstration u. eventuellen batailles de Jarnac, die nöthiger sind als jene. Ich werde später schön zu resumiren haben, wenn ich wieder journalistisch debütire. Mundt hat geheurathet — die Buchhändler in Deutschland sind wieder belletristisch sehr niedergeschlagen durch die Messe, Savoie beklagt sich bitter, daß Sie ihm die Rahel nicht schreiben. Er hat recht, Sie sind gar nicht patriotisch. Schreiben Sie ihm die Rahel, ich schreibe dann — wenn Sie mir Ja sagen — für dieselbe Nummer ein Berliner Pendant, u. beide Artikel zusammen können eine ganze That bilden.

Schelten Sie, fluchen Sie, ich bin noch immer nicht zu Buloz gekommen, schicke ihm aber heut wenigstens das Billet, da ich mit Schrecken sehe, daß Sie eine Sendung darin verlangen. Gott sieht mein Herz, aber ich hab in meinem Leben niemals Zeit gehabt, u. hier hab ich noch weniger.

Die Uebersetzung hab ich liegen lassen, weil ich vom Buchhändler keine Anweisung, — i. e. keine Antwort aus Faulheit — erhalte, u. die starke Auslage nicht in die Schanze schlagen kann.

Meine Frau empfiehlt sich sammt mir der Ihrigen u. Ihnen angelegentlich — Sie mögen am öden Marsche schön herum träumern!

Behüt Sie Gott bei Tage u. bei Nacht!

d. 30. Juli 39[2]). Ihr Laube[3]).

Am Tage nach der Absendung dieses Briefes reiste Laube mit seiner Gattin von Paris ab, um jene lange Studienfahrt durch Frankreich und auch Teile von Algier anzutreten, als deren Frucht wir die schöne Schilderung

[1]) Ich lese: „planirend", d. h. Pläne entwerfend (so wie Heine „schematisieren" soll); das Wort ist aber undeutlich geschrieben, und es könnte auch „flanirend" gelesen werden.

[2]) Der Anfang des Briefes war also wohl vier Tage liegen geblieben; daher die doppelte Angabe des Datums.

[3]) Adresse: Monsieur | Mr Henri Heine | Granville | Deptmt. de la Manche.

seiner „Französischen Luftschlösser" besitzen. Er fand während der nächsten Monate keine Zeit, an Heine zu schreiben. Als er aber bald nach dem 1. Dezember wieder nach Paris zurückkehrte, um hier gut acht Wochen, bis in die letzten Tage des Monats Januar 1840, zu verweilen, da wußte er das beglückende Zusammensein mit Heine reichlich auszunutzen, und gerade in diesen Wintermonaten suchte ihm Heine die wertvollsten Verbindungen mit den führenden Geistern der französischen Hauptstadt zu vermitteln. Da sich die beiden Männer sehr oft sahen und sprachen, so haben sie begreiflicherweise keine ausführlicheren Briefe in dieser Zeit miteinander ausgetauscht. Aber mehrere kleinere Billetts haben sich erhalten: vier von Heine und eins von Laube; es würden ihrer gewiß mehr sein, wenn nicht die geringe Entfernung der Wohnungen beiden auch die persönlichen Besuche leicht gemacht hätten: Laube, der im Juni und Juli in Nr. 8 der Passage d'Orléans, Boulevard Saint Denis, also von dem Zentrum der Stadt ein wenig entfernt, gewohnt hatte, war diesmal nach dem Boulevard des Italiens Nr. 7, in eine sehr belebte und bequem gelegene Straße, gezogen, und von hier war es nach der Rue des Martyrs, wo (der sehr oft seine Wohnung wechselnde) Heine jetzt hauste, nicht eben weit.

Bald nach dem ersten Besuch, den Laube und seine Frau bei Heine und Mathilde gemacht hatten, an einem Sonntag (wir können aus späteren Zeilen ermitteln, daß es der 8. Dezember war), richtete Heine an den wieder gewonnenen Freund die Bitte, ihn ins Theater zu begleiten:

Wollen Sie und Madame Laube heute Abend mit mir und meiner Frau ins Theater Français gehn? Ich habe eben eine Loge erhalten und rechne daß Sie mit uns gehn. Lassen Sie mir Antwort wissen. Wir würden alsdann zusammen essen und gleich ins Theater gehn. Wollen Sie uns abholen oder sollen wir zu Ihnen steigen? Ihr H. Heine.

Aber diese Zeilen gelangten nicht rechtzeitig in Laubes Hände. Er hatte sich bereits um 2 Uhr mit seiner Frau nach dem linken Seineufer begeben, wo es ja so manche interessante Stätte zu besichtigen gab, und er war, einmal drüben, „bei den Italienern," d. h. in der Opera buffa, geblieben, die vielleicht schon damals über das „kostbare Nachtigallenpaar, Signor Mario und Signora Grisi," verfügte, von dem Heine im Mai 1844 so begeistert berichtete (vgl. Werke, Bd. VI, S. 457). Es hat den Anschein, daß Laube, betrübt darüber, die Karte des Freundes zu spät erhalten zu haben, am nächsten Tage, Montag, den 9. Dezember, oder am Dienstag bei Heine vorsprach, ohne ihn anzutreffen; hierauf richtete er dann am 10. Dezember abends an ihn die folgenden Zeilen:

XX.

Dienstag Abend[1]).

Das geht nicht so, daß man sich mehrere Tage nicht sieht! Ihr Billet Sonntags kam erst Mitternacht in meine Haende, weil ich zufällig um 2 schon ausgegangen u., einmal drüben, bei den Italienern geblieben war.

[1]) Der Umschlag des Briefes trägt drei Poststempel, darunter: „Décembre 11 1839"; der 11. Dezember 1839 war ein Mittwoch; der Brief ist also am 10., abends, geschrieben worden. — Adresse: Monsieur | Mr. H. Heine. | 23 r. des martyrs.

Schicken Sie mir morgen[1]) nicht ein petit mot durch die Post, so erwarte ich Sie zwischen 4 u. 5. Schicken Sie jenes, so sagen Sie mir, ob ich zu Ihnen kommen oder Sie sonst wo treffen soll.

Ich möchte gar zu gern Tessier erledigt u. Dumas und Hugo sehn.

Ihr Laube.

Mit dem Buchhändler Tessier, von dem Laube hier spricht, wollte Heine offenbar wegen der Literaturgeschichte des Freundes verhandeln; er setzte aber noch einen andern, Delloie, und den Herausgeber der „Revue des Deux Mondes" dafür in Bewegung, wie uns Heines Zeilen vom nächsten Tage verraten.

Eben, lieber Laube, erhalte ich Ihr Billet. Ich kann um die angezeigte Stunde nicht zu Ihnen kommen und sehe Sie also erst morgen; Seyn Sie wo möglich zwischen 1 und 2 Uhr morgen zu Hause. — Mit Tessier, dem Buchhändler, habe gesprochen, bin aber zu keinem Resultate gelangt; in diesem harten geldbedrängten December Monath ist mit Pariser Buchhändlern nichts anzufangen. War auch bey Delloye, konnte ihn aber nicht sprechen; die Kerls haben jetzt zu viel um die Ohren. Morgen gehe ich zu Büloz (revue des deux mondes) der mir in Betreff Ihres Buches beyspringen soll.

Ein schlimmer Monath, wo auch ich bis über den Kopf in lauter Trödelgeschäften mich herum tummeln muß, und gar nicht zum Schreiben, zum Beendigen meines Buches, gelangen kann. — Auf Tessier muß wohl verzichtet werden, und deßhalb sollen Sie den Hallberger festhalten. — Grüßen Sie Madame Laube! Wie Schade daß mein Billet Sie Sonntag (um 4 Uhr) nicht mehr antraf! Wir saßen allein in der größten und schönsten Isten Rangloge des Theaters français.

Mittwoch. Ihr Freund H. Heine.

Wie Laubes letzter Brief zeigt, wollte Heine den Freund auch bei Alexandre Dumas und Victor Hugo einführen; denn auch mit Hugo, zu dem bald nachher die Beziehungen vollständig abgebrochen wurden, stand Heine damals noch in gutem Einvernehmen. Auf diesen Besuch bei Hugo deutet das nächste kleine Zettelchen Heines hin, das nur „Montag" unterschrieben ist, aber wohl bereits vom Montag der nächsten Woche, d. h. also vom 16. Dezember 1839, herrührt.

Liebster Laube!

Wollen Sie Punkt Ein Uhr bey mir seyn oder soll ich Sie um Ein Uhr in Ihrer Behausung treffen, um allerley Rücksprache zu nehmen?

Sie sind nemlich für diesen Abend bey Custine zur Soiree eingeladen, und ich möchte ehe wir hingehen, auch mit Ihnen zu Hugo fahren. —

Montag. Ihr H. Heine.

Über diesen Abend bei Custine hat uns Laube in seinen „Erinnerungen" eine sehr ergötzliche Schilderung gegeben (Ausgewählte Werke Bd. VIII, S. 420):

„Eines Abends kam er [Heine] in seiner braunroten Samtweste, auf welche er stolz war, und weißer Krawatte, und schleppte mich zu einen Marquis de Custine, der eine große Soiree gab. Da würde ich, lachte er, den ganzen ‚Krempel' von Berühmtheiten finden. Denn der Marquis, welcher ein Buch über Rußland geschrieben, sei nur ein halber Literat, müsse also für vollen Besuch sorgen, um selber voll auszusehen.

[1]) Verbessert aus „heute".

Ich sah da auch wirklich Balzac, Lamartine, Herr und Frau von Girardin und utti quanti, und mit allen scherzte er wie ein eingeborener Franzos. Namentlich mit Balzac, der etwas Behagliches, um Eleganz Unbekümmertes, also auch nicht einmal eine so schöne braunrote Weste hatte. Ich glaube, er trug sogar einen blauen Schlips statt der weißen Krawatte, und es war ihm deutlich abzumerken, daß dieser geputzte Plunder von Geselligkeit ihn gar nicht interessierte. Er war eine untersetzte Gestalt, ein dicker Kopf — tête carrée — aus welchem feste Augen schauten, und dessen Mund gutmütig lächeln konnte. Ich sah ihn erstaunt an, hörte ihm erstaunt zu, wie er im bequemsten Gespräch mit Heine tändelte, dieser unerschöpfliche Beobachter der Menschen, welcher so unerbittlich alle Hüllen wegzieht vom Menschenschimmer, welcher so unerläßlich viel zu schreiben versteht und immer mit überlegenem Geiste schreibt. — Auch Frau von Girardin hatte ich mir anders gedacht: nicht so hoch gewachsen und stattlich. Neben ihr saß der ebenfalls hochgewachsene, vornehm wie ein englischer Lord aussehende Lamartine, und sie sprachen — offenbar Literatur! — mit einer Ausdauer, als ob sie allein wären. Sie saßen auch im letzten einsamen Zimmer, sich um die große Gesellschaft gar nicht kümmernd.

Unvergleichlich war Heine in seinen Schilderungen der gesehenen Personen, wenn wir aus solchen Gesellschaften nach Hause fuhren. Er sah die Leute durch und durch, wenn er sich auch gewöhnlich nur mit einer Seite derselben beschäftigte. Allerdings meist, um sie zu geißeln. Mitunter jedoch auch, um sie zu preisen. Im Gespräch war er billiger als in der Schrift."

Am interessantesten verlief von allen den Besuchen, die Laube unter Heines Leitung in der Pariser Literatenwelt machte, derjenige bei George Sand. Von körperlichen Beschwerden, über die er auch damals viel klagte, an jenem Tage ganz frei, entwickelte Heine bei diesem Besuche eine Frische und Lebendigkeit des Geistes, wie man sie verhältnismäßig selten bei ihm beobachten konnte.

„Sie war," so erzählt uns Laube (a. a. O., S. 422), „eben erst aufgestanden, damals körperlich eine noch üppige Dame mittlerer Größe mit vollem Munde und vollen Augen, und sie lud uns ein zu ihrer Schokolade. Heine war sie sehr zugetan. Obwohl selbst nicht witzig, hat sie doch ein leichtes Verständnis für graziös heitere Wendungen des Gedankens. Im Grunde war sie ganz anders als Heine. Sie war und ist konstitutiv, deutsch gesagt erbauend; sie wollte gründen, die Gesellschaft auf neuen Grundlagen aufrichten und war in diesem Sinne fromm. Die Gottheit und die Menschengüte sollten gleichmäßig helfen bei dem neuen Schöpfungswerke. Da störten sie eigentlich Heines Sarkasmen. Dennoch respektierte sie diese Sarkasmen als eine eigentümliche Kraft, welche ihr abging."

Es kamen an demselben Tage auch Chopin, der Liebhaber der George Sand, und der berühmte Lamennais, der Verfasser der „Paroles d'un croyant", zu der gefeierten Schriftstellerin, und eigentlich paßte Heine durchaus nicht in diesen Kreis hinein.

„Die Hauswirtin," so schreibt Laube, „erkannte auch sogleich die Gefahr und suchte das Gespräch zu vereinzeln. Heine aber ließ nicht ab, sich an den sanft und wohlwollend ausweichenden Priester zu wenden und dem Gespräche allgemeine Grundsätze zuzuführen. Es war nicht zu verkennen: er hatte die freche Neigung, Lamennais aufzuziehen, was die Franzosen ‚railler' nennen. Der Begriff ‚Pfaff' war ihm stets antipathisch. Um mein Vergnügen zu erhöhen, flüsterte er mir ins Ohr: ‚Dieser sentimentale Pfaff war einmal nahe daran, Papst zu werden; hör zu!' Und nun rückte er hervor mit immer schärferen Fragen, Behauptungen und so witzigen Wendungen, daß er die Lacher auf seiner Seite hatte . . . Die Sand war in

größter Verlegenheit, wenn sie auch süßsauer lächelte zu den spitzkomischen Worten, und bat ihn immer wieder mit den Augen, er möchte doch aufhören! Lamennais selbst lächelte ebenso und ließ sich alles gefallen von dem unbequemen Weltkinde.

Nie habe ich Heine so mächtig gesehen in gesellschaftlichem Verkehre. Oft sprach er sein Französisch — das er übrigens fein kultivierte — zähe und stockend, hier floß es ihm wie die Welle des Sturzbaches von den Lippen, und er fand, ohne zu suchen, die schlagendsten Ausdrücke wie ein überlegener Franzose; er herrschte bei diesem Lever wie ein Imperator des Geistes."

Laube war sehr beglückt über die reichen Anregungen, die ihm der Freund durch solche Einführung in die französische Schriftstellerwelt und nicht weniger durch die vielseitigen eigenen Gespräche gewährte. So schrieb er im Verlaufe dieses Monats Dezember, am 24., seinem alten Freunde und Redaktionsgenossen Gustav Schlesier: „Heine erweist sich sehr treu und liebenswürdig und viel reicher, als ich erwartet." Und auch von der Schrift über Börne, die er in seinen „Erinnerungen" als „leer und bloß ärgerlich" hinzustellen beliebt, spricht er in diesem Briefe mit viel mehr Achtung: „Heine bringt ein Buch über Börne, was die jacobinische Börnewelt niederhalten soll." Damit ist das Werk doch unzweideutig als ein solches bezeichnet, dem der „Berg Heinescher Weltanschauung" nicht fehlte; und in der Tat hätte man diesen Wert der Schrift niemals in Zweifel stellen sollen, so unerfreulich sie auch für die Liberalen der vierziger Jahre gewesen sein mag.

Während Heine den jüngeren Freund in die literarischen Kreise Frankreichs einführte, vermittelte ihm dieser die Bekanntschaft mit einigen deutschen Landsleuten: die Bekanntschaft mit dem Maler und Kunsthistoriker Friedrich Pecht, der bald darauf auch ein eigenartiges, wenn auch schwerlich sehr gut getroffenes Porträt Heines entwarf, sowie diejenige mit einem damals nur wenig beachteten jungen Musiker, der die bitterste Not litt und sich in elender Lohnschriftstellerei erschöpfen mußte, und der doch bald, als ein Stolz Deutschlands, die weitesten Kreise der Gebildeten aller Länder zur Bewunderung hinreißen sollte — die Bekanntschaft mit Richard Wagner.

Laube war mit diesem bereits 1833, zu der Zeit, als er Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" war, in Berührung gekommen, und er blieb mit ihm auch in späteren Jahren in bestem Einvernehmen. Damals, 1833, hatte er schon in seiner Zeitschrift (am 27. April, Nr. 82) eine lobende Besprechung über die C-Dur-Symphonie des erst neunzehnjährigen Komponisten eingerückt, und er hatte auch einen Operntext für ihn angelegt, „Kosciusko", der freilich niemals vertont wurde. Jetzt traf er mit dem gänzlich mittellosen Bekannten in Paris wieder zusammen, und er half ihm nach bestem Vermögen über die Not mancher bitteren Stunde hinweg, wovon auch eine Stelle in einem der nächsten Briefe einen neuen Beleg bringt. Mit Heine brachte er ihn (wohl auch in diesem Monat Dezember 1839) in einem damals sehr beliebten Restaurant, das gegenüber der ehemaligen Großen Oper in der Rue Lepelletier lag, zum ersten Male in Verbindung. Dieses Restaurant hatte ein gewisser Paolo Broggi, ein einstiger Koch Rossinis, begründet (vgl. Heines Werke, Bd. VI, S. 452). Der Maler Pecht, der auch zugegen war, hat in seinen Lebenserinnerungen darüber genauer berichtet. Alle Welt weiß,

daß sich Heine und Wagner in späteren Jahren feindlich und gehässig über einander geäußert haben: jener in seinem Gedichte „Jungkater-Verein für Poesie-Musik", dieser in seiner bedauerlichen Schrift über „Das Judentum in der Musik". Aber in jenen Pariser Leidensjahren Wagners haben beide Männer freundlich zueinander gestanden; sie müssen sich häufig gesehen haben, was sich unter anderm daraus ergibt, daß Laube eine neue Geldunterstützung für Wagner, wie der unten folgende Brief Nr. XXVI zeigt, durch Heines Vermittelung an diesen übersandte. Und vor allem hat Heines Dichtung auch auf das Schaffen Wagners mehrmals einen bestimmenden Einfluß ausgeübt: Wagner verdankte einer episodischen Darstellung in den „Memoiren des Herren Schnabelewopski" die Grundlagen zu dem Texte seines „Fliegenden Holländers" und verständigte sich auch ausdrücklich mit Heine über die Verwendung dieses Sujets; er verdankte ferner der Heineschen Neubearbeitung des alten Tannhäuserliedes einige bemerkenswerte Motive für seine gewaltige Operndichtung. Es mag ja sein, daß er diese Anregungen auch dann aus den Schriften Heines entnommen hätte, wenn er diesem niemals gegenüber getreten wäre; aber es liegt doch nahe, daß er den Arbeiten des ihm persönlich bekannt gewordenen Dichters größeren Anteil schenkte; und daß er sich mit Heine über die Verwendung des Holländerstoffes unmittelbar geeinigt habe, ist von Wagner selbst bezeugt worden.

So hatte die Pariser Begegnung von Laube und Heine wie für diese beiden selber, so auch noch für andre mannigfaltige bedeutende und segensreiche Folgen, und sehr begreiflich erscheint es, daß Laube dieser folgewichtigen Wochen immer mit großer Wärme und Dankbarkeit gedacht hat. Leider war jedoch der Januar 1840 den beiden nicht so günstig wie der vorausgehende Monat. Das zeigt ein kleiner Brief Heines, der freilich nur die Datumsangabe „Mittwoch früh" enthält, aber mit dem Poststempel „Janvier 16" (dies war ein Donnerstag) versehen ist, also am 15. Januar geschrieben sein muß.

Liebster Laube!

Mein Uebel fängt an sehr peinlich zu werden; in einigen Augenblicken wird man mir eine Unzahl Blutegel ansetzen, die mich verhindern heute und vielleicht auch morgen Sie zu sehen. Montag blieb ich den ganzen Tag zu Hause, und gestern ging ich nur aus um meinen Arzt zu sehen. — Welch ein Mißgeschick, daß Ihr Auffenthalt hier prezise in eine Zeit fällt wo wir beide krank sind — —

Ich hoffe Sie werden früher hergestellt seyn als ich, der ich wohl 4 Wochen zu leiden habe.

Mitwoch früh. Ihr Freund H. Heine.

Madame Lauben lasse ich mich freundlichst empfehlen.

Welcher Art die Krankheit Laubes war, ist mir nicht bekannt; Heine wird wohl wieder von seinem alten Augenleiden heimgesucht gewesen sein.

Schlimm war aber die Störung, die beide Dichter durch solch vorübergehendes Unwohlsein erfuhren, jedenfalls nicht. Gleich der nächste Brief Laubes, der erste, den er wieder aus der Heimat an Heine richtete, gibt dem warmen, überströmenden Gefühl des Dankes und der Freude über all den reichen Gewinn der Pariser Zeit, wenn auch knappen, so doch schönen Aus-

druck. Dabei bemerkt er: „Wie sieht Heine aus? fragt alle Welt — wie'n feister Jesuit." Und er gibt damit eine Charakteristik, die sich mit der in den „Erinnerungen" mitgeteilten nahe berührt.

„Sein Äußeres," so schreibt er dort (Ausgewählte Werke, Bd. VIII, S. 415), „hatte gar nichts vom jüdischen Nationaltypus. Er war jetzt vierzig Jahre alt und stand in voller Kraft der Entwickelung, körperlich wie geistig. Ganz wie ein französischer Abbé mutete er uns an. Eine Mittelfigur, fleischig und von feiner rosig angehauchter Haut. Sehr wohl geschnittenes Antlitz mit zierlicher Nase, mit nicht großen, schalkhaften Augen, mit graziösem, sehr ausdrucksvollem Munde und braunem Haare, welches er halblang trug. Er sprach rasch, meist in kurzen, vielfach witzigen Wendungen, welche ein sarkastisches Lächeln, zuweilen auch ein kurzes, helles Lachen begleitete. Der Stimmton war Tenor, ein fast hoher Tenor, wenn er in längeren Reden etwas beweisen oder verteidigen wollte und dabei steigernd die Stimme anstrengte. Sie wurde indes nie zu hoch, nie zu dünn, wenn auch in ärgerlichem Affekte etwas scharf. Gewöhnlich zwang er sie dann selbst nach der Tiefe, weil er auch in erhöhter Stimmung gern abtönend mit einem unerwarteten Sarkasmus schloß. Seine schöne Hand — er war überhaupt sauber — spielte dabei immer mit, und gerade in seinen geselligen Manieren hatte er etwas von einem französischen Weltgeistlichen, welcher sich mitten in der Lebhaftigkeit zurückhielt, innerlich aber zu lachen schien über seine Zurückhaltung.

Er war ganz Epikuräer aus der ersten Kaiserzeit Roms, den Stoizismus höhnend durch sehr menschliche Bemerkungen, und doch augenblicklich bereit, den schlimm lächelnden Mund ernsthaft festzuhalten, sobald eine Weltfrage berührt wurde, welche poetisch aufgefaßt werden konnte. Augenblicklich war dann der jüdische Denker in ihm erweckt, und bei allem Epikuräismus sprach er dann wie ein Geistlicher über die Geistesfreuden peinlicher Enthaltsamkeit. Die Opferlust mit ihren geistigen Reizen erschien dann wie eine raffinierte Erweiterung epikuräischer Grundsätze. Diese Opferlust hielt sich nur nicht lange auf in seiner Seele, das lebenslustige Naturell vertrieb sie rasch. Beim Disputieren und beim Schreiben wußte er sie jedoch anzubringen als einen magischen Hintergrund.

So steht er mir in der Erinnerung, halb Jude, halb Heide zur Zeit Cäsars, als keine Religion mehr Stich hielt und man sich doch sehnte nach dem geheimnisvollen Reize irgend eines Kultus, stammte dieser auch von den wilden Parthern jenseits des Euphrat."

Der nächstfolgende Brief Laubes enthält im übrigen wieder mannigfaltige Anspielungen auf die literarischen Zustände der Zeit und auf die Händel, in die namentlich Heine verwickelt war. Noch immer tobte der Kampf mit der „Hamburger Clique", mit Gutzkow und Genossen, ja er sollte nun erst im Verlaufe dieses Jahres nach dem Erscheinen von Heines Schrift über Börne zu höchster Glut angefacht werden. Laubes Besprechung mit Brockhaus, dem Chef der bekannten Verlagsbuchhandlung, mit dem Heine wohl nicht lange zuvor in Paris persönlich bekannt geworden war, wird sich auf den Plan eines großen Journalunternehmens bezogen haben, zu dem sich Heine und Laube vereinen wollten. Es ist in den folgenden Briefen noch des öfteren davon die Rede; aber es ist niemals verwirklicht worden. Mit Arnold Ruge, dem bekannten Hegelianer, wird Laube gewiß auf seiner Rückreise in Halle zusammengetroffen sein, und ebendort traf er den uns schon bekannten Buchhändler Frankh aus Stuttgart. Das gute Einvernehmen mit dem Herausgeber der „Halleschen Jahrbücher", das sich aus dem vorliegenden Briefe erkennen läßt, sollte freilich nicht mehr von langer Dauer sein; denn bald

darauf brachte Echtermeyer, der die „Jahrbücher" in Gemeinschaft mit Ruge leitete, in dieser Zeitschrift eine ungemein scharfe Abfertigung der Literaturgeschichte Laubes, eine Abfertigung, die Laube niemals hat vergessen und den Herausgebern hat vergeben können. Mit den Übersetzungen, von denen der Brief berichtet, sind die der (uns bekannten) Pücklerschen „Landschaftsgärtnerei", sowie die der gleichfalls bei Hallberger in Stuttgart erschienenen Literaturgeschichte Laubes gemeint. Sehr glücklich werden Laube und besonders seine Frau gewesen sein, als sie nach langer Trennung endlich wieder mit ihren Kindern, mit Albert Hänel, dem am 10. Juni 1833 in Leipzig geborenen Stiefsohn Laubes, und mit dem noch nicht dreijährigen Söhnchen Hans, das Frau Iduna ihrem zweiten Gatten am 8. Oktober 1837 in Muskau geboren hatte, vereint wurden. Während Albert Hänel, der bekannte Politiker und Jurist, noch jetzt rüstig wirkt und auch an der Gesamtausgabe der Werke seines Stiefvaters, die Houben vorbereitet, hilfreichen Anteil nimmt, ist Laubes eigener Sohn Hans schon in jungen Jahren, 1863, gestorben.

XXI.

Leipzig d. 17. Februar 40

Grüß Sie Gott, mein lieber Heine! Ich sehe erst jetzt aus der Ferne, wie lieb ich Sie habe, u. welch ein Glück es für uns gewesen, daß wir einander in Wohlgefallen erfunden. Unsere Reise war glücklich u. gut, u. die Jungen daheim kamen gesund an den Postwagen entgegen. Grüßen Sie Ihre Frau von der meinigen u. mir herzlich, schicken Sie meiner Facsimile — wie sieht Heine aus? fragt alle Welt — wie'n feister Jesuit. Haben Sie schon Antwort von Hamburg. Sagen Sie mir's gleich, wenn's nicht rutscht. Die Clique dort ist so tief in der Meinung herunter, daß kaum noch ein Fußtritt nöthig sein wird. Bei Ruge hab' ich eine scharfe Klinge für Sie geschlagen, ja selbst bei Frank, der zugegen war — ein Dichter, der einmal über Politik geschrieben, ist doch von Nichtdichtern beinahe gar nicht zu begreifen, es ist, als ob Goethe umsonst da gewesen wäre. Meine Mittelstellung ist hierbei doch von gutem Nutzen auch für Sie. —

Brockhaus ist finanziell bis über die Ohren überhäuft. Dies sehend tippte ich bloß, u. erleichterte ihm das Geständniß, daß ihm Ihre Unternehmung jetzt unausführbar, über die Kräfte gehend sei. Er hat viel schwerere Sorgen im Kopfe, u. es lös'te sich so leicht, daß er froh ist, wenn Sie's nicht übel nehmen, u. er nicht die geringste Rancune hat. Vielmehr sprach er höchst liebevoll von Ihrer persönlichen Bekanntschaft. Die Sache ist wie nicht da gewesen, also ganz in Ihrem Sinne u. Interesse.

Ich gehe übermorgen nach Muskau (Schlesien); schreiben Sie mir dahin ein paar Zeilen, wie es mit den Uebersetzungen steht. — Ruge pp haben den Chamissoschen Musenalmanach übernommen — in Kurzem wird interessante Polemik gegen sie nöthig werden, es schiebt sich Alles anders in einem Jahre, deren Mission ist schon in Kurzem zu Ende —

Grüße an Herzfeld, Pecht (15. r. Jacob). Eine Sendung von Hallberger an mich muß gleich nach mir in meiner Wohnung angekommen sein. Können Sie selbige an sich nehmen?

Behüt Sie Gott! Ihr Laube[1]).

In dem nächsten Briefe beklagt sich Laube wieder einmal, wie in manchen der früheren Zeit, über die Schreibfaulheit seines Pariser Freundes, und da

[1]) Adresse: Monsieur | Mr. H. Heine | 23 rue des martyrs | Paris | affranchie. — Poststempel: Leipzig 18. Febr 40. und: 2 Tour-T 23 Fevr. 40 Forbach.

er auf die Anfragen des letzten Briefes keine Antwort erhalten hat, so sieht er sich genötigt, die meisten zu wiederholen. Der schon in dem letzten Schreiben erwähnte Herzfeld war ein in Paris lebender deutscher Journalist, zu dem Heine aber wohl nur oberflächliche Beziehungen unterhalten hat. Ein nicht genauer datiertes, aber aus dem Jahre 1838 herrührendes Billett Heines an ihn zeigt, daß Herzfeld diesem bei der Abfassung der Schrift über „Shakespeares Mädchen und Frauen" einige Dienste geleistet haben muß; später äußert sich Heine über ihn in einem Briefe an Kolb vom 27. Januar 1841 sehr hart:

Schreiben Sie doch unumwunden dem Herrn Herzfeld, warum Sie die Artikel, die er Ihnen eingeschickt hat, nicht gedruckt haben, und geben Sie ihm Ihr Ehrenwort, daß ich Ihnen weder direkt noch indirekt jemals ein Wort über ihn gesagt habe, sowie auch, daß Sie nie Auskunft über ihn bei mir verlangt haben.

Das ist alles, was ich wünsche. Dieser Mann bildet sich ein, ich hätte Ihnen Auskunft über ihn gegeben, wodurch Sie abgeschreckt worden, und jetzt möchte er seinen Kommittenten mich als die einzige Ursache seines Mißlingens denunzieren. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie dieser dreisten Person gleich schreiben.

Gar nichts habe ich dagegen über den in dem folgenden Briefe genannten Auquier (wenn ich den Namen richtig entziffere) aufzufinden vermocht, während Matzerath, über den Laube freundlich urteilt, den Lesern von Heines Gedichten aus einem gelungenen Spottgedichte wohlbekannt ist. In den „Lamentationen" des „Romanzero" werden Herwegh, der „Ex-Lebendige", und Dingelstedt, der „Ex-Nachtwächter", als Brutus und Cassius vorgeführt, und von Cassius-Dingelstedt wird behauptet, er denke nicht mehr an das Morden:

Es heißt, er sei am Neckarfluß
Tyrannenvorleser geworden.

Doch Brutus erwidert: „Du bist ein Tor,
Kurzsichtig wie alle Poeten —
Mein Cassius liest dem Tyrannen vor,
Jedoch um ihn zu töten.

Er liest ihm Gedichte von Matzerath —
Ein Dolch ist jede Zeile!
Der arme Tyrann, früh oder spat
Stirbt er vor Langeweile."

Matzeraths „Gedichte" waren 1838 bei Cotta in Stuttgart erschienen. Das andre junge Talent, auf das Laube verweist, Wolfgang Müller von Königswinter, hat sich länger im Angedenken des Publikums erhalten.

XXII.

Leipzig 15. Mai 40

Sie sind ja heillos mit Stillschweigen, Bösewicht! Kein Wort über die Uebersetzungen, keine Sylbe an Hallberger, der mich allwöchentlich mit Anfragen bestürmt — ich seh's kommen, daß es heißt „Mein Lieber, ich bin krank gewesen! lassen Sie mich in Ruh!" — Sagen Sie mir drei Worte, wie es steht mit Ihnen u. mit meinen Angelegenheiten, u. sagen Sie mir selbige schnell, denn Campe u. Buchhändler-Messe ist hier, vielleicht ist was zu thun für unsre Interessen. Mit Gutzkow soll er bereits schlecht stehn — ich war zu dessen Theatertriumphe in Berlin. Die Verballhornung der couronne d'épines wurde wirklich mit dem lebhaftesten Beifall

aufgenommen, man sprach 8[1]) Tage von nichts als Savage. Dies zur Verdauung für Sie. Wie ist das! Man sagt hier, Sie hätten sich den Börne wieder nach Paris schicken lassen — ja? Ich habe Campe noch nicht aufgesucht, um im Vortheile des Aufgesuchtwerdens zu sein. — Mit dem Journale ist's höchste Zeit, das Bedürfniß ist allgemein, und lassen wir es uns entgehn, kommt Anderen der Hunger zu statten. Sie haben wol nicht mehr gedacht? Und October müssen Sie die erste Artikelreihe anfangen, kein Gott hilft Ihnen über Faulheit und Pariser Zerstreutheit — u. objectiv müssen Sie schreiben, alle Welt beklagt sich über Ihre Eintönigkeit, u. man weiß nicht so wie ich, daß es nur Indolenz nicht Ende. Ha! wie ihn das wurmt!

Beiliegende Briefe geben Sie wol zur Post? Grüßen Sie Herzfeld u. wo Sie's übrigens für gut halten. Wenn Sie Auquier sehn, der mir nach Muskau geschrieben, ich schriebe ihm, sobald die Angelegenheit des Briefes gar sei.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir der Ihrigen zum Angelegentlichsten u. grüßt Sie — wie steht's mit Ihrer deutschen Fahrt?

Hübsche junge Talente sind am Rhein aufgestanden; Matzerath, Wolfgang Müller, u. frische Jungen mit viel Bildung sind's auch, wir werden alt u. müssen wachen. Jetzt wird Rückert gestürzt — nehmen Sie mal die Dichter vor von 30 an. — Herzlichst Ihr Laube[2]).

Auch auf diesen Brief gab Heine keine Antwort, so daß denn Laube, ärgerlich wiederum zur Feder greifend, ihm einige „Püffe" zu versetzen für gut befand. Er kommt in seinem nächsten Schreiben abermals auf den Plan der Zeitschrift zurück, als deren Titel „Walhalla" und „Deutschenspiegel" erwogen, aber abgelehnt worden waren. In der Tat, Heine als Mitbegründer einer „Walhalla" würde uns sonderbar berühren! Wir wären, wenn er seinen eigenen Namen mit dem himmlischen Heim der nordischen Helden in Beziehung gebracht hätte, vielleicht um einige sehr boshafte, und doch nicht ganz schlechte Witze auf einen andern Walhalla-Gründer gekommen. Ob es nun wohl Heine ein Ergötzen gewesen wäre, in der neuen Zeitschrift seinen Geist an einigen Musenalmanachen[3]), die vor kurzem erschienen waren, zu erproben? Laube scheint es zu glauben, aber andre werden die Achsel zucken; ein Mann, der sich mit Riesen herumschlug, hatte wohl schwerlich Lust, auch die Fliegenklatsche in die Hand zu nehmen. Wie groß aber waren die Perspektiven, die Laubes Bemerkung „le roi de Prusse est à l'agonie" erweckten: er schrieb diese Worte am 1. Juni nieder, und wenige Tage darauf begann das mit so großen Hoffnungen begrüßte Regiment Friedrich Wilhelms IV. Nicht minder fesselnd sind die Perspektiven, welche die flüchtige Schlußbemerkung eröffnet: „List ist hier und bewegt Erde und Steine für seine Gedanken" — gemeint ist der große Nationalökonom Friedrich List, der schon 1833 für die Errichtung der Eisenbahn von Leipzig nach Dresden gewirkt hatte (freilich ohne selbst für das Unternehmen be-

[1]) Die Ziffer verwischt; man könnte auch „3" lesen.

[2]) Adresse: Monsieur | Mr. Dr. Henri Heine | Paris | 23 rue des martyrs. | affranchie. Leipziger und Forbacher Poststempel.

[3]) Der eine dieser Musenalmanache sei, so schreibt Laube, von Philosophen, der andre vom Buchhändler bevatert: unter jenem dürfte der von Echtermeyer und Ruge herausgegebene (Berlin, Simion, 1840 und 1841), unter diesem ein neu begründeter „Deutscher Musenalmanach", mit Beiträgen von Friedrich Rückert, Nicolaus Lenau, L. Bechstein u. a. und mit einer Komposition von Mendelssohn-Bartholdy (Leipzig, Tauchnitz jun., 1840), zu verstehen sein.

schäftigt zu werden), der dann seit 1837 als Korrespondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" in Paris gelebt hatte, und nun im Frühjahr 1840 nach Deutschland zurückgekehrt war; hier trat er, in Gemeinschaft mit Josef Meyer, dem Begründer des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, für neue Eisenbahnpläne, die den Süden und Norden Deutschlands miteinander verbinden sollten, mit Nachdruck ein, aber auch jetzt, ebenso wie jener Meyer, seiner Zeit vorauseilend und an dem Widerstand der Mittelmäßigkeit scheiternd; wenige Jahre darauf nahm er sich in Kufstein das Leben.

XXIII.

Leipzig im Storchneste d. 1 Juni 40

Hoffen Sie nicht, daß Sie ohne Kosten gegen mich schreibefaul sein könnten. Alle Wochen kommt so lange ein unfrankirtes Billet in die rue des martyrs, bis Sie Ihren Bann gelös't. Hier das erste, obenein mit einer Einlage an Pecht, dessen Adresse ich nicht zuverlässig weiß, u. der mir in wenig Wochen drei Lustschlösser zeichnen u. lithographiren lassen soll für mein schon Ende Juli gedrucktes Buch. Die Einlage ist also von großer Wichtigkeit, u. del Vecchio, hiesiger Kunsthändler, erwartet übrigens von Ihrer Eitelkeit, daß Sie Pecht bereits gesessen, damit Sie hier neben mich aufgehängt werden können. Campe wünscht bereits Gutzkow dahin, wo der Pfeffer wächst. Wo bleibt Ihr Börne? Langsam! als ob die Welt nicht vergäße. Die Thätigkeit für das Journal entwickelt sich in großem Stile, es wird nur Einer nichts thun, Namens Heine. Nicht einmal einen Titel weiß er, da wir keinen wissen u. Walhalla nicht wollen, Deutschenspiegel nicht wollen! Zwei Musenalmanache sind erschienen, einer von Philosophen, der andre vom Buchhändler bevatert — daran knüpfte sich Ihr Probeartikel, für den Sie was verstünden[1]). — Sie wissen le roi de Prusse est à l'âgonie comme Louis XIV depuis deux semaines, jeder Tag kann ein neu, noch unberechenbar Regiment bringen. Doch, ich schreibe zu viel für zwei Frank u. eppe Sous — Grüße für Ihre Frau, Püffe für Sie. List ist hier u. bewegt Erde u. Steine für neue Gedanken. Ihr Laube[2]).

Man kann es verstehen, daß Laube aufgebracht wurde, als er auch nach Absendung dieses Briefes viele Wochen lang ohne Antwort blieb, und daß er in den folgenden Zeilen an Heine sehr scharfe Ausdrücke gebraucht. Indessen einige seiner Vorwürfe erledigten sich schnell. Zunächst kreuzte sich das folgende Schreiben vom 22. August mit zwei Briefen von Heine, von denen uns allerdings nur einer (überdies undatiert) erhalten ist; der andre wurde von Laube zum Abdruck in einer Zeitschrift „Die Rosen" weitergegeben und ist dort auch erschienen, aber die Zeitschrift selber scheint spurlos verloren gegangen zu sein. Wir wissen daher auch nicht, welche Gründe Heine vorbrachte, sein Schweigen zu entschuldigen: vermutlich hatte ihn wiederum sein Augenleiden am Schreiben verhindert. In dem andern Briefe, der einen Tag später abging (er ist bereits von Strodtmann veröffentlicht worden), geht Heine auf einen der Vorwürfe Laubes ein: weshalb er nämlich die Angelegenheit der Übersetzungen (sowohl der Laubeschen Literaturgeschichte als der Pücklerschen Gartenkunst) so arg vernachlässigt habe. Er schreibt hier:

---

[1]) Der Sinn ist wohl: in dem Sie Dinge vorbringen könnten, auf die Sie sich besonders gut verstünden.

[2]) Adresse: A Monsieur | Mr. H. Heine | Paris. | 23 rue des martyrs. — Poststempel: Leipzig 1 Jun 40, und: 5 Juin Forbach.

„Hallberger" (der Verleger beider Werke) „beklagte sich, daß W . . .'s Übersetzung der Pückler'schen Gartenkunst schlecht sei, und schickte ein Gutachten mit aus der Feder des ersten Übersetzers. Das Wahre an der Sache ist, daß das erste Drittel des Buches ganz vortrefflich übersetzt ist (ich habe es selbst während zwei Tagen genau durchgesehen), und daß der Schlingel den Rest mir ohne genaue Durchsicht zum Abschicken übergeben."

Tiefer aber hätte es Laube kränken oder es hätte ihn gar an Heine irre machen können, daß dieser es scheinbar ganz unterlassen hatte, über Laubes Literaturgeschichte öffentlich ein Wort zu sagen; mündlich und in Briefen war er des Lobes voll gewesen über dies Werk, aber ihm durch eine Besprechung in einer Zeitschrift aufzuhelfen, hatte er unterlassen. Nun kannte ja Laube den Freund gut genug, um ihn nicht etwa der Doppelzüngigkeit zu zeihen und anzunehmen, daß er sich scheue, die privatim geäußerten Worte auch öffentlich zu wiederholen; derart zu verfahren, lag dem immer impulsiv handelnden Heine gänzlich fern; aber daß er aus Bequemlichkeit geschwiegen und daß diese Bequemlichkeit den Sieg über das Freundschaftsgefühl davongetragen habe, das mochte ihm Laube wohl zutrauen. Jedoch auch diese Annahme wäre falsch gewesen: Heine hatte wenige Tage nach Laubes Abreise von Paris einen Bericht an Gustav Kolb, den Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" abgesandt, in dem er auch sehr liebevoll auf des Freundes Werk eingegangen war; Kolb jedoch hatte den Abdruck abgelehnt; später ging Heines Originalhandschrift dieses Aufsatzes in Laubes Besitz über, und nach Laubes Tode ist er dann noch abgedruckt worden (vgl. meine Ausgabe der Werke. Bd. VII, S. 351 ff.).

Leider aber hatte Laube vollauf recht, wenn er in den folgenden Zeilen, die etwa vierzehn Tage nach dem Erscheinen der Schrift Heines über Börne zu Papier gebracht wurden, dem Freunde mitteilte: „Ihr Börne mißfällt total, ja, Entrüstung darüber fängt überall an zu eclatiren." Mir liegt ein (ungedruckter) Brief Campes an Heine vor, der diese Worte bestätigt; Campe spricht dort (am 14. August 1840) von der starken Opposition, die sich überall gegen das Buch geltend mache, und fährt dann fort:

„Auch in Leipzig ist's dasselbe, wie ich heute hörte. In das Hotel de Bavière zu Leipzig brachte ein Literat — ein Vieh — es an die Table d'hôte Laube und viele fremde Literaten waren gegenwärtig, 12 bis 15; die Lecture begann. Man blieb sitzen und laß vor.

Ein Schrei des Unwillens war Chor —; Laube wollte Sie vertheidigen und ward ausgelacht. So berichtete mir Dr. H. Horn, der in dieser Compagnie war und heute von dort hier eintraf."

Laubes Brief, der mit dem heftigen Ausruf: „dann gehen Sie zum Henker" wohl das Stärkste bietet, was sich in allen diesen Briefen findet, hat folgenden Wortlaut:

XXIV.

Storchnest in Leipzig 22. Aug. 40.

So haben Sie's denn, lieber Heine, mit Schweigen u. Nichtsthun dahin gebracht, daß ich Ihnen lauter Unangenehmes zu schreiben habe: Ihr Börne mißfällt total, ja Entrüstung darüber fängt überall an zu eclatiren. Sie wollten nicht hören, daß Sie fremd u. ohne Hilfe in Deutschland geworden sind, nun werden Sie's erleben.

Was Sie beitragen sollten, uns ein Organ zu errichten, haben Sie so weit vernachlässigt, daß Sie mir, während ich dafür arbeite, nicht eine Briefzeile sieben Monate lang geschrieben. Das Buch zu poussiren, was Sie jetzt allein unterstützt, meine Lit. Gesch., haben Sie so weit vernachlässigt, daß nicht nur nie eine Zeile von dem, was Sie sagen wollten, in der Allgem. Ztg. erschienen ist, sondern daß Sie selbst wegen des Uebersetzungsgeschäftes dem Verleger nach Stuttgart nicht eine Zeile antworten auf zehn Geschäftsbriefe, daß der Mann wüthend u. verzweifelnd deshalb über mich u. das Buch herfällt, nicht verschickt, nicht anzeigt u. allen Erfolg verdirbt aus Dépit. Weill haben Sie schon lange wieder neben sich u. zehn andre Hilfsmittel, wodurch Sie das Buch in beiläufiger Anzeige unterstützen konnten — nichts, auch nicht das Geringste von unsrer Verabredung haben Sie eingehalten — das ist nicht fein, Sir! Es ist schlimmer: es schadet uns beiden empfindlich.

Dies sind die letzten Zeilen, die ich in's Unbeantwortete hin schicke; dann gehen Sie zum Henker u. verzichten Sie auf deutsche Literatur.

Tragen Sie Campe auf, ein Paar Explare Ihres Buchs an mich anzuweisen, damit ich sie passend austheile u. doch einige Stimmen für sie in Bewegung setze.

Adieu! Ihr Laube[1]).

Wie schon erwähnt, kreuzte sich dieser Brief Laubes mit zwei Briefen Heines aus Granville; in dem einen stimmt er eine wahrhaft ergreifende Klage an über den am 25. August erfolgten Tod Immermanns, in dem andern, den wir nicht mehr besitzen, muß er sich des breiteren über die Ränke Gutzkows ausgelassen haben, der in seinem „Telegraphen" die schnödesten Angriffe gegen Heine veröffentlichte. Lange Zeit glaubte Heine, daß Campe mit diesem unter einer Decke stecke, aber er war dabei sicher im Unrecht: aus den sehr ausführlichen (unveröffentlichten) Briefen, die Campe im Verlaufe dieses Jahres an Heine richtete, geht nach meiner Ansicht unzweideutig hervor, daß er mit Gutzkow gebrochen hatte, und daß er nur noch äußerliche geschäftliche Beziehungen zu ihm aufrechterhielt. Als sich aber die Entrüstung über den „Börne" immer heftiger geltend machte, glaubte Heine noch lange Zeit, daß diese Bewegung künstlich, daß sie von Gutzkow einerseits und von dem Anhang der Frau Wohl, der „Seelenwitwe Börnes", andrerseits absichtlich hervorgerufen worden sei. Das war, wie ihm Campe in seinen Briefen immer und immer wieder schrieb, ein schwerer Irrtum, wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die erwähnten Feinde Heines das Feuer gründlich schürten. Um diesen Intrigen zu begegnen, machte Heine seinem Leipziger Freunde am 3. September, von Saint-Lo aus, brieflich folgenden Vorschlag:

„Ich habe mir ins Gedächtniß zurückgerufen was ich Ihnen von Granville aus geschrieben und von diesem Brief will ich folgenderweise Gebrauch machen. Diesen Brief müssen Sie jemanden anvertrauen der ihn drucken läßt; da er älter ist als was ich später vorzubringen habe und gewiß auch ganz den Charakter der Unabsichtlichkeit tragen mag und die Intriguen die gegen mich gesponnen werden schon gleich erkennen läßt: so kann dieser Brief die nützlichsten Resultate hervorbringen: erstens werde ich dadurch *gezwungen* weitere Erklärungen und Erörterungen zu geben, *Briefe von Campe mitzutheilen*, ich reize vielleicht gar Gutzkow schon gleich zu Angriffen gegen Campe, und alles was ich vorbringe erscheint absichtsloser in den Augen des

[1]) Adresse: Monsieur | Mr. H. Heine | Paris | 23 rue des martyrs | frco. — Poststempel: Leipzig 22 Aug. 40; 2 Tour-T. 27 Aout 40 Forbach; Granville 29 Aout. — Auf Adresse Vermerk: parti à Grandville Manche.

Publikums. Da ich in der Ferne lebe, so ist die Mittheilung des Briefes keine Indiskrezion, sondern nur ein Freundschaftsdienst, wodurch die dem Abwesenden gespielte Posse und Perfidie in seinen [!] Wirkungen vereitelt wird. Nur muß der Brief (dieses Aktenstück!) mit klugen Worten eingeleitet und encadrirt werden.

Gegen Schufte muß man mit List agiren, sonst ist man perdu.

Ich glaube, ich habe hier ausgepünktelt wie der Feldzug am vortheilhaftesten für mich eröffnet werden kann. Findet sich kein Mensch von bekanntem Namen, der den erwähnten Brief aus Granville mit Ihrer Erlaubniß publiziren kann, so müssen Sie ihn durch einen Anonymus drucken lassen. Jedenfalls hoffe ich, daß Sie diesem Plan gemäß handeln werden. Ich glaube es steht nichts im Brief, was nicht mittheilbar . . . Schreiben Sie mir bald, was Sie gethan, ob Sie meinen Plan in obiger Weise eingeleitet. — Sie haben keinen Begriff davon mit welcher mauvaise foi gegen mich intriguirt wird und wie ich zu jederartigen Gegenwehr berechtigt bin!"

Auf diesen Plan antwortet der folgende Brief Laubes, der nun wieder auf einen freundlicheren Ton gestimmt ist.

XXV.

Leipzig d. 30. Septbr. 40
(ohne weitere Adresse)

Ihre beiden Briefe aus Granville, lieber Heine, hab ich erhalten. Daß in den Uebersetzungssachen ein Jahr verloren ist, sehe ich daraus; lassen Sie mir nur einige Details zugehn, damit ich mich beim Fürsten Pückler rechtfertige, auf dessen Anfragen ich immerfort nichts zu erwidern gewußt.

Ihre Polemik gegen Gutzkow ist eingeleitet, wie Sie's gewollt. Die Elegante war aus zwei Gründen dafür untauglich. 1) ist Kühne verreis't, und die Stellvertretung, zum Ueberfluß auch wüthig auf Ihr Buch, kann auf eigne Kappe hin keine solche Polemik aufnehmen. 2) Kühne will keine Polemik gegen Gutzkow, seine Ankunft abwarten hieße also sechs Wochen verlieren und dann auch nichts haben. Ich hab deshalb „die Rosen", ein unparteiisch, noch in keiner Weise compromittirtes Blatt gewählt, was seit Kurzem besteht und beinahe schon eben so großen Leserkreis hat als die Elegante, obwohl es ohne eigentliches Princip nicht viel mehr als Mittelmäßiges gegeben hat. Obwohl auch, wie alles Journal, gegen Ihr Buch hatte es sich doch darüber noch so gut wie gar nicht geäußert, der Redacteur Robert Heller, versprach ungehindert freie Bahn für die ausgedehnteste Polemik, keinerlei Einrede, sondern allen möglichen Vorschub. So ist das Terrain da, u. Sie können nun schießen. Das Blatt geht auch nach Paris, ich weiß aber nicht an welchen Ort, u. habe Heller gesagt, Ihnen die betreffende Nummer unter Kreuzband zuzuschicken.

Einmal angefangen setzen Sie jetzt Alles dran, es thut sehr Noth. Ihr Schweigen hat mich vermocht, die übrigens sehr schwierige Journalidee so gut wie liegen zu lassen, u. mir in politi[schem] Journale eine stehende Rubrik vorzubehalten. Das ist allerdings viel weniger, aber ich kann u. mag ein Journal nicht allein schreiben, u. müßte es doch im Wesentlichen, wenn so nah Stehende wie Sie keine Notiz davon nehmen, der Opfer an Arbeit u. Geld gar nicht zu gedenken. Seit drei Monaten schwank' ich hin u. her: abschließen oder nicht? Der Tod Immermanns hat beinahe den Ausschlag gegeben, u. ich bin seit vier Wochen nicht zu Wigand (Georg) gegangen, um der ablehnenden Entscheidung auszuweichen. Immermann nämlich hatte lebhafte Mitwirkung versprochen.

Haben Sie Band 3. u. 4 der Literaturgeschichte von Hallberger? Sie können also in der Allgem. Zeitg. nichts dafür thun? Dann muß ich's durch einen Anderen besorgen. Bringen Sie doch eine politisch-literarische Notiz darüber in ein französisches Blatt, damit diese hier in der Zeitung resonniren kann —

Meine Lustschlösser sind eben erschienen und Hoff wird Ihnen ein Exemplar senden, dito eins an Weil, der ja am Ausführlichsten drüber sprechen kann.

Ich habe Hallberger angewiesen, ihm auch zu dem Ende eine Literat.Gesch. zu schicken.

Behüte Sie Gott! Ihr Laube[1]).

Die „Rosen", in denen Laube den erwähnten Brief wirklich abdrucken ließ, müssen nun freilich eine sehr geringe Verbreitung besessen haben: trotzdem ich alles aufgeboten habe, des Jahrganges 1840 habhaft zu werden (es war schon das dritte Jahr, in dem diese Rosen blühten), so hat es mir doch auf keine Weise gelingen wollen, und wir müssen den dort veröffentlichten Brief einstweilen für verloren halten. Der Herausgeber Robert Heller gehörte zu Laubes näheren Bekannten und wird in seinen Schriften des öftern mit anerkennenden Worten erwähnt; er war ein stattlicher Germane und bei fröhlicher Tafel ein vortrefflicher Erzähler. Heine war leider mit Laubes Vorgehen, so gut es gemeint war, nicht einverstanden, wie sein Brief vom 6. Oktober zeigt, aus dem ich (wiederum nach der Originalhandschrift) hier die wichtigsten Stellen mitteile:

Liebster Laube!

Es sind jetzt 4 Wochen daß ich Ihnen von Saint-Lo aus schrieb und erst Gestern Abend erhielt ich Antwort; ich eile Ihnen darauf zu erwiedern. — Der vorgeschlagene Feldzugplan gegen den Lump Gutzkow war gut im Momente, wo ich Ihnen schrieb — jetzt, wo denken Sie hin! jetzt ist alle Welt, sogar die elegante, gegen mich gewonnen, Sie haben keinen Begriff davon wie gut gegen mich manövrirt ward, wie Juden und Patrioten gegen mich vereinigt, wie die großen Freyheitshelden über mein armes Buch loseifern, trotz dem großen Berg den ich darin aufgebaut — aber die Blindheit ist hier für den Augenblick eine Thatsache, gegen die ich nichts vermag, und die nur mit der Zeit schwindet, und ich hoffe in kurzer Zeit, denn nur eine geringe Weile lang kann Gutzkow die Revoluzionäre Parthey betrügen und die Maske fällt in demselben Momente, wo ich hingegen aufs unumwundenste für die große Sache auftreten muß — die Zeitereignisse verlangen entschiedene Handlungen . . .

Einen momentanen Triumph will ich den Leuten gönnen, und es wäre Thorheit eine Polemik anzufangen in einer isolirten Lage, wo ich die öffentliche Meinung gegen mich habe und kein einziges wichtige anerkannte Organ der schmähsüchtigsten Artikelfabrik entgegen zu setzen habe — Als ich sah, daß ich nicht einmal die Elegante benutzen konnte, vertagte ich die Fußtritte die ich dem Lump Gutzkow mehr im Interesse der ganzen Schriftstellerwelt, als in meinem eignen Interesse gegeben wollte — Ich will die ungünstige Witterung ein bischen vorübergehn lassen, es ist der Rath der Klügsten Köpfe, und ich wundre mich, daß Sie als Sie nicht gleich mir zu helfen wußten, nicht dasselbe denken und jetzt glauben die Polemik könne vortrefflich losgehen — in den Rosen! Ich kenne diese Rosen nicht, aber ich weiß das [!] dies nicht das geeignete Blatt — Sie warfen mir vor, ich sey Schuld daß Ihr Journal nicht ins Leben trat — ehrlich gestanden, auch ein solches neue Journal wäre nicht im Stande gewesen mich in diesem Augenblick zu decken, um so weniger da es gewiß seiner Tendenz wegen den Radikalismus noch mehr gegen mich aufwiegeln würde.

Heine gibt dann der Meinung Ausdruck, daß sich Gutzkow über sein vollkommenes Stillschweigen am allermeisten ärgern werde, und fährt weiterhin fort:

[1]) Adresse fehlt. Der Brief ist auf knallgelbem Briefpapier in kl. 8° geschrieben; die beiden nächsten auf rosa und blauem Papier gleichen Formats.

Hilft nichts diese Verzögerung, irre ich mich in meiner Erwartung, daß diesem Heuchler die revoluzionäre Maske bald abgerissen wird, so antworte ich ihm mit wenigen Zeilen, die ihm jedoch nicht munden werden, denn in Folge derselben muß er sich mit einer Waffe schlagen, wobey kein Lügen und Intriguiren hilft — ich treibs nemlich zum Duel, wie ich Ihnen schon in Paris gesagt habe. Ich muß es aber geschickt anfangen, daß ihm dann keine Alternative bleibt als zwischen der Pistole und der Ehrlosigkeit, und daß man nicht glaube die Triebfeder meiner Handlung seien gereitzte Eitelkeit. Seyn Sie nur ruhig, der hat kein Pardon sondern nur Frist.

Wenn Sie daher, fußend auf den Plan, den ich vor 4 Wochen andeutete, in den Rosen eine Polemik eingeleitet, so leiten Sie sie wieder aus" usw.

Wir werden gleich sehen, daß auch dies nicht notwendig war, vermutlich, weil die „Rosen" zu wenig beachtet worden waren. Laube tat inzwischen, was er konnte, um dem bedrängten Freunde beizuspringen: er veröffentlichte in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" eine lobende Besprechung des verfemten Buches, er bat Heller, eine solche des mit Heine gut bekannten Professor Duisburg in Paris in die „Rosen" aufzunehmen — aber es half nichts: Heine wurde von allen Seiten wie ein toller Hund verfolgt, und in einer besondern Schrift, „Ludwig Börnes Urteil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen", die auf Betreiben der von Heine angegriffenen Frau Wohl und ihres zweiten Gatten Salomon Straus 1840 in Frankfurt veröffentlicht wurde, finden sich so unerhörte und zum großen Teile so durchaus verkehrte Verdächtigungen des Dichters, daß man sagen muß, ein literarischer Skandal wie dieser war in Deutschland noch nicht erlebt worden. Unter solchen Umständen war es sicher das Beste, was Heine tun konnte, zu schweigen. Erst durch das Pistolenduell zwischen Salomon Straus und Heine, das im September des nächsten Jahres stattfand, kam die Sache zu einem vorläufigen Abschluß. — Laube war, wie sein nächster Brief zeigt, nicht sonderlich erfreut, vergebliche Arbeit geleistet zu haben, aber er sah doch ein, daß Heine recht tat, zunächst zum Rückzug zu blasen.

XXVI.

Leipzig d. 21. 9br.[1]) 40

Ihr Brief, lieber Heine, war schon abgedruckt, ehe Sie mir in Ihrem Letzten anzeigen konnten, daß die Courage schon wieder zum Teufel sei. Es thut aber nichts, weil nichts darauf erfolgt ist, u. für das Buch zunächst die beste Taktik scheint, einige Wochen der ersten Furia in's Land gehn zu lassen. Dann wird man schon berichtigen u. den richtigen Standpunkt anweisen können. Ich hab's für die hiesige Allgemeine vor, u. dazu ganz gutes Zeug mir zurechtgelegt. Den Duesbergschen Aufsatz hab ich in die Rosen geschickt, das einzige honette Journal, was in diesem Augenblicke etwas für Sie aufnimmt — was denken Sie von Kühne! Er ist zurück, u. noch viel toller auf Sie als Kaufmann — da ist keine Geschichtsansicht, nur Pietaet. Derselbe Kühne, welcher während Börne's glänzendster Wirk-

[1]) Das heißt: 21. November; aber der Poststempel lautet: Leipzig 24 Oct 40; „9br." ist also wohl für „8br." verschrieben. — Adresse: Monsieur | Monsieur Henry Heine | Paris | 25 rue bleue | affranchi.

samkeit in den Brockhausschen Blättern einen Artikel über Börne schloß: „Sei artig, deutscher Schalksnarr, oder Du kriegst die Peitsche!“ —

Ihr Salon, ist noch nicht hier, kommt er nicht bald, so sende ich Ihnen die sechs Bände allein, — die andern vertheile ich schon. Ein junges Talent z. B. Dingelstedt in Fulda kriegt einen, weil er allein nicht Chorus gegen Sie macht, die hiesige Zeitung pp. — hätte die nur mehr Platz, aber dort kann man nur einmal sprechen. Schreiben, produciren Sie, das ist jetzt unerläßlich — ein Drama! Immermann hat mich wie Sie betroffen.

Meine Luftschlösser wird Ihnen Hoff zusenden, auch ein Expl. für Weil, den ich grüße sammt Herzfeld. — Eine Nebenpaquet, was ich beischließen werde, senden Sie gefälligst „34 rue Mont Thabor“ an Mr. Saglio —

Ueber den Zustand der Literaturgeschichte bei Ihnen weiß ich noch nichts weiter, als daß Ihnen 3. u. 4 besser gefalle u. Haag ein Schweinhund sei — dito über das Gartenwerk. Warum in aller Welt sollte Kolb eine politisch gehaltne Ankündigung davon ablehnen?

Beilage geben Sie doch sogleich an Wagner: es ist die kleine letzte Hilfe, die ich ihm habe auftreiben können, die große, welche er gegen Clichy braucht, kann ich nicht beschaffen — Gott mag ihm helfen, wenn er nichts Nöthigeres zu thun hat.

Beste Grüße von meiner Frau u. mir an Madame Mathilde Heine, die jetzt also eigne Menage führt — essen Sie denn wirklich zu Hause?

Ihr Laube.

Bald nach dem „Börne“, im Oktober des Jahres 1840, erschien das eben erwähnte Werk Heines, der vierte Band des „Salon“, der eigentlich mit jenem zu gleicher Zeit hatte in die Welt ziehen sollen, „damit das Skandalbuch, der brüllende Löwe, das sanftere Buch, das unschuldige Lamm, was der vierte ‚Solon‘-Teil in der Tat ist, mit fortreiße“. Das Werk bestand aus drei Abteilungen: dem „Rabbi von Bacherach“, Gedichten und den „Briefen über die französische Bühne“, die Heine schon 1837 in Lewalds „Theater-Revue“ veröffentlicht hatte. Unter den Gedichten verdienen „Anno 1839“ und vor allem „Ritter Olaf“ hervorgehoben zu werden, dem „Rabbi“ ist die Widmung vorausgeschickt: „Seinem geliebten Freunde Heinrich Laube widmet die Legende des Rabbi von Bacherach heiter grüßend der Verfasser.“ Natürlich war Laube einer der ersten, der das Buch zu Gesichte bekam, aber Campe sollte ihm nicht nur ein Exemplar, sondern deren mehrere zur Verteilung an befreundete Kritiker zur Verfügung stellen, doch traf diese Sendung, wie die nächsten Zeilen Laubes verraten, nicht so früh ein, wie es erwünscht gewesen wäre.

XXVII.

Leipzig 12. Novbr. 40

Wenn ich die Ankunft Ihres Salons erwarten soll, lieber Heine, so müssen Sie wahrscheinlich noch ein Vierteljahr warten. Sie werden aber „Börne“ brauchen, u. deshalb send' ich ihn allein. Ein Exemplar des „Salon“ hab ich — der Rabbi ist ein Anfang, der durch behagliche Breite für den Mangel completer Composition nicht entschädigt, die Theaterbriefe versäumen durch Besprechung Ihrer Kopfschmerzen viel Raum für weitere Witze, mit denen sie anheben und für tiefer eingehende Darstellung, einige Gedichte krönen ungewöhnlich golden das ganze Buch u. König Olaf ist der Taubenei-Diamant, den sie Gott weiß wie aus der portugies. Krone erobert haben — ist eins Ihrer schönsten Gedichte.

Meine Luſtſchlöſſer werden Sie von Hoff erhalten haben, ſagen Sie uns daß Sie ſie geleſen. Das inliegende Paquet ſchicken Sie wol an die Adreſſe „Saglio. 34 r. Mont Thabor".

Gruß von meiner Frau u. mir an die Ihrige u. Sie

Getreulichſt Ihr Laube[1]).

Ob Laubes Urteil über den ihm gewidmeten „Rabbi" der Bedeutung des Werkes ganz gerecht wird, darf billig bezweifelt werden, aber ſicher iſt es, daß auch aus dieſen letzten Zeilen wieder die unbeirrbare und herzliche Freundſchaft herausklingt, die auch dann nicht verſagte, wenn Heine gelegentlich durch allerlei Unarten dieſe Freundſchaft auf eine gefährliche Probe ſtellte. Und auch jetzt tat er's wieder: wie in ſo manchen andern Fällen (wir haben recht viele Beiſpiele kennen gelernt) hüllte er ſich abermals für eine Reihe von Monaten in tiefes Schweigen. „Sie ſind wohl tück'ſch, daß Sie kein Wort mehr hören laſſen?" fragt Laube den Freund in dem nächſten Briefe, aber ſein Gefühl verändert ſich nicht; er ſchreibt die Kritik über den „Börne", und er ſchildert die geiſtreiche Sicherheit des Pariſer Freundes in dem Bericht über ſeinen Beſuch bei George Sand, der dann ſpäter in die „Erinnerungen" verwebt wurde und oben von uns genauer erwähnt worden iſt. Er ſelbſt aber machte, von dem Vorbild Gutzkows beeinflußt, in ſeinem Schaffen eine bedeutende Wandlung durch: er wandte ſich dem Theater zu; im Jahre 1840 vollendete er ſein erſtes bemerkenswertes Drama „Monaldeschi", dem dann bald eine Reihe andrer Werke folgen ſollte, die ihm, wenn auch nicht bleibenden Ruhm, ſo doch die Anerkennung der Zeitgenoſſen eintrugen, und die ihn weiterhin zu der Tätigkeit führten, in der er ſich unvergängliche Verdienſte erwerben ſollte: zu der Tätigkeit des Bühnenleiters an der Wiener Burg. Es iſt beachtenswert, daß er auch Heine, wie ſchon Brief XXVI zeigte und wie der nächſte abermals erkennen läßt, auf das dramatiſche Gebiet hinüberzuleiten verſuchte; Heine hat einen ſolchen Rat, nach gewiſſen Anzeichen zu ſchließen, nicht ganz von der Hand gewieſen, und doch müſſen wir lächeln, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie viel dem ungezogenen Liebling der Grazien gerade zu dieſem Berufe fehlte, und wie viel ſeiner beſten Eigenſchaften er hätte preisgeben müſſen, wenn er ſich der harten Fron des Bühnenbeherrſchers unterzogen hätte.

XXVIII.

Leipzig d. 11. Febr. 41

Erſt wollte der Sturzbach überfließen
Nun hat er kein Tröpfchen mehr zum Genießen —

Sie ſind wol tück'ſch, daß Sie kein Wort mehr hören laſſen? Narr, Narr, Narr! Er wird wol wieder lachen, der Herr!

Haben Sie im vorigen Jahre die Börne-Bücher u. eine Einlage an Mr. Saglio 34 Mont Thabor bekommen? Hat Ihnen Hoff meine Schlöſſer geſchickt? Haben Sie mein Jagdbrevier geſehn? Soll ich Ihnen Salon IV, der vor Kurzem erſt in Exemplaren für Sie angekommen auf dem vorigen Wege ſenden? — Mit der

[1]) Adreſſe: A Monsieur | Mr. H. Heine | Paris | 25 rue bleue. | fr.

gegen Sie toll gewordenen Journalistik war zunächst nichts für Sie zu thun — ich habe mutterseelen allein im ganzen Vaterlande ein kühles Urtheil für Sie in der Allgemeinen gewagt, was Sie wol aergerlich gesehn haben, dann aber dort in andrer Weise — Besuch bei Georges Sand — u. anderswo die Rede immer wieder unbefangen auf Sie gebracht. Lassen wir die Woge auslaufen, welcher die ganz aechte, gründliche patriotische Entrüstung, die nicht bloß in den Zeitungen, wenn auch durch sie eingetreten ist, noch zur Verstärkung diente — dann kommt wieder Platz u. Ruhe. Sie haben dann das Verdienst, mit eigner Beschädigung einen politisch literarischen Jargon beendigt zu haben, u. es wird Ihnen dann an unabhängiger neuer Production nicht gebrechen, die Sie als Lebendigen über alle Rückerinnerung hinaus wieder siegreich geltend macht. Von allem Jargon unabhängige Production ist Ihnen u. dem Publicum unerläßlich, u. ist der sich immer breiter machenden Abstractionskritik gegenüber unerläßlich; denn die Wahrheit zu sagen: die junge Literatur ist diesen Augenblick im Hintergrunde des Interesses, Gutzkow durch sein Theater, ich durch meine letzten Bücher u. durch mein Opponiren gegen die Philosophie in den politischen Zeitungen vielleicht noch am Wenigsten. Fänden Sie doch ein Drama! Wenn auch zunächst nur für den Druck — schematisiren Sie doch. Theaterpraxis traue ich Ihnen dafür noch nicht zu, wie sehr Sie sich darauf steifen u. wie sehr Alter u. tägliches Beispiel hinreichend wären, aber poëtischen Reiz, wie er uns u. Ihnen selbst unerwartet u. mächtig aus der Scenirung u. Gruppirung entspringen würde.

Ich bin sehr fleissig und productiv; wenn Sie artig u. diskret wären, schickte ich Ihnen einmal was —

Große Hilfe, große Macht hab ich in einem modernen — nicht Journal — sondern Zeitungsplane. Aber noch hab ich die dazu nöthigen 100 000 Thaler nicht — fragen Sie mal Ihren Onkel! Im 2. Jahre geben sie 100 procent. — Beste Grüße von meiner Frau an die Ihre u. Sie, ich bitte Wagner, mir neue Theaterstücke sous bande zu schicken, da Sie's doch nicht thun; finden Sie etwas, geben Sie's ihm zur Besorgung. F. Pückler, der Sie sehr liebt, grüßt.

Getreulichst Ihr Laube[1]).

Auch dieses Schreiben bewog Heine nicht, sein langes Stillschweigen zu brechen; aus der Zeit vom 6. Oktober 1840 bis zum 7. November 1842 ist uns kein einziger Brief von ihm an Laube erhalten, und er hat auch wohl keinen an ihn gerichtet. Es bedurfte erst eines besonderen Anreizes, um ihn aus seiner Teilnahmlosigkeit aufzuwecken: Laube übernahm zu Ende des Jahres 1842 abermals die Leitung der „Zeitung für die elegante Welt"; er richtete an Heine die Bitte, ihn für diese mit Beiträgen zu unterstützen, und Heine gab ihm das Beste, was er zu geben hatte, eine seiner bemerkenswertesten Dichtungen: den „Atta Troll". Die Verhandlungen über dieses Werk führten in der nächsten Zeit zu einem ergiebigen und vielfach fesselnden Briefwechsel der beiden Freunde.

---

[1]) Adresse, wie zuvor: à Mr. | Monsieur H. Heine | Paris | 25 rue bleue. Kein Poststempel.

Die Röntgenstrahlen im Dienste der Heilkunst[1].

Von

Walther Löb.

I.

Alle künstlichen Maschinen dienen der Umwandlung der Energieformen. Die Dampfmaschine erzeugt aus Wärme Bewegung; die Dynamomaschine aus Bewegung Elektrizität; die Glühlampe aus Elektrizität Licht und Wärme. Die lebenden Organismen sind natürliche Maschinen mit einem weit umfassenderen Vermögen. Der künstliche Apparat wirkt stets in einer bestimmten, durch seine Konstruktion bedingten Richtung: nur aus Wärme vermag die Dampfmaschine die rotierende Bewegung des Schwungrades zu bilden; unempfindlich ist sie gegen Licht, Elektrizität und Schall. Ihre Tätigkeit wird lediglich durch die Energieform erregt, der ihre Einrichtung von Menschenhand angepaßt ist. Der lebende Organismus von der einzelnen Zelle bis zum kompliziertesten Zellenstaat ist universeller; ihm sind alle Energieformen Reize, die bald in geringerem, bald in höherem Maße aufgenommen und umgewandelt werden, die, vorübergehend oder dauernd an die Zellen gefesselt, das Leben bald unterstützen, bald schädigen, immer beeinflussen. Diese natürliche Maschine ist befähigt, nicht nur eine bestimmte Energieform, sondern alle möglichen festzuhalten und sie nicht nur in einer Richtung, sondern in vielen zu verarbeiten.

Die Naturwissenschaft verfügt über eine große Anzahl von Beobachtungen, die das Verhalten von Lebewesen verschiedenster Art dem Lichte, der Wärme, der Elektrizität gegenüber betreffen. Fast stets sind mehr oder minder starke Einflüsse nachweisbar, die sich durch irgendwelche Veränderungen der Organismen äußern. Ein Teil der die Zellen treffenden Energieformen wird in

[1] Zusammenfassende Darstellungen über die Verwertung der Röntgenstrahlen in der Medizin finden sich unter andern in den Schriften von Levy-Dorn (Real-Enzyklopädie von A. Eulenburg); Albers, Die Röntgentechnik; Gocht, Handbuch der Röntgenlehre. Ferner seien die zusammenfassenden Abhandlungen erwähnt von Gottschalk (Stuttgart 1907), Lossen (Wiener Klinik 1907) und E. Schiff (Wien 1900—1907), der speziell auf dem Gebiete der Dermatologie die Röntgentherapie als einer der ersten in Angriff genommen und erheblich gefördert hat.

ihnen verbraucht oder absorbiert. Der hierdurch aus dem ursprünglichen Betrage der wirksamen Energie verschwindende Anteil findet sein Äquivalent in der Veränderung der Zellen, d. h. in letzter Linie in einem physikalisch-chemischen Vorgang. Jeder Reiz bewirkt in der Zelle Zustandsveränderungen, welche die Bedingungen des Lebensprozesses variieren und in sichtbaren Bewegungsvorgängen, in einem veränderten Gang der physikalischen und chemischen Lebensreaktionen, in der Gestalt, im willkürlichen oder unwillkürlichen Handeln zutage treten.

Der gegenwärtige Entwicklungszustand der Lebenserscheinungen ist durch die an der Oberfläche der Erde wirksamen Energieformen bedingt. Schafft man künstlich Verhältnisse, die von jenem Zustand stark abweichen, so kann man in Bedingungsgebiete gelangen, in denen ein Leben unmöglich ist. Wenn sehr hohe oder sehr tiefe Temperaturen, wenn allzu starke chemische Reize, allzu hoch gespannte Elektrizität mit der lebenden Zelle in Wechselwirkung treten, sind die chemischen und physikalischen Umwandlungen so weitgreifend, daß der Dauerzustand der lebenden Zelle nicht bestehen bleibt. Die äußeren und inneren Zusammenhänge werden in irreparabler Weise gelöst; die Zelle ist zerstört und als *lebendes* Gebilde verschwunden. Zwischen den normalen Lebensbedingungen und diesen zerstörenden liegt eine gemäßigte Zone, in der die Energien zwar als gesteigerte, doch nicht als tödliche Reize wirken.

Schon frühzeitig hat man bei Schädigungen der Lebensreaktionen versucht, durch Steigerung *der* Energien, die das normale Leben ermöglichen, nützliche Wirkungen hervorzurufen. Lichtbäder, Wärmebäder, Quellen mit Reizeigenschaften, chemische Präparate bilden einen großen Teil der Therapie. Bewegung, Massage, medikomechanische Übungen, Zuführung von Elektrizität — alles sind Versuche, dem nicht leistungsfähigen Organismus Energie in reicherem Maße zuzuführen, als normale Bedingungen gewähren. Nur wenn sie der Organismus in die geeigneten, das Leben unterhaltenden oder fördernden Kräfte umzusetzen vermag, wird der Zweck erreicht. Sollen so die Reize die Waffen des Organismus, mit denen er sein Leben verteidigt, stärken, so dienen sie auch andrerseits der Vernichtung der das Leben gefährdenden Feinde, die der Organismus allein nicht zu überwinden vermag. Oft müssen Teile, die ihn wuchernd oder vergiftend bedrohen, durch Energiebedingungen, die jenseits der Lebensmöglichkeiten liegen, völlig zerstört werden. Brennen, Ätzen, Schneiden sind solche Mittel, die, um das Leben des Ganzen zu retten, das Leben eines Teiles vernichten.

II.

Röntgen hatte gefunden, daß die Kathodenstrahlen bei ihrem Austritt aus der luftleeren Glaskugel neue Strahlen mit andern Eigenschaften erzeugen, deren ausgezeichnetste ihre Durchdringungskraft gegenüber vielen undurchsichtigen Stoffen ist. Sie pflanzen sich mit großer Geschwindigkeit geradlinig fort. Schwere Metalle, wie Blei, Gold, Platin sind wenig, leichtere, wie Aluminium, stärker durchlässig. Die Organteile des Körpers, Knochen, Gewebe und einzelne Organe lassen die Röntgenstrahlen entsprechend ihrer

Dichte mehr oder weniger leicht durch. So entsteht durch Beleuchtung mit Röntgenstrahlen auf dem Fluoreszenzschirm oder der photographischen Platte das bekannte Schattenbild, auf dem die undurchlässigen Bestandteile, wie Fremdkörper und Knochen, sich in hellen Konturen von den durchlässigeren Weichteilen abheben. Diese zeigen wieder feinere Unterschiede, da kein Organ oder Organteil genau einem andern gleich stark absorbiert. Die Möglichkeit, den Organismus zu durchleuchten, bildet die Grundlage für die große diagnostische Bedeutung der Röntgenstrahlen, die zunächst in der Chirurgie, dann aber auch für alle mit Organveränderungen oder -Verschiebungen verbundenen pathologischen Verhältnisse den allergrößten Wert besitzt. Die hoch entwickelte Röntgentechnik ermöglicht die genaue Umschreibung einzelner Organe. Herz- und Lungenerkrankungen, Arterienverkalkungen lassen sich, die letzteren durch die von den Kalksalzen hervorgerufenen Schattierungen, im Anfangsstadium diagnostizieren. Dieses diagnostische Vermögen bildet zurzeit noch den größten von den Strahlen gespendeten Segen.

Die Empirie, die in der Medizin der wissenschaftlichen Verarbeitung mehr als in irgendeinem andern Gebiete der Naturwissenschaft vorauszueilen pflegt, hat frühzeitig den Nutzen der Sonnenstrahlung für den menschlichen Organismus gelehrt und im Dienste der Heilkunst verwertet. Ohne die einzelnen Faktoren ihres nützlichen Einflusses erkannt zu haben, mußte man schließen, daß eine ganze Anzahl nebeneinander wirkender Momente in dem einen Punkt zusammentrifft, bestimmte nützliche Reaktionen zu begünstigen, schädliche zu hemmen. Da viele Organe im Innern ihren Sitz haben, wohin die Lichtstrahlen nicht zu gelangen vermögen, so beruht die durch die Behandlung erzielte Besserung oder Gesundung auf einer Oberflächenwirkung, die sich mittelbar durch Reflexwirkungen in die tiefer gelegenen Schichten fortpflanzen kann. Ein großer Teil aber der mit den Sonnenstrahlen auf den Organismus fallenden Energie wird Wärme, ein andrer Teil wird reflektiert und nur ein kleiner Bruchteil kann an der Oberfläche oder in geringer Tiefe in die dem Organismus dienlichen Reaktionsformen übergehen. Es war daher ein erklärliches Bestreben der Mediziner, eine Lichtbehandlung mit stärkeren Tiefenwirkungen ausfindig zu machen und Strahlen durch die Poren der Haut in das Innere des Organismus, wo die Umwandlung der strahlenden Energie in chemische stattfinden soll, zu senden. Die Wundereigenschaften der Röntgenstrahlen erregten bei den Ärzten gerade nach dieser Richtung hin große Hoffnungen.

Eine Strahlenart, die den Organismus durchdringt, überall hin Energie trägt, überall chemische Prozesse hervorrufen kann — wie wird sie wirken? An dieser Frage sind alle Disziplinen der Medizin interessiert, die innere Medizin durch die Frage nach der Wirkung auf die inneren Organe in normalen und pathologischen Zuständen, die Chirurgie durch die Frage nach dem Verhalten der gutartigen und bösartigen Geschwülste, die Dermatologie durch die vielen sich aufdrängenden Fragen über das Verhalten der Hauterkrankungen, denen die Medizin zum Teil noch machtlos gegenüber steht. Allen diesen Spezialdisziplinen gleich wichtig ist die Frage nach dem Verhalten der kleinsten

Lebewesen, der Bakterien, ferner der Enzyme und Toxine in den Geweben, den Organen, im Blut, wenn sie der energietragende Röntgenstrahl durcheilt. Keiner konnte die Antwort voraussehen. Mit den größten Hoffnungen begrüßt, ist die Anwendung der Röntgenstrahlen zurzeit auf enge Gebiete, in denen ihr Nutzen feststeht, beschränkt worden. Vielleicht auf zu enge. Voraussichtlich wird die Therapie der Röntgenstrahlen der leidenden Menschheit noch größeren Segen bringen, als man jetzt erwarten darf. Besonders eine Eigenschaft brachte in die Entwicklung und den Fortschritt der Therapie nach dem ersten stürmischen Vorwärtsdrängen gewisse Hemmungen. Es bedurfte längerer Zeit, bis man die Gefahren der Röntgenstrahlen erkannte, einsah, daß neben dem Nutzen Schädigungen schwerster Art erwachsen können, Erfahrungen, die zu ihrem Leidwesen vor allen die viel mit Röntgenstrahlen arbeitenden Ärzte an sich selber machen mußten. Aber bei der Beurteilung der bisherigen Leistungen ist zu berücksichtigen, daß die Röntgentherapie erst am Anfange ihrer Entwicklung steht. Nach dem ersten Sturm hat ein langsames, bedächtiges Vorgehen Platz gegriffen, dem, wie jeder sachlichen und gründlichen Arbeit, der Erfolg nicht gefehlt hat und nicht fehlen wird.

III.

Röntgenstrahlen sind Energiequellen. Die mit ungeheurer Geschwindigkeit den Raum durcheilenden Elektronen enthalten ein großes Quantum von Bewegungsenergie und elektrischer Energie. Nur der Teil der durch sie zugeführten Energie kann therapeutisch wirksam werden, der auf dem Wege durch den Organismus als elektrische und Bewegungsenergie verschwindet und in physikalisch-chemische Reaktion übergeht, der daher von dem Organismus absorbiert oder verschluckt wird. Da die Strahlen zuerst die Haut, nach und nach die tieferen Gewebsteile durcheilen, muß natürlich das größte Quantum der absorbierten Energie in den oberen Schichten zurückgehalten werden; dort muß die intensivste Wirkung auftreten. Mit der durcheilten Schichtdicke nimmt die Tiefenwirkung ab. Der Wunsch aber, gerade durch die Haut hindurch in die tiefer gelegenen Teile zu gelangen, regte zu Versuchen an, die Röntgentechnik nach dieser Richtung hin auszubilden. Mit Erfolg. Man fand, daß sehr luftleer gemachte Röntgenröhren (harte Röhren) Strahlen von größerer Penetrationskraft als weniger evakuierte (weiche Röhren) auszusenden vermögen. Letztere geben den größten Teil ihrer Energie auf dem Wege durch den Organismus ab und sind dadurch therapeutisch wirkungsvoller. Erstere durchdringen zwar den Organismus besser und bis zu größerer Tiefe; aber gerade ihre geringe Absorbierbarkeit veranlaßt geringere therapeutische Effekte und macht sie im Gegensatze zu den weicheren Röhren für diagnostische Versuche brauchbarer. Zwischen den Grenzen der weichsten und härtesten Röntgenstrahlen liegen Abstufungen, die nach der gerade beabsichtigten Tiefenwirkung gewählt werden.

Der Energiebetrag, der für den Organismus nutzbar gemacht werden kann, ist daher ein sehr schwankender. Deshalb ist es von großer Bedeutung, die Strahlenenergie zu dosieren. Durch die Intensität der die Röhren speisenden

Stromquelle läßt sich der auf den Organismus fallende Strahlenstrom regulieren.

Ferner kann bei der Verteilung der Röntgenstrahlen im Raum und bei ihrer, wenn auch geringen Absorption in der Luft, durch die Entfernung der Bestrahlungsobjekte von der Röhre die Energiezufuhr geregelt werden. Auch die Expositionszeit ist von großem Einfluß, und da sich die Wirkungen in ihr nach und nach addieren, können selbst harte, therapeutisch weniger wirksame Röhren beträchtliche Reaktionen hervorrufen. Weiter lassen sich durch die Größe der bestrahlten Fläche, durch die Stellung der Elektroden die Röntgenstrahlen mehr oder weniger zusammendrängen, auf kleineren Flächen sammeln, auf größeren zerstreuen. Durch Kompression der Organe, durch Imprägnierung der Gewebe mit Stoffen, welche die Absorption der strahlenden Energie erleichtern, hat man schließlich einen Einfluß auf die Intensität der Wirkung zu gewinnen verstanden.

IV.

Der Übergang der strahlenden Energie in die physikalisch-chemische bedeutet eine Beeinflussung der Reaktionen, die das Leben unterstützen oder schädigen können. Der Sitz solcher Reaktionen ist die lebende Zelle. Deshalb ist es von Bedeutung, die Wirkungen der Strahlen auf einfachere Zellengebilde zu erkennen und die hierbei gewonnenen Erfahrungen als Führer durch die Erscheinungen an vielzelligen Gebilden zu benutzen.

Von den Mikroorganismen sind es in erster Linie die Bakterien, die Träger der Infektionskrankheiten, deren Verhalten interessiert. Die Hoffnung, in der Tiefe des Organismus diese schlimmen Feinde der Menschheit unschädlich zu machen, erwies sich als trügerisch. Die bakterientötende Kraft der Röntgenstrahlen ist zu gering, um für die Therapie von Bedeutung zu sein.

Die starke Wirkung der Strahlen auf die photographische Platte zeigt ihre Fähigkeit, chemische Reaktionen zu beeinflussen. Daß die der lebenden Zelle hiervon keine Ausnahme machen, ergaben die Untersuchungen über das Verhalten einfachster Lebewesen, wie der Protozoen, Amoeben, Rhizopoden und Flagellaten, die getötet oder geschädigt werden.

Je empfindlicher Zellen oder Zellenverbände sind, desto stärker ist ihre Reaktion gegenüber den Strahlen. Milz, Knochenmark, Lymphdrüsen werden degeneriert, schon bevor die Haut irgendwelche Veränderungen zeigt. Zumal die weißen Blutkörperchen, die Leukocythen, deren zu reichliches Auftreten im Blut zu einer schweren, als Leukämie bezeichneten Krankheit führt, sind gegen Röntgenstrahlen ungemein empfindlich. Hier haben sie zweifellos große Bedeutung für die symptomatische Behandlung. Aus der Ausscheidung ihrer Zersetzungsprodukte läßt sich der Zerfall der weißen Blutkörperchen nachweisen. Eine mäßige Lebensverlängerung, wesentliche Besserung und wenigstens vorübergehende Heilung, wie sie auf anderm Wege nicht erreichbar ist, bestätigen übereinstimmend die verschiedenen Beobachter.

Ein dankbares Gebiet für die Röntgentherapie bilden auch die reaktionsfähigen Drüsen. Drüsenschwellungen und Drüsentumoren werden durch sie günstig beeinflußt, zur Abnahme oder zum Schwinden gebracht.

Leider haben auch die Röntgenstrahlen den bisher unbesiegten Feind der Menschen, die bösartigen Geschwülste, nur in engen Grenzen zu schädigen vermocht. In der Behandlung des Hautkrebses besonders gelang es der Röntgentherapie, Heilungen zu erzielen und in vielen Fällen das entstellende Messer des Chirurgen überflüssig zu machen.

Die Domäne der Verwendung der Röntgenstrahlen in der Medizin bietet die Behandlung der Hautkrankheiten, zu deren Bekämpfung sie ein allgemein anerkanntes Hilfsmittel geworden sind. Die verschiedenen Ausschläge, Flechten und Ekzeme werden auf das günstigste beeinflußt, wie auch der ästhetische Vorteil der Röntgenbehandlung gegenüber der Salbentherapie einen nicht zu unterschätzenden Faktor bildet.

Natürlicherweise beeinflußt ein so energiereiches Agens, wie der Röntgenstrahl, auch den normalen Menschen, und zwar, wie nicht anders möglich, durch Abbringung von der Norm schädigend. Die Gefahren der dauernden Beschäftigung mit Röntgenstrahlen sind nicht zu unterschätzen. Die schweren Verletzungen, die mancher Arzt an seiner eigenen Haut und seinen eigenen Organen erlitten hat, gaben zur Verwendung geeigneter Schutzmittel Anlaß. Das für die Röntgenstrahlen nahezu undurchlässige Blei bietet in der Form von Brustpanzern, bleihaltigen Augengläsern, bleihaltigen Handschuhen Sicherheit gegen die giftigen Pfeile der strahlenden Glaskugel.

Mehr noch als der Arzt ist der Patient bei unvorsichtiger und nicht sachgemäßer Behandlung mit Röntgenstrahlen schweren Gefahren ausgesetzt. Nur die Vereinigung ärztlichen Wissens mit technischer Beherrschung geben die Sicherheit, den Nutzen der neuen Therapie, ohne Schaden zu stiften, zur Geltung zu bringen. Durch die Röntgenstrahlen ist eine neue Spezialdisziplin geschaffen worden, die trotz ihrer zahlreichen technischen Gesichtspunkte durchaus eine medizinische ist und niemals durch den Techniker allein ausgeübt werden darf.

Die Röntgentherapie ist heute noch im Anfang. Viele Probleme harren der Arbeit; aber alles deutet auf eine zukunftsreiche Entwicklung. Die Einführung der Röntgentechnik in die Medizin bedeutet eine Epoche in dem Kampf der Menschheit gegen Krankheit und Unfälle. Wenn auch die neuen Waffen, die die Wissenschaft dem Arzte geschenkt hat, sich heute noch nicht mit voller Sicherheit und Wirkung handhaben lassen, so ist doch ihr Besitz von größtem Werte und ihre Beherrschung zum Nutzen der Menschheit nur eine Frage der Zeit.

„Zur stillen Einkehr".

Skizze

von

Ernst Heilborn.

Es war ein verräuchertes Haus im Norden Berlins. „Zur stillen Einkehr" stand in weißen Buchstaben auf bräunlichrotem Grunde über der Tür, die in eine Studentenkneipe führte. Begehrte man in das Honoratiorenstübchen Einlaß, so hatte man die beiden Vorderräume, in denen hin und wieder ein vereinzelter Gast trübsinnig bei seinem Glase Bier saß, zu durchschreiten — oder nein: auf diesem Wege wäre man schließlich doch nur an eine verriegelte Tür gelangt, vor die der Sicherheit halber ein Schrank gerückt war, der die Insignien irgendeines Radfahrerklubs barg. Vielmehr bedurfte man zu dieser späten Nachtstunde des Hausschlüssels, hatte das Tor aufzusperren, sich über den dunklen Hof und eine niedere Hintertiege hinanzutasten und an der wohlbekannten Tür im Dreivierteltakte zu pochen, bis einem aufgetan wurde.

Also tat der eben herantrabende späte Ankömmling.

Das Honoratiorenstübchen war ein schmuckloser Raum, der doch den einen Vorzug hatte, daß man weder durch die festgeschlossenen Fensterläden noch durch das sorgfältig verstopfte Schlüsselloch hineinspähen konnte. Ein breites Schlafsofa stand darin nebst einer baufälligen Kommode, über der ein großer, nun längst trüb gewordener Goldrahmenspiegel prangte. Von der Decke herab aber hing neben der flackernden Petroleumlampe ein hochaufgetakeltes Schiff, das Modell eines Dreimasters, mit rauchgeschwärzten Segeln. Wurden die Karten auf dem runden Tisch vor dem Sofa heftiger aufgeschlagen, so geriet es in eine schwankende Bewegung, und es mochte den Anschein haben, als steuere es irgendwelchen unbekannten Ufern zu.

Die kleine Gesellschaft, die um den runden Tisch versammelt saß, war ansehnlich genug. Sie redeten einander als „Herr Hauptmann", „Herr Gutsbesitzer", „Herr Apotheker" und was dergleichen Würden mehr sind, an, und hatten alle in ihren guten Tagen wirklich Anspruch auf solche Titel besessen. Nur der letzte Ankömmling, der nunmehr bewillkommnet wurde: „Warum so

spät, Ehrwürden?" — „Scheren Sie sich zum Teufel, Pastor." — „Hier neben mich, Konsistorialrätchen," hatte die Weihen der Ordination niemals empfangen. Trotzdem es ihm nicht an Bereitwilligkeit gefehlt hatte, sich jedwedes Dogma zu eigen zu machen, war er über das zweite theologische Examen, auch bei wiederholtem Anlauf, gestrauchelt. Er war nur eben Angestellter des Privat-Detektivbureaus „Luna".

Unbekümmert um alle Zurufe, schüttelte der Kandidat den Schnee von sich ab. Sodann entledigte er sich seiner Gummischuhe und schälte seine untersetzte Figur aus dem durchnäßten Überzieher heraus. Nun erst nahm er den Hut ab, rieb sich die kleinen, verquollenen Äuglein und strich das spärliche blonde, in der Mitte gescheitelte Haar mit beiden Händen zurecht.

Der Wirt, der hier selbst bediente, war herangehumpelt und hatte den Grog bereitgestellt; er kannte die Gewohnheiten der Gäste, die sich um diesen Tisch versammelten. Aber es war dem Kandidaten zunächst noch nicht beschieden, zu dem ersehnten Trunke zu gelangen. Sein Chef, ein ehemaliger Trainhauptmann und nunmehriger Inhaber des Privat-Detektivbureaus „Luna", war aufgestanden und zog ihn beiseite.

„Ich habe eine neue Sache für Sie, Holzapfel — eine gute Sache, eine Sache, aus der sich etwas machen läßt."

„Ehescheidung?"

„Es wird von Ihrer Geschicklichkeit abhängen, daß es dazu kommt."

„Also Ehescheidung."

Der Hauptmann beugte sein Geiergesicht mit der scharfgebogenen Nase und dem kahlen Schädel zu dem Kandidaten herab, daß es aussah, als hielte ein Raubvogel mit einer aufgeplusterten Wildgans geheime Zwiesprache, und flüsterte: „Der Mann war heute bei mir. Brauereibesitzer; durchaus zahlungsfähig. Will sein Verhältnis heiraten. Die Frau —"

„Ist eine anständige Frau."

„Woher wissen Sie das?"

„Sagen Sie lieber, wie lange sie es bleiben soll."

„Es liegt nicht in unserm Interesse, die Sache zu beeilen. Sie verstehen —"

„Vollkommen. Zeit bringt Spesen."

„Nun denn also."

„Der Mann will natürlich als schuldloser Teil in die Ehescheidung?"

„Er hat den Ehrgeiz. Alles Weitere morgen."

Damit war der Kandidat Holzapfel glücklich zu seinem Grog gelangt, und die Gesellschaft schien seine Gewohnheiten genügend zu kennen und zu respektieren, um ihm vorerst seine Ruhe zu lassen. Als aber der Wirt zum dritten Male herangehinkt war — sie nannten ihn seines Ganges halber „Vulkan" — und das Glas wieder gewechselt hatte, rief der Apotheker: „Wo bleibt unsre Abendpredigt, Pastor?"

Herr Holzapfel lehnte sich wie ein Mann, der seines Erfolges sicher ist, in seinen Stuhl zurück, derart, daß er auf dessen beiden hinteren Beinen balancierte, strich sich über das gedunsene, bartlose Gesicht und sagte: „Meine Herren, die einzige Lebenskunst besteht darin, sich überraschen zu lassen. Wenn

Vater die Weste anzieht,“ er deutete dabei nach oben, „finden sich Knopf und Knopfloch schon zusammen.“

„Hört, hört,“ sagte der Gutsbesitzer und schlug mit beiden Fäusten auf seine breite Brust.

Herr Holzapfel aber reckte sich in die Höhe, bis er das schwebende Schiff mit den Fingerspitzen erreichen konnte, und setzte es in leise, schwankende Bewegung. Dann sank er wieder schwerfällig in sich zusammen, blickte befriedigt zu dem pendelnden Ding da oben, verankerte sich von neuem auf den Hinterbeinen seines Stuhls und sagte: „Also, meine Herren, ich gehe gestern abend aus dieser erlauchten Gesellschaft heim, früher als sonst, denn ‚Luna‘, unser guter Mond“ — er wies auf den Hauptmann — „hielt Bank und verursachte Ebbe. Kaum aber war ich hinausgetreten, so war mein erster Gedanke, umzukehren. Es war ein Wetter zum Kleesalzstreuen. Wer schwach auf den Beinen war, brauchte sein Bett nicht weit zu suchen.

„Nicht so ich. Die Spreebrücke hatte ich gekreuzt und wanderte eben den Kupfergraben entlang, nach meinen Freunden, den Enten, Ausschau haltend, um sie mit dem gewohnten Futter zu erfreuen. Da gewahre ich, etwa zehn Schritte von mir, dicht an der Rampe, ein unbestimmbares Etwas. Ich trete näher und sehe, daß dies Etwas ein Mädchen ist, das da auf den Steinen hockt. Ich stelle mich vor sie hin und sage: ‚Was machst du hier?‘ — Keine Antwort. Ich schüttle sie an der Schulter und frage: ‚Wer bist du?‘ — Keine Antwort. Da fahr ich sie an: ‚Weißt du, wer hier vor dir steht? Ich bin der Wirkliche Geheime Ober-Polizeipräsident. Wer mir nicht Antwort gibt, macht sich verdächtig.‘ Da sieht sie mich an, versucht aufzustehen und bricht wieder zusammen; schließlich, mit meiner Hilfe, glückt es, und ich bekomme sie auf die Beine. Ich frage sie also wieder, wer sie ist; aber alles, was ich herausbringe, ist, daß sie Hanna heißt. Ob sie nicht nach Haus wolle, und wo sie wohne? Sie schüttelt den Kopf. Ob sie nicht wisse, daß es bei hundert Mark Geldstrafe oder drei Tagen Haft verboten sei, auf den Straßen zu nächtigen? Sie schüttelt den Kopf. Und bei dem ewigen Kopfschütteln ist ihr die Kappe oder was sie da um die Ohren hat, hinuntergerutscht, und ich sehe, daß sie ein mageres, blondes Ding ist, und gebe ihr etwa fünfzehn bis sechzehn Jahre.

„Meine Herren, bedenken Sie, zwischen mir und dem letzten Grog lag eine Strecke von mehr als einer Viertelstunde, und es war eine Kälte zum Museenbesuchen. Während ich mein Verhör anstellte, stand ich wie der Storch auf einem Bein, um wenigstens dem andern die nötige Blutwärme zu sichern; aber auf die Dauer verschlug selbst dies erprobte Hausmittel nicht. Ich beschloß also verkürztes Verfahren: ‚Nach Hause willst du nicht?‘ — Kopfschütteln. ‚Daß du hier nicht bleiben kannst, siehst du ein?‘ — Zeichen der Bejahung. ‚So werde ich dich denn auf der Stelle arretieren und mit mir ins Gefängnis nehmen.‘

„Ich habe bessere Scherze in meinem Leben gemacht — auch wenn Sie mit dem Kopf schütteln, Apotheker — und war nicht stolz auf diese Wendung; aber etwas mehr Wirkung hätte ich mir denn doch davon versprochen. Sie

senkte den Kopf ein paar Zoll tiefer, zog die Kapuze wieder über und trappte stumm wie ein Hund neben mir her.

„Da standen wir denn vor meinem Hause. Ich zog den Hausschlüssel und klapperte eine Weile geschäftig mit dem Bunde, immer darauf wartend, daß irgend etwas von ihr ausgehen müsse. Dann brummte ich beamtenmäßig: ‚Hier, marsch hinein, ins Gefängnis.' Packte sie am Arm und führte sie in meine Stube. Sie sah sich auch da kaum um. ‚Aufs Sofa da, kusch dich!' — So hatte ich sie denn bei mir, in meinem Zimmer . . ."

Das Schiff, das droben von der Decke herabhing, hatte zu schwanken aufgehört, als fände es in dieser schweren, stickigen Luft einen unüberwindbaren Widerstand. Der Kandidat aber fuhr mit dem Handrücken über den schlaffen Mund und sah sich erwartungsvoll im Kreise um.

Der gewohnte Beifall blieb aus. „Ihre Geschichten werden asthmatisch, wie Sie selber," sagte der Apotheker mit einem Achselzucken. Und der gewesene Gutsbesitzer, der nunmehr eine Unterinspektorstelle bei den Rieselfeldern bekleidete, meinte aus seinem praktischen Sinn heraus: „Heute nicht ein Glas;" was so viel besagen wollte, als daß er jedes Honorar verweigerte. Es war auch nicht einer in dem erlauchten Kreise, dem es in den Sinn gekommen wäre, die Geschichte für wahr zu halten. Einmal, weil sie an sich unglaubhaft war, sodann, weil keiner von dieser Tafelrunde dem andern, am wenigsten irgendeiner dem Kandidaten Holzapfel geglaubt hätte. Dafür, daß er die Gesellschaft mit seinen Schnurren unterhielt, zahlte man ihm dann und wann ein Glas Grog.

Das Merkwürdige an der Geschichte aber war, daß sich alles wirklich so zugetragen hatte, wie es erzählt worden, und daß der Berichterstatter selbst am Anfang eines Erlebnisses stand, das er abgeschlossen wähnte.

Nachdem die Karten ihre Schuldigkeit getan hatten — der Hauptmann mit dem Geiergesicht und dem kahlen Schädel hielt auch heute, auf dem Schlafsofa thronend, die Bank — ging man heim. Wieder kreuzte Holzapfel die Spreebrücke, wieder schlug er den Weg längs des Kupfergrabens ein, wieder machte er an einer Stelle des Flußgitters Halt, griff in die Tasche seines abgetragenen Winterpaletots, zog ein paar Steine hervor und warf damit nach den schlafenden Enten, ohne doch zu treffen, denn es visiert sich schlecht durch sieben oder mehr Glas Grog. Er stapfte seinen Weg weiter, fand sich in sein Zimmer heim und zündete die Kerze an.

Auf dem großen, kaffeebraunen Sofa lag wie gestern nacht die Kleine und schlief.

Eine Weile währte es, bis der ehemalige Kandidat in seinem schweren Zustande mit sich selbst über die Wirklichkeit dieses Sinneneindrucks ins reine kam. Er meinte, gestern und heute irgendwie zu verwechseln. Dann aber fiel es ihm bei, daß seine Wirtin die Kleine wieder erkannt und in sein Zimmer eingelassen haben mochte.

Das aber schien ihm denn doch ein wenig zuviel des Guten, und so trat er, das Licht in der Hand, an die Schläferin heran und rief: „Ist das hier vielleicht das Asyl für Obdachlose? Bin ich zufällig Waisenvater geworden?

Habe ich etwa eine Besserungsanstalt für verwahrloste Mädchen?“ Er hatte die Kerze schief gehalten, so daß das heiße Stearin auf die Hand der noch immer Schlafenden getropft war. Sie wachte auf, öffnete verwundert die Augen und schien zu lächeln.

„Nun also,“ grollte der Kandidat und zog sich dann stillschweigend zurück. Da er aber nach ein paar Stunden durch den Husten der Kleinen aus seiner Ruhe aufgestört wurde, entfuhr es ihm zornig: „Wenn du nicht aufhörst, setz ich dich raus!“

Das Verhör war beendet. Schauplatz des Tribunals war das Zimmer des Kandidaten Holzapfel gewesen, das zu ebener Erde in einem Hause der Bauhofstraße lag. Warum der Kandidat sein Quartier just in dieser stillen und abgelegenen Straße aufgeschlagen hatte, wäre schwer auszumachen gewesen, es sei denn, er habe einen Fingerzeig darin erblickt, daß das Standbild Hegels vor dem Eingang der kleinen Sackgasse stand. Zu Hegel hatte der Kandidat in seiner Art ein eigenes Verhältnis, hatte beim zweiten Anlauf zum zweiten Examen des längeren und breiteren über das An-sich-sein, das Für-sich-sein und das An-und-für-sich-sein der Trinität gesprochen, und schließlich die verwunderte Antwort erhalten: „Nun, hierüber scheinen Sie ja etwas zu wissen —“, wobei es allerdings nicht ausgemacht war, ob diese Worte ernsthaft oder ironisch geklungen hatten. Wie dem auch sei, der Kandidat wohnte gern und seit Jahren im Schatten Hegels in der Bauhofstraße. Das kleine Zimmer aber, das er innehatte, zeichnete sich nur durch eine noch abgegriffenere grüne Gardine, durch einen noch kleineren Waschständer, durch ein noch fadenscheinigeres Sofa vor ähnlichen billigen und verwahrlosten Zimmern des Studentenviertels aus.

Das Verhör war beendet, und noch saß Herr Holzapfel breitbeinig auf seinem Stuhle, während die Kleine mit gesenktem Kopfe und schlaff herabhängenden Armen, ein Bild des Jammers, vor ihm stand. Im übrigen war das Verhör ergebnislos verlaufen. Alles, was er aus ihr herauszubringen vermocht hatte, war — was er bereits wußte — daß sie Hanna hieß, fünfzehn Jahre alt war und unter keinen Umständen nach Haus zurückkehren wollte. Den weiteren Fragen gegenüber hatte sie ein trotziges und ängstliches Schweigen gewahrt, und mit all seinen Drohungen hatte er nur von Zeit zu Zeit einen bösen, zugleich hilfesuchenden Blick erzielt, dem eines Tieres nicht unähnlich, das sich gegen den Übermut grausamer Knaben nicht zu wehren vermag.

Den Kandidaten Holzapfel mutete ihr verstocktes Schweigen nur eben komisch an. Ihm das, dem ersten Angestellten des Privat-Detektivbureaus „Luna“! Die Hand hätte er nur auszustrecken brauchen, um alles über sie in Erfahrung zu bringen. Er war der Mann, der der Allwissenheit einen Hut aufsetzen konnte, sobald es ihn irgendwie danach gelüstete. Es war ihm aber durchaus gleichgültig, ob die Kleine tagsüber Streichhölzer oder sich selbst verkaufte.

Jedenfalls war sie seit ein paar Wochen des Abends immer bei ihm eingetroffen, hatte ihr Nachtquartier auf seinem Sofa genommen, und das alles

war nun schon zu selbstverständlicher Gewohnheit geworden. Ein paarmal war er des Abends früher aus seiner „Stillen Einkehr" heimgekehrt, von Neugier getrieben, ob sie auch da sei; ein paarmal war er ganz zu Hause geblieben.

Dann hatte er behäbig auf seinem Sofa gesessen und sein Abendbrot verzehrt. Vor ihm auf dem Tisch lag das Brot, das Papier mit der Butter und das andre mit der Wurst. War alles ordnungsgemäß aufgebaut, so griff der ehemalige Kandidat in seine Hosentasche, zog das alte erprobte Messer hervor, das nachher an dem Papier wieder säuberlich gereinigt wurde, und begann sich seine Mahlzeit zurechtzuschneiden. So saß er da, behaglich kauend, während die Kleine irgendwo in einem Winkel stand. Von Zeit zu Zeit aber wurde sie herangerufen; dann warf er ihr einen oder den andern Bissen zu, den sie aufzufangen hatte. Das gab ein artiges Spiel, und wenn sie sich geschickt anstellte, wurde sie belobt.

War die Mahlzeit beendet und beide Papiere ihres Inhalts beraubt, so griff Herr Holzapfel zu seiner Pfeife, einem Andenken an bessere, studentische Tage, und begann mächtige Wolken um sich zu verbreiten. Wortlos saß er da und rauchte, und wortlos stand die Kleine in ihrem Winkel, nur von Zeit zu Zeit mit dem Husten kämpfend. Derart verbrachten sie, ohne das Schweigen irgendwie zu brechen, die gemeinsamen Abende.

Es kam aber auch vor — freilich geschah es nur ausnahmsweise — daß der ehemalige Kandidat, nachdem er einige besonders energische Züge aus seiner Pfeife getan, zu reden anhob. Dies aber waren Gespräche, die er mit sich selbst, nicht mit der Kleinen, führte.

„Ehrgeiz —? Schön. Warum soll der Mensch nicht ehrgeizig sein? Aber ich sage dir's, mein teurer Vater, und ob du dir zehnmal die Ohren mit Erde verstopft hast: es ist nicht schön, für andre ehrgeizig sein. Ich sage dir's: der Junge ist nicht faul gewesen. Mehr als die andern hat er gebüffelt und hat sich's ehrlich sauer werden lassen. Aber da heißt es: der Junge ist so begabt! Nein, Herr Küster, was Sie für einen begabten Jungen haben! Der Junge muß Pfarrer werden! Nun ja, ich gratuliere, Herr Küster. Prost, Herr Küster! Und der Satan soll die Küster und die Pfarrer holen —!"

Er starrte vor sich hin und fuhr dann fort: „Arme Mutter! Auch du bekamst dein Teil daran. Da saß sie nun die Nächte auf, damit ich bei meiner Arbeit bliebe! Und war ihr anzusehen, wie müde sie war. Und half doch alles nichts."

Eines Abends, als er wieder seine Mahlzeit hielt, der Kleinen auch ab und zu einen Brocken zuwarf, fiel es ihm auf, wie gierig sie danach schnappte. Er verwies es ihr und hatte trotzdem seinen Verweis alsbald zu wiederholen. Darauf setzte er sich in Positur und sagte: „Hierher, dicht an mich heran kommst du!" Und als sie ihm gehorcht hatte: „Auf der Stelle bekennst du, und ich rate dir, daß du die Wahrheit sagst. Heraus mit der Sprache: Hast du Hunger?"

Ohne den Kopf zu erheben, sagte sie mit ihrer dünnen Stimme: „Ja."

„Also Hunger hast du. Und gestehst das ganz fröhlich ein. Und schämst dich gar nicht. Wart, ich will dir zeigen, wie man den Hunger vertreibt. Ich will dich lehren.“

„Nicht schlagen —!“

„Ich will dich lehren, den Hunger vertreiben! Da, marsch in die Ecke!“

„Nicht schlagen —!“

„Und ich rate dir gut, daß du mir nicht aus der Ecke gehst, bis ich wieder da bin.“

Als er zurückkam, stand sie noch immer, mit dem Gesicht nach der Wand. Er pfiff leise, verließ das Zimmer nochmals und brachte ein paar Teller von seiner Wirtin. Darauf baute er alles auf, was er geholt hatte: den gekochten Schinken, ein Stück Blutwurst, eine saure Gurke, dazu Brot und Butter, betrachtete sein Werk voll Befriedigung, packte sie von hinten am Arm und zog sie mit sich an den Tisch.

„Das ißt du, und zwar sofort, und alles,“ befahl er.

Sie warf ihm einen Blick der Angst und des Mißtrauens zu; da er aber seine Anordnung wiederholte, gehorchte sie ihm, immer der Strafe gewärtig, die folgen würde. Er aber hatte seine Pfeife angezündet, sah ihr wohlwollend zu und blies mächtige Rauchwolken in die Luft.

Auch vor die Faulheit setzten die Götter den Schweiß; wenigstens behauptete das der ehemalige Kandidat der Gottesgelahrtheit, nunmehrige Angestellte des Privat-Detektivbureaus „Luna“, Herr Holzapfel.

Zwar hatte es sich Herr Holzapfel nach den mancherlei Erfahrungen seines Lebens zur Regel gemacht, in denkbar viel Zeit möglichst wenig Arbeit zu verrichten, doch half ihm das nicht über die eine Mühsal hinweg, die sich mit jedem Morgen erneute, die des Aufstehens. Es waren bittre Augenblicke, die sich, je nach den Umständen, zu einer Stunde und mehr ausdehnen konnten, in denen er sich besagten Entschluß abzuringen hatte. Philosophische Betrachtungen füllten diese Augenblicke aus und verdichteten sich zu abgerissenen Worten, die dem ehemaligen Kandidaten irgendwie im Gedächtnis haften geblieben waren, und die er dann mechanisch, fallenden Tropfen vergleichbar, während der weiteren Mühewaltung des Anziehens wiederholte. So hieß es den einen Morgen: „Lenore fuhr ums Morgenrot“, den andren: „Misericordias domini“, den dritten: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?“

An diesem Morgen aber verstummte er. Er traute zunächst seinen Augen nicht: die Kleine saß auf dem Stuhl neben seinem Bett. Ganz deutlich vermochte er zu unterscheiden, obwohl der Schlaf und der Grog des vergangenen Abends noch schwer auf seinen Lidern lagen, daß sie an seinem Rock einen Knopf annähte. „Laß den Unsinn!“ befahl er. Aber obwohl sie ihm sonst aufs Wort gehorchte, fuhr sie diesmal in ihrer Beschäftigung fort, just als handelte sie aus einem angeborenen Instinkte. Das verwunderte den Kandidaten nicht wenig, also daß er sich auf seinem Ellbogen aufrichtete und zu längerer Rede anhob, von der die Kleine kein Wort verstand, durch die sie sich auch nicht weiter stören ließ.

Dieser Knopf wurde der Anfang einer ausgedehnten, dankenswerten Tätigkeit. Vielleicht hatte das Mädchen die Empfindung, daß sie sich ihr Nachtquartier verdienen müsse, vielleicht war ihr so etwas wie Ordnungstrieb angeboren; jedenfalls nahm sie sich von nun an — und es tat not — seiner Garderobe an. Sehr bald durfte sich der Kandidat überzeugen, daß sie neben dem guten Willen auf diesem Gebiet Kenntnisse besaß, die ihresgleichen suchten. Sie verstand es, einen alten Rock mit irgend einer Flüssigkeit so zu behandeln, daß er auf Stunden hinaus jedweden falschen Glanz verlor. Hatte Herr Holzapfel bisher von Zeit zu Zeit seinen Gummikragen und die Gummimanschetten eigenhändig in der Waschschüssel gereinigt, so behandelte sie diese Erzeugnisse menschlicher Kultur mit einer Mischung von Milch und Kreide, die ihnen ein geradezu erstaunlich blütenweißes Ansehen gab.

Man lebte sich ein. Nach und nach hatte die Kleine die paar Fähnchen und das bißchen Wäsche, die sie ihr eigen nannte, herzugetragen, woraus klar hervorging, daß sie noch einen andren Unterschlupf besessen hatte, oder daß sie sich von Zeit zu Zeit heimwagte. In der Stube des Kandidaten, gleich neben dem kaffeebraunen Sofa, stand ein für die Bedürfnisse des Inhabers viel zu großer Kleiderschrank; dessen rechtmäßige Mitbesitzerin war sie geworden. Die eine Ecke gehörte fortan ihr. So ärmlich war es aber um die Garderobe der beiden bestellt, daß in der Mitte immer noch die weite Leere klaffte.

Sogar an ihr Hüsteln hatte er sich gewöhnt und fand, daß es sich auch dabei einschlafen ließ. Wie ein Müller seine Ruhe nicht fände, lullte ihn nicht das Schüttern des Werkes in den Schlummer ein.

Er hatte sie eines Abends, als sie eben im Begriff stand, in sein Zimmer zu schlüpfen, vor seinem Hause angetroffen, und stumm, wie meist, waren sie ein paar Schritte miteinander am Spreeufer entlang gegangen. Gewohnheitsmäßig blieb er stehen, griff in die Tasche seines Winterpaletots, zog die allzeit bereiten Steinchen hervor und begann auf die Enten zu zielen. Sie erhob ängstlich beide Arme: „Nicht werfen —!"

Herr Holzapfel sah sie erstaunt vom Kopf bis zu den Füßen an und fand vorerst kein Wort.

„Nicht werfen —!"

„Was?" sagte der Kandidat, „mir Vorschriften machen? Na warte!" Und er warf, bis er traf und eine der Enten mit dumpfem Klageruf aufflog.

Die Kleine stand regungslos mit noch immer emporgehobenen Armen dabei, und ihre Augen waren weit geöffnet. Er aber wandte ihr den Rücken und schritt seiner Kneipe zu.

Sei es nun Zufallsfügung gewesen, oder sei doch etwas wie Scham über sein Benehmen in ihm erwacht, Tatsache ist, daß Herr Holzapfel sich am folgenden Morgen ausgesuchter Leutseligkeit gegen seinen Gast befliß.

Er wies auf sein Kaffeebrett, auf dem der übliche Rollmops neben der Umsturzmaschine stand und sagte, mit dem Zeigefinger bedächtig auf den Teller weisend: „Sehr zu empfehlen gegen Heiserkeit." Und mit galanter Handbewegung lud er sie zur Teilnahme an seinem Morgenimbiß ein.

„Rasch von seiner Lagerstatt, die ihn sanft gewieget hat“, — mit diesem Merkwort ließ sich der Kandidat noch einmal in die Kissen sinken. Das war um neun Uhr morgens, an einem glorreichen Vorfrühlingssonntag. Als es zehn schlug, ließ er den beiden ersten Versen des alten Studentenliedes den dritten folgen: „Rafft der Bursche sich empor“ — und Herr Holzapfel wandelte unter den Aufrechten.

Man nahm das Frühstück wie gewöhnlich ein, nur schweigsamer noch. Der Kandidat hatte nachzudenken, und das aufs angestrengteste. Sehr viel sorgfältiger als sonst wurde sodann Toilette gemacht, und so geschah es, daß Herr Holzapfel wie ein vollendeter Gentleman aussah, als er sein Haus verließ, die Straße betrat und sich in den ihm eigentümlichen Trab setzte. Ein angenehmer Duft von Benzin flog ihm voraus.

Es war nicht Geringes, dem er entgegenging. In Sachen Pupp kontra Pupp sollte heut eine erste Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Pupp war der Name jenes angesehenen und zahlungsfähigen Brauereibesitzers, der sich in seiner Herzensangelegenheit vertrauensvoll an das rühmlich bekannte Privat-Detektivbureau „Luna“ gewandt hatte und nun seit einem Vierteljahr Spesen zahlte. Jenes grausame „kontra“ aber richtete sich gegen niemand andres als eben Frau Pupp, die, von ihrem Manne getrennt, eine bescheidene Wohnung an der Grenze Schönebergs inne hatte, ein beschauliches und sittsames Dasein führte und dennoch in dem drohenden Ehescheidungsprozeß als schuldiger Teil befunden werden mußte.

Seit langem hatte Herr Holzapfel die brave Frau Pupp — sie war eine rundliche Vierzigerin — mit seinen Netzen umstellt. Er war des Abends vor ihrem Hause auf und ab patrouilliert und hatte sich überzeugt, daß immer nur der eine stattliche Schatten auf dem weißen Fensterrouleau erschien, dieser Schatten aber jeden Abend pünktlich um zehn Uhr von allgemeiner Finsternis verschlungen wurde. Er war ihr Dienstags und Freitags auf den Markt gefolgt, hatte ihre Unterredung mit dem Mädchen belauscht und von ihrem Wochenmenü Kenntnis genommen. Er war der zuvorkommende Herr gewesen, der ihr in der elektrischen Bahn Platz gemacht und das entfallene Taschentuch aufgehoben hatte. Ja, es wäre nicht schwer gewesen, Herrn Holzapfel in dem Billetthändler wiederzuerkennen, der Frau Pupp an jenem Abend, als sie ratlos vor der ausverkauften Kasse des Zirkus stand, ein Billett zum Kassenpreis eingehändigt hatte.

Eines Tages hatte die meist stumme Klingel an der Wohnungstür der Frau Pupp angeschlagen, und ein Herr Ritter hatte sich in dringenden persönlichen Angelegenheiten melden lassen. Herr Ritter war ein untersetzter Mann Ende der Dreißig, mit bartlosem, breitem Gesicht, kleinen Augen und blondem, in der Mitte gescheiteltem Haar. Er trug einen schwarzen Rock mit roter Krawatte und drehte etwas Handschuhähnliches in der Faust. Herr Ritter wurde vorgelassen und erzählte geläufig, daß er seit einiger Zeit in dem Kontor des Herrn Pupp arbeite, daß er da Dinge mit angesehen und vernommen habe, die sein Herz gegen die unglückliche Frau, vor der er nun stehe, mit Mitgefühl erfüllt hätten.

Frau Pupp war eine gesetzte Frau. Kam sie von einem Ausgang heim und legte sie die Kapotte ab, so geschah das nie, ohne daß die Bänder aufs sorgfältigste hineingefaltet wurden; band sie sich die Schürze um, sich dem preiswert erstandenen Gemüse zuzuwenden, so fuhr sie glättend mit einer Handbewegung darüber, die keinerlei Zweifel, weder an ihrer Ordnungsliebe noch an ihrer richtigen Selbsteinschätzung hätte aufkommen lassen. Herr Pupp mußte in der Tat ein moralisch arg verwahrlostes Wesen sein, um an so viel hausfräulicher Tugend nicht in Treue und Liebe festzuhalten.

Herr Holzapfel seinerseits erkannte das alles klar genug und machte sich kein Hehl daraus, daß seine Rolle in diesem bürgerlichen Melodrama keine leichte war. Er wußte aber auch, daß es in dem Innern jedes Menschen eine gemeinhin verschlossene Kammer gibt, in der die Wünsche schlafen, hatte es in Erfahrung gebracht, daß in Frau Pupps Herzen über dieser Kammertür in großen Buchstaben das eine Wort „Zirkus" stand. Der Zirkus war für Frau Pupp das Lockende, das Romantische, das Ideale.

Im obligaten schwarzen Rock hatte sich Herr Holzapfel an jenem Vorfrühlingssonntage auf den Weg gemacht; eine halbe Stunde später zog Herr Ritter die Klingel an Frau Pupps Wohnungstür. Er wurde eingelassen, in die gute Stube gebeten und auf einen sauber gebürsteten Fauteuil placiert. Doch schien er es eiliger als sonst zu haben. Nur im Vorübergehen sei er heraufgesprungen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ein Bekannter warte vor der Haustür. Oder vielmehr, er dürfe wohl sagen, ein Freund, auf den er stolz sei, der noch vor kurzem die Welt mit seinem Ruhm erfüllt habe, niemand anders als Signor Matteo Antonelli, derselbe Antonelli, über dessen Brust allabendlich im Olympiatheater zu Mailand ein mit Personen vollbesetztes Automobil gefahren sei, während er gleichzeitig eine eiserne Stange zerbissen habe. Antonelli, von Geburt ein Deutscher, der nun nach der Reichshauptstadt gekommen sei, mit den Agenten eine Tournee durch sein Vaterland zu vereinbaren.

Herr Ritter hatte diese Worte sehr gleichmütig gesprochen. Es ergab sich bald genug, daß es unpassend wäre, Herrn Antonelli länger warten zu lassen, daß es aber nicht unschicklich scheine, ihn auf ein paar Minuten heraufzubitten. Wirklich ging Herr Ritter, um alsbald mit Signor Antonelli zurückzukehren, einem herkulisch gebauten Manne mit zarten Manieren, wohl fähig, auf ein verwaistes Frauenherz einigen Eindruck zu machen. Besaß man Physiognomiegedächtnis, so durfte man in diesem Signor Antonelli allerdings jenen ehemaligen Gutsbesitzer, nunmehrigen Rieselfeld-Unterinspektor wiedererkennen, der dem Kandidaten in der „Stillen Einkehr" so schnöde jede Grogspende ausgeschlagen hatte. Seine körperlichen Vorzüge, seine ausgedehnten Kenntnisse des Zirkus- und Variététreibens hatten ihn geeignet erscheinen lassen, die schwierige Rolle des Cicisbeo in Sachen Pupp kontra Pupp zu übernehmen.

Sehr befriedigt von dem an diesem Sonntagvormittag Erreichten, war Herr Holzapfel heimgegangen. Irgendwie, das stand fest, mußte der Tag feierlich begangen werden. Wie aber? Durch die Straßen schreitend, die Anschlagsäulen musternd, die verschiedenartigen Möglichkeiten erwägend, erschien

es ihm alsbald angemessen, bei sich zu Hause mit der Kleinen ein feierliches Trinkgelage abzuhalten.

Der Abend war hereingedunkelt, die Lampe stand brennend auf dem Tische, das kaffeebraune Sofa lud zu behaglichem Rasthalten ein. Wie gewöhnlich war das gemeinsame Abendbrot schweigend verzehrt worden. Nun machte sich Herr Holzapfel recht umständlich daran, den Grog zu bereiten, und zwar nach seinem Rezepte: „Wasser ist das Beste“, wobei es ausgemacht erschien, daß man mit ebensolchem Besten sparsam umzugehen habe.

Dem Kennerblick des ehemaligen Kandidaten entging es nicht, daß die Kleine des Trinkens nicht ungewohnt war. Vermochte sie auch nicht mit ihm Schritt zu halten — er war der Mann, der sich in einer kleinen russischen Garnison bis zum General hinaufgetrunken hätte —, so tat sie ihm doch wacker genug Bescheid. Bald aber, bald zum mindesten nach seinen Zeitbegriffen, traten die Folgen des starken Getränks bei ihr zutage. Eine längere Rede, die er über die Segnungen der geistlichen — so drückte er sich aus — Getränke hielt, trieb ihr die Tränen in die Augen. Vielleicht hatte sie in ihrem armen, kurzen Dasein Erfahrungen gemacht, die dazu Anlaß gaben.

Herr Holzapfel ließ sich dadurch nicht beirren. Er kannte das Mittel, das man dagegen anzuwenden hatte, und schenkte ihr von neuem ein. Wirklich schlug ihre Stimmung um, sie verfiel in laute Lustigkeit. Das währte wieder eine Weile.

Dann stand die Kleine auf, löste ihre Haare, faßte mit beiden Händen die Zipfel ihres Rockes und begann in der Stube auf und ab zu tanzen. Dazu sang sie einen Gassenhauer.

Hätte man Herrn Holzapfel von alldem, als etwas Fremdem, erzählt, er hätte es sicherlich sehr belustigend gefunden. Der Anblick selbst trieb ihm das Blut in die Stirn. Eine Weile fuhr er unruhig auf seinem Sitz hin und her, dann sprang er auf und befahl: „Leg dich schlafen!“ — und löschte die Lampe.

Tags darauf wartete der Kandidat vergeblich auf seinen kleinen, stillen Gast. Eine nahe Kirchuhr hatte bereits die zehnte Stunde geschlagen: sie war nicht gekommen.

Mißmutig erhob sich Herr Holzapfel aus seiner Sofaecke, in der er bislang dumpf brütend und wartend gesessen hatte, stülpte den Hut auf und trat hinaus ins Freie.

Er tat ein paar Schritte und wußte selbst nicht, worauf er eigentlich aus war. Unwillkürlich verfiel er in den ihm eigenen Trab. An Hegels Standbild aber machte er, über sich selbst erstaunt, Halt, und nun wurde es ihm plötzlich klar: er mußte sie suchen.

Er trabte weiter und sagte sich dabei, daß es unsinnig sei, was er da tue. Wie kam er dazu, sie zu suchen, und wo sollte er sie finden? Aber wie sehr er sich das selber klarmachte, die eigenen Worte strichen wie ein leerer Luftzug an seinem Ohr vorüber, und irgend etwas zwang ihn, sich selber nicht zu glauben.

Er stürmte vorwärts. Nicht einmal dazu hatte er Zeit, nach der Uhr zu sehen; doch mochte eine Stunde zum mindesten verstrichen sein. Die Hauptstraßen des Nordens hatte er durchquert: vergeblich. Nun blieb er unvermittelt stehen, wandte sich und kehrte den eben abgeschrittenen Weg zurück.

Ein kräftiger Nachtregen wusch die Dämme, er spürte es kaum. Es war, als gehöre er nicht sich selber, als stehe er im Dienste irgendeiner namenlosen, gebieterischen Notwendigkeit. Er fühlte seine Ermüdung und fühlte sie nicht. An den „Linden" wieder angelangt, nahm er nunmehr die Richtung auf das Brandenburger Tor zu. Er kam an den Tiergarten und sank auf der ersten Bank, von Frost und Ermattung erschöpft, in sich zusammen.

Er war nicht imstande, klar zu überlegen. Wie ein Bann blieb es über ihm. Es währte auch nur ein paar Augenblicke, dann war er wieder auf den Füßen und schlug nun, von irgendeinem Instinkt getrieben, eine bestimmte Richtung durch das Dunkel ein.

Bald darauf stand er vor einer andern Bank und sah die Kleine vor sich, die zusammengekauert und durchnäßt da hockte. Ihm war zumute, als hätte er das Allerwichtigste seines Lebenswerkes zu allgemeiner Zufriedenheit hinter sich gebracht. Mit festem Griff packte er die Überraschte und Wehrlose am Arm, damit sie ihm nicht wieder entschlüpfe. „Was treibst du hier? Warum bist du nicht nach Haus gekommen!"

Sie ließ sich willenlos fortführen, aber Rede stand sie ihm nicht.

„Antwort will ich!" schrie er heiser. „Auf der Stelle sagst du's, warum du nicht nach Haus gekommen bist, oder, weiß Gott, ich schlag dich tot."

„Ich schämte mich."

„Vor wem?"

Sie hob den Finger und zeigte auf ihn.

Da machte der ehemalige Kandidat Holzapfel eine Bewegung, ähnlich der eines Ertrinkenden, der noch einmal den Kopf über das Wasser zu heben versucht und dann versinkt, und sagte: „Vor mir hat sich niemand zu schämen! Niemand. Ich — bin selber ein verkommener Mensch."

Daß derartiges sich nicht wiederholen dürfe, stand fest, und es gab ein denkbar einfaches Mittel dagegen. Er hatte in Erfahrung zu bringen, wer sie sei und was sie tagsüber treibe. War das einmal geschehen, so hielt er seinen Vogel am Faden.

Sie auszufragen, hatte er längst aufgegeben; auch hatte das in seinen Augen etwas Dilettantisches. Er war der Mann, den Weg ins Ziel hineinzugehen. So stand er denn eines Sonntagsmorgens nicht ohne Selbstüberwindung, doch mit Siegeszuversicht vor ihr auf und faßte in der Kneipe, die seinem Haus schräg gegenüberlag, Posto. Er setzte sich nahe der Glastür, durch die er die Straße übersehen konnte, bestellte einen Magenbitter, trank ihn und fühlte sich in seinem Entschluß bestärkt. Das zweite Glas, das dem ersten folgte, erhöhte seine Lebensfreudigkeit und Tatkraft nicht unbeträchtlich; beim dritten vergegenwärtigte sich ihm der erste Glaubensartikel seiner Welt-

anschauung: ‚Ausruhn nährt, Arbeit zehrt‘; und beim vierten Glase kam er zum Entschluß: er stand auf, zahlte und — ging heim.

Vor seiner Zimmertür noch einmal betrachtsam Halt machend, nahm er ein eigentümliches Geräusch wahr. Er spähte durchs Schlüsselloch und erschaute die Kleine, wie sie prustend vor der Waschschüssel stand und eine energische Reinigung an sich vollzog. Das freute ihn, denn er meinte, daß sie bisher nur seine Anwesenheit daran gehindert haben möge. Zugleich aber sah er, daß ihr Rücken mit nun zwar geheilten, doch immer noch blutunterlaufenen Striemen bedeckt war. Er blieb geduldig vor der Tür stehen und harrte, bis sie mit ihrer Morgentoilette zustande gekommen war.

Nachher aber, als er in seinem Zimmer allein war, öffnete er eine sorglich verschlossene Schublade seiner Kommode und zog eine Pappschachtel hervor, auf die mit zierlicher Rundschrift die Worte gemalt waren: „The perfect gentlemans clothing treasury“, und die mit Goldgeld gefüllt war.

Auch die Seele des ehemaligen Kandidaten hatte ihre Kraft, zu hoffen und zu wünschen, nicht ganz verloren. Romantischen Anwandlungen war auch er zugänglich geblieben. Saß er einsam bei seinem Glase, oder drückte er die Stirn mißmutig an die Fensterscheiben, so geschah es wohl, daß ein Bild vor seinen Augen Leben gewann. Er sah sich selbst in glänzender Gesellschaft. Herren und Damen um ihn herum, mit denen er sich lächelnd unterhielt, deren Blicke bewundernd an ihm hingen. Die Wirtin nahte, und er küßte ihr galant die Fingerspitzen.

Eins fehlte ihm, das wußte er wohl, zur Verwirklichung solches Zukunftstraumes. Er bedurfte eines vollendet angepaßten Frackanzuges. Nannte er den einmal sein eigen, so mochte sich alles Weitere von selbst ergeben.

Seit Jahren stand der Besitz eines solchen Fracks, von einem ersten Schneider gefertigt, im Mittelpunkt all seiner Wünsche. Wohl kamen Stunden, in denen er sich selber sagte, daß er vielleicht nie Gelegenheit finden würde, ihn zu tragen. Aber das verschlug ihm nur wenig. Er hatte ihn alsdann in seinem Schrank, konnte ihn betrachten, so oft es ihm beliebte, und wußte sich gerüstet für die Stunde des Glücks.

Mit einer Energie, die seinem sonstigen Gehaben nicht ganz entsprach, hatte Herr Holzapfel an der Verwirklichung dieses Wunsches gearbeitet. Mancher ungetrunkene Grog, aber auch manches abgedarbte Mittagbrot hatte in der unscheinbaren Pappschachtel goldene Gestalt gewonnen. Nun stand er, wog sie in der Hand und öffnete sie zögernd. Er bedachte es noch einmal, dann entnahm er ihr ein Zwanzigmarkstück. Er wollte dem Mädchen einmal eine Freude machen.

Als die Kleine am andern Morgen erwachte, fand sie auf ihrem Stuhle neben dem Sofa ein neues Kleid in schottischen Farben auf rotem Grunde. Eine Weile betrachtete sie es scheu und furchtsam, dann schlüpfte sie aus ihren Decken, ging in angemessenem Kreise darum herum, trat näher und betastete es mit ihren mageren, kalten Fingern. Wieder war sie ratlos, schien sich dann aber zu fassen, wagte sich an sein Bett, rührte mit der einen Hand seine Schulter und wies mit der andern auf den befremdenden Gegenstand.

Er erwachte aus tiefstem Schlaf und brummte vor sich hin: „Damit du nicht immer in den alten Lumpen einherziehst!“ Sprach's, drehte sich auf die andre Seite und war wieder eingeschlafen.

Das Kleid wurde bei nächster Gelegenheit auf seine Anordnung hin anprobiert, erwies sich aber, trotzdem er es mit Angabe ihres Alters eingekauft hatte, als viel zu groß. Sie hatte eben kaum die Figur einer dürftigen Dreizehnjährigen. Er wollte es umtauschen, sie aber bat in ihrer verschüchterten Art so beweglich darum, daß es aufgehoben bleibe, bis es ihr passe, daß er schließlich einwilligte, oder es auch aus dem Sinne verlor. Sie trug ihre alten Lumpen weiter. Fand sie sich aber einmal allein im Zimmer, oder wähnte sie sich unbeachtet, so schlich sie an den Schrank, um mit den mageren Kinderfingern bewundernd über das rote Kleid zu streichen. Sie schien zu denen zu gehören, die ungenutzter Besitz am meisten freut.

Tatsache war, daß die Kleine schon seit einer Woche oder mehr in Herrn Holzapfels Bette lag und er seine Ruhestätte auf ihrem Sofa aufgeschlagen hatte. Nur waren es keinerlei lyrische Anwandlungen, die diesen Umschwung in dem Haushalt der beiden herbeigeführt hatten, sondern allein der Umstand, daß die Kleine krank und kränker geworden war. Ein Frühlingsausflug, den er mit ihr in den Grunewald unternommen hatte, schien ihr übel bekommen zu sein. Sie war nicht mehr imstande, das Bett zu verlassen.

Herr Holzapfel benahm sich rücksichtsvoll genug. Er befolgte nicht den Rat seiner Wirtin, die es ihm aus praktischen Gründen nahelegte, die Kranke auf die Straße zu setzen. Nicht genug, daß er sie duldete, er ließ täglich einen Liter „Vollmilch“ aus dem nahen Grünkramkeller holen, denn das war das einzige, was seine Patientin zu sich zu nehmen vermochte. Es kam auch vor, daß er in freien Stunden neben ihrem Bette saß und ihr Trostreden zu halten versuchte.

Man wird füglich nicht erwarten, daß jemand, der zweimal das theologische Examen nicht bestanden hat, sich des weiteren mit religiösen Skrupeln plage. Derartige Ansprüche hatte der liebe Gott ein für allemal bei dem ehemaligen Kandidaten verwirkt; auch hätten sich daraus Folgerungen ergeben, die ihm seinen nunmehrigen bürgerlichen Beruf unnütz erschwert hätten. Nein, dies Kapitel war für Herrn Holzapfel persönlich ein für allemal geschlossen. Nichtsdestoweniger schlugen seine Gedanken, suchten sie nach Trostgründen für die Kleine, die alten gewohnten Bahnen ein.

Vielleicht trug das Gesetz der Trägheit daran schuld, vielleicht war es das Aufleben irgendeiner verlorenen Kindheitserinnerung. Es fiel ihm schlechterdings nichts andres ein.

„Siehst du,“ sagte der Kandidat, indem er den Blick auf sie richtete, die eben nach heftigerem Anfall erschöpft in die Kissen zurückgesunken war, „wer keinen Vater auf Erden hat, der wendet sich an den im Himmel. Wir beide mögen ja nicht gute Erfahrungen mit unsern Vätern gemacht haben . . .

Meiner hat sich ein bißchen zuviel um mich gekümmert, der deine um dich vielleicht etwas zu wenig.“

Es entging dem Kandidaten nicht, daß bei Erwähnung des Vaters ein krampfhaftes Zucken in ihre ausgestreckten Arme gekommen war, aber das beirrte ihn nicht. Er spann seine Gedanken weiter und fuhr fort: „Es läßt sich viel gegen die Väter sagen. Ich habe aber mal etwas miterlebt, was wieder für die Väter spricht. Es war bei einem Neubau. Kinder hatten vor dem Zaun gespielt, ein Stein hatte sich gelöst und war einem kleinen Mädchen auf den Kopf gefallen. Sie lag in ihrem Blut und war übel zugerichtet, und wir standen im engen Kreise um sie herum, und keiner wußte, was er anfangen sollte. Da kam ein Mann und suchte den Kreis zu durchbrechen, und eine Frauenstimme schrie hinter ihm drein: ‚Laßt ihn nicht durch, den Lumpen, den betrunkenen, der sich an Frau und Kindern vergreift.‘ Aber irgendeine andre Stimme sagte: ‚Es ist der Vater.‘ Da wichen wir zurück, und es war Platz für ihn, und er kam zu dem Kinde und nahm es auf und trug es fort. Er schwankte nicht schlecht mit seiner Last, in seinem Rausch oder seinem Kummer, aber er trug doch sein Kind auf seinen Armen.“

In das Atmen der Kleinen war ein röchelnder Ton gekommen, und der Kandidat hatte sich über sie gebeugt. Dann rieb er sich die Hände und setzte seine Betrachtungen fort: „Man trottet so dahin, und solange es geht, geht es. Man denkt: sind auch die Sohlen durch, das Oberleder hält noch, und wo die Pferde gefüttert werden, fallen für die Spatzen ein paar Körner ab. Aber eines Tages geht es nicht weiter, und der Karren bleibt stecken. Und ob man nun den Teufel nach dem gefragt hat, der einem das Leben gegeben, — kommt es zum letzten, ruft doch jeder wie ein Kind nach seinem Vater. — Auch du hast deinen Vater im Himmel. Versuch es einmal, Hanna. Sprich dein Vaterunser.“

„Ich will nicht beten!“ stieß die Kleine beinahe wild heraus.

Der Kandidat blickte verwundert auf ihre Hände, die sich geballt hatten. Es war das erstemal, daß ihm etwas von ihrem Wesen entgegengetreten war.

Es war aber auch das letzte Aufflackern gewesen. Fortan glich sie einem Lämpchen, das bei trockenem Docht rasch niederbrennt. Soweit er es einrichten konnte, saß er neben ihrem Bette.

Daß er dabei nicht rauchen durfte, ging ihn hart an. Seine brave Pfeife stand in der Ecke wie ein vernachlässigtes Kind und sah ihn vorwurfsvoll und lockend zugleich an. Sei es nun, daß die Kranke seinem Blick gefolgt war und ihn um den gewohnten Genuß nicht bringen wollte, sei es, daß der reine Unverstand aus ihr sprach, nach mancherlei Versuchen, sich verständlich zu machen, brachte sie das Wort „Rauchen“ hervor und, da er den Kopf schüttelte, noch einmal: „Rauchen!“

„Na, wenn es dir nur guttut,“ meinte er, stand auf und setzte seine Pfeife in Brand. Es schien ihr aber nicht gut zu tun. Ein heftiger Anfall folgte. So hielt er denn fortan, um sie zufrieden zu stellen und selbst eine

Vorspiegelung des versagten Genusses zu haben, die kalte Pfeife zwischen den Zähnen.

Es war noch ganz zuletzt, daß sie Bewegungen und Fingerzeige machte, die er anfangs nicht zu deuten wußte. Er stand aber auf und tat ein paar Schritte, der Richtung folgend, in die sie wies. So fand er sich angesichts des Kleiderschrankes, der ihnen gemeinsam war, und nun begriff er. Er nahm das schöne rote Kleid in schottischer Musterung, das er ihr geschenkt und das sie nie getragen, heraus und legte es ihr auf die Bettdecke. Danach griff sie mit schon erstarrenden Fingern.

Er hatte ihr die Augen zugedrückt und neben ihrem Bett gesessen, gedankenlos vor sich hin brütend, wie es seine Art war, die kalte Pfeife noch immer zwischen den Zähnen. Seine Wirtin trat ein und legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter. „Es wird sich schon Ersatz finden, Herr Kandidat."

In der Küche erzählte sie nachher einer Nachbarin, mit wie bösem Blick er sie bei ihren doch wirklich gut gemeinten Worten angesehen habe, so daß sie sich beinahe vor ihm gefürchtet hätte. Gesagt aber hatte er nichts als: „Man wird das Seine dazu tun, Frau Strebitz."

War die Kleine bei Lebzeiten herzlich anspruchslos gewesen, so wurde sie sehr anspruchsvoll im Tode. Es stellte sich heraus, daß Frau Strebitz mit ihrer Warnung, die Sterbende bei sich zu behalten, nicht unrecht gehabt hatte. Man wurde es gewahr, daß man in einem wohlgeordneten Staatswesen lebte.

Die Behauptung des Herrn Holzapfel, von der Verstorbenen, die monatelang bei ihm genächtigt hatte, nichts zu wissen, als daß sie Hanna geheißen und fünfzehn Jahre alt gewesen sei, schien abgeschmackt bis zur Lächerlichkeit. Sehr zutreffend bemerkte der Mann im Polizeibureau, daß sich Herr Holzapfel mit solchen Vorspiegelungen nur verdächtig mache. Das Unausbleibliche trat ein. Die Staatsanwaltschaft ordnete die gerichtsärztliche Untersuchung der Leiche an. So geschah es, daß der tote Leib der Kleinen in das Schauhaus und unter das Messer kam.

Rekognosziert wurde sie nicht. Es ward aber festgestellt, daß sie noch unberührt gewesen und an Lungentuberkulose gestorben sei. Die Staatsanwaltschaft durfte unter diesen Umständen von einer weiteren Verfolgung des Falles absehen und die Leiche zur Bestattung freigeben.

Die Beerdigung fand eines Morgens in der Frühe draußen auf dem Armenkirchhof statt. Herr Holzapfel hatte sich dazu ein Paar schwarze Handschuhe und eine schwarze Krawatte angeschafft und sich genötigt gesehen, zu unwahrscheinlich früher Stunde sein Bett zu verlassen. Als der einzige Leidtragende an Ort und Stelle eintraf, regnete es in Strömen in die blumenlose Grube und auf den engen Sarg, der bereits neben der Grube stand.

Niemand war zugegen als die Totengräber, deren würdigster ein Gebet sprach. Zeit wurde nicht unnütz verschwendet. Die Schaufeln taten rüstig ihre Arbeit. Es regnete, und die Wolken hingen tief, und der ehemalige

Kandidat wunderte sich, daß es sich der Himmel gar so angelegen sein lasse, der Kleinen auch noch das Begräbnis zu verderben.

Bereits an das Kirchhofstor gelangt, machte Herr Holzapfel noch einmal kehrt, sich die Stelle, wo sie eingescharrt worden, deutlich einzuprägen. Das aber war leichter gewollt als ausgeführt. Die Armen und Namenlosen wohnen auch im Tode eng beieinander.

Herr Holzapfel begab sich an diesem Abend, die alte Gewohnheit aufnehmend, nach langer Zeit zum erstenmal in das Honoratiorenstübchen der „Stillen Einkehr“. Aber er wurde nicht mehr mit Hallo bewillkommnet. Er war uninteressant geworden. Der hinkende Wirt fragte ihn sehr obenhin, als kenne er ihn nicht, was er zu trinken wünsche.

Der Kandidat selbst aber schien das nicht zu gewahren, trat an den Tisch und schüttelte jedem der Wackeren die Hand. Unversehens gab er dem Schiff, das von der Decke herab neben der Petroleumlampe hing, einen gelinden Stoß, daß es sich wiegte und zu schwanken begann, stürzte ein Glas Grog hinunter und verankerte sich gemächlich auf den Hinterbeinen seines Stuhles.

„Meine Herren,“ begann er, „haben Sie sich je der Liebe einer Schwindsüchtigen erfreut? Wenn nicht, empfehle ich Ihnen das nachzuholen.“ Er hatte mit diesen Worten sogleich das Ohr der würdigen Versammlung und begann von seinem Zusammenleben mit der Kleinen, Wahres und Erfundenes absichtlich und unabsichtlich vermengend, zu erzählen. An geeigneter Stelle machte er eine Kunstpause. Man war gespannt, man rief ihm zu. Herr Holzapfel aber fuhr nicht fort, sondern wiederholte bleiern seine Frage, und diesmal klangen die Worte sinnlos, verstört. Alle sahen ihn an. Ein Zucken ging über seine breiten, schlaffen Züge, er sank in sich zusammen. Der Kandidat Holzapfel lag mit dem Kopf auf dem Tisch und schluchzte.

So viel Macht aber besaß er doch noch über sich, daß er es nach einer Weile fertig brachte, aufzustehen und mit fest zusammengebissenen Zähnen aus dem Zimmer zu wanken. Mechanisch griff er nach Hut und Schirm. Trotzdem ihm sein Bewußtsein selber geschwunden schien, unterschied er deutlich drei Stimmen, die laut wurden, ehe er die Tür hinter sich zugezogen hatte. Und diese drei Stimmen begleiteten ihn, als er nun durch die nächtlichen Straßen trabte.

„Das ist der Anfang,“ hatte die eine gesagt.

Die zweite fragte: „Wovon?“

„Vom Delirium,“ antwortete die dritte.

Nichts war von der Kleinen zurückgeblieben. In dem Zimmer, in dem sie gemeinsam gehaust hatten, und das Herr Holzapfel nun wieder allein bewohnte, erinnerte nichts mehr an sie.

Tags nach ihrem Begräbnis und jenem unliebsamen Zwischenfall in der Kneipe trat der ehemalige Kandidat einen ungewohnten Gang an. Er kehrte in die Kgl. Bibliothek ein und betrat den Lesesaal. Mit stumpfen Augen um sich blickend, forschte er an den Wänden. Er dachte daran, daß er vor

Jahren täglich in diesem Raum geweilt hatte, damals, als er sich so fruchtlos auf das theologische Examen vorbereitet hatte. So stand er da und brütete vor sich hin. Der aufsichtführende Beamte aber ließ kein Auge von ihm, denn er erkannte in ihm sofort — wenn auch zu Unrecht — den Büchermarder.

Herrn Holzapfel focht die Überwachung, die ihm zuteil wurde, nicht weiter an. Er streifte an den Regalen entlang, bis er gefunden hatte, was er suchte. Nun stand er da, hielt das Konversationslexikon geöffnet und las: „Die sprachlichen wie sonstigen Äußerungen der Kranken finden so in deren wirklicher Lage keine genügende Motivierung oder stehen zu letzterer in augenfälligem Gegensatz, ohne daß ihnen dies zum Bewußtsein käme.“ Er hatte „Delirium“ aufgeschlagen, und diese Worte trafen ihn wie ein Faustthieb mitten vor die Stirn.

Andre Symptome standen noch aus. Der kleine Artikel aber schloß mit den Worten: „Das einzige Mittel gegen Rückfälle ist die völlige Unterlassung des Mißbrauchs der alkoholischen Getränke, zu der freilich die energielosen Kranken nur selten zu bewegen sind; die meisten fallen früher oder später in ihr altes Laster zurück.“ Nachdem Herr Holzapfel diese Worte zweimal gelesen hatte, sagte er bedächtig: „Ich nicht.“

Am Abend desselben Tages saß er allein in seinem Zimmer auf dem Sofa, auf dem die Kleine so lange genächtigt hatte. Vor dem Besuch der „Stillen Einkehr“ hielt ihn berechtigte Scham zurück. Da er füglich sonst nichts zu tun wußte, vergegenwärtigte er sich seinen Vorsatz, sich fortan aller alkoholischen Getränke zu enthalten, und war mit sich zufrieden. Merkwürdig blieb, daß man sich einsam fühlte, trotzdem die Kleine, war sie auch zugegen gewesen, kaum je ein Wort gesprochen hatte.

Wie er so dasaß, gewahrte er plötzlich, daß ein großes Glas lieblich dampfenden Grogs vor ihm stand. Er hatte sich das gewohnte Getränk bereitet, ohne auch nur gewahr zu werden, daß er es tat. Zunächst erschreckte ihn der Anblick, dann aber lächelte er überlegen und sprach zu seiner Seele, daß nur ein Dilettant hingehen würde, das gute Getränk auszugießen. Nicht so er. Er werde es nicht verkommen lassen. Er werde sich selber psychologisch behandeln und nach und nach das Maß herabzusetzen suchen.

Es war an einem Herbstabend. Stumpf brütend, doch von einer ihm sonst fremden Unruhe gequält, hatte der ehemalige Kandidat in seinem Zimmer gesessen. Es hatte neun, es hatte zehn geschlagen. Irgend etwas war in ihm, was sein sonst träges Blut in Aufregung brachte und sich nicht niederkämpfen ließ. Er stand auf, machte ein paar greifende Bewegungen mit den Armen, suchte nach seinem Hut und trat hinaus ins Freie. Er wußte schlechterdings selbst nicht, was er bezweckte. Er hatte nur die Empfindung, daß die Notwendigkeit, irgend etwas zu tun, bestehe, und daß er ihr gehorchen müsse.

Er ging die Bauhofgasse entlang, schritt an dem Hegeldenkmal vorüber und verfiel in den ihm eigenen Trab. Er bog in die Friedrichstraße ein, brach sich mit rücksichtslosen Ellbogenstößen Bahn und eilte, als habe

er keinen Augenblick zu versäumen. Was um ihn vorging, wurde er kaum gewahr.

Er durchquerte die Straßen des Nordens. Unweit der „Stillen Einkehr“ stieß er auf den Gutsbesitzer, der ihn am Ärmel festhielt, um ihm wichtige Mitteilungen in Sachen „Pupp kontra Pupp“ zu machen. Er riß sich los, gab vor, der Fährte eines Einbrechers zu folgen, und eilte weiter. Ein kühler Regen hatte sich aufgemacht, er achtete es nicht. Immer weiter ging es, dem Norden zu. Plötzlich aber machte er Halt, griff sich an die Stirn und kehrte auf eben dem Wege, den er gekommen war, zurück. An die Linden gelangt, wandte er sich dem Brandenburger Tore zu.

Er wußte nicht, was er beabsichtigte. Aber die Empfindung war in ihm, daß es nun das Allerwichtigste seines Lebenswerkes zu leisten gelte und daß er das zu Ende führen müsse. Dabei fror ihn, während ihm gleichzeitig der Schweiß auf der Stirn stand. Die Strecke bis zum Brandenburger Tor legte er in Laufschritt zurück. Dann aber, in den nachtdunklen Tiergarten gelangt, ließ er sich erschöpft auf der ersten Bank nieder.

Nach einer Weile stand er auf und schlug in ganz bestimmter, von zwingendem Instinkt gebotener Richtung seinen Weg durch das Dunkel ein. Unfern zeichneten sich die Umrisse einer Bank. Als er ihr nahte, pochte sein Herz quälend und schmerzend bis zum Zerspringen. Behutsam wie ein Jäger pürschte er sich heran. Es regnete noch immer. Die Bank war leer.

Herr Holzapfel fühlte sich in dieser Zeit nicht sonderlich bei Kräften. Immer war ihm flau um Magen und Herz.

In solcher Stimmung besinnt sich der Mensch auf seine Ideale. Er fand es angebracht, sich selbst etwas zugute zu tun, öffnete die Schublade seiner Kommode, entnahm ihr die gewichtige Pappschachtel mit der bedeutungsvollen Inschrift, wog sie lange in seiner Hand und machte sich alsdann auf den Weg, den Kleiderkünstler aufzusuchen, dem er die Anfertigung seines Fracks anvertrauen wollte. Die Stunde der Erfüllung hatte geschlagen!

Der Schneider wohnte Unter den Linden, und weit hatte er es bis dahin nicht. Immerhin war ihm keineswegs so froh zumute, wie er es sich vorgestellt hatte; ja, er ging auffallend langsam, und das durchaus nicht aus bewußtem Sybaritentum. Das Haus war erreicht. Herr Holzapfel stieg die mit weichem, rotem Teppich belegte Treppe hinan. Bei einer Wendung aber sah er sich plötzlich einem dürftig gekleideten Proleten gegenüber. Der Mann trug einen verdächtig glänzenden Rock mit rotem Schlips, einen ungebürsteten Hut und zeigte ein bartloses, gedunsenes Gesicht. Herr Holzapfel blieb stehen und betrachtete den Fremden eingehend. Dann kehrte er um.

Es war sein eigenes Bild gewesen, das ihm der große Kristallspiegel auf dem Treppenabsatz entgegengehalten hatte. Er hatte gesehen und begriffen. Er war in harter Lektion daran erinnert worden, daß Ideale niemals zu verwirklichen sind.

Noch vor kurzem hätte sich Herr Holzapfel nach solcher, immerhin nicht alltäglichen Erfahrung in die nächste Schenke zu einiger Restaurierung gesetzt.

Auch dazu war ihm die rechte Herzensfreudigkeit, das heiter Unbewußte selbstverständlichen Tuns geschwunden. Er irrte planlos durch die Straßen, und als er müde war, begab er sich an eine Haltestelle der elektrischen Bahn, musterte die Aufschriften der Teilstrecken und Endpunkte und sprang dann kurz entschlossen, oder auch ohne bewußten Entschluß, auf einen Wagen, der ihn dem Armenkirchhof zuführte. Man durfte sich einmal überzeugen, wie es um das Grab der Kleinen bestellt war.

An Ort und Stelle angelangt, brachte er es doch nicht über sich, den Kirchhof zu betreten. Er schlenderte an dem Gitter entlang, ging an der „Kranzspende" mit einem Achselzucken vorüber und sah längere Zeit nicht ohne Spannung einem Arbeiter auf dem nahen Steinmetzhofe zu, der an einem Kreuze meißelte. Er trat näher und schritt betrachtsam durch die langen Reihen der zusammengerückten, ihrer Bestimmung noch harrenden Grabdenkmäler.

„Der Herr ist Kunstliebhaber?" hörte er sich plötzlich angeredet, und da er sich umwandte, sah er einen kleinen beweglichen Mann hinter sich stehen. Herr Holzapfel musterte ihn nachlässig von Kopf zu Fuß und sagte dann ruhig: „Ich wünsche einen Grabstein zu bestellen."

Nicht ohne Verwunderung, aber mit lebhafter innerer Befriedigung hatte er diese Worte über seine eigenen Lippen kommen hören. Der bewegliche kleine Mann wurde beweglicher: „Kreuze, geborstene Säulen, Denksteine, Engel mit und ohne Schale, Pyramiden, Obelisken —."

„Nichts von alledem," sagte Herr Holzapfel, mit ruhiger Würde ablehnend, und man einigte sich auf einen einfachen Denkstein, mit keiner andern Inschrift darauf als einem Vornamen.

Der kleine Mann fand sich in seinen Empfindungen unverstanden, aber was dem Künstler in ihm versagt blieb, gewann der Geschäftsmann. „Anzahlung gefällig?" fragte er.

„Selbstverständlich." Es war nicht umsonst, daß Herr Holzapfel das Frackgeld in Goldwährung bei sich führte.

Der Grabstein war zu völliger Zufriedenheit ausgefallen, und seit der Zeit benutzte Herr Holzapfel häufiger die betreffende Linie der Straßenbahn. Neben dem Grabe mit dem von ihm gestifteten Stein fühlte er sich wie ein kleiner Rentner, der sein Besitztum in Augenschein nimmt. Der Eigentumsbegriff ging ihm hier zum ersten Male mit seinen Freuden auf. Je öfter er das Grab besuchte, desto nachdenklicher wurde er.

Von diesem Grabe kommend, hatte sich Herr Holzapfel eines Tages auf den Wagen der elektrischen Bahn gesetzt und wie ein vielbeschäftigter Mann alle Anzeichen innerer Unruhe kundgegeben. Inmitten der Stadt war er schließlich abgesprungen und in den ihm eignen Trab verfallen. Er hatte den schwarzen Rock an, und sein roter Schlips leuchtete ihm voran.

Ziemlich außer Atem war er bei Frau Pupps Haus angelangt. Er stürmte die Treppe hinan und zog an der Glocke. Frau Pupp öffnete ihm selbst, schien über seinen Besuch hocherfreut und führte ihn in die gute Stube. „Nein, haben Sie sich aber lange nicht sehen lassen, Herr Ritter," sagte sie

und wies mit einladender Handbewegung auf das werktäglich mit einem Überzug versehene Sofa.

„Erstens bin ich nicht Herr Ritter, und zweitens werde ich mich nicht setzen,“ sagte der ehemalige Kandidat. „Hier nicht mehr. Mein Name ist Holzapfel, und ich bin Angestellter des Privat-Detektivbureaus ‚Luna‘. Herr Antonelli ist auch nicht Herr Antonelli, sondern der ehemalige Gutsbesitzer, nunmehrige Rieselfeld-Unterinspektor Müller. Nicht das kleinste Automobil ist je über seine Brust gefahren. Nie hat er eine Eisenstange zerbissen. Ihr verehrter Gatte hat sich an unsre rühmlichst bekannte Firma gewandt, um eines Scheidungsgrundes gegen Sie habhaft zu werden. So verhält sich die Sache. Sie wissen nunmehr Bescheid, handeln Sie gefälligst ganz nach Belieben.“ Sprach's, wandte sich und ließ die gänzlich Fassungslose stumm dahinten.

Einmal im Trabe, aber setzte Herr Holzapfel seinen Weg fort. Er begab sich ins Bureau der „Luna“ und trat — der ausdrücklichen Aufforderung an der Tür zuwider — ohne zu klopfen, ein. Er fand den Hauptmann der Länge nach auf der Chaiselongue liegend.

„Ach, Sie sind es nur,“ sagte der Hauptmann und gähnte.

„Ich habe Ihnen noch, verehrter Herr Hauptmann,“ begann Herr Holzapfel mit ruhig und getragen klingender Stimme, „in Sachen Pupp kontra Pupp Bericht zu erstatten. Ich komme soeben von Frau Pupp. Ich habe ihr gesagt, daß ich mich unter falschem Namen bei ihr eingeschlichen habe, machte sie darauf aufmerksam, daß Herr Müller eben nur Herr Müller ist, gab ihr zu verstehen, daß wir im Auftrage ihres Mannes gehandelt hätten, und warnte sie vor der Firma ‚Luna‘.“

Der Hauptmann war halb aufgesprungen, hatte die Hand gegen die Stirn gepreßt und schnappte nach Luft.

„Ich spüre keine rechte Neigung mehr zu derartigen Aufträgen,“ fuhr Herr Holzapfel, sich die Hände reibend, fort. „Man wird älter und tut sich nach einem seßhafteren Lebensberufe um.“

Der Hauptmann hatte das Wort gefunden. „Raus!“ brüllte er mit heiserer Stimme. „Der Bursche hat das Delirium! Wahnsinnig sind Sie!“

Herr Holzapfel zuckte schwerfällig die Achseln, verließ das Bureau der „Luna“ und zog die Tür fest hinter sich ins Schloß.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Zwei Angelegenheiten stehen noch immer in dem Mittelpunkt der politischen Erörterungen und Betrachtungen: die marokkanische und die mazedonische. Wenn auch die Predigt des heiligen Krieges, die nun schon mehr als drei Monate währt, die Bevölkerung Marokkos keineswegs in die stürmische und unwiderstehliche Bewegung versetzt hat, welche die Schwarzseherei von ihr fürchtete, ganz ohne Wirkung ist sie nicht geblieben. Dazu ist der Fanatismus und der Fremdenhaß der Mauren zu groß und die Hoffnung auf Beute und Plünderung zu verlockend. Im Gebiet von Casablanca ist die Ruhe noch immer nicht hergestellt. In der letzten Februarwoche war es der Stamm der Medarka, der den Franzosen zu schaffen machte, von den Heerhaufen, die Muley Hafid in Marrakesch rüstet, stoßen die Vortruppen zu den aufständischen Stämmen und sollen sie in einigen Gefechten mit Geschützen unterstützt haben. Die aufgeregte Phantasie der Pariser Journalisten wußte sogar, daß ein Deutscher die Kanonen gerichtet habe. Der General d'Amade ist in den verschiedenen Treffen noch immer siegreich und im Vordringen geblieben, hat alle Angriffe abgeschlagen und den Feinden schwere Verluste zugefügt, aber auch seine Truppen haben gelitten, und eine Verstärkung von viertausend Mann wird in Algier und Tunis in Bereitschaft gehalten. Am 29. Februar war der General Lianteу, der den Stamm der Beni Snassen im nordöstlichen Grenzbezirk neulich so derb gezüchtigt und Frieden und Ordnung im Weichbild von Udjida gesichert hatte, zu längeren Verhandlungen mit den Ministern in Paris eingetroffen. Denn nicht nur im Norden der algerischen Grenze gärt es; auch im Süden sind die Stämme in Bewegung und bereiten, angeblich mit fünfzehnhundert Bewaffneten, einen Einfall in das algerische Gebiet vor. Dem Abgesandten des Sultans Abdul Asis in Paris, El Mokri, ist es gelungen, von der marokkanischen Staatsbank einen Vorschuß von zweiundeinerhalben Million Franken zu erhalten, einstimmig ist er ihm am 15. Februar von dem Verwaltungsrat der Bank gemäß der Akte von Algesiras zur Bezahlung des Soldes für die Garnisonen und Polizeitruppen in den Hafenstädten bewilligt worden, mit Rücksicht auf die Sicherheit und die Interessen der Europäer, deren Leben und Eigentum leicht in Gefahr geraten könnte bei einer Empörung der unbezahlten Soldaten. Auch das deutsche Kapital in der Bank ist mit einer Summe von hundertfünfzigtausend Franken an dem Vorschuß beteiligt. Der unermüdliche Vorkämpfer für den Abzug der Franzosen aus Marokko, Jaurès, benutzte die günstige Gelegenheit, um eine neue Marokko-Interpellation in der Deputiertenkammer am 24. Februar herbeizuführen. Die Antwort der Regierung — die Minister Clemenceau und Pichon nahmen das Wort — betonte noch einmal die feste Absicht, sich auf dem Boden der Konferenzakte zu halten und jeden Eingriff in die inneren Angelegenheiten Marokkos abzulehnen. Die übertriebenen Behauptungen über die Verluste der Franzosen wies Pichon zurück. Seit dem Beginn der nunmehr, vom August des vorigen Jahres

her, sieben Monate dauernden Expedition hätten die Truppen in neunzehn Gefechten 57 Tote und 211 Verwundete gehabt, von den Toten seien drei Viertel algerische Eingeborene. So schmerzlich die Verluste auch seien, so sei doch für die französischen Familien kein Grund zu einem panischen Schrecken vorhanden, der Pessimismus, der verbreitet würde, fände in den Ereignissen keine Berechtigung. Inzwischen setzt Muley Hafid sein Doppelspiel fort. In Briefen, die er in den Moscheen vorlesen läßt, rühmt er sich des Blutbades, das er unter den Ungläubigen angerichtet habe, und an die Vertreter der europäischen Mächte in Tanger richtet er Schreiben mit der Bitte, die Heimsuchung des marokkanischen Volkes durch die Franzosen zu beseitigen. Die Ausrufung des heiligen Krieges sei für ihn nur ein politisches Mittel gewesen, um die Erregung des Volkes zu beschwichtigen. In Fez erwarten die Anhänger der beiden feindlichen Brüder noch immer vergeblich ihre Ankunft: weder Abdul Asis noch Muley Hafid machen ernstlich Anstalten zu einem Zuge nach der Hauptstadt. Gemeldet wird, daß Abdul Asis sich wieder in den Besitz von Safi setzen wolle, des einzigen Hafens am Atlantischen Ozean, über den Muley Hafid verfügt, und von dem er Waffen und Munition empfängt. In der allgemeinen Unruhe sind auch die Spanier aus ihrer Zurückhaltung getreten: sie haben im Gelände von Melilla Mar Chica besetzt, das die Truppen Abdul Asis geräumt hatten, und aus Algesiras und Sevilla eine Jägerbrigade zur Verstärkung der Besatzungen nach Ceuta und Melilla hinübergeschickt. Diese überseeischen Verwicklungen bieten stets und überall dasselbe Schauspiel: der Verstand rät den Europäern ab, sich daran die Finger zu verbrennen, aber die Gewinnsucht, die Sorge, das in den Handelsunternehmungen steckende Kapital zu verlieren, und der politische Ehrgeiz, der einer andern Nation die Beute nicht gönnt, locken immer von neuem dazu. Wie könnten sich die Franzosen gegen diesen Zauber wehren, die seit einem Menschenalter von dem Wahn besessen sind, das römische Reich in Nordafrika von Tunis bis zum Ozean in alter Größe und Herrlichkeit zu erneuern!

Die Mitteilungen des Freiherrn von Aehrenthal in der ungarischen und der österreichischen Delegation, daß die Regierungen von Österreich-Ungarn und der Türkei übereingekommen wären, eine Verbindung zwischen den bosnischen und den türkischen Bahnen durch das Sandschak Novibazar herzustellen, hat den Stein der orientalischen Frage, nachdem er so lange geruht hatte, wieder ins Rollen gebracht. Die Aufnahme, die das österreichisch-ungarische Bahnprojekt bei den russischen Zeitungen fand, war eine so ungünstige und ablehnende, daß die Vermutung auftauchte, auch die russische Regierung sei davon überrascht und peinlich berührt worden. Es schien, als habe der eine Verbündete auf Kosten des andern seine Stellung in Mazedonien benutzt, von der Pforte wirtschaftliche Vorteile zu erlangen, und der Verdacht war nicht abzuweisen, daß der Sultan und seine Ratgeber die längst ersehnte Gelegenheit eifrigst ergriffen hätten, um zwischen den Verbündeten Mißtrauen zu säen und die Einigkeit der Großmächte, in der die Türkei ihre schlimmste Gefahr sieht, zu verwirren. Der Gedanke, Österreich-Ungarn über Sarajevo, Mitrovitza und Saloniki mit dem Ägäischen Meer zu verbinden und dadurch nicht nur dem österreichisch-ungarischen, sondern auch dem deutschen Handel neue Wege und Absatzgebiete zu eröffnen und zugleich dem griechischen Elemente auf der Balkanhalbinsel gegenüber dem Slawentum eine Stütze zu geben, ist so bedeutsam und weitausschauend, daß er die Phantasie auf das lebhafteste bewegen und die öffentliche Meinung aufregen mußte. Das Vorgehen Österreich-Ungarns ist rechtlich unantastbar: der Paragraph 25 des Berliner Vertrags vom Juli 1878 hat ihm das Aufsichtsrecht über die Straßen- und Bahnbauten im Sandschak Novibazar bewilligt, und seine Erklärung, daß es mit dem Anschluß seiner Bahnen an die türkischen einzig wirtschaftliche Ziele und mit in erster Reihe die Beruhigung und Hebung des Wohlstandes der mazedonischen Bevölkerung verfolge, wird durch seine bisherige Haltung auf der Balkanhalbinsel bestätigt. In einer Zirkularnote, welche die russische Regierung an ihre Vertreter im Auslande gerichtet hat, wird denn auch die Loyalität

Österreich-Ungarns anerkannt. Um aber jeden Argwohn und Neid der Balkanstaaten nach Möglichkeit zu beseitigen, hat Österreich-Ungarn seine Zustimmung zu einem Plan gegeben, der die untere Donau mit dem Adriatischen Meere durch eine Eisenbahn verbinden soll. Serben und Montenegriner traten dafür ein. Die Bahn soll von der Donau durch das Timoktal nach Nisch gehen, bei Merdar in das türkische Gebiet eintreten, die Städte Prischtina und Prizrend, altserbisches Land, berühren und bei Medua die Adria erreichen, von dort ist die weitere Verbindung nach Dulcigno oder Antivari in Montenegro beabsichtigt. Die serbische Regierung hat sich mit der Bitte an die Großmächte gewandt, den Plan bei der Pforte zu befürworten, und Rußland und Italien haben ihre Zustimmung ausgesprochen. Die Ausführung des Baues soll eine französisch-türkische Gesellschaft übernehmen, doch sei auch eine finanzielle Unterstützung von seiten Englands zu erwarten. Wenn diese Projekte — das österreichisch-ungarische und das serbische — zu Wirklichkeiten geworden sind, werden sie den bisher noch so weltfremden, noch kaum von der Kultur berührten Charakter der Balkanhalbinsel von Grund aus ändern. Sie wird dann nicht nur durch Luxus-Expreßzüge, sondern durch Warenzüge mit Europa verbunden und ein bedeutsamer wirtschaftlicher Aufschwung die Folge sein. Die Milderung der Sitten der jetzt noch halb barbarischen Bevölkerung kann dann nicht mehr auf die Dauer ausbleiben und die Balkanhalbinsel sich aus einem bisher nur geographischen zu einem innerlich wesenhaften Bestandteil Europas entwickeln. Endlich hat die Pforte dem Drängen der Großmächte nachgegeben und am 12. März das Mandat des Generalinspektors, der beiden Zivilagenten, der Finanzkommission, des Generals di Georgis — der an demselben Tage auf seinem Urlaub in Rom plötzlich gestorben ist — und der fremden Gendarmerieoffiziere bis zum 12. Juli 1914 verlängert. Eine entscheidende Wendung in der mazedonischen Angelegenheit ist zur selben Zeit durch den Vorschlag Englands an die Großmächte eingetreten, für Mazedonien auf eine bestimmte Reihe von Jahren einen Generalgouverneur mit ausgedehnten Vollmachten, einen Christen oder Mohammedaner, aber türkischen Untertan, unabsetzbar, unter der Sanktion der Großmächte, zu ernennen. Ehe der Vorschlag an die Pforte gelangt, werden die Großmächte über ihn zu befinden haben. Überraschend kommt der Plan nicht: die Wünsche des englischen Liberalismus und der englischen Hochkirche gehen bekanntlich viel weiter, aber daß er überhaupt in offizieller Form vor das Forum Europas gebracht wird, gibt ihm eine historische Bedeutung. Die orientalische Frage tritt damit wieder aktiv in den Kreis der allgemeinen politischen Interessen ein.

Zwei Prozesse, welche die Teilnahme in besonderem Grade in Anspruch genommen hatten, der gegen den ehemaligen italienischen Unterrichtsminister Nunzio Nasi und der gegen den General Stössel, sind in diesen Tagen zu Ende gegangen. Nasis Prozeß wurde in Rom vor dem Senate als Staatsgerichtshof verhandelt: in der Hoffnung seiner Freisprechung hatten seine Freunde diese Verschiebung des Verfahrens von den ordentlichen Gerichten zum Senate durchgesetzt. Am 24. Februar verurteilte nun der Senat Nasi, gegen die Erwartung seiner Anhänger, wegen der Veruntreuung öffentlicher Gelder, unter der Zubilligung mildernder Umstände, zu elf Monaten und zwanzig Tagen Gefängnishaft, zur Unfähigkeit der Bekleidung öffentlicher Ämter während vier Jahren, zu einer Geldstrafe von 290 Lire und zur Tragung der Kosten des Prozesses; sein Gehilfe im Ministerium Lombardo wurde aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Diese Verurteilung rief eine gewaltige Bewegung in Sizilien hervor. Alle Sizilianer nahmen für ihren Landsmann Partei, er sei das unschuldige Opfer seiner politischen Gegner. Hoch Nunzio Nasi! Nieder mit Giolitti! scholl es durch die Straßen Palermos. In Trapani, das Nasi zum Abgeordneten gewählt hatte, Catania und Messina kam es zu stürmischen Aufzügen und Tumulten. Und auch im übrigen Italien sind die Meinungen geteilt. Viele sehen in Nasi den politischen Sündenbock, der für die in der Verwaltung herrschenden unsauberen Zustände, für seine eigenen und die Verschleuderungen

seiner Vorgänger büßen muß. Schon hat sich denn auch eine Anzahl Deputierter zusammengefunden, die eine Bittschrift an den König, ihn zu begnadigen, richten will.

Wie in Rom die italienische Zivilverwaltung, stand in dem Prozeß gegen die Verteidiger von Port Arthur in Petersburg die russische Heeresverwaltung vor Gericht. Neben dem General Stössel, der den Oberbefehl in der belagerten Festung führte, waren die Generale Fock, Reiß und Smirnow, die unter ihm dienten, angeklagt. Über dem Prozeß schwebte wie über dem gegen die Admirale, welche die Schlacht bei Tsuschima verloren hatten, wie einst über dem des Marschalls Bazaine wegen der Übergabe von Metz, der Schatten der Niederlage. Stössel wurde am 20. Februar wegen vorzeitiger Übergabe Port Arthurs zum Tode verurteilt, General Fock erhielt einen Verweis, die Generale Reiß und Smirnow wurden freigesprochen. Die Richter aber waren so wenig von der objektiven Gerechtigkeit ihres Spruches überzeugt, daß sie den Verurteilten der Gnade des Zaren zu zehnjähriger Festungshaft empfahlen, in Anbetracht seiner persönlichen Tapferkeit und der heldenmütigen Verteidigung der Garnison unter seiner Leitung. Eine mit Tausenden von Unterschriften bedeckte Adresse, von hochgestellten Frauen und Friedensfreunden ausgehend, ist Stössel überreicht worden, die ihm Trost und Bewunderung in seinem Martyrium ausspricht und ihn preist, daß er das Leben von zehntausend Menschen nicht nutzlos und grausam der falschen militärischen Ehre geopfert habe. Denn daß die Festung nur noch wenige Tage, vielleicht eine Woche hätte gehalten werden können, mußten auch Stössels Gegner und der Staatsanwalt zugeben. Mit dem Tode des tapfern und bei den Soldaten beliebten Generals Kondratenko, den der General Fock den „eigentlichen Vorstand der Verteidigung" nannte, war das Schicksal Port Arthurs entschieden. Der Generalissimus der mandschurischen Armee Kuropatkin hatte Stössel von dem Oberbefehl in der Festung zurückgerufen und den General Smirnow damit beauftragen wollen. Auf die Bitten und den Schwur Stössels hin, daß Port Arthur sein Grab sein solle, hatte ihn Kuropatkin in seiner Stellung belassen. Die Folge dieser Nachgiebigkeit waren Haß und Eifersucht zwischen Stössel und Smirnow. Die Verhandlungen entwarfen ein trauriges Bild von der Unentschlossenheit, Uneinigkeit und dem Ungehorsam im russischen Heerlager, denen gegenüber sich die Energie und der unbedingte Gehorsam der Japaner um so glänzender abhoben.

Trotz mancher schweren Schatten scheinen sich die allgemeinen Zustände Rußlands langsam aufzuhellen. Die Duma setzt ihre Arbeiten in Ruhe und im Zusammenhang mit dem Ministerium fort. Eine größere Anzahl ihrer Mitglieder ist von dem Zaren empfangen worden, und eine Aussprache, die den Teilnehmern vielverheißend dünkte, zwischen dem Fürsten und den Volksvertretern hat über die Agrarfrage stattgefunden. Am 11. März hielt der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Iswolski zum ersten Male in der Duma eine große politische Rede über die Beziehungen zwischen Rußland und Japan und weihte gleichsam offiziell die Abgeordneten des Volkes in die Geheimnisse der russischen Weltpolitik ein. Ihren russischen Patriotismus beweist die Duma nicht nur in der Ablehnung der phantastischen Vorschläge der Kadetten, sondern auch in ihrem Vorgehen gegen Finnland. Das finnische Volk hatte die Wirren des Reiches benutzt, seine freiheitliche Verfassung auszubauen — im finnischen Parlament sitzen bekanntlich auch Frauen als gewählte Vertreter des Volkes — und seine in den Verträgen feierlich verbürgte Unabhängigkeit wiederzugewinnen. In ihrer Bedrängnis in den Jahren 1904 bis 1907 hatte die russische Regierung den Finnen alle Forderungen bewilligt, um vor den Thoren Petersburgs wenigstens Ruhe zu haben. Jetzt, wo sie wieder aufatmet, nimmt sie ihre alten Pläne zur Russifizierung Finnlands von neuem auf. Bei der Eröffnung des finnischen Landtages am 12. Februar erklärte der Präsident der Versammlung dem Generalgouverneur Gerhard, der übrigens schon am 7. Februar sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, weil ihm in dem General von Seyn ein Adlatus gesetzt wurde, der die frühere russische Politik der harten Hand repräsentierte, das Volk erwarte ungeduldig die Verwirklichung der Reformen. In Rußland

erhebe man falsche Anklagen gegen Finnland, die geeignet seien, dem Lande politisch und wirtschaftlich Schaden zuzufügen. Das Volk sei sich bewußt, daß die ererbte gesetzliche Ordnung zur Entwicklung des Landes unbedingt notwendig sei, und hoffe, sein Leben unter dem Schutze dieser Gesetze fortsetzen zu können. Auf russischer Seite wirft man den Finnländern vor, daß sie allen russischen Verschwörern Unterschlupf gewährten, und daß in dem Petersburg benachbarten Wiborg unter dem Schutz der finnischen Freiheit die anarchistischen Gewalttaten geplant würden. Dreiundsechzig Abgeordnete der Duma, die meist der Partei der Oktobristen angehören, haben eine Interpellation an den Ministerpräsidenten eingebracht, um die Maßregeln der Regierung gegen Finnland zu unterstützen. Sie fordern den Anschluß der finnischen Bahnen an die Reichsbahnen, der schon 1899 von dem Zaren befohlen, aber noch immer nicht erfolgt sei, und beschweren sich darüber, daß der finnische Generalgouverneur dem Zaren direkt Berichte unterbreite, statt sie zuerst dem russischen Ministerium vorzulegen. Der russische Plan geht zunächst dahin, die Provinz Wiborg von dem Großfürstentum zu trennen und mit dem russischen Reich zu vereinigen. Die Regierung kann sich dabei auf frühere Verhältnisse berufen. Die Provinz hat nach den siegreichen Kriegen Rußlands gegen Schweden 1721 und 1743 unmittelbar zum Reiche gehört, achtzig Jahre lang, und ist erst später, als Finnland von dem Zaren Alexander I. im Kampfe gegen Gustav IV. 1808 erobert wurde, mit diesem wieder zu einem Großfürstentum vereinigt worden. Die Provinz ist schon stark russifiziert, nicht nur durch die Beamten, sondern durch die Einwanderung von Petersburg her. Die Stadt Wiborg soll zu einer Festung ersten Ranges ausgebaut und ein Kriegshafen bei Björkö, wohin der Zar mit seiner Familie Ausflüge im Sommer auf seiner Jacht unternimmt, angelegt werden. Den durch Gerhards Rücktritt erledigten Posten eines Generalgouverneurs von Finnland hat der Generalleutnant Wladimir Alexandrowitsch Beckmann erhalten, der nach der Wiedererstarkung des russischen Nationalgefühls den Finnen wohl ihre Abhängigkeit von dem heiligen Rußland klarmachen wird.

Im Deutschen Reich ist der Freiherr Hermann von Stengel, der seit 1903 das Schatzamt verwaltete, aus seiner Stellung geschieden und am 19. Februar durch den Unterstaatssekretär im Reichspostamt, den Wirklichen Geheimrat Reinhold Sydow ersetzt worden. Ein neuer Mann für die schwere Aufgabe, die Reichsfinanzreform durchzuführen. Das Reich leidet an einem chronischen Defizit von mehr als zweihundert Millionen in seinen jährlichen ordentlichen Ausgaben, das durch Anleihen und Matrikularbeiträge gedeckt werden muß. Die neuen Steuern, die im Jahre 1906 beschlossen wurden, haben die nötigen und erwarteten Einnahmen nicht geliefert. Die Fahrkartensteuer hat sogar bei den Eisenbahnen eine Mindereinnahme verschuldet und die Erbschaftssteuer ist weit hinter dem erhofften Erträgnis zurückgeblieben. Neue Steuern sind unvermeidlich, um das Reich aus der Schuldenwirtschaft zu befreien, darüber sind alle einig, es handelt sich nur darum, woher und in welcher Weise sie zu beschaffen sind. Die Regierungen wünschen indirekte Steuern, sie planen ein Spiritusmonopol und eine schärfere Heranziehung des Tabaks, die Mehrheit des Reichstags fordert dagegen direkte Steuern: eine Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf Ehegatten und Kinder, eine Wehrsteuer von den nicht zum Militärdienst herangezogenen jungen Leuten, eine Vermögenssteuer. Diese grundsätzlichen Meinungen auszugleichen und zu einem gemeinsamen Beschluß zu bringen — wird es dem neuen Schatzsekretär gelingen? Reinhold Sydow ist am 14. Januar 1851 geboren und hat in einer raschen und glänzenden Laufbahn Arbeitskraft und Geschick bewiesen. Über seine finanziellen Fähigkeiten werden erst die Vorschläge, mit denen er vor den Reichstag treten wird, ein Urteil gestatten. Um ihm seine Aufgabe zu erleichtern und die Möglichkeit zu gewähren, seine Ansichten der preußischen Regierung gegenüber geltend zu machen, ist er zugleich zum preußischen Staatsminister ernannt worden. Der preußische Finanzminister von Rheinbaben war bisher der entschiedenste Gegner direkter Reichssteuern, er erklärte sie für den Anfang zum sozialistischen

Staat. Freilich hat er durch seinen verunglückten preußischen Etat für 1908, der ein so großes Defizit in der Eisenbahnverwaltung aufdeckte, viel von seiner früheren Autorität in beiden Parlamenten verloren. Mit den gewaltigen Überschüssen der Eisenbahnen in den früheren Jahren ist so unbedacht zu gunsten notwendiger und überflüssiger Bedürfnisse in Preußen gewirtschaftet worden, daß jetzt bei dem Eintritt eines wirtschaftlichen Niederganges die Mittel fehlen, den Betrieb der Eisenbahnen hinsichtlich ihrer Ausdehnung, Erneuerung und Ausgestaltung auf der Höhe zu erhalten, da seine zeitgemäße Ausbildung und Kräftigung zu lange versäumt wurde. Nun möchte das Abgeordnetenhaus aus den Überschüssen der Eisenbahnen allmählich einen Reservefonds für die Bedürfnisse der Eisenbahn bilden, der nicht angetastet werden dürfte, und der gegenwärtigen Notlage durch eine Anleihe aufhelfen, während der Finanzminister die Hilfe in einer Erhöhung der Einkommensteuer sucht.

Die Enteignung polnischer Güter in Posen und Westpreußen ist endlich Gesetz geworden. Nach einer eindringlichen zweitägigen Debatte ging der Gesetzvorschlag in der Fassung des Abgeordnetenhauses am 27. Februar mit 143 Stimmen gegen 111 Stimmen im Herrenhause durch: alle Fürsten und die Mehrzahl der Großgrundbesitzer, auch einige freisinnige Oberbürgermeister in dem hohen Hause bildeten die Minderheit. Das Abgeordnetenhaus nahm darauf am 3. März die Vorlage an. Die törichten Übertreibungen der polnischen und der ausländischen Presse, daß der gesamte Bauernstand des altpolnischen Landes um Posen und Gnesen von Haus und Hof vertrieben werden solle, widerlegen sich durch das Gesetz von selbst, das die Enteignung im ganzen auf 70 000 Hektaren beschränkt, und was die Grausamkeit der „Vertreibung" betrifft, so erhält der Eigentümer für sein Besitztum eine reichliche Entschädigung, während das republikanische Frankreich die geistlichen Kongregationen, Mönche und Nonnen, aus ihren Klöstern, Schulen, Häusern und Niederlassungen ohne jede Entschädigung verstieß. Die Notwendigkeit und die offen eingestandene Absicht der polnischen Wortführer in den Parlamenten, der Presse und den Vereinen, auf der Kanzel und im Beichtstuhl, Posen wieder von dem preußischen Staate loszureißen, zwingen die Deutschen dazu, aus der Ostmark ein nationales Bollwerk zu machen, das so lange unter dem Kriegsrecht stehen muß, bis die polnische Bevölkerung den Gedanken und die Hoffnung des Abfalls aufgegeben hat. Wenn die Polen mit einem gewissen Recht den Anspruch erheben, ihren Erinnerungen treu bleiben und der Stunde der Befreiung nicht ungerüstet entgegenharren zu dürfen, haben dann die Deutschen kein Recht als Eroberer und Kulturträger in einem Lande, das sie aus dem Elend und der Sklaverei zum Wohlstand gebracht haben, Maßregeln zu ihrer Selbsterhaltung zu treffen?

Ein Brief, den Kaiser Wilhelm II. an den ihm befreundeten Lord Tweedmouth im englischen Marineministerium gerichtet hatte, war durch Indiskretion zur Kenntnis der „Times" gekommen und von dieser in gehässiger Weise als ein Versuch dargestellt worden, die Meinung des englischen Ministeriums in Hinsicht auf die Schiffsbauten zu beeinflussen. Obgleich der Wortlaut des Briefes unbekannt blieb, hatte die bloße Nachricht seines Vorhandenseins einen Zeitungssturm hervorgerufen. Die offenen und loyalen Erklärungen des Lords Tweedmouth im Oberhause und des Staatssekretärs Asquith im Unterhause, daß es sich um einen Privatbrief des Kaisers in durchaus freundlicher Gesinnung gehandelt habe, der von Lord Tweedmouth in demselben Ton und Geist beantwortet worden sei, wurden von dem Parlament mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen und beruhigten die öffentliche Meinung eben so rasch wieder, wie sie sich durch die boshafte Anklage der „Times" hatte erregen lassen. Die Trübung des guten und friedlichen Einvernehmens, das sich zwischen den beiden Nationen befestigt, ist den Gegnern Deutschlands einmal wieder mißlungen.

Literarische Rundschau.

Vom Rückgang der deutschen Bühne.

Vom Rückgang der deutschen Bühne. Polemische Aufsätze über Berliner Theater-Aufführungen. Von Paul Goldmann. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1908.

In der deutschen poetischen Literatur behauptet seit beinahe zwanzig Jahren die dramatische trotz vieler Fehlschläge das Übergewicht, sowohl hinsichtlich der Bedeutung ihrer Schöpfungen wie des Interesses und der Teilnahme des Publikums; sie hat die vorangehende Periode unsrer großen Erzähler, Gottfried Kellers, Gustav Freytags, Theodor Storms, Konrad Ferdinand Meyers, Friedrich Spielhagens und Paul Heyses abgelöst. Niemand unter den modernen Erzählern kommt ihnen nahe und steht in der allgemeinen Wertschätzung den beliebten und gefeierten Theaterschriftstellern gleich, nicht einmal der Verfasser des „Jörn Uhl". Von dem zustimmenden wie von dem ablehnenden Urteil der Kritiker ist hier, wo es sich nicht um die literarische Bedeutung, sondern um den Einfluß auf die unmittelbare Gegenwart und die Massen handelt, abzusehen. An der Zunahme der Theater in allen größern deutschen Städten, an der Steigerung ihres Besuches, an dem umfangreichen Betrieb der dramatischen Literatur erweist sich diese Teilnahme des Publikums. Zu Tausenden werden die Buchausgaben der Stücke von Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann und Frank Wedekind verkauft. Wie wären solche buchhändlerischen Erfolge einer Bühnendichtung in den siebziger Jahren möglich gewesen! Und wie das Publikum sind auch die Dichter, und vor allem die Halbtalente, die sich für Genies halten, von dem Theater geblendet und bezaubert. Von jedem dritten Stücke, das aufgeführt wird, meinen die Kritiker: der Stoff würde sich trefflich zur Novelle eignen. Warum haben ihn die Verfasser trotzdem — zuweilen sicherlich gegen ihre eigene bessere Meinung — zu einem Drama zu gestalten versucht? Weil sie unter dem Banne des Theaters stehen, das dem Glücklichen Ruhm und Geld in einer Fülle wie nie zuvor verspricht. Von einem „Rückgang der deutschen Bühne" kann nur in künstlerischer, besonders in literarischer Hinsicht gesprochen werden. Der materielle Erfolg des Theaters, sein Einfluß auf die weitesten Kreise, bis in die tiefsten Schichten des Volkes ist unbestreitbar. Wann und wo hätte es früher regelmäßig Schüler- und Arbeitervorstellungen, wann Volksunterhaltungsabende, wo ein Schiller-Theater, wie jetzt in Berlin und Charlottenburg, gegeben? Erst seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sind die klassischen Dramen auf der Bühne zum Allgemeingut des Volkes geworden, bis dahin waren ihre Aufführungen ein Privileg der Hof- und der Stadttheater. Nein, in den Versuchen, die Pforten des Theaters allen zu öffnen, in dem Bestreben, ein immer kunstvolleres Zusammenspiel zu entwickeln und das Bühnenbild auf den Inhalt und den Ton des Dichtwerkes zu stimmen, steht die Gegenwart des deutschen Theaters nicht hinter seiner Vergangenheit zurück, sie übertrifft sie im Gegenteil. Der Rückgang wäre einzig in der dramatischen Dichtung und in der Schauspielkunst zu suchen. Und dies nachzuweisen ist die Absicht Paul Goldmanns.

Seine jetzt vorliegende Sammlung der polemischen Aufsätze über Berliner Theateraufführungen ist die dritte, die erste erschien 1903 unter dem Titel: „Die neue Richtung“ (Wien, Verlag von L. Rosner), die zweite 1905 unter dem Titel: „Aus dem dramatischen Irrgarten“ (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening). Ursprünglich sind es die Berichte, die Paul Goldmann von Berlin der „Neuen Freien Presse“ in Wien schrieb, unmittelbar nach den Theatervorstellungen, noch voll von dem eben empfangenen Eindruck, in der ersten Erregung: sie liegen uns nun hier gesammelt und mit Einleitungen, in denen der Verfasser seine Ansichten zusammenfaßt, bereichert vor. In der deutschen Theaterkritik hat in den letzten Jahren das persönliche Element mit seinen guten und schlimmen Seiten, dem stärkeren lyrischen Einschlage und der blinden und blöden Parteinahme, so sehr überhand genommen, daß ich als höchstes Verdienst Goldmanns hervorheben möchte, daß er zu den sachlichen Kritikern gehört und die Stücke, die er beurteilt, nicht zu verhöhnen oder zu verhimmeln, sondern zu analysieren versteht. Er ist in seinen Abhandlungen gleich frei von dem eitlen Wunsche, in seiner Kritik ein schöpferisches Kunstwerk zu liefern, das die Dichtung übertrifft, wie von der Sucht, durch allerlei Witzboldigkeiten und Hohnworte sich an dem Stück und noch mehr an dem Verfasser zu reiben. Durch die klare und übersichtliche Erzählung der Fabel des Stückes und die eingehende Schilderung der Charaktere sucht er sein Urteil zu begründen und über die subjektive Laune des Geschmacks zu erheben und gewährt damit zugleich dem Leser, der das Stück nicht kennt, die Möglichkeit, das Urteil des Kritikers und den Inhalt der Dichtung einander gegenüberzustellen. Diese ruhige, von Vorurteilen und Parteirücksichten unbeeinflußte Darstellung hat etwas Überzeugendes und zugleich Angenehmes: ein Mann spricht zu uns, der seine Meinung nicht in hitziger Leidenschaft, sondern mit Gründen entwickelt und verteidigt, dessen eingehende Kenntnisse über das Wesen und die Geschichte der dramatischen Kunst ihm die sichere Grundlage des Urteils geschaffen haben, der in der Feinheit seines Geschmackes und in seiner künstlerischen Empfindung in den meisten Fällen den Dichtern überlegen ist. Um uns für sich einzunehmen, braucht er weder der großen Worte noch der boshaften Witze, er ist niemals seines Sieges gewisser, als wenn er aus der Sicherheit seiner Bildung und seines Taktes die Frechheiten Frank Wedekinds und den Schwulst Hofmannsthals in kühler Sachlichkeit vorführt. In dem Buche „Vom Rückgang der deutschen Bühne“ hat er Rezensionen über Gerhart Hauptmann („Elga“, „Florian Geyer“, „Hanneles Himmelfahrt“, „Und Pippa tanzt“, „Die Jungfern vom Bischofsberg“), Frank Wedekind („Hidalla“, „Frühlings Erwachen“), Hugo von Hofmannsthal („Das gerettete Venedig“, „Ödipus und die Sphinx“), Richard Baer-Hofmann („Der Graf von Charolais“), Arthur Schnitzler („Der Ruf des Lebens“), Hermann Sudermann („Stein unter Steinen“, „Das Blumenboot“), Arno Holz und Oskar Jerschke („Traumulus“), Herbert Eulenberg („Ritter Blaubart“), Ernst von Wildenbruch („Die Rabensteinerin“), Josef Ruederer („Die Morgenröte“), Beaumarchais („Figaros Hochzeit“), Schalom Asch („Der Gott der Rache“), Oskar Wilde („Ein idealer Gatte“), Bernhard Shaw („Mensch und Übermensch“) und zwei Abhandlungen über Max Reinhardts Direktionsführung und das Moskauer künstlerische Theater vereinigt. Sein Urteil und das meinige, das die Leser der „Deutschen Rundschau“ aus den Artikeln über die Berliner Theater kennen, stimmen meist in allen wesentlichen Punkten überein; auseinander sind wir nur in der Beurteilung der Wildenbruchschen Dichtung „Die Rabensteinerin“ gegangen: der außerordentliche Erfolg des Stückes auf allen deutschen Bühnen hat mir wenigstens äußerlich Recht gegeben. Dies ist überhaupt ein Mangel in Goldmanns Urteil: er verschließt sich in seiner kritischen Selbstherrlichkeit zu sehr gegen die Stimmung des Publikums und bringt sich dadurch um die tiefere Wirkung auf die Masse. Das Publikum wird viel weniger, als er es vermeint, von einigen Kritikern und Theaterdirektoren am Narrenseil geführt. Wenn es nicht eine innere Wahlverwandtschaft mit Gerhart

Hauptmann und Wedekind, mit Reinhardts Theatereinrichtungen Shakespeareſcher und Schillerſcher Dramen empfände, die Kritiker allein trieben es nicht in die Kammerſpiele und in die dreihundertſte Aufführung der „Weber“. Wie könnte ſich eine Richtung ſiebzehn Jahre lang oben halten, wenn ſie nur eine Mode und ein Schlagwort wäre!

In dem Vergleich zwiſchen Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann, den Paul Goldmann nicht beſonders anſtellt, der ſich aber unwillkürlich aus ſeinen Urteilen für den Leſer entwickelt, hebt er mit Recht die feinere Technik Sudermanns hervor. Gegenüber Hauptmann, der immer in der Novelle und der Schilderung des Zuſtändlichen ſtecken bleibt und unfähig iſt, ein in ſich geſchloſſenes, ſich dramatiſch ſteigerndes Bühnenſtück zu ſchaffen, iſt Sudermann der verſtändnisvolle und geſchickte Handwerker. Selbſt ſeine beiden letzten mißglückten Schauſpiele haben den Bau des Dramas, Anfang, Fortgang und Ende einer theatraliſchen Handlung, eine Szene entwickelt ſich organiſch aus der andern, und der Dialog ſchweift nicht wie bei Hauptmann auf hundert Irrwegen und in lyriſchen Intermezzos von der Hauptſache ab. Aber Sudermanns Horizont iſt ein beſchränkter und ſeine Phantaſie eine dürftige, während Hauptmann als geborener Anempfinder und Spätling der Romantik aus der Enge des Naturalismus immer von neuem einen Aufſchwung in das Reich der Phantaſtik und der Hiſtorie verſucht. Der eine vermag ſeine vollkommneren techniſchen Formen nicht mit poetiſchem Inhalt zu erfüllen, der andre ſeine poetiſchen Einfälle nicht in die techniſche Form zu bringen. Neben den Mängeln ihrer Begabung iſt es der Übereifer ihres Schaffens, der ihre letzten Mißerfolge verſchuldet hat. Jedes Jahr ſoll ein neues Stück auf der Bühne erſcheinen, ſo laſſen ſie keinen einzigen Entwurf ausreifen und halten es für eine überflüſſige Mühe, aus der raſch hingeworfenen Skizze ein Bild zu machen. Wie bei Hauptmann und Sudermann, bringt Goldmann auch bei Wedekind und Schalom Aſch, bei Schnitzler und Hofmannsthal ſcharfſinnig in ihre Eigenart ein und zeigt ihre moraliſchen und künſtleriſchen Schwächen auf. Bei allen gebildeten, nicht voreingenommenen Leſern wird ſeine ſachliche und freimütige Darſtellung Zuſtimmung finden und mannigfaltige Belehrung und Unterhaltung gewähren.

Aber hat nun die neue Richtung zum Rückgang der deutſchen Bühne geführt? Ich gehe in der künſtleriſchen Verurteilung der Moderne weiter als Goldmann, denn ich ſehe in Ibſen, den er bewundert, die eigentliche Wurzel des Übels und kann auch den Ausländern Gorki, Wilde, Shaw, denen er ſo reichlich Lob ſpendet, nur mit großer Einſchränkung zuſtimmen, aber die Notwendigkeit der neuen Richtung und die mächtige Anregung, die ſie unſerm Theater gegeben hat, erkenne ich bereitwillig an. Goldmann — er iſt 1865 geboren — hat die Verflachung und Öde des deutſchen Theaters von 1860 bis 1880 nicht mit erlebt, als Benedix und Moſer, Hugo Lubliner und L'Arronge, Guſtav zu Putlitz, Paul Lindau und Ernſt Wichert die Sterne an unſerm Bühnenhimmel waren und das Barometer der dramatiſchen Kunſt unveränderlich auf Alltagsunterhaltung ſtand. Aus dieſem Stillſtand, dieſer Nichtigkeit hat die moderne Bewegung die Bühne emporgeriſſen und ihr durch den Widerſpruch und den Kampf, den ſie hervorrief, wieder die allgemeine Teilnahme und den Kulturwert errungen. Der Naturalismus und die Neuromantik eröffneten der dramatiſchen Kunſt neue Stoffgebiete, regten neue Fragen an, ſtellten neue Probleme auf.

Über den geringen künſtleriſchen Wert, die Geſchmackloſigkeit oder die Perverſität der einzelnen Leiſtung vergißt Goldmann zu ſehr die Bedeutung der Entwicklung, die Kraft des Anſtoßes, welche die neue Richtung dem ganzen deutſchen Bühnenweſen gegeben hat. Er hat eben nicht unter der Dürftigkeit der vorangehenden Epoche gelitten, er hat nicht die ſchlotterichte und fragwürdige Geſtalt, in der die klaſſiſchen Dramen auf den Hoftheatern von Berlin und Wien vor dem Auftreten der Meininger erſchienen, mit eigenen Augen geſehen, er genießt alle Errungenſchaften des gegenwärtigen Zuſtandes, eine Fülle von Theatern mit dem lebendigſten

Wetteifer untereinander, eine lange Reihe von Stücken, die, gerade weil sie den Widerspruch herausfordern, der Kritik einen würdigen Stoff bieten und ihn zu dem hervorragenden, gedankenvollen und tapferen Kritiker gemacht haben, der er ist. Denn es kommt auch in der Kritik nicht nur auf das Wie, sondern auf das Was, den Stoff, der ihr geboten wird, an. Dichtungen von Wildenbruch, Sudermann, Fulda, Hauptmann und Hofmannsthal, von Ibsen und Gorki sind unvergleichlich dankbarere Stoffe für den Kritiker als Stücke wie „Reif-Reiflingen" und „Die zärtlichen Verwandten", „Doktor Klaus" und „Die Märchentante", „Die Frau ohne Geist" und „Ein Schritt vom Wege", die dem Publikum der sechziger und siebziger Jahre in ihrer liebenswürdig rührenden Harmlosigkeit und glücklichen Erneuerung Ifflands und Kotzebues so vergnügte Stunden bereitet haben, Paul Goldmann aber nach seinem Temperament keine Gelegenheit auch nur zum kleinsten kritischen Kunstwerk geboten hätten. Er beweist es uns unwiderleglich, indem er Theaterschriftstellern wie Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg keine Zeile in seinen Büchern widmet.

Karl Frenzel.

Die Grundprobleme Rußlands.

Die Grundprobleme Rußlands. Von Prof. Dr. Marian Zdziechowski. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1907 [1]).

Zdziechowskis Werk hat bis jetzt in Deutschland nicht die Beachtung gefunden, die es verdient. Es verdient sie aber sowohl wegen der Bedeutung der Sache als wegen der Art der Behandlung. Es ist ein Versuch, uns in die inneren Bewegungen des russischen Lebens einzuführen, uns ihre leitenden Ziele und treibenden Motive durch eine seelische Analyse der hervorragendsten Persönlichkeiten näherzubringen, uns damit von innen her und aus dem eigenen Werden und Wachsen heraus verstehen zu lassen, was wir nur der äußeren Erscheinung und den greifbaren Ergebnissen nach zu betrachten gewohnt sind. Es unternimmt diese Aufgabe aber ein Mann, der dem russischen Leben zugleich fern genug steht, um es unbefangen beurteilen, und nahe genug, um es mit der Sympathie behandeln zu können, die zu einem vollen Verständnis notwendig ist. Pole mit Leib und Seele, aber dem russischen Polen angehörig, hat Zdziechowski verschiedene russische Universitäten besucht und dort nachhaltige persönliche Eindrücke empfangen, auch ist er darüber hinaus mit leitenden Persönlichkeiten Rußlands in enger Fühlung verblieben; zugleich aber hat er als Professor der Literaturgeschichte und als ausgezeichneter Kenner der Romantik die mannigfachsten Beziehungen zum Westen. Ein eifriger Anhänger der römisch-katholischen Kirche, kämpft er aus ganzer Seele für deren innere Erneuerung, und gehört er in die Reihen der „Modernisten", die jetzt so viel Anfechtung zu erleiden haben. Er konnte sein Problem nicht behandeln, ohne bisweilen auch Fragen der internationalen Politik zu streifen, und dabei wird das Urteil des Deutschen mit dem des Polen nicht immer zusammenstimmen. Aber nur eine Stelle, einen leidenschaftlichen Ausfall auf den deutschen Kaiser anläßlich der bekannten Bremerhavener Rede, wird der deutsche Leser als ungerecht empfinden und mit allem Nachdruck abweisen müssen.

Jedoch läßt, was uns hier vom Verfasser scheidet, die Substanz seines Buches unberührt. Aus einzelnen schon veröffentlichten Skizzen und Abhandlungen erwachsen, hat es deren Frische und Ursprünglichkeit vollauf bewahrt; sie wurden nun aber in ein zusammenhängendes Ganzes verbunden, das die einzelnen Fragen und die

[1]) Die Übersetzung ins Deutsche von Professor Stylo in Krakau dürfte die Gesamtart des Werkes getreu wiedergeben, ist aber im einzelnen nicht ohne Mängel.

einzelnen Persönlichkeiten den beiden Hauptproblemen unterordnet, wie sich die russischen Denker zur vaterländischen Tradition, und wie sie sich zur europäischen Kultur verhalten. Diese Probleme beschäftigen ja vor allem die russische Intelligenz und haben sie in zwei feindliche Lager geteilt. Innerhalb dieses Rahmens aber kommt jeder einzelne Denker mit seiner Eigentümlichkeit voll zu Wort, wir hören ihn hier in seinen eigenen Ausdrücken seine Wünsche und Hoffnungen, seine Ziele und Vorschläge darlegen, wir erhalten dabei oft ergreifende Seelenbilder, keines ergreifender als das Herzens, dieses „an den nackten Felsen des Positivismus geschmiedeten Prometheus", wie ihn Professor Bulgakow nannte. Durchgängig erscheint dabei, auch bei den Männern, welche die Originalität des russischen Wesens betonen, ein enger Zusammenhang mit dem Westen, aber das Aufgenommene erhält eine eigentümliche russische Färbung, und es erscheinen jenseits des Gegensatzes der historisch-konservativen und der radikal-revolutionären Richtung gemeinsame Züge. Hier wie da eine eigentümliche Mystik, ja ein Messianismus mit apokalyptischen Hoffnungen, hier wie da die Hauptstütze des Glaubens an die Zukunft der russischen Bauern mit der Schlichtheit seines Herzens; die einen erwarten von ihm eine Wiedergeburt der Religion, die andern den Sieg einer neuen gesellschaftlichen Ordnung. Auch in dem, was man am Westen schätzt und mit dem eigenen Streben verbindet, besteht inmitten des Gegensatzes viel Gemeinschaft. Unter den Größen des deutschen Lebens bildet Hegel den weitaus überragenden Höhepunkt; auf ihn berufen sich sowohl die Konservativen als die Radikalen, jene als auf den klassischen Vertreter der Vernunft des geschichtlich Gewordenen, diese als auf den Philosophen der Entwicklungsidee, wobei freilich diese Idee ihres spekulativen Charakters gänzlich entkleidet und ins Relative und Bloßmenschliche gewandt wird. Von Schiller spricht der Radikale Herzen das Wort: „Der hat nie ein Herz gehabt, der ihn nicht geliebt, dessen Herz aber ist verwelkt, der ihn zu lieben aufgehört hat." Bezeichnenderweise aber begegnet uns Goethes Name in den hier dargelegten Gedankengängen nirgends.

Wichtiger als diese Verwandtschaft in einzelnen Zügen und in der Schätzung des Fremden ist eine solche im inneren Gewebe des Lebens und Strebens, wie sie uns hier begegnet. Durchgängig reiche Gaben des Geistes, eine Einsetzung des ganzen Wesens in die Arbeit, eine volle Ursprünglichkeit der Empfindung, eine hinreißende Kraft und Glut der Sprache, eine lebhafte, ja stürmische Phantasie, zugleich aber eine gradlinige, unerbittliche, vor keinem Hindernis zurückscheuende Konsequenz. Aber dabei so viele Mängel und Gegenwirkungen, daß es nicht zu einem glücklichen Gesamtergebnis kommt. Es fehlt ein Gleichmaß des Urteils und eine Besonnenheit der Abwägung, ein ruhiger Aufbau und ein sicherer Fortgang. Das Streben verliert die Fühlung mit den Tatsachen und die Prüfung an den Tatsachen, so geht es ins Unbegrenzte und Maßlose, leicht entsteht ein Fanatismus der Thesen und führt bis zur Verherrlichung der Zerstörung. Zugleich eine merkwürdige Diskontinuität: der zunächst mit ganzer Hingebung verfolgte Weg wird plötzlich verlassen, und es werden neue Ausgangspunkte ergriffen; so schiebt sich Verschiedenartiges ineinander und durchkreuzt sich gegenseitig, es fehlt bei aller Regsamkeit eine überlegene Arbeitsenergie, die dem Chaos gegenüber eine Einheit durchsetzen könnte. Der weichen und sehnsuchtsvollen Lyrik, die hier alles Streben durchdringt und beseelt, entspricht bei weitem nicht die Kraft einer vordringenden Gestaltung. So fühlen wir am Ende des Weges die Zweifel oft mehr gesteigert als beschwichtigt, und es bleibt nur die ungeheure Erregung der Seele sowie das nebelhafte Land der Hoffnungen und Träume, die weite, endlose Ferne.

Denselben Mangel einer stetigen Entwicklung, dieselbe Sprunghaftigkeit des Geschehens zeigen auch die Schicksale der einzelnen Denker. Diese steigen oft mit blendendem Glanze auf, sie reißen die Umgebung überwältigend fort, sie gewinnen eine stolze Höhe und werden nahezu allmächtige Führer ihres Volkes. Aber nicht lange pflegt die Herrlichkeit zu dauern, es bedarf nur irgendwelches Anlasses, irgendwelcher Abweichung von den populären Instinkten, und jene Gunst weicht von ihnen,

sie sinken ebenso rasch wie sie stiegen, und es kann jemand einsam und verlassen sterben, der früher in aller Herzen und Munde war.

Wie die Gründe von dem allen oft erörtert sind, so beschäftigt sich auch unser Buch mit ihnen vielfach. Gewiß kommt vieles von jenen Mängeln auf eine unglückliche Geschichte, die den Individuen harte Bedrückung brachte, und die den Staat alle Sphären des Lebens, vor allem die Religion, in sich aufsaugen ließ, ohne ihm einen geistigen Inhalt zu geben, so daß von hier aus das ganze Leben in Mechanismus und Leere auszulaufen droht. Aber schließlich weist die Geschichte eines Volkes immer auf seine Natur zurück; warum konnte es die Verwicklungen nicht überwinden, die ihm die Jahrhunderte brachten? Konnten die Widersprüche es so zerreißen, wenn es mehr zur Einheit angelegt gewesen wäre?

Jedenfalls machen so ungeheure Probleme und Konflikte es vollauf begreiflich, daß, wo immer ein Streben nach einem den Gegensätzen überlegenen Aufbau festgehalten wird, es sich eng mit religiösen Ideen und Stimmungen verflicht, daß nur durch eine Wiederbelebung der Religion eine Wendung zum Besseren möglich scheint. In dieser Richtung arbeiteten und arbeiten hervorragende Männer, denen Zdziechowski die höchste Anerkennung zollt, und die nach den aus ihnen angeführten Gedanken in Wahrheit einen ausgezeichneten Eindruck machen. Hierher gehörte Tschitscherin, der starke Anregungen von Kant empfing, hierher gehört Fürst Eugen Trubetzkoi, dessen Gedanken eine große Tiefe zusammen mit männlichstem Mut nach allen Richtungen hin zeigen. Dieser Männer Streben wird durch den in Rußland weitverbreiteten Widerwillen gegen die den Bedürfnissen der Gesellschaft entfremdete Kirche, ja durch den krassen Atheismus des russischen Radikalismus in keiner Weise beirrt. Denn unerschütterlich fest steht ihnen die Überzeugung, daß der russischen Volksseele ein tiefes Verlangen nach Religion innewohne, daß auf russischem Boden leicht selbst der Unglaube zu einem Glauben, einem fanatischen Glauben werde, ja daß jener mit der Aufopferung für die Idee des allgemeinen Wohles, die er hervorbringe, mit den zahlreichen Märtyrern, die er mache, oft mehr religiösen Geist besitze als die in toten Formeln erstarrte Kirche. Sicherlich ruht auf dem aufbauenden Streben dieser geistige Freiheit und sittliche Stärke verbindenden Männer vornehmlich die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft Rußlands; daß sie einstweilen die Masse nicht für sich haben, kann Zdziechowski, so sehr es ihn schmerzt, nicht leugnen.

So ist der Endeindruck des mit hinreißender Wärme geschriebenen, des seine Probleme aus ganzer Seele miterlebenden Buches von einer erschütternden Wehmut. So viel Begabung, so viel seelische Tiefe, ein so feuriger Schwung, eine so packende Darstellungskraft, zugleich so viel persönliche Hingebung und Aufopferung, und dabei ein solcher Mangel an deutlichen Zielen und beharrenden Richtungen, ja an einer festen Grundlage des Lebens — ein unabläßiges Auf- und Abwogen, ein Fallen von einem Extrem ins andre, große Gaben und edle Gesinnungen, aber kein glücklicher Zusammenschluß zu einem Ganzen des Lebens. Es scheint nach den bisherigen Erfahrungen, als ob Natur und Geschick diesem Volke größere Probleme auferlegt haben als es zu lösen vermag, und man wird hier besonders tief von der Wahrheit des alten Wortes ergriffen werden, daß das Ethos das Schicksal des Menschen ist. Wer aber nicht einer fatalistischen Denkweise und Geschichtsphilosophie huldigt, sondern den Glauben an eine Erhöhungsfähigkeit der Individuen wie der Völker bewahrt, der wird trotz aller Widerstände an der Hoffnung festhalten müssen, daß auch auf diesem Boden geistige und moralische Kraft schließlich den Hemmungen überlegen werden und die reichen Schätze, die hier liegen, zur vollen und reinen Verwertung bringen mag. Wer aber in all das Gewoge und Getriebe der hier wirkenden Gedanken und Interessen hineinschauen will, der möge getrost Zdziechowskis Buch als Führer erwählen.

R. Eucken.

γδ. **An meine Freunde. Briefe von Hoffmann von Fallersleben.** Herausgegeben von Dr. H. Gerstenberg. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Eine weite Spanne Zeit umfaßt diese Biographie in Briefen. Fünfzehnjährig stimmte Hoffmann in den Liedersturm, der die Befreiungskriege begleitete, mit seinen „Deutschen Liedern" ein, und noch 1870 durfte der greise Bibliothekar auf Schloß Corvey es erleben, daß sein „Deutschland, Deutschland über alles" mit Haydns bekannter Melodie sich als Nationalhymne durchsetzte. Er stand noch unter den Nachwirkungen der Romantik. Das zeigt sich in seinen philologischen Arbeiten, in den Sammlungen holländischer und einheimischer Volkspoesie, für die der Freund Meusebachs keine Mühe scheute, in der Lust, ältere deutsche Dichter zu erneuern. Zwar darf man seine Leistungen nicht mit denen der Grimms vergleichen, aber noch heute sind sie teilweis unentbehrlich. Als Dichter des geselligen Lebens in Stadt und Land berührt er sich mit Rückert, als Dichter sonniger Kinderlieder mit Wilhelm Müller. Aber viel mehr als jene betont er die Notwendigkeit, seine Lieder, die er „singend dichtete", mit einfachen Melodien herauszugeben, und in den Briefen sehen wir ihn emsig bei der Arbeit, wie er seine Texte bald vorhandenen Volksmelodien anpaßt, bald aber bei Komponisten wie Ludwig Erk, Ernst Richter und Schletterer Unterstützung findet. Indessen nicht durch diese wahrhaft volkstümliche Poesie, sondern erst durch seine „Unpolitischen Lieder" (1840) wurde er über Nacht ein berühmter Mann. Sein Liberalismus führte alsbald zu seiner Absetzung, und ohne Zögern opferte er die Breslauer Professur seiner Überzeugung. Schwer lastete nun das Leben auf ihm: trotz seiner ausgeprägt nationalen Gesinnung sagten sich die nächsten Freunde von ihm los und „verbannt und heimatlos" irrte er umher, von der Gunst einiger Getreuen lebend, fern von den Bibliotheken, außerstande, seine wissenschaftlichen Studien in vollem Umfang fortzusetzen. Männlich hat er all sein Mißgeschick getragen, und nur selten spricht Bitterkeit aus seinen Briefen. In rastloser Arbeit überwand er den Schmerz, und wenn er ihn vergessen, dann brach sein Humor in behaglicher Laune durch. Harmonische Ausbildung des Charakters blieb ihm versagt; in diesem herben Niedersachsen entdecken wir Züge zärtlicher Weichheit, neben selbstloser Bescheidenheit trotzigen Stolz. Oft mutet uns Hoffmann an als ein ganz moderner Mensch, den wir vielleicht in seinen Schwächen am ehesten verstehen und lieben lernen. — Dem prächtigen, vorzüglich ausgestatteten und illustrierten Buch wünschen wir viele Leser. Auch wird die Wissenschaft dem um Hoffmann bereits wohlverdienten Herausgeber für das reiche neue Material dankbar sein. Die Einteilung der Briefe nach vier Perioden mit je einer selbständigen Einleitung mag die erste Lektüre erleichtern, erschwert aber den Überblick. Eine ganz knappe, zusammenhängende biographische Einleitung wäre gewiß dienlicher gewesen.

βλ. **Prinzeß Elisa Radziwill.** Ein Lebensbild. Von Oswald Baer. Berlin, Mittler & Sohn. 1908.

In Kaiser Wilhelms Leben trägt ein Blatt romantischer Jugendliebe den Namen Elisa Radziwill. Wir wußten kaum wenig mehr als die Tatsache ihres frühen Todes von der liebreizenden jungen Dame, deren Lebensbild aus späteren Jahren der Verfasser dieses anziehenden Buches zum ersten Male durch Briefe und Erinnerungen vervollständigt hat. Es bleibt der Eindruck, daß die tiefe, ja leidenschaftliche Neigung des Königssohnes volle Erwiderung, wenigstens dauernd, nicht gefunden hat. Den Verzicht auf sie geboten die Staatsraison und die preußischen Hausgesetze, die, seit Friedrich dem Großen, den Prinzen seines Geschlechtes ebenbürtige Ehen aus regierenden Fürstenhäusern vorschrieben. Elisa Radziwill fand das Opfer, das der Prinz seiner Stellung brachte, übermäßig und die Entsagung beleidigend. So sanft sie war, regte sich dennoch ihr Stolz, einen kurzen Augenblick hindurch fast Groll gegen denjenigen, der so schwer um sie litt: „Ich liebe ihn nicht mehr", schrieb sie 1829. Man erwäge die Umstände. Ihre Mutter war eine königliche Prinzessin, Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, die einst Aussicht gehabt hatte, die Gemahlin des Prinzen von Wales zu werden. Aus einem polnischen Geschlecht, das dem der Radziwill nahe stand, wählte Ludwig XV., König von Frankreich, sich die Gemahlin Maria Leczinska. Fürstin Radziwill, vom Hof zu Berlin stets als Verwandte behandelt, war eine ehrgeizige Frau und Prinz Wilhelm nicht Thronerbe. Die Eltern Radziwill würden dennoch in die geplante Adoptierung ihrer Tochter durch den Zaren gewilligt haben, wenn dadurch die Ebenbürtigkeit der Ehe, die auch König Friedrich Wilhelm III. wünschte, erreicht worden wäre. Als auch das fehlschlug und Prinz Wilhelm sich zu Weimar verlobte, blieb es ihm und seiner Braut Herzensbedürfnis, ein gutes Verhältnis zu den Radziwills herzustellen. Prinzessin Elisa wurde die Vertraute der späteren Kaiserin Augusta und empfing von ihr, unter dem Siegel des Geheimnisses, intime Geständnisse, die sie nicht mehr verwundeten. Gott, sagte sie, habe ihr Ruhe und Sicherheit geschenkt. In ihrer echt weiblichen, mit kindlicher Demut gepaarten Würde erschien sie der Welt mit einem Heiligenschein umgeben. Ihr Liebreiz schützte sie vor neuer Enttäuschung nicht. Fürst Friedrich Schwarzenberg, eine Landsknechtnatur, aber schön und liebenswürdig, scheint nach den hier gegebenen, etwas spärlichen Mitteilungen, eine heftige Neigung im Herzen Elisa Radziwills erweckt zu haben. Er schützte seine Unwürdigkeit vor, um sich nicht zu binden. So starb sie unvermählt, 1834.

βλ. **Historical Essays and Studies. — History of Freedom and other Essays.** By Lord Acton. London, Macmillan & Co. 1907.

Der Pietät von Schülern und Verehrern des zu früh verewigten Lord Acton verdanken wir diese beiden Bände von Essays, von denen der Beitrag zur Geschichte der Freiheit das

melancholische Interesse bietet, das sich an alles Unvollendete knüpft. Das Buch, das ihr Verfasser der Welt geben wollte, ist nie zustande gekommen. Wer die hier gegebenen Bruchstücke erwägt, wird den Verlust beklagen und sich auch sagen müssen, daß der Plan zu groß gedacht war, um die Ausführung zu ermöglichen. Lord Actons Anrecht, im Andenken der Nachwelt fortzuleben, beruht vor allem auf seinem unbeugsamen Wahrheitssinn, auf seinem festen, unerschütterlichen Glauben an den Fortschritt des menschlichen Geschlechtes durch die Freiheit. Der Weg, den er gegangen ist, läßt sich in der vorliegenden Sammlung, die manche entwertete Jugendarbeiten enthält, verfolgen. Auf dem Höhepunkt seiner gereiften Weltanschauung, die dazu führte, alle Kompromisse zu verwerfen und intolerant gegen alle Intoleranz aufzutreten, hat er die auch in Deutschland gepriesenen und doch nicht genug bekannten Abhandlungen über „Döllinger als Historiker", über „Deutsche Geschichtsschulen" geschrieben. Der englischen Geistesrichtung ist seine in die Tiefe dringende, mit einem geradezu unerschöpflichen Quellenmaterial arbeitende Methode stets etwas fremd und unsympathisch geblieben. Sie setze, so wird eingewendet, zu viel bei dem Leser voraus. Selbst die Kritik der Fachgenossen weist Zeichen des Unmuts dem Forscher gegenüber auf, dem keine historische Untersuchung erschöpfend genug erschien. Was in England als Mangel empfunden wird, sollte dem in Deutschland geschulten Historiker unter uns um so mehr Freunde gewinnen. — Die ganze Reihe seiner Essays, die sich mit kirchlichen Fragen beschäftigen, ist von so ungeheurer Tragweite und in so schroffem Gegensatz zu der von Rom auf den Schild gehobenen autoritären Theorie, daß die Auseinandersetzung mit ihm unter den gegebenen Verhältnissen aussichtslos sein würde. Lord Acton pflegte mit Angelus Silesius zu sagen, daß Gottes Mühlen sehr langsam mahlen. Wenn er noch unter uns weilte, würde er unentwegt weiter arbeiten und es den Tatsachen überlassen, über ihn und seine Widersacher zu richten: facts are stubborn things.

ρμ. **Aus meinen Jugendjahren.** Von Th. Pantenius. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1907.

Der treffliche Verfasser des baltischen historischen Romans „Die von Kelles" erzählt uns den historischen Roman seines eigenen Lebens. Ein eigenartiges Milieu umgibt seine Jugend: kurländische Pfarrhäuser, deren Inhaber eine Art Verbindung von Feudalherren und Geistlichen darstellen, verheiratete (und sogar meist sehr kinderreiche!) geistliche Ritter der alten Ordensprovinzen. Der seltsame Oheim Moritz Conrady wird ein unvergeßlicher Typus, und er hat seinen Sancho Pansa, den lettischen Diener, zur Seite. Dann in die Stille hinein Lärm der Außenwelt: der polnische Aufstand! Und dann die Heimkehr in das geheime Vaterland, wo alle Welt deutsch spricht! Erst Berlin, dessen Bewohner doch wohl mit einiger harter Abneigung der Konservativen gegen die Demokraten der Konfliktszeit beurteilt werden, gerade weil der Redakteur des „Daheim" damals selbst zu diesen gehörte; dann Erlangen mit lustigen Studentenidyllen. Und im Hintergrund wieder die große Geschichte in Schleswig-Holstein und die Kriege! — Solche Bilder brauchen wir: die Entstehung des neuen Deutschland helfen sie uns verstehen, wenn wir sehen, wie ganz anders geartete Elemente in den Stil des kraftvoll schlichten alten Preußentums eingeschmolzen wurden!

τ. **Œuvres choisies de Alfred de Musset.** Poésie, Théatre, Roman, Critique, avec études et analyses par P. Morillot. Paris, Ch. Delagrave. (S. a.)

Es soll hier nicht untersucht werden, ob es an sich ein glückliches Unternehmen ist, die Werke eines Dichters in willkürlicher Auswahl und zum Teil bruchstückweise zu bieten. Der Herausgeber hat in seiner Vorrede diesen Punkt berührt und selber an das lateinische Wort erinnert, nach dem Autoren „sint ut sunt, aut non sint". Nehmen wir darum diese Anthologie Mussets als das, was sie ist — nämlich eine billige und zuverlässig glossierte Ausgabe für Schüler und Schülerinnen der höheren Lehranstalten. Daß es im Zweck des Herausgebers gelegen, seinen Dichter der Jugend näher zu bringen, erhellt überdies aus der Sorgfalt, mit der alle solche Textstellen ausgeschieden sind, die den Erben des eleganten Libertins des 18. Jahrhunderts, den Nachfolger des jüngeren Crebillon und Choderlos de Laclos verraten, ebenso wie den weltmüden Skeptiker und Pessimisten im Byronschen Stil, dem Welt und Leben nichts sind als ein wüster, trauriger Traum. — Wenn der Leser die Zerstückelung der Komödien Mussets nur bedauern kann, weil einige derselben zu dem besten und bleibendsten gehören, was der Dichter geschaffen, so wird er beim Lesen der lyrischen Gedichte den Mangel weniger empfinden. Sie sind, mit geringen Auslassungen, unverkürzt gegeben und entzücken wie eine reizende Plauderei, in der sich Lachen und Weinen, innigstes Gefühl, Ironie und feine Beobachtung mischen.

γ. **Kanzlerreden** von Gustav Rümelin, Kanzler der Universität Tübingen 1870—89. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Von dem bedeutenden Gelehrten und Staatsmann Gustav Rümelin, der, von Beruf klassischer Philologe, seinen Heimatsbezirk Nürtingen in der Paulskirche vertrat, 1857 Chef des württembergischen Kultusministeriums und 1870 Kanzler der Universität Tübingen wurde, sind früher drei Bände „Reden und Aufsätze" erschienen, die von den verschiedensten Gegenständen handeln und alle den Stempel eines selbständigen, tiefgründigen Geistes an der Stirne tragen. Da der erste Band der Sammlung vergriffen ist, hat sich der Verleger im Einvernehmen mit den Erben entschlossen, die in allen drei Bänden enthaltenen Reden (nicht die Aufsätze) neu herauszugeben. Es sind 21 Stück, unter denen wir hervorheben: über den Begriff eines sozialen Gesetzes; über Hegel; über das Rechtsgefühl; über den Begriff des Volkes; über die Lehre von den Seelenvermögen; über das Verhältnis der Politik zur Moral; über Gesetze der Geschichte; über König Friedrich von Württemberg

und seine Beziehungen zur Landesuniversität; über die Lehre vom Gewissen: über die neuere deutsche Prosa. Welche man auch von diesen Reden studiert, überall wird man die Wahrnehmung machen, daß man nichts Abgedroschenes, nichts so und so oft Gesagtes wieder vernimmt, sondern lauter eigenartige Ergebnisse eines selbständigen Denkens, das sich insbesondere auf statistische Betrachtung und Forschung richtet. Wie interessant ist z. B. S. 465 die Feststellung einer Eigenheit des Goetheschen Stils, daß er die wenigsten Hauptwörter gebraucht (nur je das sechste Wort ist bei ihm ein Hauptwort) und daß gerade hierin seine Anschaulichkeit begründet ist; denn die meisten Hauptwörter der neueren deutschen Prosa, sagt Rümelin, sind unechte, d. h. abgeleitete (Schönheit von schön, Güte von gut), die nichts Einfaches mehr bedeuten und ihren Ursprung nur in unserm Kopfe haben, die also besondere Zumutungen an unsre Einbildungskraft stellen und die Anschaulichkeit vermindern. Statt: „eine öffentliche Rede soll klar und verständlich sein" sagt man heute gern: „die erste Forderung an eine für die Öffentlichkeit bestimmte Rede ist Klarheit und Verständlichkeit" —, statt eines Hauptworts treten fünf auf, darunter vier unechte. Wir heben diese Stelle als charakteristisch für Rümelin heraus; er beobachtet scharf, er kritisiert, und er bessert.

βλ. **Mittelitalien und Rom.** Von Karl Bädeker. Vierzehnte Auflage. Leipzig, Bädeker. 1908.

Die gewohnte Sorgfalt und das Bestreben, Bädekers Reisehandbücher auf der Höhe der neuesten Forschungen zu halten, sind in reichstem Maße auch dieser neuen Auflage für Mittelitalien und Rom zuteil geworden. Dem Unternehmen ist so viel Lob gespendet, und ein so verdienter Erfolg lohnt die angewandte Mühe, daß es genügt, an eine jüngste und persönliche Erfahrung zu erinnern, um die Anerkennung auch der Fremden, zum Ausdruck zu bringen. Auf die Frage, wo die besten Pläne des alten Louvre zu finden seien, erwiderte Monsieur de Rochegude, der Historiker des alten Paris, er wisse nichts Besseres zu empfehlen, als die Pläne in Bädekers Handbuch. Ein gleiches gilt von Rom und Mittelitalien, deren Kunstgeschichte den besten Autoritäten anvertraut ist.

αν. **Ludwig Freiherr Roth v. Schreckenstein.** Ein Lebensabriß. Von Julius Asbach, Dr. phil. Mit 3 Bildnissen, der Nachbildung eines Briefes des Prinzen von Preußen, des Generals v. Schreckenstein und mehreren Beilagen. Köln, M. Dumont-Schaubergische Buchhandlung. 1907.

Der Verfasser versucht das reiche Leben eines tüchtigen Offiziers auf Grund leider trotz fleißiger Forschung recht dürftigen Materials zu skizzieren. Schreckenstein hat niemals Gelegenheit gehabt, sich als „Heerführer" zu betätigen, wie er merkwürdigerweise einmal genannt wird. Nur als junger Mann in untergeordneter Stellung hat er in den Napoleonischen Kriegen mitgekämpft, und zwar als Sachse zuerst auf französischer, dann auf preußischer Seite. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit fällt in das Jahr 1848. Als stellvertretender kommandierender General des 8. Armeekorps erwarb er sich durch Wiederherstellung der Ordnung in Trier, wobei er ebensoviel Besonnenheit wie Festigkeit bewährte, ein großes Verdienst. Dann trat er als Kriegsminister in das Kabinett Hansemann ein. Seine kurze Amtsführung beendete ein Konflikt mit der demokratischen Nationalversammlung, wobei seine Haltung den Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte, nicht ganz entsprach. Die Motive sind nicht völlig geklärt; eine erweiterte psychologische Vertiefung seitens des Verfassers wäre doch vielleicht möglich gewesen. Schreckenstein erregt dann erneut unser Interesse durch das besondere Vertrauen, das ihm der Prinz von Preußen entgegenbrachte, und durch seine wiederholten Reisen mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich) Leider bleiben die Mitteilungen über das Verhältnis zu beiden etwas auf der Oberfläche. Trotzdem wird man in der Darstellung, auch in den beigegebenen Briefen, mancherlei Interessantes finden und nur bedauern, daß die sympathische Persönlichkeit Schreckensteins uns nicht näher gebracht werden konnte.

γ. **Deutschlands Interessen in Ostasien und die gelbe Gefahr.** Von v. Lignitz, General der Infanterie z. D. Berlin, Voß. 1907.

Der bekannte Militärschriftsteller begibt sich hier auf das politische und volkswirtschaftliche Gebiet und schildert unter Benutzung von etwa 24 Quellenwerken verschiedener Art einmal die geschichtliche Entwicklung Chinas und Japans (wobei er aber das Buch von Nachod, Gotha, Perthes nicht zu Rate gezogen hat), und die Kämpfe, die sich von 1894—1905 in Ostasien abspielten. Darauf folgen aktenmäßige Mitteilungen über den deutschen Handel mit China und Japan, besonders den mit Kiautschou und Hongkong, und über unsre Handelsbeziehungen zur Südsee, sowie über Rußlands wirtschaftliche Interessen in Ostasien. Auch die Stellung Englands wird einer Betrachtung unterzogen und schließlich die Möglichkeit von Konflikten erörtert, die aus der zunehmenden militärischen Organisation der Chinesen, ihrem Haß gegen die (ihnen auch mit Hochmut begegnenden) Fremden, dem Streben nach Beseitigung der exterritorialen Rechte der Europäer entstehen können. Ob Japan in einem solchen Falle auf seiten der chinesischen Nationalisten stehen würde, scheint dem Verfasser auf Grund japanischer Zeitungsartikel, die ihr Volk zu den europäisch zivilisierten gerechnet wissen wollen, immerhin sehr zweifelhaft. So ist die gelbe Gefahr zwar drohend; aber wie sie sich äußern, welchen Umfang sie annehmen wird, läßt sich nicht sicher abschätzen. Das Buch enthält viel Lehrreiches und viel brauchbares Material, ist aber doch etwas aphoristisch. Die Hauptstadt des griechischen Reiches heißt nicht Byzans (S. 1); die Schreibweise apatisch (S. 5) ist falsch, und die Mandschuh (S. 7, 140) wohl auch.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abd-Que-Béha. — Les Leçons de Saint-Jean-d'Acre. Recueillies par Laura Clifford Barney. Traduit du Persan par Hippolyte Dreyfus. Paris, Ernest Leroux. 1908.

Alexander. — Das Recht auf Liebe. Schauspiel in vier Akten. Von Paul Alexander. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1908.

Amrein. — Ferien im Süden (Golf von Neapel, Sizilien, Tunis). Von Dr. O. Amrein (Arosa). Mit 10 Abbildungen. Arosa, Junginger-Hefti. O. J.

Baedeker. — Italien von den Alpen bis Neapel. Kurzes Reisehandbuch von Karl Baedeker. Mit 25 Karten, 29 Plänen und 23 Grundrissen. 6. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker. 1908.

Batilliat. — La rendée aux Genêts. Roman par Marcel Batilliat. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Benz. — Märchendichtung der Romantiker. Mit einer Vorgeschichte von Richard Benz. Gotha, F. A. Perthes. 1908.

Blennerhassett. — Maria Stuart, Königin von Schottland. Nach den neuesten Forschungen und Veröffentlichungen aus Staatsarchiven dargestellt. Von Charlotte Lady Blennerhassett geb. Gräfin v. Leyden. Kempten und München, Jos. Kösel. 1907.

Cassel. — Amerikanisches Geschäftsleben. Von H. Cassel. Berlin, Karl Curtius. 1908.

Ce-Ha-Ka. — St. Petri Studienreise auf der Erde. Von Ce-Ha-Ka. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Chardin. — L'œuvre de J.-B.-S. Chardin et de J.-H. Fragonard. Deux cent treize reproductions. Introduction par Armand Dayot. Notes de Léandre Vaillat. Paris, Fréd. Gittler. O. J.

Denkmäler. — Denkmäler der Tonkunst in Bayern. 2. Folge der Denkmäler deutscher Tonkunst. Veröffentlicht durch die Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern, unter Leitung von Adolf Sandberger. Prospekt. München. 1907.

Deutsche Malerei. — Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts. Heft 1. Hasemann, Feuerbach, Burnitz, Klinger, Schuch. Leipzig, E. A. Seemann. O. J.

Dworzecki. — Die Kranken von Bethesda. Szene einer Nacht im Hause des Elends in Jerusalem. Von Roland Dworzecki. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Ehrenberg. — Heimatpolitik. Von Dr. Richard Ehrenberg, Professor an der Universität Rostock. Rostock, Carl Boldtsche Hofbuchdruckerei. 1908.

Faschank. — Liebesoffenbarungen. Eine Sammlung von Liebesnovellen von Felix Faschank. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Fastrez. — Ce que l'armée peut-être pour la nation. Par le Lieutenant adjoint d' tat-Major A. Fastrez. Paris, Misch et Thron. 1907.

Faure. — Heures d'ombrie par Gabriel Faure. Paris, Bibliothèque internationale (E. Sansot). 1907.

Fischer. — Im Abendrot. Gedichte aus sechs Jahrzehnten von Wilhelm Fischer aus Wermelskirchen. Reutlingen. Enßlin & Laiblins Verlag. O. J.

Fitger. — Ein Alexanderlied. Von A. Fitger. Bremen, Gustav Winter. 1908.

Fried. — Wien — Berlin. Ein Vergleich. Von Alfred H. Fried. Wien und Leipzig, Jos. Lenobel. O. J.

Frowein. — Der Narrenheiland. Komödie in 3 Akten von Eberhard Frowein. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Frowein. — Der verlorene Sohn. Schauspiel in 4 Akten von Eberhard Frowein. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Ganghofer. — Gesammelte Schriften von Ludwig Ganghofer. Volksausgabe. 2. Serie. 1. Band. Stuttgart, A. Bonz. O. J.

Gesellschaft. — Die Gesellschaft. Sammlung sozial-psychologischer Monographien, herausg. von Martin Buber. Band 13: Die Revolution. Von Gustav Landauer. 14./15. Der Staat. Von Franz Oppenheimer. 16. Die Schule. Von Ludwig Gurlitt. 17. Das Parlament. Von Hellmuth von Gerlach. 18. Das Theater. Von Max Burckhard. 19. Die Kolonie. Von Paul Rohrbach. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten und Loening). O. J.

Ginzkey. — Jakobus und die Frauen. Eine Jugend. Von Franz Karl Ginzkey. Mit Umschlag- und Titelzeichnungen von Alfred Keller. 2. Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1908.

Gjems-Selmer. — Damals. Aus meinem Leben. Von Agot Gjems-Selmer. Einzig autorisierte Übersetzung von Francis Maro. Umschlagzeichnung und Buchschmuck von E. Tusar. München, Etzold & Co. O. J.

Görres. — Die Tiersage in der Dichtung. Literarische Studie von P. Heinrich Görres. Frankfurter zeitgemäße Broschüren, begründet von Haffner, Janssen und Thissen. Band 26. Heft 11. Hamm i. W. Breer & Thiemann. 1907.

Graeser. — Lemkes sel. Wwe. Edwin kriegt Nachhilfestunden. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben von Erdmann Graeser. 5. Auflage. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann, Nachf. O. J.

Grisar. — Die römische Kapelle Sancta Sanctorum und ihr Schatz. Meine Entdeckungen und Studien in der Palastkapelle der mittelalterlichen Päpste. Von Hartmann Grisar S. J. Professor an der Universität Innsbruck. Mit einer Abhandlung von M. Dreger über die figurierten Seidenstoffe des Schatzes. Mit 77 Textabbildungen und 7 zum Teil farbigen Tafeln. Freiburg i. Br., Herder. 1908.

Hamecher. — Gedächtnis. Ein Versbuch. Von Peter Hamecher. Jauer i. Sch., O. Hellmann. O. J.

Handel-Mazzetti. — Deutsches Recht und andre Gedichte von E. v. Handel-Mazzetti. Kempten und München, Jos. Kösel. 1908.

Helge. — Odysseus auf Scheria (Nausikaa). Trauerspiel in 5 Aufzügen von Hans Helge. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Hilde-Brand. — Kinderszenen. Von H. Hilde-Brand. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Hillger. — Die Länder und Staaten der Erde. 1908. Geographisch-statistisches Handbuch, zugleich kleines Hof- und Staatshandbuch der Welt. Von Hermann Hillger, Berlin und Leipzig, Hermann Hillger. O. J.

Hoffmann. — Zur Literatur und Ideen-Geschichte. Zwölf Studien von Karl Hoffmann in Charlottenburg. Charlottenburg, Günthersche Buchh. 1908.

Hoffmann. — Johann Christian Günthers Schultzeit und Liebesfrühling. Ein Beitrag zum Lebensbilde des Dichters. Von Adalbert Hoffmann. Jauer i. Schl., O. Hellmann. 1908.

Hruschka. — Ferdinand Raimund in 4 Akten und einem Vorspiel von Ella Hruschka. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Huggenberger. — Hinterm Pflug. Verse eines Bauern. Von Alfred Huggenberger. Dritte, durchgesehene Auflage. Frauenfeld, Huber & Co. O. J.

Jahnke. — Aus der Mappe eines Glücklichen von Richard Jahnke. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1908.

Jaurès. — La guerre franco-allemande (1870—71). Par Jean Jaurès. La Commune (1871) par Louis Dubreuilh. Nombreuses illustrations d'après des documents de chaque époche. — Histoire socialiste (1789—1900). Sous la direction de Jean Jaurès. Tome XI. Paris, Jules Rouff et Cie. O. J.

Justi. — Miscellaneen aus drei Jahrhunderten spanischen Kunstlebens. Von Carl Justi. I. Band. Mit 85 Abbildungen. Berlin, G. Grote. 1908.

Karlsen. — Johannes Hus. Ein Mannesschicksal. Ein Drama in fünf Akten von Eirik Karlsen. Berlin, Karl Bloch. 1908

Kempner-Hochstädt. — Die Schatten leben. Drei Bilder von Max Kempner-Hochstädt. Berlin, Verlag Continent. O. J.

Kende-Ehrenstein. — Das Miniatur-Porträt von A. Kende-Ehrenstein. Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. Sammlerkompendien 1. Wien u. Leipzig, Halm & Goldmann. 1908.

Klapp. — Über Religion und ihre Wirkungen. Worte von Ludwig Klapp, gesammelt von L. Martens. Hamburg, Grefe & Tiedemann. 1904.

Kniepert. — Maria Margarete. Schauspiel in 5 Akten. von Friedr. A. Kniepert. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Köhler. — Golgatha der Liebe. Gedichte von Friedrich Köhler. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Koskenniemi. — Gedichte. Aus dem Finnischen von Joh. Jal. Meyer. Dresden, E. Pierson. O. J.

Kracht. — Korfu und das Achilleion. Erlebtes und Erlauschtes von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen und einer mehrfarbigen Karte. 1.—5. Tausend. Berlin, U. Kracht. O. J.

Kraus. — Prag. Ein Roman von Völkerzwist und Menschenhader. Von Jul. Kraus. Wien und Leipzig, Brüder Suchitzky. 1908.

Kraus. — Sittlichkeit und Kriminalität. Von Karl Kraus. Ausgewählte Schriften. 1. Band. Wien, L. Rosner. 1908.

Lair. — L'Institut de France et le second empire. Souvenirs avec dotiquos d'après des documents inédits. Paris, Librairie Plon. 1908.

Laloy. — Rameau, par Louis Laloy. Les maitres de la musique, publiées sous la direction de M. J. Chantavoine. Paris, Félix Alcan. 1908.

Langheinrich. — An das Leben. Gedichte von Franz Langheinrich. Mit künstlerischen Beiträgen und Buchschmuck von Max Klinger und Otto Greiner. Leipzig, E. A. Seemann. 1907.

Laube. — Heinrich Laubes gesammelte Werke in 50 Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Erster bis dritter Band. Vorbericht und Inhaltsverzeichnis. Das junge Europa. Leipzig, Max Hesse. 1908.

Magne. — Femmes galantes du XVIIe siècle. Madame de la Suze (Henriette de Coligny) et la société précieuse. Par Émile Magne. Documents inédits, portrait inédit d'après Daniel du Monstier. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Mandelik. — Erlebnisse einer Seele. Stimmungsbilder von M. G. Mandelik. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. 1908.

Markolf. — Catilina. Tragödie in 5 Akten von Alwyn Markolf. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Matschoss. — Die Kriegsgefahr von 1867. Die Luxemburger Frage. Von Dr. A. Matschoss. Bunzlau i. Schl., G. Kreuschmer. 1908.

Max. — Nächstenliebe. Drama in einem Akt von Hero Max (Eva Hermine Peter). Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1908.

Max. — Szene im Kloster. Dramatische Skizze von Hero Max (Eva Hermine Peter). Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1908.

May. — Ketten. Drei Einakter von Richard May. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Meier. — Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preussens im XIX. Jahrhundert. Von Ernst v. Meier. Zweiter Band: Preussen und die französische Revolution. Leipzig, Duncker & Humblot. 1908.

Meyerson. — Identité et Réalité. Par Émile Meyerson. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Alcan. 1908.

Misch. — Geschichte der Autobiographie. Von Georg Misch. 1. Band: Das Altertum. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Möbius. — Aesthetik der Tierwelt. Von Karl Möbius. Mit 3 Tafeln und 195 Abbildungen. Jena, Gust. Fischer. 1908.

Mockel. — Contes pour les enfants d'hier. Par Albert Mockel. Illustrés par Auguste Donnay. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Müller. — Jean Paul und Michael Sailer als Erzieher der deutschen Nation. Eine Jahrhunderterinnerung von Dr. Iwan von Müller. München, C. H. Beck. 1908.

Münch. — Leute von ehedem, und was ihnen passiert ist. Erlebtes und Erdachtes von Wilhelm Münch. Leipzig, C. F. Amelang. 1908.

Münzer. — Ein Vorurteil. — Hoffmanns Erzählungen. — Der Teagown. Drei Novellen von Richard Münzer. Wien, Ed. Beyers Nachf. O. J.

Münzer. — Sein letztes Tagebuch. Herausgegeben von Richard Münzer. Wien, Ed. Beyers Nachf. O. J.

Münzer. — Aus der Welt der Gefühle. Von Richard Münzer. Wien, Ed. Beyers Nachf. O. J.

Münzer. — Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Von Dr. Richard Münzer. Wien, Ed. Beyers Nachf. 1905.

Nelson. — Über wissenschaftliche und ästhetische Naturbetrachtung. Ein Vortrag von Leonard Nelson. Sonderabdruck. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1908.

Neurode. — Moderne Diplomaten (Die Spionin). Schauspiel in 4 Akten von Kurt Neurode. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Norman. — Gedichte von Ilse Norman. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Nowak. — Romantische Fahrt. Gedichte von Karl Friedrich Nowak. Berlin, Herm. Ehbock. O. J.

Pädagogische Abhandlungen. — Heft 100. Dr. Philipp Wirtgen. Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage, den 4. Dezember 1905. — Heft 103. Wilh. C. Bach, Lehrer und Rektoren. Ein Beitrag zur Orientierung über die Rektorenfrage. — Heft 104. Wilh. C. Bach, Die Fachaufsicht in der Volksschule. — Neue Folge. 13. Band. 2. Heft. Rektor Theod. Schiebuhr, Wie sichert man im Leben der Schule die Wahrnehmung? — Bielefeld, A. Helmichs. O. J.

Paungarten. — Auf den Zinnen der Zeit. Ein Versbuch von Ferdinand Freiherrn von Paungarten. Leipzig, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchh. O. J.

Plange. — Christus — ein Inder? Versuch einer Entstehungsgeschichte des Christentums unter Benutzung der indischen Studien Louis Jacolliots von Th. J. Plange. 4. Aufl. Stuttgart, Hermann Schmidt. O. J.

Poche. — Die Stellung des Kindes gegenüber den Eltern vom Standpunkte des Vaterrechts. Von Franz Poche. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Poeck. — Von Löwen, Lumpen und anständigen Leuten. Lustige Hamburger Geschichten von Wilhelm Poeck. 3.—5. Tausend. Hamburg, M. Glogau jr. 1908.

Presber. — Die Dame mit den Lilien. Phantastisches Lustspiel in 3 Akten von Rudolf Presber. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Qui vive-Vous? — Annuaire des contemporains 1908. Paris, Librairie Ch. Delagrave. O. J.

Recke. — Einsame Wege. Gedichte von Bruno Theo Recke. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Report of the Commissioner of Education for the year ending June 30, 1906. Vol. I. Washington, Gouvernement Printing Office. 1907.

Rigal. — Molière. Par Eugène Rigal, Professeur de litérature française à l'université de Montpellier. Tome Ier et IInd. Paris, Librairie Hachette & Co. 1908.

Schäfer. — Anetboden von Wilhelm Schäfer. Zweite Auflage. Düsseldorf, Verlag der Rheinlande. 1908.

Spee. — Trutznachtigall. Von P. Friedrich Spee S. J. Nebst den Liedern aus dem güldnen Tugendbuch desselben Dichters. Nach der Ausgabe von Klemens Brentano tritisch neu herausgegeben von Alfons Weinreich. Mit dem Titelbild der Originalausgabe. Freiburg i. B., Herder. O. J.

Staub. — Graf L. N. Tolstois Leben und Werke. Seine Weltanschauung und ihre Entwickelung. Von Dr. K. J. Staub. Kempten und München, Jos. Köfel. 1908.

Stumpf. — Die Wiedergeburt der Philosophie. Rede zum Antritt des Rektorates der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin am 15. Okt. 1907 von Carl Stumpf. Leipzig, Ambr. Barth. 1908.

Taube. — Verse. Von Otto Freiherrn v. Taube. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Teissèdre-Montpelier. — Pastellmalerei. Anleitung für Anfänger. Von G. Teissèdre-Montpellier. Mit einem Anhang und 3 farbigen Tafeln. Ravensburg, Otto Maier. O. J.

Tovote. — Nicht doch! Harmlose Novellen von Heinz Tovote. Bertin, F. Fontane & Co. 1908.

Troels-Lund. — Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten, von Troels-Lund. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Leo Blech, dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Valazza. — Aus früheren Jahrhunderten. Von Eduard Valazza. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. — Hardenberg und die ständische Opposition 1810/1811. Von Dr. Wilhelm Neffens. — Hof- und Zentralverwaltung der Mark Brandenburg im Mittelalter. Von Hans Spangenberg. Leipzig, Duncker & Humblot. 1907. 1908.

Violet. — Jugendliebe. Gedichte von Rosa Violet. Berlin, Curt Wigand. O. J.

Voß. — Das Frühlingsmärchenspiel. Ein Festgedicht zur Eröffnung des neuen großherzogl. Hoftheaters in Weimar am 11. Januar 1908 von Richard Voß. Weimar, Alexander Huschke, Nachf. O. J.

Waddington. — La guerre de sept ans. Histoire diplomatique et militaire. Tome IV: Torgau, pacte de famille. Ouvrage couronné par l'Institut. Paris, Librairie de Paris. Firmin-Didot et Cie. O. J.

Walcker. — Gemäßigte und Radikale. Eine Kritik des politischen Radikalismus von Dr. Karl Walcker, Privatdozent. 2. verm. und gänzlich umgearb. Aufl. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1908.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Hexe.

Von

Ernst Zahn.

I.

Es war kein rechter Winter. Im November war der Schnee gefallen. Nun im Januar hatten Sonne und Föhn ihn beinahe wieder aufgezehrt. Die Dorfstraße war von einer grauen Eiskruste überzogen. Die schwarzen Schindeldächer der Hütten lagen bloß. An den Lehnen ragten die rauhen Granitblöcke herrisch aus dem Schnee. Die Tannen standen in düsterem Schweigen. Ein weißgrauer Himmel spannte sich über Dorf und Landstraße und über die zwei Reihen von Bergen, zwischen denen die Straße sich in die Höhe wand und ein Fluß zu Tal stürzte. Es lag eine trübe Eintönigkeit der Farben über der Landschaft.

Heimlich gurgelten und plätscherten die Wasser des winterzahmen Wildbaches; heimlich säuselte der Föhn fern in den Felsen. Es tönte wie furchtsames Verkünden großer und schwerer Zeiten.

Schwere Zeiten lagen wirklich über dem Lande. Fremde Heere schlugen Schlachten auf seinem Boden, und es konnte ihnen den Durchzug nicht verwehren. Wo da und dort das Volk sich wider die Eindringlinge erhoben, hatte die Übermacht es niedergeschlagen, seine Männer gemetzelt, seine Heimstätten verbrannt. Auch unterhalb Anderhalden standen Brandmauern im Schnee. Auch dort hatte vor Monaten ein Kampf gewütet. Noch lag der Schrecken über den Dörflern. Kriegsvolk zog landauf und -ab, heute in Haufen, ein andermal einzeln und zersprengt. So kam der Schrecken nicht zur Ruhe. Mord und Brand lauerten noch immer hinter den Felsen, die Anderhalden überragten.

Im Alltag des Volkes war der mürrische Gleichmut, der heute tut, was er morgen zum Leben nötig hat, aber nicht mehr, der störrische, ohnmächtige und dumpfe Groll gegen das Schicksal, das über dem Lande waltete. Alle schlimmen Eigenschaften der Menschen, die in glücklichen Zeiten schlummern und eher sich verlernen und verlieren, wachten auf, die Freude am Zank

und der Jähzorn, die Trunksucht und der Aberglaube; denn der Mensch verliert leicht sich selbst, wenn er die Zuversicht auf ein gedeihliches Wirken verliert. Der Aberglaube besonders faßte, aus den Seelen der Bergbewohner nie ganz ausgerottet, neue Wurzel. Sie deuteten seltsame Naturerscheinungen als Vorzeichen für Not und Krieg, brachten Krankheit bei Mensch und Vieh in Verbindung mit den großen Weltereignissen und suchten nach denjenigen, denen sie Schuld an diesen Vorkommnissen beimessen konnten. Neben dem Aberglauben schoß das Mißtrauen empor. Der Freund traute dem Freunde nicht mehr und das Kind nicht den Eltern. Es war eine dumpfe und fürchterliche Zeit.

In Anderhalden hatten sie auch derjenigen mißtraut, die sie heute zu Grabe trugen. Ihre Hütte erhob sich eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes, dort, wo die Straße tiefer ins Gebirge führt. Die Frau stand im Ruf einer Bettlerin, obwohl sie keinen in Anderhalden je um ein Almosen angegangen hatte. Es hieß, sie bettele in den benachbarten Ortschaften. Auch sammelte sie Lumpen und Knochen, kaufte alte Kleider und verkaufte sie wieder. Und wenn einer sie um einen Rat für ein krankes Glied oder ein Stück Vieh, das unpaß war, fragte, gab sie ihn, gab ihm einen Trank oder eine Salbe. Zweimal hatte sie Frauen in ihrer schweren Stunde beigestanden, als die Hebamme nicht zur Stelle war und der Zufall wollte, daß sie des Weges kam. Weil sie wenig sprach und im Dorfe von niemandem etwas wollte, weil sie scheinbar mehr wußte als andre, und weil man nicht recht begriff, von was sie bei ihrem kleinen Verdienst mit ihrem Kinde eigentlich lebte, mißtraute man ihr. Man sprach nicht aus, daß sie eine Hexe sei; denn das Volk war schon über die Zeit hinaus, wo man dergleichen laut ausschrie, aber man stieß sich an, raunte, wies mit Fingern und deuchte sich zu gut, um mit der Steffen-Marie zu reden. Nun aber war sie gestorben, ohne Wesens, wie ein andrer Mensch. Sie ritt nicht auf einem Besen zum Kamin hinaus, und es zuckten keine geheimnisvollen, blauen Flämmchen rund um das Bett, auf dem sie lang ausgestreckt mit wächsernem Gesicht und scharfer, bleicher Nase wie ein steifer, tapferer, toter Ritter lag. Blandine, ihre Tochter, hatte den Pfarrer geholt. Dieser konnte nachher erzählen, daß die Marie offenbar an einer raschen Lungenentzündung, die sie sich auf einem ihrer Gänge geholt, gestorben sei. Einen Arzt hatten sie im Dorfe nicht. Die Marie starb ohne Hilfe und allein; nur die sechzehnjährige Blandine war bei ihr.

Diese Blandine schritt hinter dem Sarge der Mutter vom Berge herab dem Dorfe zu. Der Föhn säuselte am Wege. Es tönte, als riefe alle Augenblicke einer mit leisem „Pst, pst“ den Leichenzug an. In seinem tiefen Bett gurgelte der gebändigte Wildbach. Der kleine Zug brachte kein Leben in das düstere Landschaftsbild. Die Tannen standen wie Schildwachen an seinem Wege. Vier dunkel gekleidete Männer trugen den schwarz ausgeschlagenen Sarg. Niemand schritt hinter ihm als der Pfarrer, der Lehrer, der Sigrist und Blandine. Wer hätte sich bemühen sollen, im Steintal oben die Tote zu holen? Mit Gemächlichkeit bewegte sich der Zug straßabwärts. Die

Träger wechselten manchmal ihre Plätze; denn ihre Last war nicht klein. Zuweilen auch stieß einer von ihnen eine kurze Mahnung hervor, wenn sie an eine vereiste Stelle der Straße kamen und sein schwer genagelter Schuh ausglitt. Der Lehrer las Gebete. Der Sigrist im weißen Überhemd schwang das Rauchfaß. Der Pfarrer, ein feister, strenger Herr, schritt aufrecht neben Blandine. Diese hatte ein feines, zerschlissenes Kleid an und ging in dünnen Schuhen mit leichten Schritten dahin. Kleid und Schuhe waren erbettelt. Sie paßten dem schlanken Mädchenleibe, jedoch nicht in die winterliche Landschaft. Blandine fror aber nicht. Vielleicht war sie so abgehärtet, vielleicht auch war das Blut in ihren Adern heißer als das schmale, weiße Gesicht es vermuten ließ. Mit großen Augen sah das Mädchen um sich. Ihr Mund war leicht geöffnet. So war ihr Gesicht anzusehen, als liege ein Seufzer auf ihren Lippen, und gleichzeitig, als gehe sie im Traume und kümmerten sie weder die Menschen in ihrer Nähe noch die Gegend, durch die sie schritt.

Blandines kleines Herz war schwer, und doch empfand sie keinen eigentlichen Schmerz; denn zwischen ihr und der Mutter war keine Liebe gediehen. Das Kind hatte die Schule besucht. Dieser entlassen, ging es auch auf Sammeln und Verhandeln von Kleidern und Lumpen aus. Wer zuerst heimkam, melkte die Ziege im Stall, setzte die Milch aufs Feuer oder kochte die Suppe. Manchmal nahm jedes allein seine Mahlzeit ein, manchmal aßen sie gemeinsam. Zu erzählen hatten sie einander nicht viel, denn die Steffen-Marie war eine schweigsame Frau, und neben ihr wurde auch das Kind nicht redselig. Hie und da wollte die Mutter wissen, was Blandine auf ihren Gängen erlebt; denn sie wußte wohl, daß diese die Verachtung erbte, die sie selber von den Dörflern erlitt. Die Tochter klagte dann wohl so beiläufig, die und jene Unbill hätte man ihr angetan, aber Aufhebens machte sie nicht davon. Sie hatte sich in das sonderbare Erbe, die Verachtung, gefunden, wie die Kinder sich in alle Lebensschmerzen mit einem leisen Staunen, aber als in etwas Selbstverständliches finden.

Jetzt war die Mutter tot. Sie war auch schon nachts, einmal sogar mehrere Tage weggeblieben. Es war daher nichts so Außergewöhnliches, daß sie auf ein langes Ausbleiben fortgegangen war. Blandine glaubte, daß in ihrem Leben sich nicht viel ändern würde. Sie würde die Ziege melken, sich die Suppe kochen und handeln gehen. Den Handel verstand sie schon ganz gut, es war ihr nicht bange. Sie hatte nie Mangel gelitten, würde ihn auch ferner nicht leiden. Eins wunderte sie: der Pfarrer hatte vorhin, ehe der Leichenzug das Haus verließ, ein Wort fallen lassen, der Waisenvogt werde im Hause zum Rechten sehen. Der Waisenvogt? Was wollte der von ihr? Eine Ahnung stieg in ihr auf, daß der Tod der Mutter eine Bedeutung haben könnte, die sie noch nicht begriff. Diesem Rätsel grübelte sie nach, während sie dem Sarge folgte, aber es erregte sie nicht. Sie ging mit ihrem kleinen, schweren Herzen dahin, die Lippen geöffnet und die Augen groß, und manchmal zog sie die kindhafte Gestalt in die Höhe und schlenkerte leise die Arme, wußte dabei nicht, daß sie seufzte und sich nach etwas Unbestimmtem sehnte.

Die Sterbeglocke von Anderhalden wurde geläutet. Der Wind versperrte den Klängen einmal den Weg, dann wieder trug er sie davon, kaum, daß sie den kleinen Zug erreichten. Dadurch kam etwas Seltsames in das Läuten; die Töne glichen bellenden Hündlein, die dem Zuge entgegensprangen und ebenso rasch ihm wieder vorauseilten, so weit, daß ihr Kläffen nur noch schwach vernehmbar war.

Allmählich näherte sich der schwankende Zug dem Dorfe und verschwand zwischen den Häusern. Ein paar selber sterbensreife Weiber, die mit jedem Sarge liefen, traten aus braunen Türen, schwarz gekleidet und das Gebetbuch unterm Arm. Sie schlossen sich schweigend dem Zuge an, so daß er auf ein knappes Dutzend Menschen anschwoll. Um so mehr Gaffer lagen in den Fenstern. Blandine hatte plötzlich das Gefühl, daß viele Blicke ihr folgten und viele Mäuler geschäftig waren, ihren und der Mutter Namen zu nennen. Doch geschah das nicht laut, sondern mit all der Heimlichkeit und Bedrücktheit, die den vom Unglück geschlagenen Menschen in diesen Tagen eigen waren. Blandine hörte das Geschwätz nicht, sie ahnte es nur, aber sie sah, daß etwas wie Bosheit und Schadenfreude hinter den Fenstern lauerte. Einen Augenblick wurde ihr heiß und angst; dann sank sie in ihr Sinnen zurück und schritt fürdann unberührt und den Blick ins Leere gerichtet ihres Weges. Er führte einen Hügel hinan, nach der Pfarrkirche und dem Friedhofe.

Das Begräbnis dauerte nicht lange. Es sammelte sich allerlei Volk um das Grab. In diese senkten die Männer die Steffen-Marie hinab, warfen rasch ein paar Schaufeln harte Erde ihr nach, und der Pfarrer sprach die Formeln. Blandine sah kaum, was vorging. Ihr Gemüt war so grau und ruhig wie der Himmel ob ihr. Nachdem nun aber die Mutter in die Grube gefahren und keinerlei Zeichen ihrer Hexenart gegeben, wendete sich die Aufmerksamkeit des Volkes noch mehr der Tochter zu, und — weiß Gott wie es ihnen angeflogen kam — einigen von ihnen wollte es auf einmal scheinen, als sei das Geheimnisvolle und Unverständliche, das sie an der Marie zu Lebzeiten gefunden, dem Mädchen, der Blandine hinterblieben.

Die Waise stand in der Kirche, in die sie sich nach der Beerdigung zur Totenmesse begaben, in der vordersten Bank.

Eine Bäuerin stieß die Nachbarin an: „Siehst du, was für ein dünnes Kleid sie trägt und friert doch nicht!"

Dieses Wort ging um. Man hörte es nicht auf seiner Wanderung von Mund zu Ohr und wieder von Mund zu Ohr. Aber als die Messe vorüber war und alle die Kirche verließen, war das Wort schon Gerede geworden: „Seht, es friert sie nicht! Seht, die weißen, warmen Hände! Die feinen Backen! Kein bißchen blau! Kein bißchen kalt!"

Die Erwachsenen verliefen sich unter diesen Reden. Blandine jedoch war nach Ortssitte auf das Grab der Mutter zurückgekehrt, um dort noch ein Gebet zu verrichten. Schulkinder, auch einige halbwüchsige Burschen, deren Blicke das Mädchen auf sich zog, stellten sich in einiger Entfernung auf und begafften es. Sie war ihnen, vielleicht aus jenem Geflüster heraus, zu einer Art Wunder geworden. Der Ort, wo sie stand, war dem Winde ausgesetzt.

Obschon man diesen im Dorfe unten nicht spürte, war er hier stark genug, das schwarze Kleid Blandinens flattern zu machen und ihr unbedecktes Haar, das in wirrem Kranz ihr Gesicht umgab, in einzelnen Strähnen aufzuwehen. Es war aber eine seltsame Stille an ihr, als spürte sie von diesem Winde nichts. Da raunten auch die jungen Gaffer: „Seht ihr, es friert sie nicht und sie trägt sich doch wie im Sommer."

„Die kann nackt übers Eis laufen, es tut ihr nichts," warf ein Bursche ein, der mit andern hinter den Kindern stand. Die Worte klangen roh und frech in seinem Munde.

Die andern aber lachten nicht, wie sie sonst wohl getan haben möchten. Die abergläubische Scheu war größer als die Spottlust.

„Schau, wie sie dich ansieht," warnte ein Mädchen die Kameradin.

„Sie sieht einen nicht an," widersprachen andre mit gedämpfter Stimme. „Seht ihr nicht, wie sie verstaunt ins Leere gafft."

Diese letzten hatten recht. Blandine starrte noch immer geistesabwesend in die Luft. Es war ihr sonderbar zumute. Hilflosigkeit und Gleichmut hielten sich noch die Wage. Allmählich aber bemerkte sie die Feindseligkeit, die hinter der scheuen Neugier der Herumstehenden schlummerte. Da fehlte ihr plötzlich diejenige, mit der sie bisher die Verachtung der Anderhaldener geteilt, die Mutter. Nun stand sie allein! Das Herz zog sich ihr zusammen. Sie empfand einen heftigen Schmerz. Ein Schluchzen würgte sie.

Dann verließ sie das Grab, ohne daß ihr Tränen wirklich gekommen wären. Mit heißer Verlegenheit schritt sie auf die Gaffer zu und durch die Gasse hindurch, die sich ihr in deren Schar öffnete.

Die Anderhaldener warfen sich Blicke zu, begannen sich Zeichen zu geben und zu spotten. Einige, denen sie zu nahe kam, wichen zurück, wie vor ihrer Berührung sich fürchtend, andre lachten ihr frech ins Gesicht. Je mehr sie sich von ihnen entfernte, um so rascher siegte die Spottlust und die Freude am Wehtun über die Furcht und den Aberglauben. Ein Schrei wurde laut: „Hexe, verdammte!" Wer geschrien hatte, wußte nachher niemand. Aber wie eine Flamme schlug plötzlich eine Empörung aus diesem Schrei auf. Die Kinder begannen Schimpfworte hinter Blandine her zu rufen, einzelne erst, dann immer mehr. Dann griff ein halbgewachsener Bengel nach einem Stück Eis, das am Boden lag. Andre taten es ihm nach. Aus den Eisstücken wurden Steine, und als das Mädchen sich zu weit von ihnen entfernte, machten sie sich hinter ihm her. Eine laute, häßliche Hetze tobte durch das Dorf.

Als ein Stein dicht neben ihr zu Boden schlug, begann Blandine zu laufen. Sie war leichtfüßig wie ein Windzug. Bald hatte sie Vorsprung gewonnen, und als sie sahen, daß sie ihnen entkam, ließen sie von ihr.

„Wenn sie uns jetzt etwas antut dafür," raunte ein ängstliches Mädchen. Die Schar der Verfolger hatte sich gesammelt. Das eine Wort lähmte ihre ganze Wildheit. Die scheue Furcht vor dem Übernatürlichen kehrte ihnen zurück. Manche von ihnen schlichen mit bleichen Gesichtern ins Dorf zurück.

Blandine indessen erreichte die heimische Hütte, noch ein wenig von Atem, doch schon ruhiger gehend. Die Erregung aber, die sich in ihrem Äußern verlor, erwachte um so stürmischer in ihrem Innern. Sie war elend. Furcht und Schmerzen, die sie nicht verstand, wühlten ihr die Seele auf.

II.

Eustach Würger, der Soldat unter Soult, dem französischen General, ritt bergwärts. Der Hufschlag seines Pferdes schlug in gleichmäßigem, hartem Gepolter die Straße. „Verflucht," grollte Eustach in sich hinein. Was für ein Weg war das! Wenn der Gaul ihn geradewegs in die Hölle trug, mußte er es leiden, denn er wußte nicht, wohin das Tier trat, so finster war die Nacht. Der Wind, der tagsüber warm und ein Säuseln gewesen, sauste als ein kalter Sturm über die Berge. Würger hörte ihn an den Felsen gellen, und hier und da brach er durch einen Wald, der zu Häupten der Straße stand. Diesen Wald aber sah man nicht, sein schweres Rauschen verriet ihn nur. Kein Licht! Kein Stern! Selbst die Straße schwarz wie alles ringsum! Und kalt! Der Teufel! Welch ein Ritt! Eustach wickelte sich fester in den Mantel und fühlte nach dem Hahn des Karabiners, den er, quer über den Sattelgurt gelegt, in Bereitschaft hielt.

Am Ende — kam dem Soldaten nach einer Weile ein neuer Gedanke — war die Finsternis dennoch für etwas gut. Dieses Bergvolk war unzuverlässig. Vor Wochen hatten sie sich hier mit den Franzosen geschlagen, geschlagen wie Helden, bis die Übermacht sie erdrückt hatte! In verschiedenen abgelegenen Tälern waren sie über schwache Abteilungen hergefallen und hatten sie bis zum letzten Mann aufgerieben. Wenn sie jetzt auch besiegt waren, vielleicht — einen einzelnen Mann wie ihn konnten sie verschwinden lassen, daß kein Mensch wußte wohin. Eustach lachte grimmig in sich hinein. Eine gute Sorte waren sie, dieses Volk, ein harter Schlag, ähnlich demjenigen, dem er selber entstammte! Er hatte in seiner Jugend auch zwischen Bergen gehockt, nur nicht zwischen Riesen wie diese hier, im waldigen Gebirge Süddeutschlands. In seiner Jugend, ehe er in die Dienste des großen Korsen gegangen war.

Aber Teufel, was ein Ritt!

Der Reiter bog um eine Straßenwindung, und der Sturm sprang ihn an gleich einem Wegelagerer und hieb ihm mit eisigen Fäusten ins Gesicht. Wenn die Sache nicht so eilig wäre, daß er den Befehl des Generals an die Abteilung trug, die oben in Urseren lag, bei Gott, er hätte versucht, für die Nacht in einem der Ställe unterzukriechen, die doch auch hier in dieser Felsenwüstenei zu finden waren!

Ha, wieder ein Dorf!

Erleuchtete Hüttenfenster stierten ihn gleich in Schrecken weiten Augen an. Sie standen da und dort über ihm in der Finsternis. Er mußte es dem Pferde überlassen, den Weg zu ihnen hinauf zu finden. Das Tier hob den Kopf und begann zu wiehern. Es merkte die Nähe menschlicher Stätten und hatte Verlangen nach dem Schutz, den auch es da zu finden gewohnt

war. Eustach griff heftig in die Zügel. Bestie! Das Wiehern konnte ihn verraten!

Das Tier bäumte sich. Dann trug es den Reiter in Sätzen dem Dorfe zu. Die Straße, die durch seine Hüttenreihen führte, war im Lichte einiger heller Fenster erkennbar. Eustach zügelte das Pferd, daß es langsam schritt, bückte sich und schlug den Mantelkragen hoch. So ritt er langsam ins Dorf ein. Die Straße war fast menschenleer. Wo einer von Anderhalden den einsamen Reiter bemerkte, blickte er wohl jäh auf, spähte scharf aus, haßerfüllt oder furchtsam, je nach seiner Art, aber der stumme Reiter war vorüber, ehe jener mit sich einig war, was von ihm zu halten sei, und der Dörfler hatte nur eine Erinnerung an ein hageres, bleiches Gesicht, wachsame Augen und einen hängenden, schwarzen Schnurrbart. Wo dann der Bauer in ein Haus oder eine Stube zurücktrat, erzählte er in zornigem Ton, daß da wieder ein Franzose durchs Dorf geritten. Gott möge ihn schlagen, den Feind!

Der Sturm war indessen unbändiger geworden. Die Kälte der Nacht wuchs. Eustachs Augen suchten mit einer Art Hunger und Verlangen die roten Fenster, während er seinen Weg durch das Dorf fortsetzte. Oft sah er hinter diesen Fenstern Menschen um einen Tisch geschart, über dem die Hängelampe brannte. Ihr Beisammensitzen hatte etwas Trauliches. Ruhe und Behaglichkeit lag in dem Geneigtsein ihrer Häupter. Das machte den Reiter neidisch und weckte eine Sehnsucht, in einem Winkel ihrer Stuben ein paar Stunden sich zu wärmen und zu schlafen.

Wie sehr dieser Wunsch in ihm gewesen, wußte Eustach erst wieder, als er das Dorf hinter sich hatte und sein Pferd mit sichtbar zögernder Unlust seinen Weiterweg ins Dunkle suchte. Der Sturm schien doppelt rauh, als wehte er ihn geradewegs von einem Gletscher hernieder an. Und diese Finsternis! Es schwindelte einen, so dunkel war es, und so plan- und bewußtlos ritt man ins Leere!

Der Soldat hielt sein Pferd an. Er war auf dem Punkte, umzukehren. Es war eine Narrheit, sich und das Tier weiter abzurackern. Im nächsten Augenblick konnten sie in irgendeinem Abgrund liegen.

Da!

Eustach Würger flog aus dem Sattel und schlug schwer auf einen Boden nieder, der nicht weich war. Es war Schnee, denn er brannte ihm auf den Fäusten, mit denen er hineingegriffen. Der Karabiner entlud sich im Fallen. Gut, daß die Kugel ihm nicht selber zwischen die Rippen gefahren! Das Pferd mußte, durch sein Anhalten unsicher gemacht, über die Straße hinausgetreten sein. Er hörte sein Schnaufen ganz nahe. Es war gestürzt und hatte sich wieder aufgerichtet. Hoch konnten sie nicht gefallen sein. Eustach arbeitete sich auf die Füße, fand die Flinte nahe bei und lockte das gehorsame Pferd. Er faßte es am Zügel und tastete um sich. Sie waren über eine kleine Böschung gestürzt.

Sie erklommen die Straße wieder, und der Soldat bestieg sein ruhiges, treues Tier. Aber die Hütten von Anderhalden lockten ihn doppelt. Er brach sich den Hals, wenn er so in die Nacht weiter trottete. Warum also kehrte er nicht um?

Indessen trug sein Pferd ihn weiter straßan. Schon griff er in die Zügel, um es zu wenden und zurückzureiten. Da starrten aus dem Dunkel vor ihm abermals ein paar der roten weiten Augen, die ihm die Nähe einer Hütte verrieten. Ein einzelnes Haus! Das war besser als das Dorf, wo ein Feindseliger ihm hundert schaffen konnte! Er spornte das Pferd und erreichte die Stelle, wo der rote Lichtschein über den Berghang nieder bis auf die Straße quoll. Er unterschied die Umrisse der niedern Hütte. Das Licht zeigte ihm den Fußpfad, der zu ihr hinaufführte. Er stieg vom Pferde und lauschte. Niemand rührte sich. Da lud er den Karabiner neu und klomm vorsichtig den Pfad hinauf, das Pferd in der Straße lassend. Jetzt hatte er die Fenster des Holzhauses so nahe, daß er hineinsehen konnte. Die Stube schien ihm zuerst leer. Dann sah er eine Frau am Tische sitzen. Sie saß über ein Buch gebückt, eine schmächtige, kindhafte Gestalt, ha — ein Kind — oder doch beinahe eines. Und allein! Wo steckte der Alte? Die Brüder vielleicht? Lief er, Eustach Würger, in eine Falle, wenn er eintrat und um ein Dach für die Nacht bat?

Er hob an, die Hütte zu umschleichen. Ein Schuppen stand hinter derselben. Da konnte das Pferd Schutz finden! So war das Unterkommen leidlich. Aber noch immer fand er keine Spur von Mannsvolk. Das Mädchen schien das einzig Lebende in dem Bettelhaus zu sein. Er begab sich an eines der Fenster zurück, trat jetzt dicht an dasselbe heran und fand sich so groß, daß er bequem die Arme auf das Gesims legen konnte. Er brachte sein Gesicht nahe an die Scheiben und spähte in alle Winkel der niedern, aber saubern Stube. Niemand sonst, niemand als die Lesende am Tisch! Jetzt hob diese plötzlich den Kopf. Vielleicht war sein Schatten in die Stube gefallen, vielleicht hatte ein Geräusch sie aufgeschreckt. Eustach sah ein schmales Gesicht, große erschrockene Augen und einen leise geöffneten Mund. Teufel, was ein schönes Mädchen!

Blandine Steffen erhob sich von ihrem Stuhl und sah schärfer nach dem Fenster. Was wollte der Mann mitten in der wilden Nacht? Waren das die Nachtbuben? Daß doch die Mutter nicht mehr da war! Die fürchtete sich nicht, hätte die schon verjagt.

In diesem Augenblick pochte Eustach an die Hüttentür und stieß sie auf, ehe sie wußte, ob sie antworten sollte. Als sie den Soldaten in ihm erkannte, wurde ihr fast leicht ums Herz. Wenn es nur keiner aus dem Dorfe war!

„Wo ist der Vater?“ fragte Eustach, die Tür in der Hand.

„Ich habe keinen,“ gab Blandine ruhig zurück und sah ihn gelassen an.

„Die andern? Du bist doch nicht allein?“ fragte der Soldat wieder.

„Gewiß bin ich allein.“

Der Sturm pfiff in die Stube.

„Komm heraus einen Augenblick,“ gebot Eustach schon herrenhafter. „Kann ich das Pferd für ein paar Stunden in den Schuppen stellen?“ fragte er dann, als Blandine zu ihm trat.

Sie nickte nur und schaute dann zu, wie er das Pferd von der Straße holte und nicht ohne Mühe in den niedern Schuppen zu treten zwang. Sie sah, wie er den Sattel löste und dem Tiere Decken überwarf. Dabei freute sie sich; es lag in der Fürsorge, die er dem Pferde bewies, etwas, was ihr in diesem Augenblick wohltat, als sei solche Sorge für ein andres etwas Seltenes. Als sie sah, daß er dem Tiere den Hafersack vorband, trat sie hinzu.

„Es ist noch Heu da von der Ziege," sagte sie, und ohne seine Antwort abzuwarten, lief sie in den Stall, der neben dem Schuppen lag, und trug einen Arm voll Heu herein.

Eustach dankte. Er war zufrieden. Das war doch ein Dach in der sträflichen Nacht!

Es schien keinem von beiden unnatürlich oder einer Erklärung bedürftig, daß der Soldat, nachdem das Pferd besorgt war, mit Blandine wieder in die Stube hinüberging.

„Ich muß mit dem ersten Tagen weiter," sagte Eustach, als er sich am Tisch niedergelassen. „Ich will nur eine Weile hier verschnaufen."

Blandine hatte keinerlei Scheu mehr. Sie war im Verkehr mit Fremden nie verlegen, hatte die Unbeholfenheit auf ihren Krämerfahrten abgelegt. Ohne zu fragen, ging sie in die rauchschwarze Küche hinaus und holte Ziegenmilch, alten Käse und hartes Brot. Alles setzte sie Eustach vor.

„Wenn Ihr wollt, könnt Ihr Euch nachher auf der Mutter Bett legen," sagte sie. Sie war jetzt ganz froh, daß der Fremde da war. Er sah nicht bösartig aus. Und wenn die Nachtbuben kamen, war er ein Schutz.

„Horch, wie der Wind tobt," sagte Eustach. Die Hüttentür klapperte vom Sturm gerüttelt, und der Holzbau ächzte in allen Fugen. Er aber machte sich hinter sein Essen.

Blandine setzte sich ans Fenster, sprach nicht, sondern betrachtete ihn von der Seite, während er aß. Er war von Wettern braun und von Entbehrungen dürr geworden. Auch war er nicht mehr jung, dreißig wohl. Dünn und lang hing ihm der Schnurrbart über die Mundwinkel. Seine braunen Augen schauten aus eckigen Lidern, und in ihnen war eine Freundlichkeit, die im Vergleich zu dem rauhen Wesen, der Verwildertheit des Soldaten Blandine gefiel. Sie wußte Freundlichkeit erst jetzt zu schätzen, seit heute morgen erst, seit sie dies Gefühl des Alleinseins hatte.

Eustach Würger aß mit dem starken Hunger dessen, der eine mühsame Reise hinter sich hat. Als er fertig war, drehte er sich nach dem schweigenden Mädchen um. Der Schein des trüben Öllichtes war hell genug, daß die Knöpfe und Abzeichen an seiner dunkeln Uniform blitzten. Er erhob sich und reckte sich mit Behagen. Jetzt erschien er groß, und für Blandine lag in seiner Erscheinung etwas Fremdes, Eindrucksmächtiges. Sie empfand fast Ehrfurcht vor dem schön angetanen Krieger.

Dieser stellte sich vor sie hin. „Ganz allein wohnst du hier?" fragte er wieder.

„Ja," antwortete sie, „die Mutter haben sie heute begraben."

Aus ihren Worten ging ihm erst die Erkenntnis für ihre Verlassenheit auf. Saß das Mädchen in der Nachttotenstille wachend und allein in dem verlorenen Hause! Er hatte zu viel Kriegsgreuel gesehen, als daß ihr Schicksal ihm nahe gegangen wäre, aber einen Augenblick verweilten seine Gedanken doch bei dem Bilde der Einsamen.

„Du hast doch noch Verwandte?" fragte er.

„Niemand," kam die Antwort.

Er rückte sich jetzt einen Stuhl in ihre Nähe, grub eine Pfeife und Tabak aus der Montur und fing an, jene zu stopfen. Dabei schwiegen sie; denn Blandine wußte nicht, was sie mit dem Gaste reden sollte. Sie wollte sich erheben und den Tisch abräumen. Da wehrte er ihr. „Bleib sitzen! Laß uns ein wenig plaudern."

Die behagliche Wärme und Stille der Stube begann auf ihn zu wirken. Die Pfeife brannte jetzt. Er dehnte sich auf seinem Stuhl und streckte die Beine. Dann sah er das Mädchen an, und zum zweiten Male fiel ihre Schönheit ihm auf. Er vergaß, während er eine Weile lang mit ihr sprach, bald fragte und bald erzählte, des wilden Weges, der hinter ihm, wie des Auftrages, der vor ihm lag, und in ihm regte sich die Freude am Abenteuer, die der Vagant kennt. Das unstete Leben hatte ihn mit vielen Weibern zusammengeführt, er hatte sich keine Gedanken gemacht, wenn er weiterzog und ein flüchtiges Glück aufgab, wenn er betrog oder verließ. Das war Soldatenart. Das Zusammentreffen mit dem einsamen Mädchen begann ihn zu vergnügen. Er hob an, mit ihr zu tändeln. Mit den rauhen Fingern strich er über die blasse, weiche Hand, die auf ihrem schwarzen Kleide lag. „Armes Mädchen, daß du keinen Menschen hast," sagte er.

So wenig ernst gemeint seine Zärtlichkeit war, so tat sie Blandine dennoch wohl. Sie hatte dergleichen nie erfahren. Da und dort hatte einer wohl täppisch nach ihr gefaßt, den Ton leiser Weichheit aber, der in des Soldaten Stimme lag, hatte sie noch nie gehört. Und er machte sie zutraulich. Sie begann zu erzählen, wie sie hieß, wer die Mutter gewesen, sprach von ihrem Verhältnis zu den Dörflern und dem, was ihr heute geschehen war. Während sie sprach, belebten sich ihre Augen, von ihrem feinen Munde wehte ein Hauch zu Eustach hinüber, der ihn gefangen nahm. Seine Zärtlichkeit verwandelte sich, war bald nicht mehr die anfänglich oberflächliche, er fühlte etwas wie Freude an dem schönen hilflosen Kinde. Er hielt ihre Hand in der seinen, streichelte sie und begann zu fragen, was sie nun beginnen werde.

Sie wüßte es nicht, gestand sie. Sie wüßte sich ihren Unterhalt wohl zu verdienen, aber sie fürchte jetzt, sie würden sie im Dorfe nicht lassen, würden sich einmischen.

„Komm doch mit mir," sagte Eustach plötzlich. Er meinte es scherzhaft, aber gleichzeitig streckte er die Hand nach ihr aus und zog sie auf sein Knie.

Sie ließ es willig geschehen und sah ihn groß an. Sein Vorschlag beschäftigte ihre Gedanken. Mit dem wildfremden Manne gehen! Sie hatte von jeher so sehr das Leben eines fahrenden und heimatlosen Menschen geführt, daß an seiner Aufforderung nichts war, was ihr unmöglich oder auch

nur erstaunlich schien. Sie sagte weder ja noch nein, aber sie empfand mit einer gewissen Gleichgültigkeit, daß sie sich ebensogut entschließen könnte, mit dem Soldaten zu ziehen, wie hier zu bleiben.

Eustach fühlte die weichen Formen ihrer Glieder, während er sie fester umfaßte. Er streichelte ihr die Wange. Da überkam sie ein nie gekanntes wohliges Empfinden, darum, daß jemand ihr Liebe erwies. Sie fühlte sich sicher in des starken Menschen Arm, nestelte sich mit einer leisen Behaglichkeit fester hinein. Der Soldat küßte sie. Dabei sah sie wieder in seine braunen, freundlichen Augen und erwiderte unbewußt seine Liebkosung.

Eustach Würger dachte an seltsame Dinge. Dem Heere nach zog ein Troß von Frauen und Krämern. Unter jenen waren viele, die den Männern in den Krieg gefolgt waren. Sie schlugen in der Nähe des Lagers Zelte auf oder wohnten in Städten, in deren Umgebung das Heer sich befand. Zweimal schon waren im Zuge Weiber gewesen, die zu Eustach gehörten. Zweimal schon! Ha, jene Blonde, die ihm nachher mit dem Tambour entlief! Und die andre, die alt wurde, und deren er überdrüssig war, die aber nicht wich, sondern wie ein treuer Hund ihm folgte, bis eine verirrte Kugel sie traf! Jetzt eben aber hatte er keinen Anhang. Was tat's, wenn die Kleine nachher mit ihm ritt! Er brachte sie irgendwo unter, und — sie gefiel ihm wirklich. Wie ein kleiner, zarter Vogel war sie anzufassen.

Was er vorher scherzhaft gemeint hatte, nahm jetzt in ihm die Gestalt eines Entschlusses an. „Blandine," wiederholte er, „komm mit. Ich will für dich sorgen."

Sie antwortete auch jetzt nicht. Aber sie vergaßen beide, daß es tiefe Nacht war, und daß sie hatten ruhen wollen. Über Blandine schlug es wie Wellen zusammen, in denen sie sich willig versinken ließ: Daß sie jetzt einen hatte, zu dem sie gehörte! Sie sah nicht in die Zukunft und sorgte nicht, halb noch aus kindlicher Unschuld, halb, weil sie nicht sorgen *wollte*. Im Herzen des Soldaten brannte ein Feuer, immer heißer, immer heller. Sapperment, was er da am Wege gefunden hatte! Er liebte Blandine, das Mädchen. Vielleicht war es die Leidenschaft, wie sie den Zügellosen dann und wann erfaßt, aufloht und zusammensinkt. Vielleicht saß sie tiefer diesmal, — da Blandine jung und schön war.

Mit grauendem Dämmern zog des Soldaten Pferd Urseren zu. Nebel hing in die Schluchten. Der Sturm hatte aufgehört. Aber es war kalt. Und obgleich das Dämmern zum Tage wuchs, wurde es nicht hell. Die Straße lag grau und vereist. Grau stiegen zu beiden Seiten die Felsen auf, und grau spannte sich der Nebel von Stein zu Stein. Eustach Würger ritt gebückt, mantelumschlungen. Vor ihm auf des Pferdes Rücken saß leicht und schlank Blandine Steffen. Sie schmiegte sich fest an den Reiter. Er hielt sie mit der Rechten, lenkte mit der Linken das Pferd und den einen Mantelflügel hatte er fest um sie geschlungen. Sie zogen bergan und sahen nicht, wohin der Weg sie führte, so dicht war der Nebel. Und Blandine

wußte auch nicht, wohin der Weg inskünftig sie führen würde. Sie schloß manchmal die Augen, denn ihr war wohl in dem starken Griff des Reiters. Und sie ritt und sorgte nicht. Was aus ihr wurde, das wußte sie nicht, noch wußte es annoch Eustach Würger, der Abenteurer.

Die von Anderhalden hörten nie mehr von ihr.

Aber die von Anderhalden, als sie am andern Tage die Hütte leer fanden, sprachen noch eine Weile von ihr, sprechen von ihr noch, sagen, die Hexe, die Mutter, habe die Hexe, die Tochter, nach sich gezogen. Denn Blandine hatte keine Spur hinterlassen. Ein Ursener wollte sie in Gesellschaft eines Soldaten gesehen haben. Doch dem glaubten die Anderhaldener nicht. Sie hatten andre Erklärungen. Durch die schweren Nebel waren in einem Windstoß zwei weiße Gestalten gefahren, die zwei Hexen, Mutter und Tochter. Und Blandine war tot! Nachgezogen hatte sie die Mutter! Der Aberglaube ging von Tür zu Tür und flüsterte mit vor Entsetzen großen Augen und aufgehobenen Händen. Das war damals in der fürchterlichen Zeit des Krieges und des Unglücks. Aber auch jetzt noch geht es in den Bauernhäusern von Anderhalden um und erzählt und erzählt: wie einmal eine Hexe im Dorf gewesen.

Und Blandine war tot. Vielleicht war sie zu selbiger Zeit gestorben — verdorben. Vielleicht — es geschehen eigene Geschicke — auferstand sie in Liebe und gab einem wilden Menschen eine späte Ruhe und Rechtschaffenheit.

Eduard Zeller.

Erinnerungen

von

Wilhelm Lang.

In Schwaben stand seine Wiege, die schwäbischen Lehranstalten sind seine Bildungsstätte gewesen, und mit schwäbischen Denkern ist er aufs innigste verbunden geblieben, auch als ihn sein Lebensgang weg von der Heimat an eine Reihe deutscher Universitäten führte. Mit welchem Erfolg er an diesen gewirkt hat, das ist überall unvergessen, und die Ehren bezeugen es, mit denen überhäuft der Achtzigjährige nach der Heimat zurückkehrte, um hier den Rest seines Lebens zuzubringen. Ein Leben, das ganz der wissenschaftlichen Forschung und dem akademischen Beruf gewidmet war, das sich in fruchtbringender Arbeit im Dienste der Geisteswissenschaften voll auswirken durfte. Ein Leben, das, die menschlichem Dasein gesteckten Grenzen fast überschreitend, bis ans Ende eine beneidenswerte Gesundheit und Frische des Geistes bewahrte. Er war über die Schwelle des vierundneunzigsten Jahres getreten, als sein Lebenslicht erlosch.

I.

Tübingen hat ihn frühe verloren und nicht wieder gewonnen. Als ich meine Studien an dieser Universität begann, im Jahre 1850, war Eduard Zeller nicht mehr unter ihren Lehrern. Er war, nachdem er jahrelang vergebens eine Anstellung an der heimischen Hochschule erhofft hatte, endlich im Jahre 1847 zum Professor der Theologie in Bern ernannt worden, und von dort hatte ihn zwei Jahre später die hessische Regierung nach Marburg berufen. In Tübingen aber war die Erinnerung an ihn noch frisch und lebendig. Die Überlieferung, wie sie namentlich im Stifte von einer Altersklasse zur andern sich fortpflanzte, war noch voll von der außerordentlichen Anziehungskraft, die Zeller auf die Jugend ausgeübt hatte, von den gefüllten Hörsälen des Privatdozenten, der auch außerhalb des Stiftes viele Studenten andrer Fakultäten für die philosophischen Studien begeistert hatte. Man erzählte auch noch von dem großartigen Fackelzug, den die Studentenschaft dem nach Bern berufenen Professor brachte, der damals mit

Emilie Baur, der Tochter seines verehrten Lehrers und Freundes, des großen Theologen Ferdinand Baur, verlobt war. Zellers Schriften standen ohnedem im größten Ansehen. Man konnte den Aufsatz aus dem Gebiete der griechischen Philosophie, der für die Stiftler des ersten oder zweiten Semesters vorgeschrieben war, nicht ausführen, ohne sich in Zellers epochemachendem Werke zu orientieren, das im Jahre 1852 vollendet wurde. Und für das Studium der neutestamentlichen Schriften war wenigstens für diejenigen, die von den neuen und großartigen Einsichten in die Geschichte des Urchristentums angezogen wurden, wie sie aus den Forschungen Baurs sich ergaben, Zeller eine Autorität ersten Ranges.

Von dem Glanze, den in den vierziger Jahren ein Kreis geistvoller, um Baur gescharter junger Dozenten der Tübinger Hochschule verlieh, hatte sich freilich wenig in unsre Jahre herübergerettet. Damals bot diese Hochschule unter dem Anhauch einer begeisternden Zeitphilosophie, die auf allen Gebieten des geistigen Lebens nach vorwärts drängte, das Bild eines hochgestimmten wissenschaftlichen Aufschwunges, eines Wetteifers, der Lehrer und Schüler ergriff, der mutig der zunehmenden Ungunst der Zeiten trotzte. Jene Philosophie war die Hegelsche. Aber die reichbegabten, kecken, auch die Form meisterhaft beherrschenden Köpfe, die in der Hegelschen Philosophie geschult waren, klebten nicht an den Worten des Meisters. Ohne gegen die Lücken und Fehler des Systems blind zu sein, waren sie sich bewußt, dessen wahre Konsequenzen zu ziehen. An wichtigen Punkten war es nicht frei von Zweideutigkeiten oder doch Unklarheiten; aber gerade aus dem Geist des Systems heraus ließ sich hier die bessernde Hand anlegen. Hegel selbst war seiner Natur nach auf das Allgemeine, auf das Substantielle gerichtet, weniger lag in seiner Denkart das kritische Element. Wie aber gerade dieses aus Hegelschen Prämissen kräftig genug sich herausbilden konnte, das zeigte die Kritik, die Strauß an die evangelische Geschichte und an das christliche Dogma anlegte. Schleiermacher und Baur waren dabei freilich mit Paten gewesen, aber die direkte Abkunft aus der Hegelschen Religionsphilosophie konnte man Straußens beiden Hauptwerken nicht abstreiten. Strauß war in Tübingen der erste, der als Stiftsrepetent Vorlesungen über die Hegelsche Philosophie hielt. Durch ihn ist auch Zeller in diese Philosophie eingeführt worden. Damals, wenn je, ergriff die Jugend jener „Enthusiasmus der Spekulation", ohne den es nach Lessing kein rechtes Philosophieren gibt. Hegelsche Gedanken, denen der Schulstaub gründlich abgestreift war — am längsten ist Vischer im Bann des scholastischen Formalismus geblieben — sollten für die Gestaltung der Wirklichkeit fruchtbar gemacht werden. Je freier man sich von den Fesseln des Systems fühlte, um so klarer wurden die Ziele, die man in Wissenschaft und Kunst, in Kirche und Staat verfolgte. Dabei war aber dieser Tübinger Abzweigung der Hegelschen Schule durchweg eine Besonnenheit des Urteils, eine strenge Fundamentierung der Forschung und ein historischer Takt eigen, die sie vor den Willkürlichkeiten und Extravaganzen bewahrten, von denen die Hegelsche Linke anderwärts nicht frei blieb. Zum Organ dienten den Tübingern zuerst die „Halleschen (später Deutschen) Jahrbücher". Aber noch

vor deren gewaltsamem Ende kam es zur Trennung zwischen den Berlinern und den Tübingern, und im Jahre 1843 vereinigten sich die letzteren zu einer eigenen Monatsschrift, den „Jahrbüchern der Gegenwart", die von Albert Schwegler, vielleicht dem geistig bedeutendsten unter den Freunden, geleitet wurde, aber schon im Jahre 1848 aufhörte. Dieses Schicksalsjahr bedeutet ja einen Einschnitt auch in unserm geistigen Leben. Will man einen bestimmten Endpunkt setzen, bis zu dem die Hegelsche Philosophie ihre Herrschaft über die Geister behauptete, so kann es nur dieses Jahr sein. Das Zepter der offiziellen Herrschaft war ihr schon längst entwunden. Jetzt aber blieb nach der gescheiterten politischen Erhebung eine Ermattung des öffentlichen Geistes zurück, die der günstigste Nährboden ebenso für die kirchliche Reaktion wie für einen geistlosen Materialismus war, und als sich wieder ein philosophisches Interesse regte, war es für den Pessimismus des lange vergessenen Frankfurter Philosophen. Mit dem „Enthusiasmus der Spekulation" war es gründlich vorbei.

Am meisten erfuhr die Ungunst der Zeiten die wissenschaftliche Theologie. In Tübingen stand Baur jetzt allein. Der Kreis seiner Schüler und jugendlichen Mitstreiter war zersprengt. Zeller in Marburg, Schwegler aus der Theologie in die Philologie und alte Geschichte verdrängt, C. Ch. Planck in ein eigenes, schwer verständliches Denksystem eingesponnen, und auch Karl Köstlin stand schon im Begriff, die Theologie zu verlassen und sich in der Philosophie und Ästhetik anzusiedeln. Andre hatten sich dem Lehramt zugewandt. Im Kirchenamt winkten den Schülern Baurs schlechte Aussichten. Baur selbst aber war jetzt, um das Jahr 1850, auf der Höhe seiner Wirksamkeit, im Besitze seiner Vollkraft, ungebeugt durch die Verständnislosigkeit, auf die er stieß, vielmehr eben jetzt mehr denn je von der Berechtigung und Lebensfähigkeit seiner Geschichtsauffassung überzeugt. Seine Untersuchungen, von kleinen Anfängen in bescheidenen Grenzen beginnend, aber Schritt für Schritt methodisch vorwärts dringend, hatten zu immer bedeutenderen Resultaten geführt. Die Beweiskette hatte sich immer enger gezogen, und das Ergebnis war eine neue, wahrhaft geschichtliche Auffassung des Urchristentums. Aus den Briefen des Apostels Paulus, verglichen mit den Angaben der Apostelgeschichte, hatte er die Überzeugung gewonnen, daß das harmonische Verhältnis, das man gewöhnlich zwischen Paulus und den älteren Aposteln angenommen hatte, in den Quellen keine Bestätigung fand, daß vielmehr der Gegensatz zwischen den judaistisch beschränkten Urapostеln und dem universellen Heidenapostel wesentlich den Entwicklungsgang der ältesten Kirche bestimmt habe. Und zu demselben Ergebnis, daß der Kampf zwischen dem Judaismus und dem Paulinismus sich als der leitende Faden durch die urchristliche Literatur und damit durch die urchristliche Geschichte ziehe, führte dann die genauere Untersuchung unsrer Evangelien und der übrigen Schriften in und außerhalb des Kanons. Sie wurden als Urkunden dieses Entwicklungsganges in seinen späteren Stadien erkannt, wo von beiden Seiten das Bedürfnis einer Annäherung und Verständigung sich geltend machte, das stufenweise zum Ausgleich in der katholischen Kirche führte. Im Jahre 1853 konnte

Baur die Summe seiner Vorarbeiten ziehen in dem Buche, das die reife Frucht seiner Forschungen ist: „Das Christentum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte." Er fügte hier zugleich den Schlußstein zum Ganzen, indem er auch den Eintritt des Christentums in die Welt, die Person Jesu und sein Werk in den Kreis der Darstellung zog.

In diesem siegreichen Feldzug, der die Entstehung des Christentums für die Geschichte eroberte, einreihte in den weltgeschichtlichen Zusammenhang, war Baur unterstützt worden durch seine mitforschenden Schüler. Sie hatten sich an den Einzelunterfuchungen beteiligt, zum Teil die Resultate vorweggenommen. Keiner aber stand dem Meister so nahe, schloß sich so eng an seine Methode an als Eduard Zeller, der zwar schon frühe die griechische Philosophie sich als sein besonderes Arbeitsfeld ersah[1]), zugleich aber an Baurs Entdeckungsfahrten aufs eifrigste teilnahm und auch als Privatdozent — seit 1840 — überwiegend theologische Vorlesungen hielt. Im Jahre 1842 begründete er die „Theologischen Jahrbücher", bestimmt für die freie, „von jeder Heteronomie unabhängige, auf die Macht des Gedankens allein sich stützende theologische Wissenschaft", die recht eigentlich das Organ der Tübinger Schule waren und bis zum Jahre 1857 fortgesetzt wurden. Zeller besaß in hohem Grade die für Leitung eines solchen Organs nötigen Eigenschaften; ein Rezensent rühmte nach dem ersten Hefte seine „gewinnende Offenheit, Geschäftsgewandtheit und untrüglichen Überblick über das Ganze der theologischen Wissenschaft". Hier erschienen zuerst Baurs grundlegende Untersuchungen über die Evangelien, und hier entfaltete ihm zur Seite auch Zeller eine höchst fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit. Seine Abhandlungen über die Offenbarung und über das dem Johannes zugeschriebene Evangelium, über die sprachlichen Eigenheiten und über die äußere Bezeugung der Evangelien, über Lukas und die Apostelgeschichte dienten wesentlich zur genaueren Begründung der Baurschen Ansichten. Seine philologische Genauigkeit ergänzte Baurs Kombinationsgabe und Weitblick. Zellers Untersuchungen über Inhalt und Ursprung der Apostelgeschichte, die er 1854 in einer eigenen Schrift zusammenstellte, sind für diesen Gegenstand abschließend geworden.

Der enge Anschluß Zellers an Baur erstreckte sich selbst auf den Stil, auf sprachliche Besonderheiten, obwohl er gleich den Freunden die etwas schwerfällige Gelehrtensprache, die Baur nie ganz überwand, abzustreifen verstand und sich seine eigene freier gefügte Sprache schuf. Sie alle waren ja merkwürdige Sprachkünstler. Strauß voran mit seiner klassischen, kristallhellen Prosa, die an der rechten Stelle ein glücklich gefundenes Bild belebt, dann Schweglers männlich herber, taciteischer Stil, unbarmherzig einschneidend, jedes Wort wie von stählernem Bogen entsandt, und daneben Vischers gedankenschwere, aber farbige und phantasievolle, humorgetränkte Sprache. Neben ihnen nahm sich Zellers Vortrag weniger glänzend aus — farbloser, trockener; dafür besaß er in hohem Grade die Gabe überzeugender Diskussion,

[1]) Die „Platonischen Studien" (1839) schrieb Zeller als Repetent am Uracher Seminar, eben von seiner wissenschaftlichen Berliner Reise zurückgekehrt.

die Kunst, wissenschaftliche Probleme vor dem Leser anschaulich aufzurollen, zu zerlegen, abzugrenzen, die verschiedenen Seiten, die sie darboten, gegen einander abzuwägen, jedem Standpunkt sein Recht zu geben, jedem möglichen Einwurf zu begegnen und schließlich zu Resultaten hinzuleiten, die nach allen Seiten begründet und gedeckt dem Leser einleuchten mußten. Wenn man von Baurs Genialität oder vom Scharfsinne Schweglers sprach, so rühmte man schon in Tübingen an Zeller die wissenschaftliche Klarheit: der „klare Zeller". Übrigens war er auch wärmerer und temperamentvollerer Töne fähig, wenn es galt, sich zur Wehre zu setzen, unehrliche Gegner zu entlarven oder die Kurzsichtigkeit retrograder Behörden zu geißeln. Wenn ihn Strauß einmal eine natura angelica nennt, ein andres Mal eine melanchthonische Natur, so könnte das leicht eine falsche Vorstellung erwecken. Gewiß konnte ihm derselbe Freund ein „lauteres und schlichtes Wesen" nachrühmen, aber das hinderte nicht, daß Zeller ein scharfer und unerbittlicher Gegner sein konnte, wo er Unrecht, wo er Mangel an Aufrichtigkeit und an wissenschaftlichem Ernst zu finden glaubte.

Baur starb im Dezember 1860. Es war ihm vergönnt gewesen, sein Lebenswerk zu einem gewissen Abschluß zu bringen, aber nur langsam brach sich die von ihm begründete Auffassung des Urchristentums Bahn. Die zünftige Theologie wehrte sich anfangs aus Leibeskräften gegen den unbequemen Eindringling. Um so wichtiger war es, daß die nichttheologische Welt, daß die Geschichtswissenschaft und das gebildete Publikum von den neuen Einsichten Kunde erhielt und für sie interessiert wurde. Eben dies geschah nun vornehmlich durch Zellers vortreffliche Abhandlungen über die Tübinger Schule (in Sybels „Historischer Zeitschrift" 1859) und über deren eben heimgegangenes Haupt („Preußische Jahrbücher" 1861), die später zusamt den Aufsätzen über das Urchristentum in den ersten Band der „Vorträge und Abhandlungen" aufgenommen worden sind. Ich selbst wagte damals, derselben Sache zu dienen und hatte in andern Zeitschriften Ähnliches versucht. Meine Schriftstellerei, wenn sie auch nicht aus den ersten Quellen schöpfte, vielmehr eben auf den Resultaten der Tübinger Schule fußte, lief also parallel mit jenen Schriften Zellers, und so fehlte es nicht an Berührungspunkten, als ich diesen im Mai 1865 in Heidelberg aufsuchte. Im Jahre zuvor hatte ich den liberalen Protestantismus in Südfrankreich kennen gelernt und bei dortigen Geistlichen eine überraschende Kenntnis der Tübinger Theologie angetroffen, wovon sie, unbeengt durch ein bevormundendes Kirchenregiment, mit frischem Eifer, ja mit einer Art Enthusiasmus auch im Unterricht und in der Predigt vor dicht gedrängten Zuhörern Gebrauch machten, und jetzt war ich auf der Durchreise nach Paris, wo ich Athanase Coquerel, Edmond Scherer, die Leiter der „Revue Germanique", vielleicht Renan kennen zu lernen hoffte, und so war denn in der Stunde, die mir Zeller schenkte, vornehmlich von der Ausbreitung der von der Baurschen Schule ausgehenden Geschichtsauffassung die Rede, von der Aufnahme, die sie für jetzt noch williger als in der Heimat auswärts, in Frankreich, in Holland und in der Schweiz fand.

II.

Damals, im Jahre 1865, hatte übrigens Zeller bereits ein neues Feld zu bebauen angefangen, oder vielmehr neue Forschungsziele sich gesteckt. Seit seiner Berufung nach Heidelberg, die ihm gegen den Rivalen Kuno Fischer zuteil geworden war, wandte er sich Problemen zu, die er bisher nur gelegentlich gestreift hatte, nämlich Problemen der theoretischen Philosophie, der Erkenntnislehre. Den Lehrstuhl an der Ruperto-Carolina betrat er im Jahre 1862 mit der berühmten Rede, worin er, einer der Ersten, den Ruf: „Zurück zu Kant" erhob, der seitdem zum Losungswort der zeitgenössischen Philosophie wurde. Er vollzog damit die Abkehr von Hegel, die Abkehr von dessen Logik. Von des Meisters Geschichte der Philosophie hatte er sich schon früher losgesagt, schon damals, als er sich selber anschickte, Geschichte der Philosophie zu schreiben. Von Haus aus besaß Zeller einen Wirklichkeitssinn, eine Vorsicht und Nüchternheit, die bei jeder Forschung vor allem Prüfung des Tatsächlichen verlangte. Das hatte für die Geschichte des Denkens schon eine Abhandlung in den „Jahrbüchern der Gegenwart" vom Jahre 1843 ausgeführt. Wenn Hegel die Idee unmittelbar in der Geschichte wiederfand, wenn er behauptete, die Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme in der Geschichte sei dieselbe wie die logische Aufeinanderfolge der philosophischen Begriffe, so sah Zeller hierin eine unzulässige Vermischung des Logischen und des Historischen. Auch sein Ziel war eine organische Geschichtsbetrachtung, die Darstellung eines vernünftigen Zusammenhanges und innerer Gesetzmäßigkeit. Aber die philosophische Konstruktion aus der Idee heraus wies er ab. Das Richtige schien ihm die Wechselwirkung von Empirie und Philosophie, die möglichste Durchdringung beider Seiten. Und denselben Gedanken sprach er in der Einleitung zu seinem großen Werke über die griechische Philosophie aus, deren erster Band kurz darauf erschien. Das Gebiet des Geschehens, sagte er hier, ist seiner Natur nach von dem der Philosophie verschieden. Denn die Geschichte ist wesentlich das Ergebnis aus der freien Tätigkeit der einzelnen; auch in dieser Tätigkeit waltet ein allgemeines Gesetz, das sich durch sie vollbringt, aber „wenn sich aus dem Zusammentreffen, dem Kampf und der Reibung dieser Einzelwirkungen am Ende allerdings ein gesetzmäßiger Gesamtverlauf herstellt, so ist doch nicht bloß das einzelne dieses Verlaufs, sondern auch das Ganze auf keinem Punkte schlechthin notwendig, sondern notwendig ist alles nur, so weit es zu dem allgemeinen Gange, gleichsam zum logischen Gerippe der Geschichte gehört, in seiner zeitlichen Erscheinung dagegen ist alles mehr oder weniger zufällig . . . Das Gesetz der Entwicklung ist in der Logik ein andres als in der Geschichte . . . Der regelmäßige Gang und die organische Gliederung der Geschichte ist kein aprioriſches Postulat, sondern die Natur der geschichtlichen Verhältnisse, und die Einrichtnng des menschlichen Geistes bringt es mit sich, daß seine Entwicklung bei aller Zufälligkeit des einzelnen doch im großen und ganzen einem festen Gesetze folgt, und wir brauchen den Boden der Tatsachen nicht zu verlassen, sondern wir dürfen den Tatsachen nur auf den Grund gehen, wir dürfen nur die Schlüsse ziehen, zu denen sie die Prämissen enthalten, um diese Gesetzmäßigkeit zu erkennen." Zu den gleichen

Ansichten hat sich damals auch Schwegler bekannt. Damit aber, daß sie sich zum Hegelschen System kritisch verhielten, wollten sie ihm noch keineswegs die Anhängerschaft aufkündigen. Zeller erklärte es sogar für nötig, daß der Geschichtschreiber der Philosophie zu seinem Geschäfte ein eigenes philosophisches System mitbringe: „ein philosophisches System ist die Bedingung für das Verständnis der Geschichte; je wahrer und umfassender eine Philosophie ist, um so vollständiger wird sie uns die Bedeutung der früheren erkennen lassen".

Die Frage, wie aus den Handlungen der Menschen, aus dem zufällig Einzelnen ein notwendiger Weltzusammenhang entstehe, hat Zeller noch zum Gegenstand einer besonderen, gründlichen Untersuchung gemacht in der Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens („Theologische Jahrbücher" 1846 und 1847). Sie verrät noch den überwiegenden Einfluß Hegels teils in einzelnen Begründungen, teils in ihrem ganzen Aufbau, sofern der erste Teil Freiheit und Notwendigkeit des Willens vereinigt zeigte, der zweite, wie sie in Widerspruch treten und im Bösen die Freiheit gegen die Notwendigkeit sich auflehnt, der dritte, wie aus der Freiheit der einzelnen Tat die sittliche Notwendigkeit sich wiederherstellt. In der entschiedenen Behauptung der Willensfreiheit und des sittlichen Verantwortungsgefühls füllt Zeller aber eine Lücke im Hegelschen System aus, und gegen die konservative Rechte der Hegelschen Schule war die Ausführung gerichtet, daß kein geschichtlicher Zustand schlechthin vernünftig sei, und daß die Mängel der individuellen Zustände dem Fortschritt und der sittlichen Entwicklung des Ganzen den Anstoß geben. Daher das fortwährende Streben zur Vervollkommnung. So ist die Notwendigkeit des geschichtlichen Verlaufs nur durch Freiheit und Zufälligkeit möglich; denn nur in ihr liegt der Trieb zu Fortschritt und Entwicklung.

Weiter nun, wie gesagt, rückte Zeller von Hegel ab mit dem Heidelberger Vortrag über die Erkenntnistheorie. Bei Hegel ist die Logik zugleich Metaphysik: die spekulative Logik soll zur Erkenntnis des Wirklichen führen. Allein das Wissen, so führt Zeller aus, ist nicht von oben gegeben, es ist nur von unten auf möglich. Wir bedürfen einer neuen Untersuchung der Voraussetzungen, von denen die Philosophie seit Kant ausging. Kants Grundsatz, daß bei unsrer Anschauung der Dinge objektive Eindrücke und subjektive Vorstellungstätigkeit zusammenwirken, ist richtig, aber daraus folgt nicht, daß wir die Dinge an sich nicht zu erkennen vermögen. Der Raum ist nicht eine bloße Vorstellungsform, sondern ein reales Verhältnis wirklicher Dinge. Wir und die Dinge gehören demselben Naturganzen an, unsre Vorstellungsformen sind deshalb von Natur darauf angelegt, die Dinge richtig zu erkennen. Der Weg zur Erkenntnis ist der naturwissenschaftliche: von den Erscheinungen zu den Ursachen aufzusteigen. Durch die Vergleichung der Erscheinungen lernen wir die Objekte unterscheiden und erkennen. Wir erreichen damit nicht ein absolutes Wissen, aber eine allmähliche Annäherung an die Wahrheit, die Erweiterung unsrer Kenntnis der Naturgesetze.

Man erkennt in diesen Ausführungen den Einfluß, den die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften auf Zellers Denken ausgeübt hat. In Heidel-

berg hat er im Verein mit seinem Freund und Verwandten Helmholtz eingehende Studien über Physik und andre Zweige der Naturwissenschaft getrieben. In der Erkenntnistheorie kamen beide zu übereinstimmenden Resultaten. Zeller hat die Grundgedanken der Heidelberger Rede später weiter ausgeführt und in die Erörterung, die sich daran schloß, wiederholt eingegriffen. Unsre Anschauung der Dinge, heißt es in dem Vortrag, der im Jahre 1877 in der Berliner Akademie gelesen wurde, ist durch den Kausalbegriff vermittelt. Voraussetzung dabei ist der Kausalzusammenhang unter den Dingen selbst. Ohne diese Annahme wäre jede Möglichkeit des Denkens aufgehoben. Aber die Kausalbegriffe mit einem Inhalt zu erfüllen, ist einzig durch die Erforschung der Wirklichkeit möglich. Auch hier war gegen Kant daran festgehalten, daß die allgemeinen Denkgesetze objektive Geltung haben müssen. Ebenso in der Abhandlung von 1886 über die Gründe unsres Glaubens an die Realität der Außenwelt: Kants Lehre von der Unerkennbarkeit der Dinge an sich verträgt sich nicht mit der Voraussetzung, daß es solche Dinge gebe. Es ist eine psychologische Notwendigkeit, unsre Wahrnehmungen auf Ursachen zurückzuführen, die von uns selbst verschieden und außer uns sind. „Daß die Außenwelt uns als eine Körperwelt *erscheint*, ist eine Tatsache unsres Selbstbewußtseins, daß sie es auch *ist*, eine Annahme, die wir aus dieser Tatsache ableiten."

Daß damit auch die Frage nach teleologischer oder mechanischer Naturerklärung hinfällig wird, war eine weitere Folgerung, die den Inhalt des Akademievortrags von 1876 bildet. Die Welt ist eine notwendige Folge ihrer Ursachen, sie war von Anfang an in ihren Ursachen angelegt. Die Frage ist nicht: wie ist die Welt entstanden, sondern: ist sie überhaupt entstanden? Die Welt konnte nicht ein durch Zweckbegriffe geleiteter Willensakt sein, sie ist eine absolute Notwendigkeit. Was dann noch weiter ausgeführt wird in dem an Aristoteles anknüpfenden Aufsatz über die Ewigkeit der Welt (1878 und 1884). Die mechanische und die teleologische Weltbetrachtung fallen zusammen, sobald jene von den Einzelursachen auf ihren letzten Grund, und diese von einer äußerlichen Zweckbeziehung auf den inneren Zusammenhang der Dinge zurückgeht. „Was uns als Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung vorliegt, ist ein System, das aus zahllosen Teilen von der verschiedenartigsten Beschaffenheit zusammengesetzt ist und Erscheinungen der verschiedensten Art hervorbringt, das die Welt unsres Bewußtseins ebensogut wie die im Raum sich vor uns ausbreitende Körperwelt umfaßt, in dem aber alles auf einen einheitlichen, durch unabänderliche Gesetze geordneten Zusammenhang und eben damit auf eine einheitliche, ewige, unveränderliche Ursache hinweist ... Die Welt als Ganzes genommen ist gerade deshalb vollkommen, weil nichts in ihr zufällig, weil sie ein Werk der weltschöpferischen Kraft ist, das nach unabänderlichen Gesetzen und deshalb ohne Anfang und Ende aus dem Wechsel jener Teile in unwandelbarer Gleichmäßigkeit sich erzeugt."

Daß die Welt vermöge einer inneren Notwendigkeit aus einer Urkraft entsprungen sein müsse, daß die Erscheinungen des Bewußtseins nicht aus den der Materie innewohnenden Kräften erklärt werden können, daß folglich nicht

die Materie, sondern etwas Immaterielles jene letzte Ursache alles Seins sein müsse, die von dem einheitlichen Zusammenhang aller Teile der Welt vorausgesetzt wird, diese Gedanken waren auch in der großen Abhandlung über Ursprung und Wesen der Religion (1877) entwickelt, aber zugleich eine Untersuchung darüber, wie dieses Prinzip zu denken sei, als unfruchtbar abgelehnt. „So leicht es uns wird, unangemessene Vorstellungen vom Begriff der Gottheit abzuwehren, so schwierig zeigt sich die Aufgabe, sie durch solche zu ersetzen, die nach keiner Seite hin einer Einwendung Raum lassen." Daß diese letzte Ursache nicht als Persönlichkeit zu denken sei, nach Analogie der menschlichen Persönlichkeit, das hatte Zeller — im Anschluß an Schleiermacher — bei früheren Anlässen, zur Zeit, als die freie Wissenschaft noch in polemischen Streifzügen ihr Recht sich erkämpfen mußte, oft und deutlich als seine Meinung kundgetan. Aber ebenso hielt er gegen Feuerbach („Theologische Jahrbücher" II, 2) daran fest, daß das Absolute „oder bestimmter der absolute Geist" von der Natur und vom Menschen unterschieden werden müsse als etwas Höheres, als der gemeinsame Grund sowohl des Geistes als der Natur.

Welches ist aber der Ursprung der Religion? Antwort: sie ist weder eine Erfindung der Priester noch als ein übernatürliches Geschenk dem Menschengeschlecht mitgegeben. Sie ist vielmehr ein Erzeugnis des menschlichen Geistes, auf Erfahrungen beruhend, ein Bestandteil der natürlichen Entwicklung des menschlichen Geschlechts. Und zu dem gleichen Ergebnis kommt die Untersuchung des Ursprungs der Sprache (1884), nämlich, daß sie dem Menschen nicht angeboren, kein Naturerzeugnis und kein Werk willkürlicher Schöpfung sei; „wie sie vielmehr das wertvollste Werkzeug des menschlichen Geistes ist, so ist sie auch sein Werk". So beruht endlich auch die Sittlichkeit (1879) auf allgemeinen Gesetzen des menschlichen Geistes. In der Vernunftanlage des Menschen ist auch seine Anlage zur Sittlichkeit begründet. Kant hat den aprioriischen Ursprung des sittlichen Bewußtseins behauptet. Aber das rein formale Moralprinzip reicht nicht aus, um bestimmte sittliche Verpflichtungen zu begründen. Es muß ergänzt werden durch andre, aus der empirischen Untersuchung der menschlichen Natur entnommene Momente. Ihren Inhalt können die sittlichen Begriffe, wie die theoretischen, nur aus der Erfahrung schöpfen. Die Ethik ruht zuletzt auf der Psychologie. Die allgemeinste sittliche Forderung ist deshalb die, daß unser Wollen und Handeln dem entspreche, was dem eigentlichen Wesen des Menschen gemäß ist, und das führt auf die Ideen der Menschenwürde und der Humanität.

III.

In dieser Folge von Abhandlungen hat Zeller die Grundzüge seiner eigenen philosophischen Weltbetrachtung entwickelt. Sie sind nirgends ausdrücklich zu einem Ganzen zusammengefaßt. Er hat kein System aufgestellt, kein Lehrbuch verfaßt. Was er „über Systeme und Systembildung" gedacht hat, ist in dem Aufsatz der „Deutschen Rundschau" von 1899, einer seiner letzten Arbeiten, ausgesprochen. Es ist notwendig und liegt im Begriff der Philosophie, daß immer von neuem eine Zusammenfassung unsres Wissens versucht werde.

Jeder solche Versuch hat aber nur einen relativen Wert, die Aufgabe kann immer nur unvollkommen gelöst werden, da jedes System nur das Wissen seiner Zeit zu einer Weltansicht verknüpfen kann und von der fortschreitenden Wissenschaft immer neue Ergänzungen und Berichtigungen zu erwarten sind. Seitdem der letzte große Versuch, ein absolutes Wissen zu begründen, an der Unmöglichkeit der Aufgabe gescheitert ist, sind nur gründliche Untersuchungen auf begrenztem Gebiet imstande, über die Lücken und Einseitigkeiten der bisherigen Systeme hinauszuführen. In diesem Sinne hat Zeller selbst an der philosophischen Arbeit der nachhegelschen Zeit teilgenommen. Sein Beitrag sind einzelne Untersuchungen, die an verschiedenen Punkten einsetzen und in verschiedene Gebiete eingreifen; aber man erkennt doch leicht, daß sie zu übereinstimmenden Ergebnissen führen, daß sie Teile eines Ganzen sind, fragmentarisch ausgeführt, einheitlich gedacht. Und auch das erkennt man leicht, daß Zeller im Grunde immer derselbe war. Sehr früh ist er zu der Denkart gelangt, die nur immer gründlicher ausreifte, die von verschiedenen Seiten her Stützpunkte suchte und gewann, die nach der erkenntnistheoretischen, der metaphysischen, der moralischen Seite immer tiefer und bestimmter ausgedacht wurde. Etwa folgendermaßen lassen sich diese Grundzüge auf ihren kürzesten Ausdruck bringen:

Alle Erkenntnis hat von der Erfahrung auszugehen, nur an der Hand der Erfahrung vermag sie tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen.

Alle geistige Tätigkeit beruht auf dem Wesen der menschlichen Natur, auf deren vernünftiger Anlage. Sprache und Religion sind nicht Gaben einer außerweltlichen Macht, sondern Erzeugnisse des menschlichen Geistes, wie die theoretischen und moralischen Begriffe, wie Erkenntnis und Sittlichkeit.

Die Welt zeigt uns eine unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit, einen durchgängigen Kausalzusammenhang alles Geschehens, auch zwischen den materiellen und den geistigen Kräften; aber die Bewußtseinserscheinungen sind nicht aus der Materie, nicht aus räumlichen Bewegungen zu erklären.

Die Zusammenstimmung aller Naturgesetze und die Wechselwirkung aller Kräfte weist auf eine letzte einheitliche Ursache, die nicht in der Materie liegen kann.

Nach einem Zweck der Welt zu fragen, hat keinen Sinn, da die Welt ewig ist, ohne Anfang und ohne Ende.

Aus dem Einzelnen und Zufälligen entsteht vermöge einer immanenten Zweckmäßigkeit das unendlich reiche, wohlgegliederte und vollkommene Ganze, das wir die Welt nennen; aus den einzelnen freien Handlungen der Menschen vermöge einer inneren Notwendigkeit die moralische Weltordnung.

Zuletzt ist es das Prinzip der Immanenz, das alle Teile dieses Systems, wenn man es so nennen darf, zusammenhält. Aber seine Durchführung geschieht in Übereinstimmung mit der naturwissenschaftlichen Methode. Nichts ist bemerkenswerter als die umsichtige, zurückhaltende, immer zuvor die Tragfähigkeit des Bodens prüfende Art der fortschreitenden Untersuchung. Niemals werden Lücken in unsrer Kenntnis durch geistreiche oder willkürliche Gedankensprünge überbrückt, niemals Anleihen bei mystischen oder phantastischen Theorien

gemacht, um über schwierige Fragen hinwegzuhelfen. Zeller ist auch kein Freund von Paradoxien. Man kann sich denken, wie er über Schopenhauer geurteilt hat, vollends über Nietzsche. Seine Philosophie ist geduldig. Sie sucht vom Boden der Erfahrung aus den Weg zur Wahrheit, d. h. zu den allgemeinen Gesetzen. Es ist ein starkes Element gesunden Menschenverstandes in diesem Philosophieren. Kein hinreißender Gedankenflug, nichts Blendendes, aber eine nüchterne Ausrechnung des Möglichen, ein sorgfältig fundamentiertes Vorwärtsdringen von Wissen zu Wissen. Die Empirie hat die Herrschaft an sich genommen, auch im Reich des Geistes. Erforschung der Wirklichkeit und der Gesetze, die sie beherrschen, so lautet jetzt das bescheidener gesteckte Ziel des philosophischen Denkens. Dennoch ist Zeller weit entfernt, gleich Strauß, vor der naturalistischen Weltbetrachtung zu kapitulieren. Zugegeben, daß alles in der Welt aus natürlichen Ursachen geschieht — damit ist nicht gesagt, daß dies mechanische Ursachen sind. Nicht aus blind wirkenden Kräften der Materie können in einem bestimmten Zeitraum Leben, Geist, Bewußtsein hervorgegangen sein. Leben und Vernunft müssen immer gewesen sein, von Ewigkeit her, und die Welt als Ganzes ist trotz der Notwendigkeit des Kausalzusammenhangs doch das Werk der absoluten Vernunft. Insofern blieb also, gleich Vischer, auch Zeller dem Hegelschen Grundgedanken getreu, daß der Geist des Hysteron-Proteron der Materie sei: er könnte nicht aus der Materie hervorgehen, wenn er nicht vorher darin wäre.

Über den „Alten und Neuen Glauben" hat sich Zeller nicht öffentlich ausgesprochen. Die persönliche Freundestreue hat er Strauß über das Grab hinaus bewahrt. Eingedenk der alten Waffengemeinschaft[1]), hielt er über dem vielfach und bitter Angefeindeten seinen schützenden Schild, und den schönsten Beweis seiner Treue gab er mit seiner Biographie, der Herausgabe der Werke und später der Briefe seines Freundes. In den Einleitungen, mit denen er die einzelnen Bände der Werke versah, verband er aber warmes Freundschaftsgefühl mit strenger Objektivität des sachlichen Urteils. Oder genauer mit strenger Zurückhaltung eigenen Urteils. Besonders charakteristisch ist hierfür die Einleitung eben zu dem Band, der den „Alten und Neuen Glauben" enthält. Unerschrocken tritt er für den Freund ein, läßt aber doch durchblicken, daß das schriftstellerische Vermächtnis Straußens in seinem positiven Teile an wissenschaftlicher Beweisführung in seinen Augen manches zu wünschen übrig lasse, wie es denn selbst nur als ein Bekenntnis, nicht als ein wissenschaftliches System beurteilt sein wolle. In Wahrheit erkannte er die Schwächen des vielberufenen Buches so gut und besser als irgendeiner. Allein es widerstrebte ihm, sowohl bei Lebzeiten als auch nach dem Tode des Freundes öffentlich

[1]) Daß trotz ihrer Waffengemeinschaft Zellers Standpunkt schon früh sich nicht unwesentlich von dem Straußschen unterschied, hatte die ausführliche Rezension der Straußschen Glaubenslehre in den „Theologischen Jahrbüchern" (Bd. II, S. 90 ff.) gelehrt. Was Zeller am meisten beanstandete, war, daß Strauß den Hauptnachdruck auf die theoretische Seite der Religion gelegt hatte, während doch die Bedeutung der dogmatischen Vorstellungen nicht in ihrer theoretischen Wahrheit, sondern in ihrer praktischen Wirkung, in ihrem Einfluß auf die Förderung des Geisteslebens liege.

gegen ein Buch hervorzutreten, über das eine Flut von Gegnern, von berufenen und unberufenen, sich hergemacht hatte ohne die gebührende Achtung oder Schonung einem Manne gegenüber, „der mit einer Wirkung wie wenige in den geistigen Fortschritt unsres Jahrhunderts eingegriffen hat". Seine Kritik bestand darin, daß er verwandte Probleme in seiner Art, mit der ihm eigenen Besonnenheit zu erörtern suchte. Die schon erwähnte Abhandlung über den Ursprung und das Wesen der Religion, die die zweite Sammlung der „Vorträge und Abhandlungen" eröffnet, ist das Muster einer solchen, selbständig in das Problem eindringenden, leidenschaftlosen Untersuchung. Und mittelbar gibt sie auch die Antwort auf die Frage, wie sich Zeller zu dem letzten Bekenntnis Straußens stellte. Die Schärfe des Denkers verbindet sich hier mit einer warmen Empfindung für das Wesen und den innersten Kern der Religion. Nach Zeller wird das religiöse Leben, die fromme Gemütsstimmung durch Bildung und durch die Wissenschaft unsrer Tage weder unmöglich noch entbehrlich gemacht. Er nennt Strauß nicht, aber es ist die förmliche Antwort auf die Frage: „Sind wir noch Christen?", wenn er in diesem Zusammenhang ausführt[1]):

„Wir nennen uns immer noch Deutsche, wiewohl unser heutiges Volksleben und unsre heutige Bildung von der jener Stämme, die mit Cäsar gekämpft und den Varus besiegt haben, noch weiter abliegt als das Deutsch des 19. Jahrhunderts von dem des ersten; und ebensowenig zweifelt irgend jemand, daß er noch dieselbe Person sei, die vor fünfzig oder sechzig Jahren da und da zur Welt kam, wiewohl alle Stoffe seines Leibes inzwischen mehr als einmal gewechselt, alle seine Züge und Formen sich verändert haben. Nach dem gleichen Gesichtspunkte ist auch die Frage zu beantworten, ob jemand heutzutage noch einer Religion angehöre, die vor Jahrtausenden ins Leben getreten ist. Die Frage ist dann zu bejahen, wenn sein religiöses Leben von einer geschichtlichen Strömung getragen wird, die sich von den Anfängen jener Religion ununterbrochen in die Gegenwart fortsetzt. Wer allerdings die Religion als eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit vom Himmel herabkommen läßt, der muß folgerichtig ihre erste Gestalt für die einzig berechtigte halten und jede spätere in dem Maße, wie sie von jener abweicht, verwerfen. Wer dagegen auch auf diesem Gebiete daran festhält, daß jede geschichtliche Erscheinung auf natürlichem Wege aus ihren geschichtlichen Bedingungen entstanden sein müsse, der darf keine einzelne Erscheinung zur Norm aller späteren machen; eben deshalb aber auch die geschichtliche Zusammengehörigkeit des Späteren mit dem Früheren wegen der Unähnlichkeit beider wenigstens dann nicht bestreiten, wenn jenes von diesem in gerader Linie abstammt."

Was Zeller an dem Straußschen Bekenntnis auszusetzen hatte, war also nicht bloß die Verkennung des eigentümlichen Wertes und Wesens der Religion, sondern auch der Mangel an historischem Sinn. Dasselbe also, was er einst Ludwig Feuerbach entgegengehalten hatte. („Theologische Jahrbücher", Bd. II, S. 2.)

---

[1]) Einem ganz ähnlichen Gedankengang begegnen wir übrigens schon in der „Abhandlung über die Perfektibilität des Christentums", die den ersten Jahrgang der „Theologischen Jahrbücher" eröffnete (Bd. I, S. 44).

IV.

Im Jahre 1872 erhielt Zeller den Ruf nach Berlin. Vom Tübinger Privatdozenten nach Bern, nach Marburg, nach Heidelberg, nach Berlin — „in aufsteigender Linie", wie Freund Vischer ihm zum 50jährigen Doktorjubiläum zurief, hat ihn das Schicksal geführt. „Nicht jedem wird es zuteil, daß ihn sein Lebensweg so klar zu höherem und höherem Ziele führt." Und es traf sich, daß Zeller nach dem Mittelpunkte deutschen Lebens geführt wurde in der denkwürdigen Periode, als dieses eben einen gewaltigen Aufschwung nahm, als die Größe der Zeit jedem die Geistesschwingen kräftiger regte. Doch nicht jetzt erst wandte sich Zellers Teilnahme den öffentlichen Dingen, den großen Anliegen der Nation zu. Es war in ihm eine publizistische Ader. Er verstand sich auf die Kunst, eine gemeinverständliche Sprache zu reden, und er suchte sich sein Publikum nicht ausschließlich in gelehrten Kreisen. Die Wissenschaft für das Leben fruchtbar zu machen, war ja ein ausgesprochenes Ziel der junghegelschen Schule. Daß die Philosophie praktisch sein will, hatte er in einem seiner ersten Beiträge für die „Jahrbücher der Gegenwart" (1843) ausgeführt. „Indem die Philosophie einer Zeit ihr innerstes Wesen zum Bewußtsein bringt, zeigt sie ihr eben damit den Punkt, von dem ihre Weiterentwicklung auszugehen hat, und legt den Keim für das Leben der Zukunft." Während er in den „Theologischen Jahrbüchern" seine gelehrten Forschungen niederlegte, gab er in jener Monatsschrift seine Betrachtungen über zeitgenössische Fragen. So die Abhandlung von 1894 über die in jenen Tagen erhobene Forderung des „christlichen Staates", ein scharfer, eingehend begründeter Protest gegen die kirchliche Reaktion in Preußen. Er besprach die Erscheinung des Deutschkatholizismus, er stellte an einem Beispiel die damaligen Bekehrungen charakterloser Streber an den Pranger, er redete den Hochschulen seiner Zeit und er redete den politisch Liberalen ins Gewissen, die mit stumpfer Gleichgültigkeit dem Kampf um die Freiheit der Wissenschaft zusahen oder gar selbst in die landläufigen Anklagen gegen die Philosophie einstimmten, „die dem Volk ihr Teuerstes raube", und er wies die Vorwürfe zurück, die der deutschen Reformation von politischen und nationalen Gesichtspunkten aus gemacht wurden. Als dann die deutschen Dinge in Fluß kamen, begleitete auch Zeller die Ereignisse mit seinem gewichtigen Wort; nicht als Politiker, sondern als Philosoph, der von den nächstliegenden Verhältnissen ausging, aber sie auf allgemeine Grundsätze zurückzuführen, unter rechtsphilosophische Gesichtspunkte zu bringen suchte. So die interessante Erörterung über die Berechtigung eines Staatsstreiches in dem Vortrage: „Die Politik in ihrem Verhältnis zum Recht" (1868) und die Untersuchung über das Recht der Bevölkerung, ihre Nationalität oder vielmehr ihre Staatsangehörigkeit selbst zu bestimmen („Preußische Jahrbücher" 1870), ein Recht, das bekanntlich deutsche Demokraten, „denen die Demokratie mehr gilt als Deutschland", damals den Elsässern zusprachen. Nachdem dann der deutsche Nationalstaat erkämpft war und manche darin ein Herabsteigen von der Höhe idealer Kultur erblicken wollten, schrieb Zeller den schönen Aufsatz: „Nationalität und Humanität" (1873), — auch eine von jenen Antinomien, deren Auflösung seinen Scharf-

sinn so besonders reizte. Vor allem aber schien es ihm jetzt an der Zeit, nach Verkündigung des vatikanischen Dogmas, die Beziehungen des Staates zur Kirche auf neuen Grundlagen zu regeln. Er begann seine Lehrtätigkeit in Berlin mit einer Vorlesung über Staat und Kirche, die er gleich darauf in den Druck gab, ein gemeinverständlicher Versuch, aus dem Wesen dieser beiden Mächte die Richtlinien für ihre gegenseitige Abgrenzung abzuleiten, ein Versuch, der einer theoretischen Begründung der Falkschen Gesetzgebung gleichkam, und der manches enthält, was seitdem erreicht, aber auch manches, hinter dem die Gegenwart zurückgeblieben ist.

Zeller stand jetzt auf der Höhe des Lebens. Überall, wo er als Lehrer wirkte, war er als eine Zierde der akademischen Welt hochgeschätzt. Die akademische Selbständigkeit besaß an ihm einen charaktervollen Wächter und Verteidiger. Mit Verehrung umgaben ihn die Kollegen wie die lange Reihe von Generationen, die als Lernende zu seinen Füßen saßen. Über die Grenzen des Vaterlandes hinaus war er als eine wissenschaftliche Größe ersten Ranges anerkannt, als der Nestor der deutschen Philosophie. Vor allem an die Geschichte der griechischen Denker blieb sein Name geknüpft. Sein Hauptwerk, das auf die sorgfältigste Einzelforschung einen voraussichtlich lange dauernden, kunstvoll gegliederten Aufbau gründete, führte er in wiederholten Auflagen zu immer größerer Vollendung, und dieselbe Sorgfalt widmete er dem kleineren, vielgebrauchten Grundriß. Für die historische Kommission der bayrischen Akademie der Wissenschaften schrieb er die Geschichte der deutschen Philosophie (1873), die der Forderung einer „möglichst populären" Darstellung so weit entgegenkam, als sein wissenschaftliches Gewissen erlaubte. Seine Studien über die älteste Geschichte des Christentums krönte er mit der meisterhaften Abhandlung über die Petrussage (Deutsche Rundschau, 1875). Die kleineren Schriften, darunter seine Beiträge zur theoretischen Philosophie, vereinigte er dann in der dreibändigen Sammlung der „Vorträge und Abhandlungen", einer Sammlung, die mit ihrem mannigfaltigen Inhalt einen Begriff von dem weiten Umfang seiner gelehrten Studien gibt. Charakteristisch ist dabei, daß er sich mit Vorliebe solchen Stoffen zuwandte, die verschiedenen Gebieten angehören oder genauer in mehrere Gebiete eine Perspektive eröffnen; so z. B. Erscheinungen, die ebenso in die Geschichte der alten Philosophie einschlagen wie in die Geschichte des Christentums, sei es, daß die aus dem Alten in das Neue überleitenden Ideen verfolgt werden oder das Aufeinanderstoßen der weltgeschichtlichen Gegensätze zur Darstellung gelangt. Solche Grenzgebiete, wie Heidentum und Christentum, wie Religion und Philosophie, wie Philosophie und Politik, waren seine eigentliche Domäne, interessante Stoffe, denen die Verbindung von Gelehrsamkeit, Geist und Geschmack auch eine interessante Behandlung verlieh. Man würde aber den Umfang seines schriftstellerischen Talents nicht erschöpfen, wenn man nicht noch seiner Kunst biographischer Charakteristik gedächte, wie er sie insbesondere an den Lebensbildern von Baur, von Strauß und Schwegler bewährt hat. Und in diesem Zusammenhang ist auch die Charakteristik Friedrichs des Großen als Philosophen zu erwähnen, das Gegenstück zu seinem Mark Aurel, das letzte Buch, das er herausgegeben hat (1886).

V.

Je und je sah ihn die Heimat wieder. Freudig begrüßte sie ihn vor allem im Jahre 1877 beim Tübinger Universitätsjubiläum; als Vertreter Berlins hatte er damals die Glückwünsche der deutschen Universitäten auszusprechen. Im März 1894 erschien er in Stuttgart, um der Vermählung seines Sohnes beizuwohnen, der dort ein geschätzter Arzt und der chirurgische Leiter eines Hospitals ist. Kurz vorher hatte er seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Alles aber war erstaunt über die Rüstigkeit und geistige Lebendigkeit des Greises, der beim Festmahl die Trinksprüche mit einer gemütvollen Ansprache eröffnete und nachher mit Behagen zuhörte, als ein von ihm gedichtetes Festspiel: „Faust und Helena", das die Überwindung der Gelehrsamkeit durch die Liebe geistreich darstellte, vorgetragen wurde. Die schlanke, aufrechte Gestalt, noch gehoben durch die ordengeschmückte Tracht, machte einen überaus würdigen, zugleich gewinnenden, anmutig freundlichen Eindruck; an seiner Seite die Gattin, Baurs Tochter, lebhaft und gesprächig, von außerordentlicher Beweglichkeit, praktischer veranlagt als der philosophische Gemahl, dem sie durch alle Jahre hindurch, in Freud und Leid, eine verständig sorgende, resolute, aber zugleich an allen seinen geistigen Interessen eifrig teilnehmende Gefährtin war. Diese Fahrt nach Schwaben war zugleich eine Rekognoszierung. Der Umstand, daß der Sohn in Stuttgart seinen Hausstand begründete, war die Ursache, daß Zeller, nachdem er von der Verpflichtung, Vorlesungen an der Universität Berlin zu halten entbunden war, sich noch in demselben Jahr entschloß, seinen Wohnsitz künftig gleichfalls in Stuttgart zu nehmen. Und so kam es, daß der einstige Tübinger Privatdozent, für den der württembergische Staat keine Stelle hatte, in die Heimat zurückkehrte mit allen erdenklichen Ehren bedeckt, als Preußischer Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz, als Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften, geschmückt mit dem Doktorhut sämtlicher Fakultäten, mit dem Orden pour le mérite, mit dem bayrischen Maximilianorden und zahlreichen andren Auszeichnungen. Leicht war es ihm nicht geworden, Berlin mit Stuttgart zu vertauschen. Wenn ihn ein natürliches Gefühl und verwandtschaftliche Beziehungen nach der Heimat hinzogen, so war er doch im Lauf der Jahre innig mit der Universität und der Akademie in Berlin verwachsen. Er hatte dort den schönsten Wirkungskreis gefunden, hatte im Verkehr und geistigen Austausch mit einer Reihe bedeutender Männer gelebt, wie sie gerade damals Berlins akademische Welt zierten, er war in der Gesellschaft nicht bloß als Gelehrter von Ruf, sondern auch als Meister anregenden und heiteren Gesprächs, als witziger Erzähler, wobei ihm ein außerordentliches, stets bereites Gedächtnis zustatten kam, in hohem Grad beliebt — auf das alles mußte er verzichten, auch auf seine Graeca, den kleineren Freundschaftskreis, in dem alle vierzehn Tage Griechisch gelesen wurde, worauf ein heiteres Symposion zu folgen pflegte, an dem auch die Frauen teilnahmen. Und fast noch mehr als Zeller selbst vermißte seine Frau die Berliner Geselligkeit, in der sie ein freudig aufnehmendes und freudig gebendes Element gewesen war; sie war ihr so zum Bedürfnis geworden, daß sie sich anfangs nur schwer an den Stutt-

garter Aufenthalt gewöhnen konnte. So weit es möglich war, lebten beide in Gedanken weiter mit den dortigen Freunden. Sie hielten sich eine Berliner Zeitung, und Briefe, die sie von treuer Hand empfingen, sorgten dafür, daß sie über alle Vorkommnisse an der Universität auf dem laufenden erhalten wurden. Zeller betrachtete sich auch fortan als einen Zugehörigen, wie er ja auch noch an den Arbeiten der Akademie teilnahm. Mit der Zeit hat dann doch namentlich der Umstand, daß ein munteres Kleeblatt von Enkeln um die Großeltern heranwuchs, bewirkt, daß diese sich in der alten Heimat wieder eingewöhnten.

Im Laufe der Jahre gab eine Reihe sich folgender Gedenktage Veranlassung, Zeller die Verehrung zu beweisen, die ihm in der wissenschaftlichen Welt, zumal bei seinen Berufsgenossen, zuteil wurde. Als ihm zu seinem goldenen Doktorjubiläum eine Anzahl Freunde und Kollegen eine wissenschaftliche Festgabe darboten, wozu Freund Vischer die schöne, herzlich warme Widmung schrieb, konnte man kaum voraussehen, daß solche Jubeltage sich noch öfters wiederholen würden. Erneuter und verstärkter Anteil zeigte sich bei seinem achtzigsten, bei seinem neunzigsten Geburtstage, bei der goldenen Hochzeitsfeier, bei den Jubiläen des Professors und des Doktors. Zum neunzigsten Geburtstage, an dem er durch Deputationen aus Tübingen und Bern, Heidelberg und Berlin und durch zahllose Zuschriften begrüßt wurde, sandte ihm auch der Kaiser ein huldvolles Schreiben und sein prächtig eingerahmtes Bildnis in Photogravüre mit eigenhändiger Unterschrift. Es war fast gleichzeitig, daß im Berliner Tiergarten das Denkmal der Kaiserin Friedrich enthüllt wurde, an dem neben der Büste des Chemikers Hofmann auch die des Philosophen Zeller angebracht ist, zum Zeichen der Beziehungen, die ihn mit der freidenkenden Fürstin verbanden. Kaiser Friedrich, der als Kronprinz zum Ehrendoktor von der philosophischen Fakultät ernannt wurde, hatte ihm damals seine Photographie übersandt mit der Unterschrift: „doctori doctor salutem.“ Seit 1886 besitzt die Nationalgalerie sein Bildnis von der Hand Scheurenbergs. Zu seinem achtzigsten Geburtstage ließ die Berliner Universität durch Schaper seine Büste in Marmor ausführen. Die Adresse, die ihm die philosophische Fakultät zum siebzigjährigen Doktorjubiläum sandte, war von einer Radierung seines Bildnisses begleitet, mit der Graf Kalkreuth beauftragt worden war, ein Werk, das freilich nicht sonderlich gelungen ist, sofern es zwar die äußeren Züge korrekt wiedergibt, aber ohne den geistigen Ausdruck, der sie lebendig machte und freundlich erhellte. Überhaupt ist mir keine ganz befriedigende Wiedergabe seiner Züge weder durch die Kunst des Bildhauers noch durch die des Malers bekannt. Und doch mußten sie, sollte man denken, ein besonders dankbarer Gegenstand für den Künstler sein. Man hat eine Ähnlichkeit seiner Züge mit denen des Papstes Leo XIII. finden wollen. Nur waren sie gänzlich frei von dem süßlichen Lächeln, das die bekannten Bilder dieses Papstes zeigen. Mich haben sie an die Bilder erinnert, die von Kant, auch an solche, die von Spinoza überliefert sind. Auffallend überwog die obere Hälfte des Kopfes durch die prachtvolle Wölbung des Schädels, von dem die spärlichen weißen Haare abstanden. Darunter die glänzenden braunen

Augen, denen man es nicht ansah, daß sie in der letzten Zeit den Dienst fast versagten. Aufs feinste aber waren die unteren Teile des Gesichts modelliert. Um die Mundwinkel, um die beredten Lippen spielten alle Geister der Anmut, des Witzes, der Ironie. Im ganzen haben sich seine Züge mit den Jahren nur wenig verändert. Sie wuchsen nur ins Geistige, das Alter verschönte sie. Fleischlos und bartlos, schien er in jungen Jahren von zarter, ja schwächlicher Gesundheit, aber diese zeigte sich, ohne daß sie ängstlich behütet worden wäre, von erstaunlicher Festigkeit und gelangte ohne ernstliche Störungen bis ins höchste Alter. Selbst schwere Unfälle, wie die Verletzung eines Beins durch eine leichtsinnige Felsensprengung bei Ragatz, überstand er, schon bejahrt, so daß keine Nachwirkung zurückblieb. Aufrecht und schlank, von elastischen Bewegungen, so sah man noch den Neunzigjährigen im Freien sich ergehen und auch bergige Wege nicht scheuen, bis die zunehmende Schwäche der Augen ihm ein Hindernis wurde. Diese war fast das einzige Übel, das ihm die Last der Jahre zufügte.

Wer ihn in dieser Stuttgarter Zeit besuchte, fand ihn jederzeit gütig, mitteilsam, einfach und anspruchlos, gutgelaunt und gelassen. Er sprach gern und war mit größter Sicherheit des Wortes mächtig. Dabei erregte immer wieder Erstaunen der Umfang und die Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses. Das Gespräch mochte vom Zufall dahin und dorthin gelenkt werden, überall schien er zu Hause, überall wußte er ein erhellendes Wort zu finden, überallhin einen Faden zu spinnen. Die Werke der großen Dichter, der griechischen und der deutschen, hatte er fest eingeprägt, sie waren ihm jederzeit gegenwärtig. Fast unheimlich war es, als einmal zufällig die Rede auf den Don Quixote kam und Zeller sofort die betreffende Stelle im spanischen Wortlaut wiedergeben konnte. Im Laufe der Jahre hatte er eine Fülle von Erinnerungen aufgesammelt an Menschen und Dinge, an geistige Kämpfe, an wissenschaftliche Eroberungen, an politische Wandlungen, und gerne griff er in diesen Schatz von Denkwürdigkeiten, Ernstes und Heiteres, lebendige Bilder der Vergangenheit vor den Zuhörer stellend. Er selbst wurde wieder jung, wenn er alte Zeiten heraufbeschwor. Er konnte vom Seminar in Maulbronn erzählen und von seinem damaligen Kameraden Hermann Kurz, mit dem er vier Jahre lang Pult an Pult saß, beim Schein einer gemeinsamen Öllampe, und mit dem er in den Mußestunden Englisch trieb, und kaum daß sie über die Anfangsgründe hinaus waren, die Lektüre des Hamlet unternahm, bis dann in Tübingen die Freundschaft mit dem „blauen Genie", das mit der Hausordnung im Stifte stets auf gespanntem Fuße stand, in die Brüche ging. Ihm selbst war das Stift keineswegs ein unerträgliches Gefängnis, auch er genoß die studentischen Vergnügungen; zu seinen stolzesten Erinnerungen aus der Studentenzeit gehörte aber der Tag, da er als Stiftsprimus dem im Jahre 1833 vom Lehramt entsetzten Uhland im Auftrag des freisinnigen Teils der Studentenschaft einen goldenen Pokal überreichte. Oder er erzählte aus seiner Repetentenzeit, da die konfessionellen Gegensätze noch schlummerten und ein fast freundschaftlicher Verkehr mit den Repetenten des katholischen Konvikts bestand, auch katholische Theologen noch zu Baur ins Kolleg kamen, wie pro-

testantische zu Möhler, bis zum Streit über die gemischten Ehen (1838), von welcher Zeit an zunehmendes Mißtrauen die Geister schied. Und dann aus den unvergeßlichen Tagen, da der junge Privatdozent die ersten kritischen Feldzüge unter Baur mitmachte und in seinen Jahrbüchern kühn die Fahne der spekulativen und kritischen Theologie aufpflanzte. Aus der Marburger Zeit besaß Zeller einen großen Schatz von Anekdoten, die des letzten Kurfürsten von Hessen schonungslose Bösartigkeit gegenüber seiner Umgebung und seinen Beamten ins Licht setzten. Aber auch davon konnte er erzählen, wie er in Marburg einmal beinahe ein Duell zu bestehen hatte — ein empfindlicher, heißblütiger Kollege ließ ihn auf Pistolen fordern und konnte nur mit Mühe davon überzeugt werden, daß Zellers Äußerung: „quod licet Jovi, non licet bovi“ nicht auf ihn gemünzt war. Was er aber reden mochte, ob er von Justinus Kerner dem Schalk erzählte, der einmal für einen Fürsten von Hohenlohe in Wien, Bischof in partibus, auf dessen Bitte fünf Fastenpredigten verfaßte; ob er seine Bedenken über Straußens letztes Buch äußerte, mit denen er doch dem kranken Freund nicht wehtun mochte, oder ob er von den strikten Hegelianern in Berlin sprach, von denen er als Heterodoxer scheel angesehen war; ob er von seiner italienischen Reise im Jahre 1873 erzählte, wo er die philosophischen Professoren in Neapel aufsuchte und den Katholizismus des italienischen Volkes in seinen krassesten Formen kennen lernte; ob er auf seine Mitwirkung zum Fall des Zedlitzschen Schulgesetzes oder auf seine Teilnahme an der Berliner Schulkonferenz von 1889 zu reden kam, wo er sein Wort für die Erhaltung der humanistischen Bildung in die Wagschale legte, und in dem Kardinal Kopp einen ebenso gescheiten als gebildeten Kollegen und zugleich einen aufrichtigen deutschen Patrioten schätzen lernte, oder ob er Anekdoten von Berthold Auerbach preisgab, deren er einige köstliche zu erzählen wußte, wobei er aber stets hinzufügte, daß Auerbachs naive Eitelkeit nie etwas Hochmütiges, nie etwas für andre Verletzendes hatte, — er mochte erzählen, was er wollte, in seinem Leben welche Seite immer aufschlagen: stets wußte er seiner Darstellung einen Reiz zu geben, der die Zuhörer in die angenehmste Spannung versetzte. Man ging immer bereichert von ihm. Erzählte er Komisches, so lachte er selbst aufs herzlichste mit, so als er einmal des heiteren Druckfehlers gedachte, dessen er auch in den „Vorträgen und Abhandlungen“ (II, S. 166) Erwähnung tat[1]). Erregt und bitter habe ich ihn nur ein einziges Mal gesehen, als er nämlich auf die Behandlung zu reden kam, die er und seine Freunde in den vierziger Jahren von dem engherzigen, unduldsamen Kirchenregiment seiner Heimat erfuhren, daß er dreizehn Semester bei vollen Hörsälen an der Universität dozierte, ohne zu einer Anstellung zu gelangen, daß dem Freund und Kampfgenossen Schwegler nach seiner Schrift über den Montanismus nicht einmal eine Repetentenstelle am Stift zuteil wurde, daß die Schüler und Anhänger Baurs, wenn man auch diesem selbst

[1]) Der Setzer hatte Neander aus Meander gemacht, wodurch sich aus dem Zusammenhang die abenteuerliche Vorstellung ergab, die Seele des ebenso frommen als leibarmen Kirchenhistorikers Neander habe vormals im Leibe des Achilleus gesteckt.

nichts anhaben konnte, zurückgesetzt, verfolgt, aus der Theologie ausgetrieben wurden; das hat er der Heimat nie ganz verziehen.

Doch er hat keineswegs bloß in vergangenen Zeiten gelebt. Vielmehr ist er dem, was um ihn her vorging, bis zuletzt mit lebhafter Teilnahme gefolgt. Wie er in der Wissenschaft mitlebte, und als ihm das Augenlicht schwand, täglich aus der neueren Literatur sich vorlesen ließ, so bewegte ihn auch der Gang der öffentlichen Dinge. Auch die Zeitung gehörte zu seiner täglichen Lektüre, und selbst die Reichstagsverhandlungen durfte man ihm nicht überschlagen. Noch den Dreiundneunzigjährigen hätte niemand vom Erscheinen an der Wahlurne abzuhalten vermocht. Er hat noch zuletzt die stets unterdrückten und stets sich erneuernden Bewegungen im Katholizismus und den Versuch der französischen Republik, den Staat von der Kirche zu lösen, ebenso mit lebhaftem Interesse verfolgt wie die Anstrengungen der deutschen Regierung, sich der Zentrumsherrschaft zu erwehren. Es war ihm Bedürfnis, im Zusammenhang zu bleiben mit dem, was seine Zeitgenossen erregte. Selbst einzugreifen, das freilich überließ er jüngeren Kräften. Die einst so fleißige Feder mußte er jetzt ruhen lassen. So lange als möglich hat er noch am „Archiv für Philosophie" mitgearbeitet; sein letzter Beitrag daselbst ist vom Jahre 1902, aus der Feder eines Achtundachtzigjährigen! Schmerzlich war es ihm, daß er zuletzt darauf verzichten mußte, die Revision seiner Werke, von denen neue Auflagen verlangt wurden, selbst zu besorgen.

Etwas Feierliches war in der Atmosphäre, die ihn umgab. Von den Wänden grüßten die Bilder von Tübingen, von Marburg und Heidelberg, grüßten die Büsten und Bilder von Baur und Strauß, von Hegel, von Gervinus, von Mommsen, von Helmholtz. Die Bilder der kaiserlichen Familie nicht zu vergessen. Es war einsam um ihn geworden, zumal nachdem mit dem Hingang der Gattin das belebende Element aus dem Hause gewichen war, aber ihn umgaben die Geister der Vergangenheit und der in den Enkeln ihm freundlich winkenden Zukunft. Gewohnt, in den lichten Bezirken der Wissenschaft zu leben, nahm er, was das irdische Los Erfreuendes und Schmerzvolles bringt, hin mit der Ruhe und Ergebenheit des Weisen. Sanft klang in den vierzehn Jahren des Stuttgarter Ruhestandes ein Leben aus, das in rastloser Arbeit mit ruhmvollen Geistestaten ausgefüllt bis an die äußerste Grenze menschlicher Dauer sich erstreckte.

„Worin besteht die Eudaimonia, die Glückseligkeit, das höchste Gut?" so fragten die großen Denker des hellenischen Altertums, und sie nannten denjenigen glücklich, der in ungestörtem Fleiß sein Leben naturgemäß zu Ende führen darf, der durch Mäßigung und Selbstbeherrschung sich die innere Freiheit und Tüchtigkeit der Seele bewahrt, der in vernünftiger Tätigkeit die ihm eigentümlichen Aufgaben vollbringt und seine Bestimmung erreicht. Von Zeller selbst aber ist das Wort (in seiner Abhandlung über die Willensfreiheit): „Die Seligkeit des Menschen ist die sittliche Einheit mit sich selbst."

Die Ausstellung älterer englischer Kunst in Berlin.

Von

Werner Weisbach.

Niemals wohl hat eine künstlerische Veranstaltung in Berlin einen ähnlichen Erfolg gehabt wie die Ausstellung älterer englischer Kunst, die von Ende Januar bis Ende Februar im Gebäude der königl. Akademie der Künste zu sehen war. Trotz der hohen Eintrittspreise wurde der Zudrang zu gewissen Zeiten beinahe lebensgefährlich. Leute, die sonst für künstlerische Dinge nichts übrig haben, entdeckten ihr Interesse und ihre Kunstbegeisterung. Allerdings war es auch eine seltene Gelegenheit, die wohl kaum noch einmal wiederkehren dürfte, so berühmte Gemälde aus englischem Privatbesitz wie Reynolds' „Herzogin von Devonshire mit ihrem Kinde", Gainsboroughs „Blue boy", Lawrences „Miß Farren" und andre in einem Saale vereinigt zu sehen. Aber man wußte im großen Publikum ja vorher nicht, was man zu erwarten hatte, denn englische Malerei ist auf dem Kontinent für weitere Kreise ein ziemlich unbekanntes Gebiet. Ähnliche Leihausstellungen, die in bezug auf das Dargebotene durchaus gewählt, in bezug auf den Inhalt vielseitiger waren, konnten in Berlin das Interesse der Massen auch nicht entfernt in dem Maße wachrufen. Die Massenpsyche ist unberechenbar. War es die Aussicht, daß man sich vornehmlich unter Gräfinnen und Herzögen bewegen würde, was eine solche Anziehung ausübte? Das Höfische hat ja stets seinen Reiz, wo es auch winkt. Oder daß in dieser Welt die schönsten, liebreizendsten englischen Frauen zu finden seien? Oder war es der Kaufwert der Bilder, der geflissentlich verbreitet wurde, und die enorme Versicherungssumme, was zur Besichtigung spornte? Zahlen haben etwas Faszinierendes für die Menge. Und man hörte von Summen, die den für die höchstbezahlten Meisterwerke alter Kunst aufgewendeten (Rembrandt, Rubens, Velasquez usw.) gleichkamen, ja sie zum Teil übertrafen. Genug, man kam, sah und war begeistert — wenigstens im allgemeinen. Und es war gut, daß die Begeisterung für keine schlechte Kunst geweckt wurde.

Aber auch Gegner hat die Ausstellung gehabt, sogar hitzige, erbitterte. Und das war etwas ungemein Merkwürdiges angesichts einer historischen Veranstaltung, die nur alte Kunstwerke vorführte. Sie erhielt dadurch den Reiz und die Sensation einer Aktualität. Zu den Gegnern gehörten Anhänger der sogenannten modernen Kunst, und zwar der verschiedensten Schattierungen, nicht nur naturalistische Heißsporne, sondern auch Vertreter dekorativer Richtungen. Wie von der einen Seite alles, was die Ausstellung barg, einseitig verhimmelt wurde, so konnte sich die andre im Herabsetzen der Werke nicht genug tun. Man hatte die Empfindung, daß andre Güter als nur die Verteidigung persönlicher Geschmacksurteile in Frage standen. Die Gemälde mußten wohl Eigenschaften zeigen, die mit Bestrebungen und Tendenzen unsrer Zeit in Konflikt geraten mochten. Um bloße Archäologika brauchte man sich sonst nicht so aufzuregen. Es war im allgemeinen wohl der Einfluß, der von dieser Ausstellung auf unsre Zeit ausgehen könnte, was man befürchtete, wenn unsre Maler nach dem außerordentlichen Beifall des Publikums ihre Kunst auf dieselben Wirkungen einzustellen versucht würden. Solche Anlehnungen an vergangene Kunstperioden sind ja nichts Außergewöhnliches. Man braucht nur an die Nachahmung des italienischen Quattrocento durch die Nazarener oder die englischen Präraffaeliten zu denken, von andern Beispielen zu geschweigen. Wie der Möbelstil, so hat auch die Malerei ihre Moden. Und es scheint, wir neigen eben wieder stark zum Dix-huitième. Die Genies machen gewiß die Moden nicht mit. Eventuell machen sie eine Mode, und diese beruft sich dann auf sie. Aber die Genies sind selten, und wenn sie kommen, werden sie zuerst meist nicht verstanden. Man mußte auf jener gegnerischen Seite in dem Einfluß, den die englische Kunst auf unsre Zeit gewinnen könnte, also wohl eine Gefahr für den allgemeinen Geschmack wittern oder aber eine Durchkreuzung eigener Interessen befürchten.

Einem solchen Ereignisse, das nicht nur außergewöhnliche künstlerische Genüsse bot, sondern auch das künstlerische Leben unsrer Zeit in eigentümlicher Weise berührte, lohnt es sich vielleicht nachträglich noch eine kurze Betrachtung zu widmen und zu versuchen zu einer objektiven Würdigung zu gelangen.

Wenn man die Ausstellungsräume betrat, so fühlte man sich in ein bestimmtes Milieu versetzt, und es fiel angesichts der Werke der meisten hier vertretenen Meister auf, daß ihre Kunst eine gemeinsame Basis besitzt. Sie hat eine gesellschaftliche Kultur hinter sich, die etwas Imponierendes hat. Die Maler wissen den gesellschaftlichen Ton zu treffen, und jeder der Dargestellten weiß, wie er aufzutreten hat. Es ist eine aristokratische Malerei, die auf die Wünsche hochgestellter Persönlichkeiten Rücksicht nimmt und dem Schmucke prächtiger Wohnräume dienen will. Ihre Tendenzen sind vor allem repräsentative. Man will die Menschen so vorteilhaft als möglich einführen. Sie sollen über das Niveau des täglichen Lebens erhoben erscheinen.

Mit einer solchen Art von Malerei hatte hundert Jahre früher van Dyck die englische Gesellschaft verherrlicht, als einer der feinsten Repräsentanten höfischer Kunst. Sein Geist schwebt zum Teil noch über der Malerei des 18. Jahrhunderts. Aber die neue Zeit besitzt auch ihre eigenen künstlerischen Qualitäten.

Reynolds und Gainsborough werden die führenden Maler des 18. Jahrhunderts. Nach ihrer Veranlagung und ihrem Bildungsgang haben sie sich verschieden entwickelt. Sie ergänzen sich in ihren Bestrebungen. Die beiden Hauptströmungen der Zeit sind in ihre Kunst eingegangen: Klassizismus und Rokoko.

Reynolds, der ältere, hat die maßgebenden Fingerzeige für seine Entwicklung in Italien erhalten, wo er sich als junger Mann drei Jahre aufhielt. Es war das Italien Winckelmanns, der neu erwachenden Antike, das er betrat. Aber er ist nicht in ein einseitig klassizistisches Fahrwasser geraten wie der deutsche Raffael Mengs. Er behielt vor Augen, daß das Malen seine Lebensaufgabe sei, und schulte sich vor allem an den großen koloristischen Leistungen der italienischen Renaissance, besonders der Venezianer und Correggios. Die Wirkungsmöglichkeiten eines harmonisierenden Kolorismus suchte er von ihnen zu lernen. Dann hat er sich auch an die großen nordischen Meister der Farbe gewandt. Er hat um den freien Pinselstrich eines Rembrandt gebuhlt, ihn aber immer nur etwas äußerlich nachzuahmen verstanden. Ihn einen Eklektiker zu nennen, wäre wohl zu hart; denn er hat mit dem überkommenen Gut in eigener und persönlicher Weise zu schalten gewußt.

Das repräsentative Bildnis, das er England geschenkt hat, besitzt in seiner Vornehmheit große Reize. Dem französischen Repräsentationsbild des 18. Jahrhunderts, dem es in der Auffassung ähnlich ist, ist es überlegen, schon weil es weniger zur Manier neigt. Es gibt aber auch Ausartungen eines klassizistischen Manierismus bei Reynolds, am schlimmsten in seinen mythologischen und historischen Bildern. Auf dem Gebiete der erzählenden Darstellung versagte er ganz. Dergleichen ist für uns heute ungenießbar.

Bei der umfangreichen Tätigkeit des Künstlers als Porträtmaler, die uns weit über tausend Werke hinterlassen hat, gibt es natürlich mannigfache Schwankungen in der Qualität. In der Ausstellung war zum großen Teil Erstklassiges, daneben einiges Minderwertige vertreten. Man lernte ihn als Beherrscher des lebensgroßen Bildnisses kennen; aber auch weniger umfangreiche Werke mit kleineren Figurenausschnitten zeigten ihn von sehr vorteilhafter Seite. Bei einer so angespannten Arbeitsleistung konnte es ja nicht fehlen, daß manchmal auch nach der Schablone gemalt wurde. Der Beifall, den seine Kunst bei den maßgebenden Kreisen fand, ließ ihn an der einmal angenommenen Aufmachung und Malweise festhalten. Eine Entwicklung mit immer neuen sich einstellenden Problemen, wie sie etwa die Laufbahn eines Rembrandt zeigt, ist kaum zu verspüren.

Der Einfluß, den seine Kunst gewann, war ungeheuer. Eine Schule von Graphikern sorgte für Verbreitung seiner Werke in Schabkunst und Kupferstich. Zum Präsidenten der neu gegründeten englischen Akademie ernannt, vermochte er seinen Anschauungen noch besondere Geltung zu verschaffen. Als einsichtiger Theoretiker und Interpret des Künstlerischen hat er sich in seinen Akademiereden gezeigt, allerdings ganz auf einem akademischen Standpunkt fußend.

Gainsborough erscheint daneben als der eigenwilligere, wenn man will nationalere Künstler. Er ist in einem kleinen Nest geboren und verbrachte seine jungen Tage viel in der freien Natur. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er von einem geringen Durchschnittsmaler. Eine Italienfahrt hat er niemals angetreten. Von den alten Meistern ist van Dyck der einzige, der nachhaltig auf ihn gewirkt hat. Er sah ihm manches ab von dem Zuschnitt seiner Bilder und der vornehmen Haltung seiner Gestalten. Seine eigentliche Welt ist aber das Rokoko; seine vornehmliche Domäne das Frauenbildnis. Er fühlte sich wohl in einer Sphäre von Watteau-Kostümen, Spitzen, Schleifen, Bändern, hohen Puderperücken und wußte der Stofflichkeit all dieser Dinge in glänzender Weise gerecht zu werden. Im Frauenbildnis hat er das Bedeutendste geleistet. Seine Männer haben öfter etwas Weichliches.

Wohl kaum eine andre Malerschule hat sich so als Ziel Verherrlichung von Frauenschönheit gesetzt wie die englische; und selten nur ist es der Kunst in dem Maße gelungen. Reynolds und Gainsborough haben beide eine besondere Note in ihren weiblichen Porträts.

Reynolds' Frauen haben etwas Gelassenes und sind in allen Situationen mit einer gewissen Würde umkleidet. Er gibt ihnen zum Teil große Gebärden und Posen, wie sie die italienische Renaissance für das repräsentative Porträt ausgebildet hatte. Aber auch die Wiedergabe natürlicher Frauengrazie liegt durchaus im Bereiche seiner Fähigkeiten, besonders auf den kleineren Brustbildern. Es muß nur alles in runden, schwungvollen Linienrhythmen aufgehen.

Gainsborough ist freier von den klassischen Allüren, wenn er wohl auch hier und da zu ihnen greift. Sein Geschmack geht auf das Pikante. Die Galanterie und kapriziöse Grazie des Rokoko ist in seinen weiblichen Wesen verkörpert. In ihren schelmischen Augen liegt mehr Koketterie, und sie erlauben sich auch einmal eine eckige Bewegung, vorausgesetzt, daß sie eines pikanten persönlichen Reizes nicht entbehrt.

Auch das Idyllische und Bukolische der Rokokokultur lag Gainsborough. Seine Volks- und ländlichen Szenen sind davon durchdrungen. Diese Seite seiner Kunst ist es wohl auch gewesen, die seinem akademischeren Rivalen nicht zusagte. Reynolds war sein Gegner. Erst in späterer Zeit verstanden sie sich.

Gainsborough kam erst mit 47 Jahren nach London. Vorher hatte er in der Badestadt Bath gelebt, wo sich die vornehme Welt zusammenfand und von ihm malen ließ.

Den absoluten Wert dieser englischen Bildnismalerei kann man natürlich nur durch den Vergleich feststellen. Mißt man sie an den größten Meisterwerken der Porträtkunst eines Velasquez, Rembrandt, Hals, Rubens, van Dyck, Tizian, Tintoretto, Goya, so kann man sie nicht auf dieselbe Stufe stellen. Die Bilder der Engländer bieten nicht wie die der ersten Meister immer wieder neue künstlerische Überraschungen. Wenn man einiges von ihnen gesehen hat, so kennt man sie und darf sich nicht auf gewaltige neue Sensationen gefaßt machen. Durch eine Kollektivausstellnng wird der Eindruck nicht gesteigert.

Durch solche Erfahrungen und Überlegungen wird aber der Genuß an den einzelnen Kunstwerken in keiner Weise beeinträchtigt. Ihren einschmeichelnden Reizen vermöchte wohl niemand zu widerstehen. Wie die Aufgaben nun einmal gestellt waren, wurden sie mit viel künstlerischem Feingefühl und enormem Können unternommen.

Zu den größten Vorzügen gehört vielleicht die Lösung des Problems, im Porträt große Flächen zu bewältigen. Hierin war man in England allen gleichzeitigen Malern voraus, auch den Franzosen. Man verwandte dabei allerdings ganz bestimmte, aus der Vergangenheit überkommene Requisite, wie sie z. B. italienische Maler der Renaissance, besonders die Venezianer, Brescianer und Bergamasken, und nach ihnen später van Dyck, Englands großer Lehrmeister, eingeführt hatten: Säulenarchitekturen, Stufenpodeste, Draperien, den venezianischen Fensterausschnitt und andres. Es ist das alte Renaissanceproblem, durch bedeutsame Architektur das Figürliche in seiner Bedeutsamkeit zu steigern, das immer von neuem variiert wird. Reynolds weiß das alles auf Grund seiner eingehenden Studien der alten Meister mit sorgfältig berechnender, kühl abwägender künstlerischer Ökonomie anzulegen.

Gainsborough verfährt freier und willkürlicher, mehr seinem persönlichen Instinkt folgend, bedient sich in seinen Repräsentationsbildern aber auch mit Vorliebe der alten Inventarstücke.

Beliebt sind auch landschaftliche Hintergründe, entweder freie Landschaften oder Parkausschnitte in Verbindung mit monumentaler oder dekorativer Architektur. Das Landschaftliche wird kulissenartig arrangiert, auf eine dekorative Gesamtwirkung und das Zusammengehen mit den Figuren hin zurechtgemacht. Formen und Färbung haben meist etwas Konventionelles. Der Eindruck einer wirklich empfundenen Naturstimmung wird selten erreicht.

Gainsborough war Reynolds im Landschaftlichen überlegen. Er hat auch selbständige Landschaften, zum Teil mit bäuerlicher Staffage, gemalt, und er war mit seinem Herzen dabei. Sie sind durch die großen Holländer des 17. Jahrhunderts beeinflußt, erreichen diese aber nicht. Zuweilen haben sie einen pastoralen Anstrich, der stark rokokomäßig wirkt. Da sie hübsch gemacht sind, sieht man sie gern an, aber sie sagen nicht viel.

Am schwächsten steht es in dieser Kunst mit einer wirklichen Charakterisierung. Das Äußerliche überwiegt so, daß es zu einer durchdringenden Vertiefung in das Psychologische nicht mehr kommt. Da die Dargestellten als Gesellschaftsmenschen auftreten, so werden alle Gefühle zurückgedrängt, die nicht vor das Forum der Gesellschaft gehören. Man gibt sich so, wie man gesehen zu sein wünscht. Alles ist gebändigt durch die konventionelle Form, die in England mehr als anderswo Geltung besitzt. Der Künstler sucht sein Modell nicht im Zentrum seiner Persönlichkeit zu fassen, sondern so zu geben, wie es sich unter vorausgesetzten Standesbedingungen äußerlich am besten präsentiert. Jede Gebärde hat etwas Berechnetes und Abgezirkeltes. Wenn die Frauen lächeln, so tun sie es mit dem Lächeln des Salons, das eine façon de parler ist. An dem Reiz ihres Auftretens hat oft die Kunst des Schneiders nicht einen viel geringeren Anteil als die des Malers. Geschmack herrscht in

diesen Kreisen, exquisiter Geschmack. Jede Erscheinung wird durch ihre Toilette gehoben. Aber mit dem Problematischen menschlicher und seelischer Existenz, mit dem, was hinter dem lächelnden Mund und den leuchtenden Augen steckt, weiß diese Kunst wenig anzufangen. Mit übermäßigem Temperament sind die Menschen dieser Regionen ohnedies nicht ausgestattet.

Es ist aber auch nicht das Äußerste von künstlerischem Temperament, das hinter den Malern steht; wohlverstanden jenes Temperament, das sich in die Spitze des Pinsels setzt und jeden Zug mit einer Glut vibrierenden Lebens erfüllt.

Reynolds' Malweise ist sehr überlegt und ausgeklügelt. Er hat den Alten, namentlich den Venezianern, Correggio und Rembrandt, ihre malerischen Operationen abgesehen. Über die Zusammenstellung von Farben suchte er sich die genaueste Rechenschaft zu geben. Er weiß die alten Wirkungsmittel sehr vorteilhaft für seine neuen künstlerischen Zwecke auszunutzen. Von einem ungemein feinen Farbengeschmack geleitet, ist er sich der Wirkungen, die er erzielen will, von vornherein sicher. Er arbeitet mit warmen, gesättigten Tönen und genießt feinschmeckerisch die Schönheit der Farbenqualität als solche. Durch eine auf ein Goldbraun gestimmte Harmonie werden seine Bilder aufs schönste zusammengehalten. In den kleineren Arbeiten kommen diese Qualitäten am vorteilhaftesten zur Geltung. Das Bild der Mutter mit dem Kind auf dem Rücken (Pic-a-back) bildete in bezug auf Zauber des Kolorits einen Glanzpunkt der Ausstellung; es ist in den Gewandpartien ungemein frei mit breiten Pinselstrichen gemalt; von berückender Wirkung.

Gainsborough ist in seinem Farbengeschmack der eigenartigere. Das heißt, er vertraut sich nicht so den ausgebahnten altmeisterlichen Wegen an, sondern sucht selbständig nach neuen Effekten. Er vergreift sich dabei auch eher als Reynolds. Seine Farben sind im allgemeinen kälter. Bekannt ist seine Vorliebe für Blau, eine Farbe, die Reynolds aus seinem System verbannte. Seine Öltechnik hat hier und da in der Wirkung etwas Pastellartiges, wofür das Rokoko eine besondere Vorliebe hatte. In der Charakterisierung des Stofflichen, namentlich von Seide, auf Bildern mit lebensgroßen Figuren ist er Reynolds überlegen. Wie er die großen Stoffmassen mit dem feinen Spiel der Falten und Brüche bemeistert und den Glanz des Seidigen erreicht, wie er Spitzen oder Tüll anschaulich macht, und wie der Kopf dabei niemals erdrückt wird, das wird immer bewundernswert sein. Es gibt aber auch wirklich unangenehme Farbenkombinationen bei ihm, z. B. auf dem Bilde der Viscountess Ligonier, wo der Ton des Kleides so schlecht zu dem häßlichen Gelb der Rokokokonsole daneben steht. Dergleichen würde man bei Reynolds nicht finden. Das allgemeine Entzücken über den „Blue boy", wohl das bekannteste englische Bild, kann ich nicht ganz teilen. Schon als ich ihn vor Jahren in der Galerie des Herzogs von Westminster sah, hat er mir nicht den Eindruck gemacht, den ich erwartete. Gewiß besitzt der junge Master Buttall eine große Anmut. Aber durch die etwas leere Lieblichkeit fühlt sich mancher eben nicht ganz befriedigt, zumal wenn man an der virtuosen Behandlung des berühmten blauen Kleides im letzten Grunde doch nur

das Virtuose schätzen kann. Und wie wird der Eindruck dann noch durch den braunen Firnis beeinträchtigt!

Es geht beim Genuß von Kunstwerken ähnlich wie in der Musik. Der eine wird dem blendenden Virtuosen, der mit spielender Leichtigkeit den gestellten Aufgaben gerecht wird, sein Herz schenken, ein andrer tieferen Gehalt auch gern aus einer unvollkommeneren Hand empfangen.

Koloristisch das Feinste, was es von Gainsborough zu sehen gab, war wohl das lebensgroße Porträt der Lady Duncombe und das Brustbild von Miß Linley, beides Rokokodamen von echtestem Zuschnitt. Miß Linley ist ein Geschöpf von unsagbarer Grazie. Wie der Kopf mit leiser Wendung auf dem Nacken ruht, das Linienspiel der Konturen des Gesichts und der wie gewöhnlich überschmalen Schultern, das ergibt Rhythmen von gewählter Schönheit. Fast ohne Schatten ist das helle Fleisch mit emailartiger Glätte gemalt. Ein rosiger Mund von feinstem Schnitt. Zwei dunkle, verführerische Augen, allerdings etwas hart eingesetzt, mit gleichmäßigen, dick aufgetragenen Glanzlichtern. Darüber die hohe Puderperücke pastellartig strichelnd behandelt. Ein köstliches, einheitliches Werk, hinter dem eine ganze Zeitepoche steht.

Was diese Kunst zu wünschen übrig läßt, dessen wird man sich vielleicht am meisten bewußt vor dem Bilde der Tänzerin, Madame Bacelli. Eine kleine, genrehaft aufgefaßte Figur, in schwebendem Tanzschritt, eine Rarität unter Gainsboroughs Bildern. Sehr elegant in ihrem weißen, mit hellblauen Streifen und Schleifen garnierten Kleide. Aber der Eleganz des äußeren Zuschnittes entspricht nicht ganz die Eleganz der malerischen Durchführung. Man muß sich nur einmal vergegenwärtigen, mit welcher Verve ein Watteau oder Chardin oder Fragonard solch ein Bild koloristisch ausgestattet hätte.

Wen man von den beiden Künstlern vorzuziehen hat, ist eine Sache des persönlichen Geschmackes. Eine Norm läßt sich dafür nicht aufstellen. Und namhafte Kunstfreunde weichen in ihrem Geschmack hier voneinander ab. Nach dem, was man in der Ausstellung sah, erschien Reynolds als der reifere und bedeutendere. Seine vornehm ruhigen koloristischen Meisterwerke überstrahlten Gainsboroughs anmutig preziöse Raffinements.

An die beiden Großmeister lehnen sich die andern Vertreter der Schule wie Trabanten an, jeder mit seinen besonderen Zeichen.

Für Hoppner wird sich wohl nur ein Angehöriger der englischen Nation wirklich begeistern können. Seine roten Beefsteak-Gesichter verleiden einem von vornherein etwas den Geschmack. Er gilt viel als Kindermaler, aber seine Kinder haben mehr eine gesuchte als natürliche Kindlichkeit. Und es sind alles sehr zurechtgemachte Kinder. Sein sehr geschätztes Bild der Kinder Godsal bei Sonnenuntergang wirkt doch nur wie ein lebendes Bild in Bühnenbeleuchtung. Es hat etwas vom Geschmack der Zigarrenkistenbilder und der bunten Bilderbogen, die die Phantasie gewisser Kreise besonders anregen und alles in rosigstem Lichte zeigen. Sehr viel Können bei Hoppner, aber auch viel Banalität.

Mit einem neuen eigenen Farbengeschmack tritt George Romney auf. Seine Kunst ist auch ganz weiblich, und sie wird auf noch zartere Nuancen

eingestellt als die Gainsboroughs. Sein Blau, eine Lieblingsfarbe, wie es z. B. an dem breitkrempigen Hut der reizvollen Miß Johnson auftritt, wird kühler und matter als das Gainsborough-Blau und spielt mehr nach Grau hin. Eine Zusammenstellung wie die mit dem Weiß des Kleides auf diesem Bilde hatte noch kein Vorgänger gegeben. Und wenn er auf dem Porträt des kleinen Thomas Fane Weiß mit mattem Seegrün und Zinnoberrot kombiniert, so ergibt das den einschmeichelndsten Akkord. Etwas wohlig Läßliches liegt über dieser Kunst ausgebreitet. Sie gibt sich nicht so anspruchsvoll wie die der andern Meister. Der liebliche Klang Haydnscher Melodien kommt einem dabei in den Sinn. Nach der formalen Seite ist Romney einer der geschicktesten Arrangeure. Er weiß, wie eine Figur sich halten und im Bildraume stehen muß, damit Dissonanzen in den Linienspielen vermieden werden. Sein Aufenthalt in Italien hat auch ihn nach dieser Richtung belehrt. Vor dem Bilde des jungen John Walter Tempest, der sein Pferd tränkt, fühlte man sich an eine antike Reliefkomposition erinnert. Der Knabe mit dem Tier ungemein harmonisch verknüpft, dazu die feinste ruhige Farbenstimmung. Und doch wird man nicht warm vor dem Gemälde. Ist es nur eine Dosis von Temperament, was es vermissen läßt?

Geht man den Werken Romneys nach, so findet man, daß sie alle auf dieselben Wirkungsfaktoren gestellt sind. Die malerische Durchführung ergibt sich ihm nicht immer neu je nach der Verschiedenheit der Aufgaben und wird aus immer mehr sich vertiefenden Beobachtungen abgeleitet. Nein, mit einem fertigen, wirkungssicheren Schema geht er an die Arbeit. Und dann finden wir immer dieselben kecken Näschen mit tiefen Schatten unter der Spitze und in den Löchern, die gleichfarbigen roten Lippen, Augen und Brauen immer gleich behandelt. Die liebenswürdige Kunst des Meisters, die einen zunächst in ihren Bann zieht, gewinnt auf die Dauer einen faderen Beigeschmack und vermag dann nicht mehr in gleicher Weise zu fesseln.

Sir Henry Raeburn, der Schotte, der bis 1823 lebte, legt im allgemeinen seine Bilder noch um einige Nuancen heller an als Romney. Daß er aber auch kräftiger in die Farbe zu gehen wußte, ließ sein vortreffliches, charaktervolles Porträt des Sir William Maxwell erkennen mit dem hervorleuchtenden Rot der Offiziersuniform. Sonst ist er nüchterner in seiner Farbenwahl. Grau, Gelb, ein grauliches Weiß gehören zu seinen Lieblingsfarben. Ein silberiger Schimmer schwebt über den Bildern. Etwas Müde-Wollüstiges geht von den gedämpften Harmonien aus. Vor dem Bilde der Gattin des Künstlers mit ihrem Kinde gibt man sich nicht ungern der weichen wohligen Stimmung hin, die die Gruppe umfängt. Und wie weiß der Maler hier und sonst die breiten Flächen weißen Seidenstoffes malerisch fein zu beleben! Neben Zügen der Dekadenz des 18. Jahrhunderts hat sich mit deutlichen Zeichen eine neue Zeit in seiner Kunst angekündigt. Sie scheint etwas von dem freien Atem der französischen Revolution berührt zu haben. Das Bildnis einer älteren Dame, der Mrs. Mackenzie, entzückte durch eine gesunde Frische des Ausdrucks und die anspruchslose Naivität in der Art des Sichgebens. Koloristisch war es eines der erquickendsten Bilder. Wie reizend gingen die schwarze Mantille,

das geblümte Brusttuch, die weiße Haube mit der blauen Schleife, der grüne Holzstuhl zusammen! Die Landschaft im Hintergrund war nur breit und skizzenhaft angelegt. Das ist eine Farbenstimmung schon ganz im Sinne des 19. Jahrhunderts und in einem guten Sinn. Von hier aus läßt sich eine Brücke schlagen zu den großen modernen Figurenmalern: einem Manet, einem Whistler.

In weniger vorteilhafter Weise wird die englische Malerei in das 19. Jahrhundert eingeführt durch Lawrence. Er schaltete mit dem Erbe der großen Meister des 18. Jahrhunderts, wurde der bevorzugte Porträtmaler von Königen und Fürstlichkeiten. Aber er veräußerlichte sein großes Können, verfiel in eine geistlose, flache Malmanier mit brutalen Farbeneffekten, so daß von seinen vielen pretentiösen und süßlichen Werken für einen kultivierteren Geschmack heute nur noch wenig genießbar ist. Aber er hat ein Meisterwerk geschaffen. Dieses war auf der Ausstellung, und so wurde sein Name neben dem der Großen genannt. Die vielgerühmte Miß Farren mit ihrer sieghaften Schönheit wird immer die Bewunderer auf ihrer Seite haben. Es ist ein Werk aus einem Guß, in einer besonders glücklichen Stunde entstanden. Wer möchte mit Bestimmtheit sagen, was ihn am meisten fesselt: das reizende Köpfchen, oder die aristokratische Haltung, oder die unerhörte Apartheit des Kostüms: weiße Seide mit braunem Pelz garniert, ein kokettes blaues Schleifchen an Muff und Boa. Und wer wollte entscheiden, wie viel von der Wirkung ohne das Raffinement des monströs großen Muffes noch übrig bliebe. Die Stoffimitation ist mit Bravour durchgeführt. Angesichts eines solchen Effektes fühlt man keine Neigung zum Mäkeln und Rechten. Und man darf es den Künstlern überlassen sich darüber auszusprechen, daß das Höchste von malerischer Kultur in dem Bilde gewiß nicht zu finden ist. Wohin Lawrence kam, als ihn sein künstlerisches Gewissen verließ, zeigen ohnehin seine späteren Arbeiten.

Wie eine Fanfare schmettert in den schönen Wohlklang der vornehmen Porträts die Kunst von Constable, der durch zwei meisterhafte Landschaften aus der Londoner Akademie vertreten war. Während Lawrence zu der schlechtesten Periode der Malerei des 19. Jahrhunderts führt, der theatralischen Pose und der effekthascherischen Farbengebung ohne koloristisches Feingefühl, leitet Constable die glanzvollsten künstlerischen Bemühungen des neuen Lustrums ein, die Eroberung der Natur. Er ist der Ahnherr der modernen Landschaftsmalerei. Das Rokokomäßige, das für Gainsboroughs Landschaften noch den Grundton bildete, schwindet bei ihm gänzlich. Es gibt keine Einheitsstimmung für ihn. Er sieht aus dem Stück Natur, das er beobachtet hat, die Stimmung heraus und sucht ihr in seinem Bilde möglichst nahe zu kommen. Ein Erdgeruch schien von den beiden Landschaften auszugehen, Schöpfungen eines kraftvollen Pinsels. Das Kolorit, von meisterlicher Breite, suggeriert den Eindruck saftigen Farbenschmuckes, in dem ein mit frischem und frohem Blick geschautes Stück Natur prangt. Wenn auch konventionelle Formen des Baumschlags, wie sie die Holländer des 17. Jahrhunderts ausgebildet haben, zum Teil noch vorkommen, so ist das meiste doch

in so individueller und freier Weise aufgefaßt, daß das Auge dem Maler mit Entzücken auf seine sonnenbeleuchteten grünen Wiesen, über seine Bäche, zu seinen Büschen und Landhäusern folgt. Starkes Naturgefühl und poetischer Sinn gehen bei diesem Meister eine glückliche Verbindung ein. Wie er die charakteristischen Züge einer Landschaft nach dem malerischen Eindruck der Formen festzuhalten weiß, davon legten einige Ölstudien schönes Zeugnis ab.

Sonst war die englische Landschaftsmalerei nicht glänzend vertreten. Von Crome, dem Mitstrebenden Constables, den er aber nicht erreichte, sah man eine sympathische Bergszenerie. Von Turner, dem großen Farbenphantasten, der das Landschaftsbild gegen Ende seines Lebens auf die Bahn extremer impressionistischer Probleme führte, bekam man nach dem einen ausgestellten Bild keine Vorstellung.

Der Schwerpunkt der Veranstaltung lag in den Werken der Figurenmaler des 18. Jahrhunderts. Unter ihnen fehlte aber einer, der bei uns vornehmlich als satirischer Kupferstecher bekannt ist, der aber Bilder hinterlassen hat, von denen die besten hervorragende malerische Qualitäten besitzen, Hogarth. Er, der wußte, worauf es in der Malerei ankam, und von einer genauen Naturbeobachtung ausging, hat eine mit Farbenflecken und kräftig aufgesetzten Lichtern operierende Valeurmalerei ausgebildet, die erst heute wieder voll gewürdigt wird. Whistler pflegte zu sagen: in England habe nur einer malen können: William Hogarth.

Seine etwas nüchtern sachliche Porträtauffassung konnte aber nicht das Bildnisideal für die maßgebenden englischen Kreise werden, und so kam jene Richtung auf, die die Bildnismalerei in nationaler Weise da weiterführen wollte, wo sie bei van Dyck stehen geblieben war.

Diese Klasse von Werken stand in der Ausstellung im Vordergrunde des Interesses. Vergegenwärtigt man sich die stolze Reihe der Bildnisse mit ihrem einheitlichen starken Stilgefühl, so kann man das Aktuelle, herausfordernd Wirkende, wovon im Eingange unsrer Betrachtung gesprochen wurde, begreifen. Die Porträtkunst berührt den Lebensnerv einer großen Anzahl von Malern. Durch sie stehen sie mit dem Laienpublikum in Beziehung, auf dessen Wünsche sie Rücksicht zu nehmen haben. Sie werden immer bis zu einem gewissen Grade vom Geschmack der Besteller abhängig sein.

An einer Anzahl von Beispielen wurde durch die Engländer vor Augen geführt, wie Frauenschönheit und -anmut sich in der Malerei verwirklichen ließ. Die moderne realistische Kunst möchte am liebsten glauben machen, daß nur das Häßliche künstlerisch schön verwertbar sei. Wenigstens wird die Wiedergabe des Naturschönen nicht selten mit Ängstlichkeit vermieden. Gewiß ein beschränkter Standpunkt eines sich seiner Allseitigkeit der Naturkenntnis rühmenden Realismus.

Von eindringlicher Wirkung ist die Haltung, die allen den Bildnissen innewohnt, männlichen und weiblichen. Sie haben etwas Tektonisches in ihrem Aufbau, das ihnen den Eindruck einer gesetzmäßigen inneren Festigkeit verleiht. Die jahrhundertelang durch Generationen und Völker sich forterbende Kunst zu komponieren, die diesen Meistern ebenso wie einem

Rembrandt und Velasquez oder einem Tizian und Rubens geläufig war, ist erst durch den modernen Naturalismus in Acht und Bann erklärt worden. Daher das wie zufällig Wirkende, Unorganische, Zerfahrene vieler moderner Bildnisse. Es wäre wahrlich zu wünschen, daß man sich jener Wirkungsmittel für bestimmte Zwecke wieder besänne.

Nichts dürfte aber verfehlter sein, als wenn die Malerei unsrer Zeit einen Anschluß an die englische zu finden versuchte. Die Weiterführung der Kunst des 18. Jahrhunderts unter neuen Verhältnissen geht in eine Sackgasse, wie schon Lawrence bewiesen hat. All jener reiche Apparat ist nur für eine Kunst unter jenen gegebenen Bedingungen anwendbar. Und mit dem Apparat steht und fällt die Art von Kunst. Auf Menschen der Neuzeit läßt sich das alte Schema nicht übertragen, und nichts wäre gefährlicher und aussichtsloser als ein solcher Versuch.

Das 19. Jahrhundert hat auch bereits neue und für uns gangbarere Bahnen eröffnet. In den Figurenbildern eines Manet oder Whistler offenbarte sich seit den fünfziger Jahren ein neues Gefühl für dekorative Schönheit. Mit bescheidenen Mitteln, etwa durch das Zusammenstimmen einer glatten Wand mit einfachen Bilderrahmen, gerader, simpler Möbel, kleiner, geschmackvoller Gegenstände wurde ein für moderne Nerven ungemein wohltuender Rhythmus erzeugt. Man kann es eine Raffiniertheit der Einfachheit nennen, was als Prinzip für neue dekorative Tendenzen gewonnen wurde.

Und auf die Errungenschaft eines bewundernswerten Kolorismus, der in der Beobachtung und Wiedergabe der feinsten Farbenvaleurs seine Stärke hat, darf das verflossene Jahrhundert wahrlich stolz sein. Bezeichnend für die koloristische Beschaffenheit der meisten englischen Bilder ist es, daß sie in den vortrefflichen schwarz-weißen Schabkunstreproduktionen oft dieselbe, wenn nicht eine anziehendere Wirkung haben als in den farbigen Originalen.

Durch die englische Ausstellung brauchte also gewiß nicht der einseitige Wunsch nach einer Flucht in die Vergangenheit erweckt zu werden. Und ebensowenig war Grund zu einer Herabwürdigung jener Kunst geboten. Wenn uns die Malereien in mancher Beziehung kühl lassen, so sind wir eben gewohnt, andre und neue Ansprüche an das Malerische und an die Auffassung zu stellen. Anderseits besitzt die alte englische Malerei Eigenschaften, deren Beachtung und Studium einer Entwicklung unsrer Porträtkunst gewiß von Vorteil sein könnte.

Wir haben den Besitz an alten Kunstwerken nicht, damit sie zur Nachahmung reizen und auf früher schon betretene Wege zurücklocken sollen. Es geht aber — abgesehen von dem Genuß, den sie auch der Gegenwart bereiten — eine Anregung spendende Kraft von ihnen aus, an die sich ganz verschieden geartete Begabungen für das, was ihnen gerade wünschbar dünkt, zu halten vermögen.

In Sizilien.

Eine Reiseerzählung

von

Marie von Bunsen.

(Schluß.)

Um den Monte Pellegrino.

Professor Kretschmann: „Eine selten anziehende Frau!"

Egon Reichert: „Wundervoll in Bewegung und Linie!"

Fritz Lochen: „Eine tadellose Erscheinung!"

Rolf Erkner: „Und überaus freundlich!"

Weniger, dachten neidisch die andern, konnte er schwerlich sagen; wie kam sie ihm entgegen!

Dies war der Fall. Rita Hindendorf hatte gleich die Sachlage erkannt und war beglückt. Ihre kleine Stiefschwester liebte sie mütterlich, hatte sich darauf gefreut, sie zu sich zu nehmen. Erst in der letzten Zeit wurde sie der Klippen gewahr. „Ich sehe es ja an meinen Freundinnen aller Nationen; sie opfern sich für ihre Töchter auf, wünschen ihnen alles Gute zu erweisen. Als Lohn klagen die jungen Dinger jedem, der es hören will, sie hätten es zuhause ‚recht schwer', die gute Mama verstünde sie gar nicht. Und ich bin nicht leibliche Mutter, hätte einen noch heikleren Stand."

Nach Lisbeths zweitem Reisebrief hatte sie sich in Bremen erkundigt; die Auskunft lautete überaus erfreulich. Es war ihr, die ihren Mann nur flüchtig vor der Verlobung gesehen, ihn auch später nicht geliebt hatte, eine Beruhigung, daß diese beiden sich so besonders gut kennen gelernt hätten. In jeder Hinsicht war es eine ideale Heirat; was an ihr lag, sollte geschehen.

Eine kleine Sehnenverstauchung hielt sie zuhause, doch war die Gesellschaft allabendlich bei ihr. Sie umgab Rolf Erkner mit schmeichelnder Liebenswürdigkeit, wußte Lisbeth in ein immer neues, günstiges Licht zu stellen. Der durch mannigfaltige Erfahrung gewitzigte Junggeselle merkte natürlich alles. Statt, wie sonst, die seidenen Netze resolut zu durchreißen, begrüßte er

dankbar, mit kleidsamer Bescheidenheit, die Anbahnung zu seinem ersehnten Glück.

Sie gingen im Blumengarten der Favorita. „Sehen Sie dort das Ding?“ fragte Egon Reichert und wies auf die chinesische Pagoda, einen noch im achtzehnten Jahrhundert erbauten Sommerpalast Ferdinands des Vierten. „Das ist die Morgenröte der schlechten Architektur; früher kommt etwas eigentlich Verletzendes sozusagen nicht vor. Dann aber werden die Menschen ‚sinnig‘, denken sich etwas Interessantes aus. So hier das ‚Chinesische‘, so das ‚Gotische‘ im Strawberry Hill von Sir Horace Walpole, so das ‚Ländlich-idyllische‘ im albernen kleinen Trianon der Maria Antoinette. Aber hier im Garten, im Park, hielt man sich noch gottlob an die gute Tradition. Wahrscheinlich seufzten die Feinsinnigen über den zurückgebliebenen Geschmack: „Unsre guten Herrschaften haben doch gar keine Ahnung! Wie schrecklich steif sind diese geraden Terrassen, diese Hecken! Heutzutage hat man doch nur gewundene Pfade und Anhöhen und Trauerweiden und zerbrochene Säulen.“

„Die Anlage ist vortrefflich. Hier wandelt man im Blumengarten und kann die einzelnen Blüten und Büsche genießen: ruhig und beruhigend sind die Linien, reich jedoch innerhalb der buchseingefaßten Beete das Gewirr von blühenden Stauden und Sträuchern und Pflanzen aller Art.“

Frau von Lochen vertiefte sich in die Blumenfülle. „Bei uns ist die Cassia Floribundia mit ihren gelben, runden Blüten ein bescheidener Strauch, hier ein schattengebender Baum. Auch diese Lantana mit den orange und roten Blüten, die an verirrte Verbenen erinnern. Dann dieser Hibiscus, mit dem unwahrscheinlich großen, rosaroten Kelch.“

„Die reine Operndekoration,“ sagt schlicht Herr von Lochen in aufrichtiger Bewunderung, in ehrlicher Freude.

Dann kamen sie in den Hain. Wege sind in die Baumwildnis geschnitten, um Sonnen- und Windschutz zu gewähren; es gibt Lichtungen mit herrlichen einzelnen Pinien. Heckenwege führen hindurch, haben lauschige Rondels mit Bänken und plätschernden Brunnen. Hier ist ein Olivenwäldchen, hier eine Steineichenallee.

Der langgestreckte Bosko reicht bis zum steilen Felsgewirr des Monte Pellegrino. Sie nahmen den alten, mit Quadern ausgelegten Weg; alle Pilger, auch Goethe, haben ihn betreten.

Die undurchdringlichen Wälder sind seit Jahrhunderten geschwunden, ganz kahl wirkt der Berg, jedoch nur in der Ferne. Um die taubengrauen Steinblöcke wachsen bescheidene, aber freundliche Blumen, die orangene Ringelblume, die lila Glocken der Mamarone, bräunliche Orchideen mit schönen, pfeilförmigen Blättern und frische Farne, auf denen im Schatten der Tau noch lag.

Es ist ein langer Weg. Oben auf der Höhe freut man sich an der Wiederbewaldung, dem „Rimboscamento“, dessen segensreiche Ziele pomphafte Inschriften verkünden. Allerhand Bäume werden gepflanzt, in einer Talsenkung des Bergstocks wächst ein Zukunftswäldchen heran, in der Mitte ein Gang von Zypressen. Egon Reichert war ergriffen. „In hundert Jahren

ist dort oben ein ‚incanto', dann gibt es einen verschwiegenen Wald und mächtige Alleen, dann ist dieser Berghain mit dem Blick auf die Conca d'Oro und die Küste ein Märchentraum. Pflanzt Bäume und Alleen, und die Welt bleibt schön, trotz der Fabrikanlagen und der Eisenbahndämme. Durch unsre Kunstbauten und Denkmäler wird das weit weniger sicher erreicht."

Um die Ecke kommend, sahen sie eine Ulmengruppe, schlichte Gebäude, eine an den Felsen geschmiegte Barockfassade. Dies ist das Santuario. Ein glattrasierter Mann, der genau wie der spanische Müller der Bühne aussieht (dieser Typus ist in Sizilien öfters zu sehen), holt den Küster heran. Im Vorhof Marmortafeln: in italienischer und deutscher Sprache verkünden sie Goethes weihevollen Aufenthalt an dieser Stätte. Innen eine Höhle mit den bekannten überladenen Renaissance- und Barockaltären, zahlreiche, in Gazetüten verhüllte, wohlfeile Kronleuchter, an der Decke überaus störende, häßliche wulstige Zinkröhren, um das herunterfließende Wasser des Höhlenraums zu sammeln.

Unter dem Hauptaltar, mit Schmuck und Ehrengeschenken bedeckt, liegt die liebliche, süßliche Marmorgestalt der heiligen Rosalie. „Daß sie war, daß sie hier lebte, ist mir das einzig Stimmungsvolle an diesem geschmacklosen Ort. Zum mindesten ist es vollkommen möglich, daß Rosalia, eine junge Verwandte der Normannenkönige, sich dem üppigen Hofleben schaudernd entzog, hierher in die Waldeinsamkeit flüchtete, daß hier in dieser Grotte, darbend, betend ihr junges Leben verrann. Es ist überaus wahrscheinlich, daß ihr unschuldiger, verhärmter junger Körper im Dom in dem glänzenden Silbersarg ruht. All diese Jahrhunderte über war sie allen Einwohnern von Palermo die Verkörperung der nach Gott verlangenden Reinheit. Noch im vorigen Jahre floß Blut, weil man den Männern des einen Viertels das althergebrachte Recht, den Silbersarg zu tragen, schmälern wollte."

Vor einer Ausspannung ließen sie sich auf der mit bunten Fliesen ausgelegten Tenne Stühle und einen Tisch hinstellen und packten ihr Frühstück aus. Mochte rings umher pittoreske Unsauberkeit herrschen, ihr weiß gedeckter Tisch bildete eine Oase. Die Padrona beauftragte ihren Jungen, Wein zu holen.

„Achten Sie auf diese Zungentechnik," bat Egon Reichert. „Nicht Kainz als Küchenjunge Leon, nicht Sarah in der großen Rede des Aiglon bringen ihren dahinsausenden Wortschwall klarer hervor."

Eine Deutsche kam des Weges: in kurzem Rock, mit genialer, wenig geglückter Bluse, mit zerdrücktem Hut. „Ach Sie verzeihen, dürfte ich mich Ihnen anschließen!" Umständlich stellte sie sich vor: Baronin Gelsingen, geborene von Stuckrieth aus Weimar. Sie nahm ihr mitgebrachtes Frühstück aus dem Papier und schwärmte ihnen eingehend vor . . . „und dann diese bezaubernd poetische Grotte. Goethe sagt" . . . sie zitierte die Stelle, schwärmte weiter und erzählte verschiedentliches aus ihrem Leben. „Es ist doch fast selbstverständlich, daß ich mir Weimar erwählte, da gehöre ich doch hin. An den Goethe-Tagen beteilige ich mich aufs regste, kenne alle die Herren." („Armer Erich Schmidt, unseliger Suphan," flüsterten Egon Reichert und Kretschmann.)

Nach weiteren Schilderungen ihrer Erlebnisse und Gefühle meinte sie: „Täglich denke ich der unbeschreiblich wahren Worte des Meisters, Sizilien sei der Schlüssel Italiens, ohne den kein Bild in der Seele verbliebe."

Egon Reichert wurde nervös, seine Augen flackerten. „Das finde ich gar nicht."

Allgemeines starres Schweigen; unter dem Tisch drückte sich die Weimaranerin ihre Finger, bis die Gelenke knackten.

„Die Provinz Sizilien dürfte sich nicht darauf beschränken, Goethe Ehrentafeln zu errichten; seinem Ausspruch verdankt sie alljährlich den einbringlichen Besuch von sagen wir zwölfhundert Deutschen, denen sonst Neapel und Umgegend vollkommen genügt hätte. Die Furcht, kein Bild zu erhalten, läßt diese Scharen nicht ruhen!"

„Dem Goethe fehlte wohl das richtige Verständnis für Italien," meinte die Baronin mit fliegendem Atem.

„Da er es so schreibt, war ihm Sizilien der Schlüssel. Hier fand er, was er suchte, hier verlebte er unvergeßliche Zeiten des fruchtbarsten Genusses . . . Gnädige Frau, haben Sie die Gnade, mich zu belehren. Erklären Sie mir, was denn eigentlich Sizilien aufweist, und Süditalien (das Goethe nur vollständig kannte) nicht bietet? Da wären die herrlichen Denkmäler sizilisch-normannischer Kunst, die ihm gar nichts sagten. Da wären die packenden geschichtlichen Erinnerungen — er ließ sie geflissentlich beiseite. Während er jedes Gestein fachmäßig betrachtete, hielt er Syrakus nicht eines Besuches wert. Sizilien ist die Königin aller Inseln, inwiefern jedoch der Schlüssel zu Italien?"

„Es ist nicht jedem gegeben, in Goethes Geist einzudringen," meinte die Weimarer Baronin.

„Nein," erwiderte er sanft, und sah sie zartfühlend an.

„Gnädige Frau", riet der gutmütige Fritz Lochen, „lassen Sie sich mit dem nicht ein, er liest Goethe täglich."

„Fast täglich," verbesserte Reichert bescheiden. „Nie komme ich nach Italien ohne die Italienische Reise. Es ist die anregendste, tiefste Schilderung der Weltliteratur. Auch die einseitige, irreleitendste, die es vielleicht gibt. Es wäre ein lohnender Vorwurf, die merkwürdige, auffallende ästhetische Beschränktheit des deutschen Reisenden auf dieses Werk zurückzuführen."

Frau von Gelsingen erhob sich, grüßte und ging mit erhobenem Haupt nach Palermo zurück.

Egon Reichert sah ihr nach und bemerkte mit seiner milden Stimme: „Noch immer blüht der Typus: in der deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts kommt er vielfach vor. Frau Emma von Suckow-Niendorf, die verzückte, salzlose, etwas lächerliche Freundin von Kerner, Lenau, Clemens Brentano gibt ein ungetrübtes Bild der Art. Adlig, schriftstellernd, reizlos und sentimental."

Sie klommen den Berg noch weiter herauf. Es wurde sehr einsam, mit Abhängen, Senkungen und steilem Absturz: Zyklamen blühten taubedeckt am Weg. Immer höher stieg der Augenpunkt des Meeres, weiche, zerfließende

Dunstwolken schwebten zwischen dem blauen Wasser und der durchleuchteten Luft. Blaßblaue Bergketten begrenzten den Blick.

„Sehen Sie die Liparischen Inseln am Horizont? Die Winde umkreisen sie, und Aiolos, der König der Inselgruppe, hatte über die Winde Gewalt. Dort gibt es tätige Vulkane, qualmende Strudel, und auf diesem unheimlich üppigen Boden wächst der Malvasierwein.

„Zur Zeit von Theoderich dem Großen lebte dort ein Klausner, und als der gewaltige Ketzerkönig starb, erblickte der Einsiedler mit frommem Schauder, wie der Papst Johannes und der römische Patrizier Symmachus den einst so furchtbaren Goten gebunden herabschleuderten in des Kraters Schlund. So haben es die Pfaffen erzählt.

„In der Aragonenzeit lieferten dort die Sizilianer denen von Neapel eine erbitterte Schlacht zur See. Aufgeregt verfolgte man von Palermo den Verlauf. Dem hiesigen Admiral, Giovanni Chiaromonti, war ein junger, königlicher Bastard, Orlando von Aragon, beigegeben, und dieser drängte ihn, heißköpfig, zum ungleichen Kampfe. Die Neapolitanerflotte siegte; wer von den Sizilianern nicht umkam, wurde gefangen genommen. König Peter von Aragon löste einige der Herren aus, nicht seinen Halbbruder, dem er die Tollkühnheit nicht verzieh. Da sandte Camilla Turinga, eine reiche, vornehme Witwe aus Messina, welche den Orlando heimlich liebte, große Summen nach Neapel und befreite ihn aus der Haft. Daß er sie heiraten würde, nahm sie bestimmt an. Er tat es nicht. War er gleichgültig, war er treulos, stand eine andre dazwischen? Tief gekränkt ging Camilla Turinga ins Kloster."

Auf dem Rückwege gelangten sie, durch Bestechung der Eingeborenen, auf „Wegen, die kein Sünder kennt", in den herrlich am Abhang des Pellegrino gelegenen Garten des Principe Belmonte. Hier waren Hecken von weißlichgrünem Absinth, mit hellbläulichgrünen Agaven und blutroten Geranien. Eine Pergola, die Winden und Rosen bedeckten, Bänke unter herrlich alten Bäumen, Zisternen, über die Blütenranken sich neigten.

Immer rosiger leuchtete die Luft; über dem schimmernden Meer lag die blaßviolette Küste mit blaßblauem Schatten, wie ein sanft schwermütiges Lächeln. Leise erklang die Brandung der Wellen.

König Wilhelms-Kathedrale.

Sie saßen wie gebannt, hinten in der Kirche, und ließen die goldene Feierlichkeit auf sich wirken.

Im satten Dunkelgold der Chorapsis thronte gewaltig groß, eindrucksvoll der Christus. Unter ihm murmelte am Altar der Priester mit denselben Worten, denselben Gesten wie vor siebenhundert Jahren, als der junge König Wilhelm der Gute in der Bergwildnis die Herrlichkeit von Monreale ins Leben rief.

„Ich weiß eigentlich nicht," sagte Egon Reichert leise, „ob irgendeine Kathedrale in so vollendeter Harmonie erstrahlt. Einfach edel tragen die

hohen Bogengänge die Decke, jene tiefliegenden Fenster haben keine Kehlleisten, Gesimse, Pilaster — keine Architektur; die schlichten Öffnungen sind mit unendlich kostbaren, unendlich geschmackvollen Mosaiken bekleidet. Betrachten Sie nur die Komposition der Friese und Ornamente, welche die Bogen umrändern, die Bilder trennen. Rings umher die Mosaikbilder der heiligen Geschichte; es ist die Biblia pauperum der buchstabenunkundigen Menge.

„Unter der Bilderreihe die keusche Pracht des eingelegten, blaßgeäderten, milchweißen Marmors. Mit Marmor und Goldmosaik ist der gewaltige Raum bekleidet; die Decke war herrlich geschnitzt und bemalt, wie die der Capella Palatina."

Sonnenglanz drang jetzt durch die Fenster, alles flimmerte im goldenen Dunst, hier und da leuchtete es aus der goldenen Tiefe.

Am Altar waren die letzten Worte verklungen, und sie näherten sich dem Chor. In den noch fast unberührt echten Seitenchören stehend, bewunderten sie die marmornen Schranken mit den Säulchen, dem durchbrochenen, eingelegten Schmuck. Dort ist der strenge, großartige Marmorthron von König Wilhelm, darüber ein Mosaik; vom Christus erhält er die Krone; im gegenüberliegenden Mosaik wird vom König die Kirche der Mutter Gottes überreicht. In einem schweren, dunkelpurpurnen Sarkophag, aus dem nur in Sizilien bearbeiteten demantharten Porphyr, ruht Wilhelm von Sizilien, ruht in seiner Kathedrale.

Sie stiegen auf einer schmalen Treppe auf das Dach. Alles ist hier alt, die Fliesenbekleidung, der flache Arkadenschmuck, die mannigfaltigen Ornamente aus dunkelbraunem Stein. Dann durchwanderten sie den berühmten Kreuzgang; er ist noch schöner als sein Ruf. Ein schier unglaublicher Reichtum der Motive; über zweihundert Säulen und alle verschieden. Glatte, kannelierte, bemusterte, mit Reliefs verzierte Schafte, Basen mit einfachen Wulsten, mit Blättern, Köpfen, Motiven, mit Gestalten, mit Vögeln, heraldischen Ungeheuern, biblischen Szenen, realistischen Gruppen. Da gab es Schlangen, Akrobaten, hier eine Weinlese, hier breitzügig entworfene Propheten, hier einen Kampf mit Löwen. Hier spitzenartig durchbrochene Ornamente, Vögel mit Mönchsgesichtern, geharnischte Ritter.

Ein kleines Brunnenhäuschen hat steinerne Stufen, und plätscherndes Wasser rinnt in das Becken. Im Garten, den dieser Wundergang umschließt, duften Rosen und das weißbesternte Arabiskraut.

„Keine geniale Anlage," bemerkte Egon Reichert, „sondern der selbstverständlich gebotene Plan. Der Klostergartenhof wird von einem geschützten Gang, in dem die Mönche auf und ab wandeln können, umgeben. Aber der phantasievolle Reichtum gotischer Kunst zeigt sich in seiner berückenden Fülle. Kretschmann, würde selbst ein anständiger antiker Portikus hiergegen nicht abfallen?"

Kretschmann wollte sich nicht äußern.

Sie standen wieder draußen vor der Kathedrale. „Die ursprüngliche, vornehm reiche Fassade dieser Kirchen zeigt noch die Kathedrale von Cefalù. Wir müssen noch hin; allein die Fahrt verlohnt. Der von Palermo aus

nüchtern nahe Monte Pellegrino (die Weimarer Baronin kann uns das berühmte Zitat nicht entrüstet vorhalten) wirkt immer bezaubernder, je mehr man sich von ihm entfernt. Die Felsenküste hat herrliche Linien, einige verfallene Kastelle liegen am Meere, und Weinstöcke werden bis hart an die Brandung gezogen. Dann liebe ich den Hafen; dort drängen sich buntbemalte Boote in uralten Formen, und auf den Felsen erheben sich malerische Häuser mit Bogen und Loggien.

„Hier diese Fassade ist verhältnismäßig neu, aber die Portale sind geblieben. Sehen Sie nur, mit welchem erlesenen Geschmack die Reliefs der ehernen Tür eingefügt wurden, wie vornehm die Gliederung der Bogen."

Es war ihnen, als öffneten sich die schweren, erzenen Tore, als schritt der junge König Wilhelm heraus, seine schlanke Gestalt fast erdrückt von der Last des schimmernden, schwerbestickten Mantels. Hinter ihm die Goldpracht seiner Kathedrale.

Die Kaisergräber.

Zu dieser Stunde war die Kathedrale fast leer; sie saßen in der Seitenkapelle, der Küster schloß das Gitter, sie waren mit den Grabmälern und den Erinnerungen allein.

Während Professor Kretschmann erzählte, fiel der Blick auf die monumentale Pracht der dunkelpurpurnen Porphyrsarkophage, auf die helle Herrlichkeit der weißmarmornen, mit Goldmosaik und zarten Ornamenten geschmückten Schreine.

„Tankred war tot, der furchtbare Kaiser Heinrich VI., der Mann der unseligen Konstanze, zog jetzt wie Unwetter her, um den Thron zu behaupten. In Favaras lieblicher Üppigkeit rastete er, zog, glänzend empfangen, in Palermo ein. Königin Sybille, die Witwe Tankreds, unterwarf sich, da ihren jungen Söhnen das angestammte Lecce und Tarent zugestanden wurde. Der älteste, Wilhelm, legte seine Krone zu den Füßen des Kaisers nieder. Darauf wurde Heinrich in dieser Kathedrale gekrönt, wie vor ihm die Könige der Normannen, Roger, die beiden Wilhelm und Tankred. Aller Prunk des reichsten Hofes der Christenheit wurde zur Schau getragen; weder der Kaiser noch sein Gefolge hatten jemals solche Herrlichkeit erblickt. Heinrich war klein und schmächtig, blaß, blond und düster, er schwelgte in dem Glanz. An sieben aufeinander folgenden Tagen ging er mit der Krone auf dem Haupte zur Messe; er genoß die strahlenden Räume der Joharia, wühlte in den Schätzen des Pisaner Turms und verteilte diese in willkürlicher Verschwendung an die Seinen. Überkam ihn ein Fieberrausch von Macht und Reichtum, oder enthüllte sich erst jetzt die verschlagene Bosheit seines Herzens? Er lud die sizilianischen Barone auf das Schloß, und an der Hand gefälschter Briefe bewies er ihnen das Bestehen einer Verschwörung gegen sein Leben. Königin Sibylle, ihr Sohn Wilhelm, die Großen des Reiches, der Erzbischof, der Admiral wurden ergriffen; die meisten wurden geblendet, fast alle nach Deutsch-

land geschleppt und dort in unwürdige Kerker geworfen. Andre wurden gräßlich gemartert. Er verwüstete den herrlichen Palast, sandte alle entwendbaren Kostbarkeiten über die Alpen. Die Leiche von König Tankred, der ihm so edel vertraute, wurde im Dom hier geschändet; sie rissen ihm das Diadem vom Haupt.

„Selbst in jenen Zeiten war seine wilde Grausamkeit unerhört, Europa schauderte vor ihm zurück. Als er wenige Jahre darauf in Messina starb, erzählte man sich, Konstanze, die Ursache allen Unheils, habe in ihrer Reue und Verzweiflung ihn vergiftet. Vielleicht war dies nur, was man von ihr erhoffte, was man gern selber vollbracht hätte."

„Es wäre," meinte Egon Reichert, „der einzige sympathische Zug ihres Charakters. Zwar sprechen einige späteren Historiker von ihr mit hoher Achtung; tugendhaft im technischen Sinn war sie gewiß, sonst weiß ich nicht, worauf dies Urteil beruht. Hier vor uns liegen sie beide.

„Wie stand Konstanze zu ihrem Sohne? In diesem Dom wurde der vierjährige Knabe gekrönt. Merkwürdig mußte eine solche Zeremonie ein Kind beeinflussen, diese Erinnerung an den Tag, an dem er, mit dem drückend schweren Schmuck belastet, auf dem Throne saß; jedermann sah ihn an, Tausende schrien ihm zu, hier in der Kirche, zu Hause, auf dem Weg. In der Ziza, in Favaro, im Schloß von Palermo wuchs der junge König heran. Noch lag auf allem der Druck des entsetzlichen Kaisers; bald muß der Knabe herausgefühlt haben, wie alle den Vater gehaßt hatten, seinem Andenken fluchten. In Deutschland waren die Verhältnisse unsicher und schwierig, es war eine belastete Jugend. Auch sonst waren die Verhältnisse kompliziert, der Papst war sein Vormund; wahrscheinlich haben ihn, dem Herkommen des als heidnisch verschrienen Normannenhofs gemäß, Araber unterrichtet. Eunuchen bewachten seine Mutter, orientalische Sklavinnen haben ihm fremde Lieder gesungen; er hat mit den Waffen der sarazenischen Wächter gespielt, ließ sich von den dunkeln Kriegern über die Taten ihrer Ahnen erzählen. Früh lernte er das Tüchtige wie das Verächtliche der einzelnen Nationen verstehen. Daß er König von Sizilien war, Haupt des Hauses der Hohenstaufen, Erbe des Kaisers von Deutschland, das wußte er, schwerlich, welchem Volk er angehöre. Er war, der er war. Aus diesen verworrenen Bedingungen erwächst der erste moderne Mensch, eine rätselgebende, erstaunliche Persönlichkeit, wie die Weltgeschichte kaum eine zweite kennt.

„Als er nach seinem ersten Aufenthalt in Deutschland nach Sizilien zurückkehrte, war er erst siebzehn Jahre alt, jedoch bereits der in Rom gekrönte Kaiser, Ehemann der jung gestorbenen, in jenem antiken Sarkophag ruhenden Konstanze von Aragon. Er hatte schon einen weitausschauenden Ehrgeiz, eine kühle, zielbewußte Geschicklichkeit bewiesen. Hier in Sizilien war er glücklich, hier fühlte er sich wohl.

„Wie merkwürdig sein Aufenthalt im Gelobten Land! Im großen Kaiserornat nimmt er die Krone von Jerusalem vom Altar der allerheiligsten Grabeskirche — er, der vom Papst Geächtete, welcher unbotmäßige Priester auspeitschen läßt. Mit Rührung lauscht er dem Ruf, mit dem die Muezzin

in den Moscheen das Lob des einen Gottes verkünden; dem Emir verleiht er den Orden christlicher Ritter. Im Palast von Aker tanzen Christinnen und Araberinnen vor ihm, eine junge Syrierin teilt sein Lager. Ketzer läßt er öffentlich verbrennen, und mit seiner eigenen Hand drückt er ehrerbietig auf den Leichnam der heiligen Elisabeth von Thüringen die Krone.

„Frech atheistische Äußerungen wurden ihm in den Mund gelegt; nachweisbar sind sie nicht. Wahrscheinlich war er eine religiös beanlagte, durch und durch unorthodoxe und meistens tolerante Natur. Er war hochgebildet, hatte einen scharfen Verstand und gelehrte Interessen, war der Kunst ergeben. An diesem Hof, in der „Aula" von Palermo, entstand unter Friedrich dem Hohenstaufen die italienische Sprache. Dante sagt es uns, spricht von den „berühmten Heroen, dem Kaiser Friedrich und dem König Manfred; alles was unsre Vorfahren in der Volkssprache hervorbrachten, wird sizilianisch genannt".

„Er ist der mächtigste Fürst', den die Christenheit gesehen. Von überall kommen Abgesandte mit Geschenken beladen, so vom ‚Alten vom Berg', so von den Sultanshöfen von Kairo und Damaskus. Unter dem Schutz seines Namens reisen Kaufleute nach Indien. Während er jedoch die Herrschaft über die ganze Welt erträumt, lockert sich seine Macht über das ihm eigene Deutschland, geht auf die einzelnen Fürsten über.

„Rastlos im Kampf, sowohl im offenen gegen Feinde im Feld, wie gegen den Gefährlicheren, gegen den großen Papst. Die meisten Völker waren ihm bekannt, er verkörperte sich mit keinem, regierte die verschiedenen Untertanen auf verschiedene Art. Im Sieg nicht übermütig, in der Niederlage unverzagt. Rücksichtslos ehrgeizig, alle Mittel benutzend, verschwenderisch in Wohltaten wie in Folterqualen; hingebend in Freundschaft, unerbittlich im Haß. Als Gatte untreu, mit der verletzenden Eifersucht des orientalischen Despoten; als Vater grausam, unerbittlich, wenn ein Sohn Widerstand wagte, hingebend zärtlich, wo er Gefügigkeit findet.

„Haben seine Untergebenen ihn mehr gefürchtet oder mehr geliebt? Noch heute spricht man hier in der Conca d'Oro vom Stern des Kaisers. Wenn der letzte Sonnenstrahl den Monte Pellegrino bescheint, hört der Bauer mit seiner Arbeit auf. So hatte es der Kaiser bestimmt.

„Als Manfred, gegen den Befehl des Kommandanten, heimlich in Lucera eindrang, erkannten jubelnd die sarazenischen Truppen ihn, den Sohn ihres unvergessenen Kaisers. Im Triumph trugen sie ihn auf den Schultern in das Schloß, verhalfen ihm zum Siege.

„Friedrich, diesen modernen Staatsmann, der wie kein Zeitgenosse die neuen Ziele exakter, nüchterner Politik ersah, umgibt glorienhaft des Mittelalters Zauber und Glanz.

„Als in Apulien sein Ende nahte, ließ er sich in ein Mönchsgewand hüllen. Darüber breitete man einen Prunkmantel der normannischen Könige, eine breite, arabische Inschrift zog sich rings um den Rand. So liegt er dort in jenem marmornen Sarkophag. Der mächtigste aller Kaiser, erstrebte er die Weltmonarchie — nach seinem Tod löste das Reich seiner Vorgänger sich

auf. Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, König von Neapel und Sizilien, König von Jerusalem und Sardinien, Schwiegersohn des Kaisers von Byzanz, Schwiegervater des Kaisers von Nicäa. Gewaltiger noch als Karl der Große, eher Nachfolger des Augustus; der bedeutendste und merkwürdigste Mann des Jahrhunderts. Deutschland und Sizilien haben an ihm teil — Stupor Mundi."

Vor der alten Kathedrale auf und ab gehend, sprachen sie über Sizilien, seine Geschichte und sein Los.

„Es wird mir schwer," sagte Egon Reichert, „an ein Gedeihen, an eine Entwicklung der Provinz Sizilien zu glauben. Die Insel hat herrliche Glanzzeiten gekannt — immer jedoch nur als selbständiger Staat. Ausdehnungsgelüste haben das Land geschwächt, innerhalb seiner blauen Meeresgrenzen entwickelte es sich schön und stark. Ich kann mir ein langsam erblühendes Sizilien als Bundesstaat, als italienisches „Baden" denken. Wie es bisher so oft der Fall war, unter einem fremden Herrscher, unter einem des Hauses Savoyen ‚a name to conjure with' — oder mit einem der thronversorgenden nordischen Dynastien. Aber Sizilien, Königin aller Inseln, muß als Reich in seinem Mittelmeer thronen."

Im Zitronenhain.

Dem Königsschloß gegenüber steht der Scláfani-Palast. Die Grafen Scláfani gehörten zu den „katalanischen" Familien, und im Wetteifer mit dem Palast der „latinischen" Chiaramonti hatten sie diesen erbaut. Noch haben die Seitenwände gotische Portale, Wappenschmuck, eingelegte Fenster. Im Hof ist ein großes, in unheimlich fahlen Tönen gehaltenes Freskogemälde, der Triumph des Todes.

Mit leidenschaftlichen Sätzen, stier in die Weite sehend, jagt ein dürres Riesenpferd daher. Auf ihm sitzt der knochige Tod; jubelnd, jauchzend gibt er die Sporen, freut sich seiner Herrschermacht und erschießt mit seinen Pfeilen die Menschen am Weg. Wie in ein Meer versinken die Könige, die Päpste, die Edelleute; verzerrte, nach oben gerichtete Gesichter, krampfhafte Hände. Hier lachen geschmückte Frauen, lautenspielende Jünglinge, aber in ihrer Mitte sinkt blaß die schöne Fürstin zusammen. Eine Gruppe der Elenden, der Alten, der Armen — es ritt der furchtbare Reiter an ihnen vorbei. Hinter verzweifelten, aufgeregten oder noch ahnungslos genießenden Menschen steht ruhig, teilnahmslos der Künstler.

„Man kennt ihn nicht," sagte Egon Reichert, „er ist verschollen, der Meister dieses frohlockenden Königs der Schrecken. Gehörte er zu den meistens namenlosen Künstlern, welche die herrlichen, flämischen Bildteppiche des fünfzehnten Jahrhunderts entwarfen? Was verschlug ihn hierher, was hat er sonst hinterlassen? Der beglückt dahinrasende Tod vernichtet die Menschen nicht nur, auch ihr Werk!"

Sie fuhren nach dem Kapuzinerkloster. Aus dem schimmernden Licht kamen sie in schattige Gänge, dann auf abschüssige Stufen in die Katakomben. Dort war es entsetzlich; eine wie absichtlich grausige Beleuchtung: tiefes Dunkel, dann hell von oben fallendes Streiflicht auf einzelne grinsende Skelette, dann, in grauer Dämmerung, Hunderte von steifen Gestalten, Hunderte von aufgestapelten Särgen.

Noch bis zum Jahr 1871 erkor sich die vornehme Gesellschaft Palermos diese schaurig groteske, parodistische Schaustellung des Todes. Ein Jahr lang trocknete der eingesargte Leichnam in den Gängen, dann wurden die Reste angezogen und aufgestellt. So noch die Eltern, die Geschwister der Menschen, welche man im Automobil, in stattlichen Wagen und zu Pferde beim Giardino Inglese begegnet.

Einige der Leichen sind unglaublich gut erhalten: so der einbalsamierte General Correo. Wegen seines Löwenmutes bekannt, war er ein Genosse Garibaldis und fiel durch Verrat. Mit wirrem, schwarzem Bart, mit entblößter, behaarter Brust liegt er dort, wie am Tage, an dem die Kugel ihn traf, der tapfere General. Schamlos wird er allen Besuchern gezeigt.

Unüberseh bar, unfaßbar die Zahl dieser Skelette. Einige haben blanke Knochen, andre sind mit stumpfer Haut, mit Sehnen, mit strähnigem Haar noch versehen. Hier die Frauen; Grüftestaub liegt auf ihren hellen Kleidern, den altfränkischen Rüschen und Spitzen und Falten; hier klappern Kindergerippe im traurigen Putz. Hier ein langer Gang mit grinsenden Mönchen. Bald tiefes Dunkel, bald graues, unbestimmtes Licht. Wenn man sich hier verlöre, nie fände man den Weg herauf ans Licht; man bliebe mit den Tausenden von steifen, klappernden Knochenmenschen allein.

Die Grufteingänge wollen gar nicht enden, die Menge der Toten lastet wie eine Nachtmahr. Grauenhaft ist oft der Ausdruck; da gibt es qualvoll verzerrte Züge, noch öfter höhnt ein überlegenes Grinsen. Immer neue Reihen tauchen aus dem Dunkel hervor; von allen Seiten, übereinandergetürmt, fletschen sie mit den Zähnen, spreizen sie die knochigen Hände.

Endlich waren sie wieder draußen in der besonnten, lebenden Welt.

In einem großen Zitronenhain der Conca d'Oro wurden sie von Frau Rita Hindendorf erwartet. Ein weltentlegener, hinter Mauern versteckter Garten. Zu dem etwas verfallenen malerischen Palazzo führte ein Rosenheckenweg, große, weiße Daturablüten hingen an den Zweigen, blaue Winden rankten sich über Vasen. In der Abwesenheit hatte Rita Hindendorf auf der steinernen Terrasse das Frühstück gerichtet; der Tisch war mit Orangenblüten, Orangefrüchten und Safranorosen geschmückt.

Nachher gingen sie durch den Hain; die weißen Blüten dufteten stark, die Früchte leuchteten im Grün, und zu den Füßen sproßte weiches, grünes Gras. Bemooste Steinbänke bildeten ein Rondel, dort wurde der schwarze Kaffee gereicht. Rita hatte Zweige der hellblauen Plumbagoblüten um den weißen Hut der Schwester gesteckt; das kalte Hellblau stand ihrer herben, jungfräulichen Anmut. Rolf saß neben ihr, trug ihren langen, weißen Schulterschleier, ihren Rosenstrauß. Sie sahen einander an, sprachen wenig und

wurden von niemandem gestört. Es war nicht nur der Orangen- und Pomeranzen- und Zitronenduft, welcher, zu Kopf steigend, die beiden umgab.

Als die Gesellschaft weiterging, kam die Cubola in Sicht. Egon Reichert wies auf die nahgelegene Cuba. „Wir sind im Gennoard-Gebiet, im Park des Paradieses. In diesem Kuppelhäuschen rastete König Wilhelm mit seinen Frauen am fließenden Wasser des Brunnens. Boccaccio kam hierher und erzählt von der Cuba und diesem Park:

„Die schöne Restituta ging einsam auf dem Strand von Ischia und sammelte Muscheln, da wurde sie von Sizilianern geraubt, und da ein jeder die Jungfrau für sich begehrte, einigten sie sich und schenkten sie ihrem König Friedrich von Aragon. Dieser ließ sie in seinem wundervollen, garten-umgebenen Schloß Cuba verbergen. Nun hatte sie der junge Gianni von Procida ehrfurchtsvoll und heiß geliebt, er ruhte nicht, bis er die Spur der Geraubten entdeckte und ging oft am königlichen Garten vorbei, bis er sie eines Tages erblickte. „Di che ciascun fu contento assai.“ Er gelangte zu ihr, und „quello diletto presero, oltre al quale ni un maggior ne puo amor prestare.“ Da überraschte sie der König, er befahl die Liebenden, so wie er sie vorfand, in Ketten zu legen und auf der Piazza von Palermo an den Pfahl eines Scheiterhaufens zu binden. Alles strömte hin, um die schönen, jungen Unglücklichen zu sehen, auch der berühmte Admiral Roger von Loria. Er erkannte den Gianni und fragte, was ihn in diese Not gebracht habe — Liebe und der Zorn des Königs. Da ging der Admiral zum König, sagte ihm, der zum Feuertod Verurteilte sei der leibliche Neffe des Giovanni von Procida, dem er Reich und Thron verdanke. Darauf verzieh der König den Liebenden, richtete ihnen eine prächtige Hochzeit aus und beschenkte sie reich.“

In der lauen Nachmittagluft wanderten sie im duftenden Zitronenhain; immer blauer wurde der steile Monte Cuccio, wurden die andern Berge, hinter ihrer Bläue flimmerte gelblich die Sonne. Rita Hindendorf war zerstreut und erregt, Rolf Erkner und Lisbeth waren in der Nähe der Cubola zurückgeblieben. Da zeigte sich das weiße Kleid zwischen den Limonenbäumen, Rita sah ein rosig beglücktes Gesicht und ging auf die beiden zu.

Rücksichtsvoll verzogen sich die übrigen. Nachher gab es jedoch helle Freude, gerührte Tränen, viele Küsse und warme Wünsche. Sie blieben im duftenden Hain, bis der Abend fiel, und wandten sich dann langsam zum Ausgang. Die Gärtnersfrau reichte ihnen Blumen. Ein lautes Kreischen ertönte. „Was ist das nur?“ fragte Egon Reichert nervös; „schon vorhin hat man es in einem fort gehört.“

„Nebenan ist die große Anstalt,“ sagte die Alte. „Da sind all die vielen Irren, oft hört man stundenlang ihr Lachen.“

Villa Dolceacqua.

(Ein halbes Jahr nach der Hochzeit von Rolf Erkner und Lisbeth Cornelius.)

Sie hatten lange und eingehend gesprochen; der Goldglanz war vorüber, die blaue Dämmerung lag auf dem Meer.

Sie schwiegen; Rolf lehnte sich im Korbstuhl zurück und empfand, wie merkwürdig dies alles doch sei. Hier war er seit wenigen Stunden in der sizilianischen Einsamkeit allein mit seiner Schwägerin, ihr alles vertrauend.

Eigentlich war sie ihm bisher fremd geblieben; damals, in der Verlobungszeit, bei der Hochzeit, war sie die freundlich vermittelnde Brautmutter gewesen, ein sympathischer Hintergrund zu jenem blonden, schlanken Menschenkind, von dem er alles Erdenglück erhoffte. Ritas Briefe hatten ihm gefallen; aber was konnte sie sagen, sie wußte ja auch so wenig. Worauf es ankam, ließ sich nicht schwarz auf weiß niederschreiben. Jetzt, da er sie sah, konnte er vom ersten Augenblick offen mit ihr reden.

„Es ist mir unerklärlich," meinte er, „eigentlich lernen wir uns erst heute kennen, und ich sage dir alles. Dabei bist du Lisbeths nächste Verwandte!"

Sie seufzte. „Ich weiß ja seit unserm Wiedersehen im Herbst, daß sie mir nicht nahe steht und mir nie nahe stehen wird. Du kannst dir jedoch nicht denken, wie ich sie liebte. Ich war siebzehn Jahre, als ich die Stiefmutter bekam. Ich glaube, daß sie meinem Vater leid tat, eine alleinstehende, nicht mehr ganz junge Deutsche aus mittelloser, vornehmer Familie, die nun nach Palermo als Erzieherin kam. Er war nicht in sie verliebt, er war schön, weltmännisch, wohlwollend, sie bei aller Vortrefflichkeit etwas starr und steif. Ich merkte das nicht, ich lag ihr zu Füßen, hatte mich so nach einer Mutter gesehnt, und war so glücklich, eine zu haben. Lange Zeit vor Lisbeths Geburt war sie krank, ich sorgte für sie, war immer um sie. Vom ersten Tage an beschäftigte ich mich mit der kleinen Lisbeth, habe das Kind vergöttert.

Dann heiratete ich, dann starb mein Vater, und meine Stiefmutter zog nach Stargard zu ihren Verwandten. Als auch sie starb, schien es richtiger, Lisbeth im Stift zu lassen; erst nach beendeter Erziehung sollte sie zu mir kommen. Als ich sie in Palermo wiedersah, war sie reizvoller, als ich es ahnte, ich liebte sie, wäre zu jeder Aufopferung fähig gewesen und doch wußte ich, daß wir uns nie verstehen würden, und freute mich von Herzen zu eurer Heirat."

„Das tat jeder," meinte er bitter. Sie standen auf und lehnten sich an die jasminumrankte Brüstung. Noch schwebte die blaue Stunde über Land und Meer, aber die ersten Sterne leuchteten blaß auf die leise rauschenden Wellen, auf die Klippen und Agaven, auf das Gewirr von Rosen und Palmen.

„Wurde es ihr gar nicht schwer, auf mich und Dolceacqua zu verzichten?"

„Nein, liebe Rita, gar nicht. Sie dachte sich ja die Frühlingsreise und das Wiedersehen mit dir ganz nett, als aber die Einladung zur Mollenbachschen Hochzeit eintraf, war es ihr vollkommen selbstverständlich, daß diese

nicht auszuschlagen sei. Als ich etwas ärgerlich sagte, dann gehe du nach Bienewitz, und ich reise nach Sizilien, antwortete sie mit ihrer wohlerzogenen Ruhe. ‚Lieber Rolf, so ist es gewiß am besten. Du hast ja die gute Ausrede, in Geschäften hin zu müssen.‘ Diese Fredi Mollenbach heiratet den zweiten Sohn des Fürsten Knapphausen; alle Knapphausens werden erwartet; erst schien kein Platz für uns vorhanden zu sein, als der Brief eintrat, war die Wonne groß. Ist Lisbeths Mutter auch so überwältigend snobbisch gewesen?“

„Nein, sie war von aristokratischen Vorurteilen erfüllt, aber es war bei ihr die echte, selbstverständliche Naivetät eines beschränkten Horizontes. Das wird sich geben, das ist Stiftatmosphäre. Lieber Rolf, ihr beide seid noch so jung, es wird sich ja alles noch geben.“

„Rita, es steht schlimmer als du glaubst. Es ist zu keinen Zwistigkeiten, keinen Auftritten gekommen, es sind keine schlimmen Worte gefallen. Aber meine Liebe ist gänzlich verschwunden. Ich lasse ihre guten Eigenschaften gelten; trotzdem sie so hübsch ist, allseitig in Bremen gefeiert wird, so ist sie nicht eigentlich gefallsüchtig, hat eine tadellose Haltung. Alle übernommenen Pflichten erfüllt sie gewissenhaft pünktlich, wir leben auch in üblicher Weise zusammen, zu einer Trennung läge gar kein Grund vor. Und meine Liebe ist gänzlich verschwunden.“

„Es werden Kinder kommen, dann wird alles wieder gut.“

„Darauf hoffen wir beide. Natürlich merkt sie, daß es mir nicht die geringste Freude macht, wenn sie ins Zimmer tritt, daß ich bei den Mahlzeiten das Gleichgültigste bespreche, um nicht vor den Leuten ihr stumm gegenüber zu sitzen. Da sie allen Grund hat, in sich das Muster einer Gattin zu erblicken, ist sie natürlich peinlich überrascht. Gewiß, instinktiv wünsche ich mir Kinder; sollten sie kommen, werde ich sie gewiß innigst lieben. Aber mein Sohn würde vermutlich ihre nüchterne, temperamentlose Selbstgerechtigkeit, ihre zufriedene Beschränktheit ererben, und mir schaudert davor.“

„Das sind harte Worte,“ murmelte Rita.

„Ist es nicht hart, mit neunundzwanzig Jahren das Leben als verfehlt, als verspielt und vertan betrachten zu müssen?“

„Lisbeth hätte wohl auch ihrerseits einen andern glücklich machen können und wäre selber glücklich geworden.“

„In ihrer Vortrefflichkeit leidet sie weniger, als du denkst. Und ich frage mich vergeblich, wo liegt meine Schuld? Rita, wie kann das alles geschehen? Es war eine schöne, reine Neigung, sie wuchs allmählich heran, ich habe Lisbeth mit jeder Faser meines Wesens geliebt, sie war mir das geträumte Ideal, ich wagte nicht, meinem vermessenen Glück zu trauen, als ich sie im Zitronenhain zum erstenmal küßte. — Und nach kurzer Zeit war alles erstorben und erloschen.“

„Ja, Rolf, wie kann es geschehen! Du hast sie doch damals geliebt und bist glücklich gewesen. Ich heiratete mit freundschaftlicher Neigung; alle sagten mir, ich sagte es selber, die Liebe würde schon kommen. Und sie blieb aus.“

Ihre Stimme war gepreßt, und nachher überraschten sie die eigenen Worte. Nie sprach sie über ihre Herzensgeschehnisse, nur früher mit dem einen, inniggeliebten Freunde, der ihr die Treue brach.

Die Tage verflossen in der Villa Dolceacqua; Rolf hatte das Gefühl des Unwahrscheinlichen, es war so fremdartig, so abgelegen und einsam.

Der Vorsprung mit Pinien und Orangen und Oliven, der gelbliche Barockbau mit Statuen auf dem Balustradendach, eine kleine Zopfkapelle hart am Ufer und an den Klippen die Reste eines der vielen Wachttürme gegen die Sarazenen. Innen das mit der Villa übernommene, altmodische Mobiliar, mit gelbem Damast überzogene steile Stühle, romantische Bilder aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, dazwischen Ritas eigene Sachen, ihre großen, weichen, seidenen Kissen, ihre ausgesuchten Radierungen. Die Eleganz der Weltdame, der nicht sehr persönliche, aber doch verfeinerte Geschmack einer kunstliebenden Frau.

Überall ihre Blumen; draußen im Garten, auf den kleinen Tischen in den alten silbernen Schalen, in den erlesenen, schillernden Gläsern, überall ihre Veilchen und Rosen, die sie frühmorgens pflückte, rings umher Nelken und Lilien, die verschwenderische Fülle eines sizilianischen Frühlings.

Er und sie dort beieinander. Rita war eine blasse, zarte Erscheinung; in der Menge konnte man sie übersehen, war man mit ihr allein, so hatte sie einen faszinierenden Reiz durch den Klang ihrer Stimme, ihre Bewegungen, durch die Harmonie ihrer Gestalt. Beglückend war ihr weich weibliches Verständnis, wohltuend ihr gereiftes, nicht aus dem Gleise zu bringendes Taktgefühl. Wie ein Duft umgab sie die Anmut ihrer vollendeten Eleganz, der weichen hellen Stoffe, die sie morgens trug, der spitzenartigen, seidenumrauschten am Abend. Rolf sah sie bewundernd an. „Eine so entzückend geschmackvoll angezogene Frau verbreitet eine ästhetische Anregung um sich her!"

„Du bist es doch ganz anders gewöhnt, hast eine so junge, hübsche Frau. Und ich habe Lisbeths Aussteuer doch mit aller Sorgfalt und Liebe bestellt."

„Die schönen Sachen hängen im Schrank, kommen nur ‚bei Gelegenheiten' zum Vorschein. Für unser gemeinsames Alltagsleben war das alles ‚zu schade'. Bei sich, so behauptet sie und hält sich ja für unfehlbar, trägt ‚man' einfach ordentliche Blusen und dauerhaftes Schuhwerk."

Rita hatte das Reitpferd eines Freundes aus Palermo bei sich zur Weide und stellte es ihrem Schwager zur Verfügung. Als es gesattelt vorgeführt wurde, trat Rita mit ihm auf die Stufen des Portals. Rolf schwang sich hinauf, grüßte sie lächelnd; er freute sich auf das Pferd. Lebensvoll und herrlich wie ein blonder Königssohn aus dem Nibelungenlied ritt er in der Morgenfrische davon.

Sie sah ihm nach, wurde blaß, ging langsam zu der steinernen Bank unter dem Schatten von Zypressen und tausendblütigen weißen Banksiarosen, setzte sich hin und klammerte nervös ihre Hände zusammen.

Eine solche Schmach war ja nicht auszudenken! Sie war ihm herzlichst zugetan, was ihr jedoch die Adern bewegte, war nur die Schönheit des Mannes. Das beunruhigte ihr das Blut, das entflammte ihre Phantasie. Seine un-

gewöhnliche Schönheit, die wundervollen Linien der Schultern, die Haltung des Kopfes, die breite Brust, und die schlanken Hüften dieser langen kräftigen Gestalt. Sie sah seinen Umriß vor sich, so wie er im Reitanzug sich auf den Sattel schwang, im ruhigen Ebenmaß auf dem Pferde sitzend auf sie herunter-sah und sie grüßte.

Wie hatte sie Frauen, die sich in jüngere Männer verliebten, bedauert und verachtet. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen, liebeskrank, schmachtend, wie die Phädra auf jenem alten Sarkophag. Sie schloß die Augen, wollte die langherunterflatternden Rosenranken, den blauen Himmel nicht sehen, versuchte den Vogelgesang nicht zu hören. Es war eine Krisis, sie würde vorübergehen, und kein Mensch würde sie ahnen, am allerwenigsten er, der Mann ihrer kleinen Schwester! Nie würde er darauf kommen! Er bewunderte sie, verehrte sie, aber als schöne alleinstehende Frau verstand sie sich auf Männer. Sein Blick ruhte gern auf ihrer Gestalt, auf den halb entblößten Armen, auf ihren schmalen Füßen, in den durchbrochenen Strümpfen und zierlichen Schuhen, sie ruhten gern auf ihren Zügen, während sie mit ihm sprach. Doch es war kein Blick, den sie zu fürchten brauchte.

Aber wieder stand er ihr vor Augen, sein prachtvoller Wuchs, sein Lächeln, sein huldigender Gruß. Das Blut schoß ihr in die Wangen, und sie schämte sich so, daß sie sich ein Leid hätte antun mögen.

In den Nachtstunden lag sie wach und gedachte ihres Lebens. Eine unglückliche Ehe mit dem eifersüchtigen, aufgeregten Mann, darauf die angstvollen Vorboten der Geisteskrankheit, das stumpfe Gefühl der Erlösung, als er in die Anstalt kam. Dann ruhige Zeiten. In Palermo, ihrer Heimat, hatte sie eine bevorzugte Stellung; sowohl ihr Vater wie ihr Mann waren an einem der größten Geschäftshäuser beteiligt. In den ersten einheimischen Familien war sie ein gern gesehener Gast, kein durchreisender Großherzog versäumte bei ihr zu frühstücken, mit den berühmtesten Museumsdirektoren und Kunstgelehrten war sie bekannt. — Es kam der Freund, ein in Palermo lebender Engländer, Sohn einer italienischen Mutter. Sie liebten sich, er war bereit zu warten, und obwohl man viel über die beiden sprach, war ihnen nichts nachzusagen. Sie wurde auch nicht seine Geliebte, sie harrte auf den Tag der Freiheit. Nachdem ihre Freundschaft sechs Jahre gedauert hatte, heiratete er eine verwitwete, übelbeleumdete Marchesa, und Rita erfuhr, daß er die lange Zeit über bei ihr Trost gefunden hatte. Er kam mit steifen Zügen und unsteten Augen, um ihr die Nachricht seiner bevorstehenden Vermählung zu bringen. Erstarrt sah sie ihn an. „Sie hätten es ja verhindern können, ich verlangte ja nicht viel," warf er ihr ins Gesicht. Da es zu spät war, sah sie es ein. — Wenige Monate darauf starb ihr Mann in der Anstalt. Nachdem die äußere Trauer vorüber war, die das nicht einzugestehende Herzeleid schützend verbarg, hatte sie die Fäden des Lebens wieder aufgenommen, wollte, wollte nur für Lisbeth leben.

Nun war ihr die Schwester entfremdet, und in entwürdigender Schwäche war sie in deren Gatten verliebt.

„Es wird vorübergehen," sagte sie sich; „keiner wird es jemals erfahren, am wenigsten er."

Der Aphroditebrunnen.

Am folgenden Tage war eine Autofahrt nach Trapani geplant, zwei Tage darauf sollte Rolf Dolceacqua verlassen, um vor seiner Rückreise mit einigen Herren aus Palermo eine Wanderung durch das schroffe Madoniengebirge, darauf von Nadazzo aus eine Besteigung des Ätna zu unternehmen.

Im eifrigen Gespräch sausten sie auf der Landstraße an den Hecken von rosaen Geranien und Kakteen vorbei. Plötzlich berührte sie seinen Arm. „Der Mons Eryx, der Venusberg!" An der Küste erhob sich der große, von weither sichtbare Berg. Seit unvordenklichen Zeiten jauchzten die Schiffer, wenn sie nach den Mühen und Gefahren des Meeres ihn erblickten. Er ist herrlich geformt, wie geschaffen, um auf dem Gipfel einen Tempel zu tragen, der in der Morgensonne errötete, im Mittagsbrand leuchtete und wie eine Erscheinung, blaß, im Mondenschein sich erhob. Jetzt ragen dort die feudal mittelalterlichen Türme von San Giuliano.

In der Ebene, dicht vor Trapani, liegt ein berühmtes Heiligtum der Madonna. Die große Göttin des Berges ist heruntergestiegen und christlich geworden. Zu ihr kommen noch heute Menschen in ihrer Bedrängnis; sie kennt die Herzen, sie weiß mit Kummer und Krankheit Bescheid und rettet in Not.

Die beiden standen vor dem überladenen Altar, vor der mit Gold und Silber behangenen, weltlich-lieblichen Madonna. Heute wie damals bringen Frauen ihre Kostbarkeiten und weihen sie der gütigen helfenden Frau, und wie damals befestigt man den Schmuck an ihr Gewand. Hier hängt auch, wie in alter Zeit, das rührende Opfer der Mädchen, lange dichte Flechten von glänzendem dunklen Haar. Ringsumher sind Motivsymbole aller Art. Verwundete Arme und Beine, blutend zerrissene Herzen. Hier sind die verschiedensten Bilder. Eine Photographie zeigt zwei Herren, die ein Bild der wundertätigen Madonna halten. „Avendo mangiato funghi avvelenati, furono preservati da morte per intervenzione di M. S. S. di Trapani." Überaus häufig sind es kraß naive Bilder von Schiffern im furchtbaren Sturm. Sie rufen zur Göttin und werden erhört — damals wie heute. Doch sind Tausende von Barken in den sizilischen Gewässern untergegangen, während verzweifelnde Schiffer der Venus und später der Madonna dell' Annunziata das Herrlichste versprachen. Sie schrien laut und hofften auf Rettung, der Sturm heulte, die Wellen schlugen über sie hinweg und ihr letzter Atemzug war ein verwünschender Fluch. Damals wie heute.

Rolf und Rita fuhren den steilen Berg hinauf bis zum Stadttor am alten Dom und wanderten umher. Malerische, dunkle Gassen, ab und zu durch Blumenstöcke hinter geschwungenen Eisenstäben erhellt. Auf dem vornehmen, gemusterten Steinplattenpflaster waren nur wenige Menschen zu sehen.

Uralte Tempelummauerungen am Fels. Sie waren berühmt, Daidalos selber, der Erfinder und Bildner, hatte der Göttin den Berggipfel geebnet und die Steinmassen gefügt. Sie sahen herunter, hier war wohl einstmals

der uralte Weg, den Abertausende von lebensvollen Pilgern betraten. Aphrodites Tempel! Gewiß ein üppiges Freudenhaus, mit Scharen willfähriger Hierodulen, aber der Kultus hatte noch eine größere und tiefere Bedeutung. Hier wurde die mystische Urkraft, das Symbol des Glückes verehrt, weihte sich doch der gewaltige Sulla jener Venus Fortuna. Gewiß, das Heiligtum eines nicht heiligen Instinkts, doch wurde der Urgrund der Dinge ahnungsvoll berührt, doch umwob der Zauber berückender Anmut verklärend das Weib. Überall auf dem Erdenrund hatte der Instinkt geherrscht, auch hier, aber vertieft, verschönt.

Mit blassem Absinth und goldgelbem Ginster bewachsen, stürzen die Felsen des Abhangs hinab; auf der Tempelterrasse erhebt sich ein turmreiches Kastell. Als wäre es der Hintergrund einer Allegorie von Gian Bellini oder Mantegna, als würde hier eine Quattrocento-Venus mit stilisiert flatternden Gewändern, mit strenglieblich gewundenen Locken erscheinen. Eine Venusberg-atmosphäre in der phantastischen Verkleidung des mittelalterlichen Italiens.

Sie betraten den Burghof und wanderten umher. Da kamen sie auf einen von Epheu umwachsenen Brunnen und setzten sich auf den Rand. „Dies ist der Brunnen der Aphrodite, er ist aus altgriechischer Zeit.“ Der Brunnen aus dem die Hierodulen der Aphrodite schöpften!

Sie saßen dort und sprachen; die innere Aufregung der letzten Tage und Nächte gaben den Augen der Frau einen leuchtenden Schein, ungewohnt lebhaft wechselten ihre Farben. Er hatte sie noch nie so schön gesehen als jetzt, da sie im weißen Kleid auf dem efeuberankten Brunnenrand saß.

„Die Tauben der Aphrodite!“ rief sie aus und errötete vor Freude. Ein Flug schwirrte plötzlich empor; sie warfen Brosamen hin, und in der lauen Luft flatterten zahllose, milchweiße Flügel.

Seit Tausenden und Tausenden von Jahren nisten die der Göttin geheiligten Vögel auf diesem Fels. Die christliche Geistlichkeit versuchte die Kreaturen der Heidenteufelin auszurotten, aber vergebens; den Venusberg hütet noch heute der weiße Schwarm.

Es war eine warme Frühlingsluft, sie schwiegen; unten das blaue Meer, über ihnen die kreisenden, milchweißen Flügel.

Auch auf dem Rückweg wurde wenig gesprochen; Ritas Herz klopfte schmerzhaft. Sein Blick schien ihr verändert, und in ihrer erregten Mattigkeit überfiel sie eine lähmende Angst.

Felsen, Bäume, Dörfer und Villen flogen vorüber. Vor ihnen, stumm, vorgebeugt, in nervös aufpassender Spannung der Mechaniker, der Leiter und Lenker gefährlicher Gewalten. Das Übermenschentum verkörpert. Sie fuhren durch die reine, duftende Frühlingsluft, unbekümmert ruhig, trotz der rasenden Schnelle. Hinter ihnen ließen sie den giftigen Atem des Untiers zurück, den aufgewirbelten, dichten Staub; er legte sich ertötend und grau über die grünen Bäume und blühenden Blumen. Die Pferde scheuten, bäumten sich, erschreckt liefen die armen Frauen, die Kinder schrien, die Männer fluchten. Gleichmütig, götterähnlich flogen sie in der sausenden Geschwindigkeit in der lauen Luft der frühlinghaften Welt dahin.

Sie kamen eine Stunde vor Tisch an; Rolf nahm sich den Schlüssel des Badehauses und begab sich nach den Klippen. Rita badete auf ihrem Zimmer. Ihre Jungfer goß ihr Lavendelgeist ins Wasser, die alte Gärtnersfrau hatte ihn aus der am Strand wachsenden Lavendelhecke bereitet. Mit frischduftender Haut, in den seidenen Kimono gehüllt, trat sie an die Balkontür und sah auf das Meer. Es bäumten sich rotgoldene, gewaltige Wolken; draußen, am Ende des Vorsprunges, sah sie eine helle Gestalt bald im leuchtenden Wasser, bald an den vom Gischt umspülten Felsen. Sie drückte sich an die Türpfosten und starrte unverwandt auf den Vorsprung im Meere.

Bei Tisch nachher in der Abenddämmerung auf der Terrasse waren sie aufgeregt, sprachen oft lebhaft, aber mit langen Pausen. Es wurde dunkel, das Licht der verschleierten Lampen fiel auf seine Hand, sie ruhte zitternd auf dem jasminberankten Geländer. Rita sah es und erbebte. Er, der ruhige, feste Mann, der Gatte ihrer kleinen Schwester.

Es war elf. Sie erhob sich; wie gewöhnlich reichte sie ihm mit Gute-Nacht-Worten die Hand. Er küßte sie, wie gewöhnlich, aber seine Lippen waren unnatürlich heiß. „Ich soll morgen wirklich schon fort?" Er stammelte die Worte und ließ nicht von ihrer Hand.

Sie nahm alle Kraft zusammen. „Der Ausflug wird dir ganz bestimmt gefallen; es ist grade etwas für dich." Und ging hinauf.

Als die Jungfer sie verließ, verriegelte sie die Tür und legte sich zitternd zu Bett.

Es war Mitternacht, da kam, was sie erwartete, was sie wußte. Ein leises Pochen, eine leise Stimme: „Rita, ich muß dich einen Augenblick sprechen, nur einen Augenblick, Rita." Sie kauerte atemlos, mit laut pochendem Herzen und schlagenden Pulsen im Bett und schwieg. Wieder das Pochen, die erregte, flehende Stimme. Endlich entfernten sich behutsame Schritte. Es war vorbei. Fast ohnmächtig, sprang sie auf und eilte auf den Balkon. Am Horizont ein Wetterleuchten, es war ganz dunkel, kein Stern zu sehen. Erdrückend schwül, dann plötzlich ein pfeifender Wind, ein feiner Regen. In ihrem halb durchsichtigen Nachthemd kniete sie auf dem Marmorboden und umschlang die Stäbe. Der Regen kam und sauste herab, es stürmte, es krachte der Donner, es blitzte, das Wasser strömte herunter. Frierend, zitternd lag sie da, über sie entlud sich der Orkan. Die Knie schmerzten auf dem harten Stein, die Stäbe schnitten in ihre Arme. Sie sagte sich: „der unselige Körper, die unseligen Glieder" — und lachte mit klappernden Zähnen über ihre Pein und über den Sturm. Fest umklammerte sie die triefenden, eiskalten Geländer. „Nur hier bleiben, dies werde ich nicht überleben, und dann ist es aus."

Am Morgen mußte die Jungfer die Tür aufbrechen und fand ihre Herrin ohnmächtig, durchnäßt auf dem Marmorboden liegend. Man brachte sie zu Bett; der Arzt verlangte Kollegen aus Palermo. Sie befanden eine heftige Lungenentzündung mit hohem Fieber. Die Kranke redete verworren und leise.

Rolf saß im Nebenzimmer und brütete vor sich hin. Als er einmal an ihr Bett trat, sah sie ihn, erkannte ihn und wandte sich mit einer jammervoll ängstlichen Gebärde zur Wand. Er wird den Augenblick nie vergessen.

Sie starb in der dritten Nacht, ohne viel zu leiden, und ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen.

Schluß.

Fünf Jahre darauf standen einige Herren im Sternenschein unter den Waldbäumen, nahe am Festspielhaus von Bayreuth. Sie wollten noch nicht hinuntergehen, fürchteten sich vor dem stimmungsraubenden Menschengewühl.

. . . „Und wie das gewaltige Werk, noch immer sich steigernd, in dieser einen weiblichen Stimme verklingt! Nach allen Erschütterungen und Kämpfen das Hohe Lied der Liebe!“ So schloß der Jüngste der Gesellschaft seine begeisterte Rede.

„Es war unsagbar großartig,“ murmelte Rolf Erkner. Dann gereizt: „Glaubt irgendeiner jedoch an die Alleinseligmachung der Liebe?“

Der Jüngste der Gesellschaft öffnete die Lippen; da stieß man ihn bedeutungsvoll an, und er schwieg. Während des Heimweges bat er um eine Erklärung.

„Er ist ja geschieden. Genaues weiß ich nicht; sie war bildhübsch und ganz jung. Er ‚nahm alle Schuld auf sich‘, wie man das so nennt, aber anscheinend trägt er noch immer an der Sache.“

Auch der Lisbeth von Hallensteinen ging die unangenehme Scheidungsgeschichte noch heute nahe. Sonst hatte sich alles günstig geordnet. Ein netter Mann, ein vornehmer Name, eine Garnison mit vorzüglichem Verkehr auf dem Lande. Immer wurde jedoch, ehe man sie besser kannte, über diese Scheidung gezischelt. Das ihr, die sich nicht das Allergeringste hatte zu schulden kommen lassen, das ihr, der das flotte Wesen so vieler jungen Mädchen und jungen Frauen zuwider war, deren musterhafte Zurückhaltung allgemeine Bewunderung erregte! Es war hart, unverdient hart, und sie bedauerte aufrichtig jene Reise und was ihr aus derselben erwuchs.

Anders Herr und Frau von Lochen, Egon Reichert und der Professor. Sie dachten gern an Sizilien zurück.

Zur Erinnerung an Joseph Joachim.

Von

Julius Rodenberg.

Wenn ich jetzt an Joseph Joachim denke, so steht mir, was immer sich auch seitdem in meiner Erinnerung verwischt haben mag, ein Bild deutlich vor Augen: ein Spätnachmittag im Vorfrühling 1855; ein altmodiges Haus am Friedrichswall zu Hannover; ein trauliches Zimmer, in dem es bereits zu dämmern beginnt; die Fensterreihe blickt auf die Masch, eine weite Fläche, deren Rasendecke noch halb unter Wasser steht; am fernen Westhimmel ein Streifen Abendrot und hinein gezeichnet eine dunkelblaue Linie, die Deisterkette, hinter der meine Heimat liegt. Wunderbare Harmonien, wie aus andern Sphären, erklingen sanft und weich — ein Jüngling, auf der Geige musizierend, wandelt durch das Zwielicht auf und ab, und ganz im Dunkel sitzend begleitet ihn eine junge Dame auf der Harfe —.

Später, viel später, wenn ich vor einem der lieblichen Bilder Fra Angelicos stand, hab ich die Empfindung gehabt, daß die Musik dieser Engel, wenn man sie vernehmen könnte, wohl so fein möchte wie die in jener Dämmerstunde am Friedrichswall zu Hannover.

Die Harfenspielerin war die Gräfin Sauerma, Ludwig Spohrs Nichte, als Rosalie Spohr einst selbst berühmt; und der Geigenspieler war Joseph Joachim. —

Wohl hab ich ihn manchmal vorher und nachher gehört; doch so wie in jener Frühlingsdämmerung nur noch einmal: an dem Winterabend in der Regentenstraße zu Berlin, als er, in einem kleinen befreundeten Kreise zur Nachfeier von Marie von Olfers achtzigstem Geburtstag das schönste Weihegeschenk darbrachte — seine Kunst. Er spielte zuerst, mit Begleitung des Klaviers, einige Stücke von Beethoven, von Brahms, die der Jubilarin besonders lieb waren. Dann, in einer Pause, trat eine Dame der Gesellschaft zu Joachim und sagte: „Wir haben vorhin von Herman Grimms Novelle ‚Der Landschaftsmaler' gesprochen — erinnern Sie sich? Die Lösung eines schmerzlichen Seelenkampfes, die Befreiung wird dort durch Violinspiel herbeigeführt" ... „Ja", erwiderte Joachim, „es war die Sonate von Bach;

ich habe sie Grimm oft vorspielen müssen." — Die Dame bat, ob er sie jetzt, zum Schlusse dieses Abends, nicht noch einmal spielen wolle — denn hier, in den Olfersschen Räumen und an diesem Abend sei der Abgeschiedene seinen Freunden nahe. Da trat Joachim, das Haupt auf sein Instrument geneigt, in die Mitte des Zimmers und begann zu spielen, mit jenem edlen Ausdruck der Persönlichkeit, der zur Andacht stimmte, mit jener Vollendung, an der nichts Irdisches mehr zu sein schien. — Es war das letzte Mal, daß ich Joachim gehört habe.

Mehr als fünfzig Jahre waren vergangen, seines und meines Lebens bester Teil. Was er in den hannoverschen Tagen versprochen, hatte sich glorreich erfüllt; alle höchsten Ehren hatten sich auf ihn gehäuft. Dennoch war und blieb er der Mensch, den man nicht bewundern konnte, ohne ihn lieb zu gewinnen. Wie fern lag ihm Eitelkeit! Aus seiner letzten Zeit liegt mir ein Brief vor, in dem er auf eine ihm dargebrachte Huldigung erwidert:

„Von Herzen habe ich zu danken, daß Sie so theilnahmvoll meinen Klängen folgten; ein so phantasievolles Errathen dessen, was der Künstler wohl möchte, aber auch in den besten Stunden nicht erreicht, ist gar wohlthuend."

Schon als Konzertmeister in Hannover nahm er eine bevorzugte Stellung ein. Der musikliebende Hof war stolz auf seinen Besitz und zeichnete bei jeder Gelegenheit ihn aus. Der König Georg V., die Königin Marie waren für ihn sorgende Freunde, denen sein Wohl am Herzen lag — und wie hat er ihnen die Treue bis zuletzt gewahrt! Kein Sommer, in dem er das Königspaar im Exil und nach dem Tode des Königs die Königin Marie nicht besucht und durch die alten Weisen an die alten Zeiten erinnert hätte! Denn was auch in politischer Hinsicht gegen das Hannover des letzten Königs gesagt werden mag und muß: in künstlerischer ward es von keiner andern deutschen Stadt übertroffen, stand es selbst Berlin voran, das sich von dort erst, nicht nur Joachim, sondern auch Betz, Niemann und die Seebach holte. Und diese waren nicht die einzigen Größen des damaligen Hannovers: Heinrich Marschner lebte ja noch! Freilich unter einer Wolke. Die höfischen Kreise mochten ihn nicht, der seiner liberalen Gesinnung manch scharfen Ausdruck gab, und der Intendant, der zu den ältesten der hannoverschen Adelsgeschlechter gehörte, suchte ihn von der Bühne zu verdrängen, auf der „Hans Heiling" und „Templer und Jüdin" immer noch populär waren. Marschner empfand diese Zurücksetzung bitter, und um so mehr, als der Stern Joachims aufzusteigen begann. Aber musterhaft hat dieser in einer so schwierigen Lage sich benommen. Daß kein eigentliches Verhältnis zwischen ihnen zustande gekommen, lag sicher an Marschner, der kein Vertrauen zu dem von der andern Seite Begünstigten fassen mochte. Doch nie hab ich Joachim von Marschner anders sprechen hören als in den Ausdrücken aufrichtiger Pietät, weder damals noch nachher; er war in diesem Betracht eines Sinnes mit Spitta, der einmal die Absicht hegte, ein nachgelassenes Werk des Meisters, die Komposition zu dem Liederspiel „Waldmüllers Margaret", deren Partitur mir Marschner einst geschenkt, in der Hochschule für Musik zur Aufführung zu bringen. Und eines Anlasses entsinne ich mich, der Marschner und Joachim freundlich

zusammengeführt hat: bei der Feier, die zu Ehren Spohrs im März 1855 in Hannover veranstaltet ward. Wenn es schon eine Freude war, die beiden Alten, den hünenhaften Ludwig Spohr und den behäbigen Heinrich Marschner als gute Kollegen miteinander zu sehen, so prägte sich dem Gedächtnis doch auch die Gestalt des Jüngeren ein, der sich bescheiden neben ihnen bewegte, wiewohl er mit dem als Geigenkünstler nicht minder denn als Komponisten Gefeierten im Quartettspiel rühmlich wetteiferte. Ja, es war auch eine Freude, diese beiden einander am Pulte gegenübersitzen zu sehen: den Siebzigjährigen und den Vierundzwanzigjährigen, den Alten, Massiven, Breitschulterigen, der einmal Deutschlands erster Violinist war, und den Jugendlichen, der es werden sollte, dessen Wuchs schlank, dessen Haar dunkelbraun war wie sein Auge.

Zu jener Zeit besaß ich ein von lieber Hand mir verehrtes Album. Natürlich durfte Spohr darin nicht fehlen; mit der zierlichen Hand, die man dem Riesen kaum zugetraut hätte, schrieb er mir die vier ersten Takte seiner Doppelsinfonie „Kinderwelt" hinein. Einige Tage später bat ich Joachim um seine Inschrift; und auf dieselbe Seite, unter Spohr, trug er, in den festen Zügen, die sich später kaum geändert haben, folgendes ein:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Möchte dieser Satz Sie an die Feier des greisen Meisters in Hannover und meinen Antheil daran erinnern.

Hannover, den 18ten April 1855. Joseph Joachim.

Und doch — wie bald ist er ein Ganzes geworden!

Es wird stets zu meinen wertvollsten Erinnerungen gehören, in dieser seiner hannoverschen Frühzeit mit Joachim zusammengetroffen zu sein; den denkwürdigen Moment miterlebt zu haben, in dem eine neue Potenz der musikalischen Welt, sie revolutionierend und spaltend, sich Bahn zu brechen begann: Richard Wagner. Damals, um die Mitte der fünfziger Jahre, den meisten andern Bühnen voran, ward der „Tannhäuser" zuerst in Hannover aufgeführt; und die Aufregung, die Wirkung — ich hab es an mir selbst erfahren — waren ungeheuer. Aber der Eindruck, wenn auch stark, war nicht rein: heftig entbrannte der Kampf der Meinungen, das stille Hannover ward ganz davon erschüttert, in Wort und Schrift ward die Schlacht um die Zukunftsmusik geschlagen. Eine andre, stillere Botschaft war es, die Joachim, der Schüler Mendelssohns, uns brachte: mit ihm kam Robert Schumann, mit ihm, nicht viel später, Johannes Brahms — mit ihm kamen die alten Musiker, wie wir sie vor ihm niemals vernommen. „Ich habe ihn verschiedene male gehört," schrieb ich in mein Tagebuch (8. April 1855), „das einemal im letzten Abonnementsconcert, am 1. April, den andern Tag in seinem Hause, eines Nachmittags mit Wehner (dem von Göttingen als Director des Kirchenchors Herberufenen), und gestern in einer Matinée bei Wehners, in der dieser und Lindner (ein ausgezeichneter Cellist) mitwirkten. Nur Befreundete waren geladen, und es wurden gemacht ein Satz aus der A-moll-Symphonie von Beethoven, ein Mendelssohnsches Octett und ein Schumannsches Quartett . . .

Mendelssohn geht mir immer am Meisten zu Herzen, ihm fühle ich mich verwandter als allen Andren . . ."

Ja, damals war Mendelssohn noch nicht aus der Mode; unbewußt mag es die Liebe zu seinem Meister gewesen sein, die mich von Anfang an zu Joachim hinzog, und wie er damals schon mir als Hüter der Tradition erschien, so ist er es in allen Wandlungen des Zeitgeschmacks geblieben.

Schon während dieser hannoverschen Jahre begab sich Joachim jedesmal mit dem Beginn des Frühlings nach London, um dort zu konzertieren. Man hat wohl von der musikalischen Begabung der Engländer im allgemeinen keine sehr große Meinung, was indessen einer Einschränkung bedarf. Es ist wahr, daß sie den unvergleichlich schönen schottischen und irischen Nationalmelodien etwas Ähnliches kaum an die Seite zu setzen haben, auch Komponisten ersten Ranges aus ihnen nicht hervorgegangen sind. Aber ebenso wahr ist, daß sie von ungemeiner Empfänglichkeit, voll warmer Anerkennung für fremde Tonschöpfungen und Tonschöpfer sind, deren manchem, wie Händel, England eine zweite Heimat geworden. Ausgeprägt ist ihre Vorliebe für deutsche Musik; und wie einst Haydn und Mozart, und nach ihnen Carl Maria v. Weber und Felix Mendelssohn-Bartholdy, so waren immer, wenn Parlament und vornehme Welt in London sich versammelten, deutsche Künstler die willkommenen Gäste — man darf sagen — der britischen Nation. Und so werden denen, die damals zugegen waren, unvergessen sein die Sommernachmittage in der St. James' Hall, wo Joseph Joachim und Anton Rubinstein sich in die Lorbeern der „season" teilten — zwei Sterne, die nebeneinander glänzten, ohne jedoch einander jemals näher gekommen zu sein. Merkwürdig, beide von gleicher Abstammung und in fast gleichem Alter, aus ähnlichen Verhältnissen hervorgegangen und beide, der Ungar und der Slave, unter deutschen Einflüssen ausgebildet — und doch welche Kontraste! Beide genial und seit ihrem ersten Auftreten von Bewunderung getragen — und doch, wie verschieden die Wege, die sie gingen, und das Ziel, das sie erreichten: Joachim als Sieger, Rubinstein enttäuscht und gebrochen. Damals freilich in jenen Londoner Sommertagen, als er, fesselnd in der äußeren Erscheinung, ein Liebling der Frauen und mit einem großartigen Zug in seinem ganzen Wesen, alle Herzen gewann, schien es, als ob die Zukunft ihm gehöre. Noch war der Zwiespalt nicht in seiner Seele, daß dem Komponisten versagt blieb, was dem Virtuosen im Jubel der Menge zuteil ward — versagt, was er mit der ganzen Inbrunst seiner leidenschaftlichen Natur ersehnte, bis er, der einst Umschwärmte, vereinsamt und in vergeblichem Ringen ergraut, resignierte. Jetzt aber noch ging es wie ein Rausch von ihm aus, wenn er in den Nachmittagskonzerten der St. James' Hall auf das Podium trat, wenn er vor dem brausenden Beifall, der ihn empfing, sich leicht verneigte, das Haar, das ihm über die Stirne fiel, zurückstrich, sich an den Flügel setzte und mit dem Haupt, das an Beethoven erinnerte, über den Tasten niedergebeugt die ersten Akkorde anschlug — fürwahr ein Rausch, ein Taumel, wenn die Damen, Trägerinnen der stolzesten Namen Britanniens, hingerissen von seinem Spiel, ihm Fächer und Taschentücher entgegenschwenkten und Blumen vor die Füße warfen.

Es war dieselbe St. James' Hall und dasselbe Publikum, wenn Joachim auftrat; aber es war stiller, war andächtiger. Es agierte nicht mit, wie bei Rubinstein, es lauschte nur. Und so war es nicht nur damals. So blieb es ein halbes Jahrhundert lang. Die Generationen wechselten, die Liebe zu Joachim vererbte, vertiefte sich, und immer, wenn der Frühling wieder kam, kehrte er dahin zurück, wo er längst kein Fremder war, und wo man, als er starb, um ihn trauerte wie um einen geliebten Freund, den man verloren hat. Man könnte dieses Verhältnis nicht schöner ausdrücken, als es in einem A. C. unterzeichneten Gedicht geschah, das bald nach Joachims Tod in der Londoner Wochenschrift „The Spectator" erschien (24. August 1907) und das hier in deutscher, das Original allerdings nur unvollständig erreichenden Übertragung wiederzugeben versucht werden soll:

Im Frühling kam er jedes Jahr,
Wenn mit dem Krokus kommt sein Reich,
Doch kein April bringt, was einst war,
Musik mehr, die der seinen gleich.

's gibt Meister, deren Schaffensdrang
In Dichtung oder Bild entzückt,
Und, sind sie selbst auch hin, doch lang
Noch eine späte Zeit beglückt.

Doch heute trauern wir, daß er,
Der schöpferisch um das Höchste warb,
Nur ein Erinnern noch, nicht mehr,
Da mit ihm seine Kunst auch starb.

Dies aber bleibt uns — was auch noch
Dem künftigen Geschlecht sich beut,
Das fremd ihm war — wir dürfen doch
Uns freun, daß wir uns sein gefreut!

Es war in der Tat, wie Max Bruch in seiner durch ihre Einfachheit und Wärme so sehr ergreifende Rede bei der Gedenkfeier der Königl. Hochschule für Musik sagte — es war Weltruhm, der Joachims Stirn umstrahlte. Wie wenig aber trug er ihn zur Schau, wie ganz ging er in seiner Kunst auf, der er als ein Priester diente. Ob er nun allein auftrat oder an der Spitze seines Quartetts saß oder, von der Schar seiner Schüler und Schülerinnen umringt, den Taktstock erhob: immer verbreitete sich eine Stimmung im Saale, wie wenn man in der Kirche sei. Niemals auch versagte er sich, wo es galt, einer Veranstaltung zu guten Zwecken durch den Klang seines Namens den Erfolg zu sichern. Seine Uneigennützigkeit kannte keine Grenzen. In Wohltätigkeitskonzerten ohne Zahl hat er mitgewirkt; es bedurfte nur eines Wortes, und er ehrte, im Schillerjahr, die Manen des Dichters, den er liebte, durch eine Reihe glanzvoller, in der Königl. Hochschule für Musik stattfindender Aufführungen, deren reicher Ertrag dem „Schillerbund deutscher Frauen" und durch diesen der Deutschen Schillerstiftung in Weimar zugute kam. Als Zeichen ihrer Dankbarkeit war die Vorsitzende der Berliner Ortsgruppe so glücklich, dem teuren Meister für dessen Autographensammlung einen Brief unsres großen Dichters und einen seiner Gemahlin verehren zu dürfen, worauf Joachim schrieb:

Berlin, 17. November 1904.

Verehrte Frau!

Ich muß Ihnen gleich ein inniges Dankeswort für die unbeschreibliche Freude sagen, die Sie mir durch Übersendung der unvergleichlich weihevollen Spende der Autographen Schillers und seiner Lotte gönnten. Schon einmal besaß ich einen Brief des Großen, Herrlichen, an Sophie Mereau; als ich aber erfuhr, daß in der Sammlung der Mereau-Briefe des Goethe-Archivs dieser eine fehlte, opferte ich ihn der schönen Sache und schickte ihn an Suphan. Nun ist das ein wunderbarer Lohn der Vorsehung, noch intimere Zeilen zu besitzen. Und die Freude wird erhöht dadurch, daß Sie mich einer solchen Gabe wert halten, großmütige Frau!

In treuester Ergebenheit
Joseph Joachim.

Seine Pietät vor den Heroen in Musik und Dichtung ging Hand in Hand mit seiner Menschenfreundlichkeit. Er konnte keine Bitte abschlagen, weder den Bedürftigen noch denen, die in bescheidener Stellung unter ihm standen. Ein jetzt längst verstorbener Musiker, den er noch von Hannover her kannte, hatte ihn auf uns und uns auf ihn zum Frühstück eingeladen. Wir gingen nicht eben gern, aber gingen doch, und hatten dann auch wirklich ein ganz vergnügtes Stündchen. Auf dem Heimweg sagte Joachim: „Nun, hat es uns geschadet, daß wir dem Mann die Freude gemacht haben?“

Das Andenken an einen gemeinsamen Freund noch aus der Londoner Zeit, den frühverstorbenen Verfasser des epochemachenden Essays über den Talmud, Emanuel Deutsch, ward von Joachim liebevoll bewahrt. Er war der einzige, mit dem ich über den Frühverstorbenen sprechen konnte, der meinem Herzen so nahe gestanden hatte, und dessen Namen heute noch, nach so vielen Jahren, in London nicht vergessen ist. Wohl sind die meisten, die ihn gekannt haben, auch dort hingegangen; aber einige leben noch, die sich der feinen Gestalt des jungen Mannes erinnern, seiner geistvoll bewegten Züge, seiner witzsprühenden Rede, seines anregenden Humors — sonnige Heiterkeit um sich verbreitend, wohin er kam. Fremd unter Fremden, als kleiner Angestellter am Britisch Museum, mühselig um seine Existenz kämpfend, begann er seine Laufbahn; nur wenige wußten, was in ihm steckte, bis er allmählich durch kleinere Arbeiten, die der sprachlich ungemein Gewandte in bestem Englisch schrieb, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich lenkte und endlich, durch jene Publikation in der „Quarterly Review“, zu einer Berühmtheit wurde. Nun bewegte er sich, der, als ich ihn kennen gelernt, ein Unbekannter im Dunkel seiner Bibliotheksecke, unter hebräischen Folianten und arabischen Schriften saß, in den Kreisen der besten Londoner Gesellschaft, anerkannt von der gelehrten Welt und von der Gunst seiner Vorgesetzten nach Verdienst gefördert. Eine wissenschaftliche Mission ermöglichte ihm, Palästina, das Land seiner Sehnsucht, das Land seiner Väter zu besuchen; und in der glänzenden Zahl der Gäste, die der Khedive zur Eröffnung des Suezkanals geladen hatte, befand auch er sich. Es war ein beglückender, aber ein kurzer Traum. Eine tückische Krankheit, von der er Heilung in dem wärmeren Winter Ägyptens suchte, machte seinem Leben ein Ende, und dort, an der Schwelle des alten Orients, dessen Poesie niemand tiefer empfand als er, ruht er nun schon weit

über ein Menschenalter. Aber auch voll Musik war seine Seele, sie verstand die Kunst und die Persönlichkeit Joachims, wie diesen der mit tiefem Gemüt vereinte Geist an Deutsch fesselte. Jetzt sind beide tot; aber so lange Joachim lebte, war mir, als ob auch Deutsch auf irgendeine Weise noch lebe, und mit Joachim ist auch Deutsch mir gleichsam zum zweiten Male gestorben. Nur noch ihre Bilder blicken einander in dem Zimmer an, in dem Joachim manchmal vor dem des im Tode ihm Vorangegangenen gestanden hat. Denn fast regelmäßig in jedem Winter einmal hatten wir das Glück, ihn bei uns zu sehen und zu hören. „Ich denke, es kommt einmal wieder die Gelegenheit, Ihnen die Chaconne vorzuspielen," heißt es in einem seiner zahlreichen, an die Hausfrau gerichteten Briefe, die sich fast ausnahmslos auf solche musikalische Verabredungen beziehen. Freigebig in jedem Betracht, war er es auch in seiner Kunst. Ihm voraus, wenn wir ihn für den Abend erwarteten, kam die Zaubergeige, stumm in ihrer Hülle, bis der Meister den goldnen Strom der in ihr schlummernden Melodien wecken würde. Nur einige von denen, die ihm besonders sympathisch waren, und fast immer dieselben, hatten sich eingefunden; und doch, wenn er eintrat, war es jedesmal wie eine Feiertagsstimmung, von der allein er nichts merkte. Denn er gab sich stets in der einfachsten Natürlichkeit, wollte sich in keiner Weise von den übrigen unterscheiden, war gütig im Gespräch, heiter bei Tisch, ließ niemanden fühlen, welch ein Großer er war. Aber wenn er nun die Violine nahm — welch ein andrer ward er dann! Denn ihn spielen zu sehen, war ebenso erhebend, als ihn spielen zu hören. Nicht mehr der war er, der eben noch zutraulich sich unter uns bewegt — Ehrfurcht gebietend stand er da, und wir, die wir begnadet waren, ihn zu hören, werden es nimmermehr vergessen, wie seine Musik den Raum um uns in eine geweihte Stätte zu verwandeln schien . . . „Den 28. Januar 1907: Joseph Joachim" — das war das letztemal, daß er seinen Namen in unser Gastbuch schrieb.

Aber noch ein kostbareres Andenken an ihn besitzen wir: nicht viele Monate vor seinem Tode war es, daß er, dem es schwer ward, „nein" zu sagen, sich in ein zweites Buch eintrug, eins, das den Titel führt: „Erkenne dich selbst" und meiner Frau Justina gehört. Für sie hatte Joachim stets eine große Freundlichkeit, und als sie ihn bat, die Fragen zu beantworten, da tat er ihr den Gefallen, und tat es mit jener ihm in allen Dingen eigenen Gewissenhaftigkeit, die aus dem, was als geistreiche Spielerei gedacht war, ein Blatt von unschätzbarem Werte gemacht hat. Ich gebe Fragen und Antworten so, wie sie mir hier in diesem Buche vorliegen.

Deine Lieblingseigenschaften am Manne?
Kraft, Zuverlässigkeit, Milde.

Deine Lieblingseigenschaften am Weibe?
Geistige und körperliche Anmut.

Deine Lieblingsbeschäftigung?
Quartett spielen.

Deine Idee vom Glück?
Immer Neues, Schönes schaffen, und es gut ausgeführt zu hören.

Welcher Beruf scheint dir der beste?

Der einen ganz erfüllt, ohne die Teilnahme für andre zu töten.

Wer möchtest du wohl sein, wenn nicht du?

Jemand, der mit sich zufrieden ist, ohne eitel und flach zu sein. Gibt's das?

Wo möchtest du leben?

Wo ich Gutes wirken kann.

Wann möchtest du gelebt haben?

Auch wir haben Schönes und Großes erlebt.

Welche Staatsform scheint dir die beste?

Die dem Kulturzustand und Charakter einer Nation angepaßte.

Deine Idee vom Unglück?

Verkannt werden, wo man liebt.

Dein Hauptcharakterzug?

? ? ?

Deine Lieblingsschriftsteller?

Göthe, Shakespeare (trotz Tolstoi). Aber auch Eichendorff, Reuter, Herman Grimm u. a.

Deine Lieblingsmaler und Bildhauer?

Leonardo da Vinci.

Deine Lieblingskomponisten?

Die Formbeherrscher, welche dadurch nichts an Tiefe des Gemüts, am freien Flug der Phantasie eingebüßt haben, unsre großen Meister.

Deine Lieblingsfarbe und Blume?

Goldlack.

Lieblingshelden in der Geschichte?

Hannibal; „wenn auch Zorn, Neid und Gemeinheit seine Geschichte geschrieben haben, sie haben das große, reine Bild nicht zu trüben vermocht."

Lieblingscharaktere in der Poesie?

Imogen, Fidelio.

Deine Lieblingsnamen?

Mietze, Josefe, Lisel, Johannes, Herman, Paul[1]).

Welche geschichtlichen Charaktere kannst du nicht leiden?

Zerstörer aus Egoismus.

Welche Fehler würdest du am ersten entschuldigen?

Die gegen die Etikette.

Deine unüberwindliche Abneigung?

Mit Unkundigen ästhetische Gespräche über Musik führen.

Dein Temperament?

Manchmal sanguinisch, bisweilen melancholisch, leider auch zu Zeiten cholerisch.

Dein Motto?

„Es ist des Lebens kein Ende."

---

[1]) Die Namen seiner Kinder.

Die Hand, die diese Zeilen schrieb — sie tragen das Datum des 3. Februar 1907 — ruht nun für immer. Aber wie sie den Saiten jene Klänge zu entlocken verstand, die deshalb so tief wirkten, weil in ihnen sich eine große künstlerische Persönlichkeit offenbarte: nicht anders hat sie hier das menschliche Bild dieser Persönlichkeit gezeichnet, wie es in unser aller Andenken weiterlebt — „edel, hilfreich und gut," mild in seinem Urteile über andre, streng gegen sich, ernst in ernsten Dingen, aufgelegt zum Scherzen, wenn er unter Freunden war. Die Frage nach seinem Hauptcharakterzug hat er mit drei Fragezeichen beantwortet; wir aber wissen: es war die unbedingte Wahrhaftigkeit seiner Seele, die kein Abweichen vom Wege kannte, die ihn mit dem Glauben an die Mission seiner Kunst erfüllte und ihn sicher emporführte zu jenen Höhen, auf denen er für uns Mitlebende sichtbar stand und in der Erinnerung der Nachwelt stehen wird, vereint mit all den Großen, deren Interpret er gewesen ist. In diesem Sinne wird sich an ihm das schöne Bibelwort erfüllen, das er zu seinem Wahlspruch erkoren hat: „Es ist des Lebens kein Ende."

H. Heine und H. Laube.

Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine.

Von
Ernst Elster.

(Fortsetzung.)

So freundschaftlich Heine und Laube zueinander standen, so war doch ihr Briefwechsel in letzter Zeit sehr ins Stocken geraten. Besonders Heine, der es in jungen Jahren geliebt hatte, sein Herz in langem brieflichen Geplauder zu erleichtern, fand jetzt in vorgerückterem Alter keine Freude mehr daran, sich in Betrachtungen zu ergehen oder über die inneren und äußeren Vorgänge seines Lebens zu berichten; auch ließ ihm das brausende Leben in Paris keine Zeit dazu übrig. Nur wenn seine Willensinteressen irgendwie erregt wurden, wenn seine eigenen literarischen oder persönlichen Angelegenheiten in Frage kamen, dann schrieb er auch jetzt noch mit eiliger Hand auf den großen Quartbogen, die stets zur Schonung der leidenden Augen von blauer Farbe sein mußten, seine umfangreichen, hastig impulsiven Ergüsse nieder. Auch jetzt, als ihm der Briefwechsel mit Laube aufs neue Befriedigung dieser Willensinteressen bieten sollte, ging er über wichtige Erlebnisse des letzten Jahres mit wenigen Worten hinweg: die Kämpfe, die er nach der Veröffentlichung des Buches über Börne hatte ausfechten müssen, hatten schließlich im September 1841 zu dem Duell mit Salomon Straus, dem Gatten der früheren Frau Wohl, geführt. Unlustig, die alten Dinge wieder aufzurühren, bemerkte Heine in seinem Briefe vom 7. November 1842 nur flüchtig:

„Ueber die Vorfälle des vorigen Jahres, wo ich mit dem schäbigsten Gesindel mich herumschlagen mußte, um Zeitungslügen nicht bloß durch das Wort, sondern auch durch die That zu begegnen, schreibe ich Ihnen ein andermal."

Und auch seiner Verheiratung, zu der er sich kurz vor jenem Duell entschlossen hatte, gedenkt er nur mit wenigen, aber charakteristischen Worten:

„Ich wohne jetzt besser, ja sogar ziemlich elegant, seitdem ich legitim verheirathet bin. Ja, lieber Freund, ich lebe jetzt im ernsthaftesten Ehestand. Ich treibe Monogamie."

Laube handelte schließlich nicht anders: auch er schwieg über manches; er, der schnell fertig in ergiebiger Produktion neue Romane und Dramen

teils abgeschlossen, teils weit gefördert hatte, erwähnt diese Arbeiten in den nächsten Briefen nur selten: hatte doch Heine auch früher auf solche Mitteilungen meist nicht geantwortet; er brachte dem selbständigen Schaffen Laubes nur geringeres Interesse entgegen, und der fernstehende Betrachter kann es begreifen, daß der große Dichter hier durch Schweigen den Abstand kennzeichnete, der ihn von dem Freunde trennte.

Die erneute engere Berührung zwischen Heine und Laube und der Aufschwung ihres Briefwechsels kam dadurch zustande, daß Laube aufs neue die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm und den Freund mit Erfolg zum Mitarbeiter warb. Als jener im Sommer 1834 unfreiwillig das Zepter niedergelegt hatte, war zunächst A. von Binzer an seine Stelle getreten, und vom Juli 1835 hatte Gustav Kühne die Leitung übernommen, der sich nun zu Ende des Jahres 1842 zurückziehen wollte. Der Verleger Voß war glücklich, daß er die rührige Kraft Laubes wieder gewinnen konnte, und dieser, der bis 1848 an der Spitze blieb, hauchte der Zeitschrift in der Tat einen ganz neuen Geist ein. Laube war zeitlebens äußerst gewandt im Entwerfen von Programmen und Plänen. Wie er den Aufbau der Handlung eines Dramas oder eines Romans mit unbeirrbarer Sicherheit zu ordnen, wie er die Hauptsachen herauszuarbeiten, das Nebensächliche zu stutzen und mit rücksichtsloser Hand abzuschneiden verstand, und wie er vor allem später als Bühnenleiter und Regisseur seine Gabe zu disponieren und zusammenzufassen glänzend entfaltete, so offenbarte er auch jetzt als Redakteur seine Fähigkeit, schnell das Wesentliche zu erkennen und an den rechten Platz zu stellen. Und sein entschiedenes Wollen ward durch die lebendige Frische seiner fest zugreifenden Worte wirksam unterstützt. In der ausführlichen, hier und da etwas in die Breite gehenden „Ankündigung", die er der ersten Nummer des neuen Jahrganges seiner „Eleganten Welt" beigab, sind vor allem vier Programmpunkte bemerkenswert. Er will seiner Zeitschrift den nationalen Gehalt sichern; sie soll nicht leben von den Brosamen, die von fremder Tafel abfallen, so wie es etwa in Lewalds „Europa" geschah. An zweiter Stelle richtet sich Laubes Zeitschrift gegen die vorherrschende Abstraktion in dem literarischen Leben jener Zeit; wir müssen bedenken, daß er, der für abstraktes Denken gar keine Anlagen besaß, in einer Zeit wirkte, als weite Kreise der Gebildeten durch die Hegelsche Philosophie angekränkelt waren. Besonders in Ruges „Hallischen Jahrbüchern" fand Laube diesen ihm verhaßten philosophischen Geist am entschiedensten ausgeprägt, und er stellte sich dieser Zeitschrift um so feindlicher gegenüber, als Echtermeyer, der zweite Herausgeber, dort seine Literaturgeschichte so arg mitgenommen hatte.

„. . . die jetzt sehr lauten philosophischen Schulen," so sagt Laube in seiner ‚Ankündigung', haben noch keine Talente, durch welche sie in unsrer schönen Literatur einen dauernden oder auch nur erquicklichen Haltpunkt gewähren könnten. Die schöne Literatur ist in Anarchie, und es handelt sich eben darum, den Versuch einer Sammlung zu machen. Solch eine Sammlung kann und soll nicht vorausbestimmend auftreten, an Vorausbestimmungen, an Definitionen, an Prophezeiungen hat es uns, Gott und das Publikum wissen es, wahrlich nicht gefehlt: der mögliche Nasenzipfel eines möglichen Schattens der Zukunft ist zu hundert Malen genau bestimmt worden,

und die Phrasenfabrik, welche als Geschäft im Großen von den jungen Philosophen übernommen worden ist, sorgt dafür, daß die Theorie der noch zu entdeckenden glücklichen Insel bis in die feinste Einzelnheit vorbereitet werde."

Drittens hebt Laube hervor, daß er nach wie vor zu dem Banner des nationalen Liberalismus stehe.

„Wer sich meiner Redaktion der Eleganten vom Jahre 1833 und 1834 erinnert, der wird wissen, welcher Farbe und Gattung dieser Kern" (er spricht von dem Kern des Lebens und der Kunst) „bei mir sein müsse. Ja, trotz herber Erfahrungen und Täuschungen, die mir während der zehn Jahre begegnet sind, Erfahrungen über die Mißlichkeit starrer Prinzipien, Täuschungen über hoffnungsvolle Persönlichkeiten und politische Hoffnungen, trotz alle dem steh' ich noch unbedenklich bei derselben Fahne, die man damals neben mir über diesem Journale hat wehen sehen, bei der Fahne des liberalen Fortschrittes in staatlichen Dingen."

Aber, so fährt Laube fort, diese Anschauungen, für die man vor zehn Jahren noch habe kämpfen müssen, seien jetzt in weiten Kreisen verbreitet, und selbst unter den Machthabern scheine sich mancher zu ihnen zu bekennen; daher werde man nicht den Stil von 1833 und 1834 wieder aufnehmen, man werde nicht wieder die Diskussion über Grundsätze eröffnen, die hier als feststehend vorausgesetzt würden, ja man wolle der unreifen Verquickung von Politik und schöner Literatur, die einst so sehr beliebt gewesen war, auch dann entgegentreten, wenn die vorgetragenen politischen Gesinnungen durchaus den Überzeugungen, die der Herausgeber des Journals selbst hege, entsprächen.

„. . . dies Thema politischer Gesinnung," so fährt Laube fort, „ist in eine Phraseologie ausgeartet und mit einer epidemischen Zudringlichkeit in unsre literarische Kritik eingedrungen, daß die schonungslosesten Maaßregeln dagegen Noth thun . . . Aus einem Körnchen Wahrheit und einem Scheffel Komödianterei, aus einem Körnchen guten Willens und einem Scheffel unzulänglicher Halbbildung entsteht diese politisirende kritische Salbaderei, welche der Politik nichts nützt, und der Literatur empfindlich schadet. ‚Skorpione hab' ich säen wollen, und Flöhe sind aufgegangen', soll Heine einmal in Betreff seiner Nachahmer gesagt haben, und wahrlich in Betreff der gemischten Journalistik, welche zu Anfang des verflossenen Jahrzehnts begonnen wurde, kann es jetzt fast ähnlich heißen."

Und so gelangt Laube zur Hervorhebung des vierten Programmpunktes, zu dem sich auch Heine von ganzer Seele bekannte: daß es nämlich in der Literatur nicht auf Charakter und Gesinnung, sondern auf das Talent in erster Linie ankomme:

„Für schöne Literatur in reinster Bedeutung des Wortes ist dies Journal bestimmt. Es giebt keine Schönheit in der Literatur, die nicht aus einem Kerne und Kreise tüchtiger Gesinnung erwachsen wäre, und deshalb kümmert uns auch in diesem Journale die ganze sittliche Welt unserer Zeit, die ganze sittliche Welt eines Autors, um deshalb ist uns aber die modisch gewordene Empfehlung ‚dies zeugt von Gesinnung, dies ist ein Mann von Gesinnung!' durchaus nichtig. Ein Autor ohne Gesinnung wäre ein Wicht, und daß Jemand kein Wicht sei, das ist doch wahrlich noch kein literarisches Verdienst. Der gute Wille mag im persönlichen Verkehre sein Lob finden, in der literarischen Welt fragt man nach der Leistung, nach der That, in der schönliterarischen nach der künstlerischen That. Dazu bedarf's außer gutem Willen, außer braver Gesinnung, außer Kenntnis und Wissenschaft noch des Talentes, und diesem Maaßstabe gemäß möge man sich unsrer Kritik versehen."

Es gibt Zeiten, in denen das Selbstverständliche nicht selbstverständlich erscheint: so stand es auch damals, zu Anfang der vierziger Jahre, als Erörterungen wie die vorstehenden nicht überflüssig waren, während man sich heutigestages nicht bei ihnen aufzuhalten brauchte. Laube hat als ein wackerer Pionier der Journalistik mit dazu beigetragen, daß nach einer Periode der bedauerlichsten Vermischung politischer und literarischer Bestrebungen die Poesie wieder in ihrer unverfälschten Hoheit erkannt und unabhängig von vergänglichen Zeittendenzen befördert wurde. So erklärt es sich, daß das nächste Jahrzehnt wieder Werke von dauerndem Wert in verhältnismäßig reicher Anzahl in Deutschland erstehen sah.

Es wäre zu vermuten, daß Laube bei der Entwicklung eines solchen Programms auch dann in erster Linie mit an Heine als Mitarbeiter seiner Zeitschrift gedacht haben würde, wenn er ihm nicht in Freundschaft verbunden gewesen wäre; wie die Dinge lagen, verstand es sich vollends von selbst, daß er an ihn einen seiner ersten Werbebriefe richtete. Da er aber wußte, daß Heine an der Seite einer dem Schaffen nicht eben förderlichen Frau ein zerstreutes Leben führte, so wagte er zunächst keinen sehr reichen Gewinn von dem Freunde zu erhoffen.

XXIX.

Leipzig 24. 9br.[1]) 42

Sie thun ja, als ob Sie gestorben wären! Stehen Sie auf, Engel mit Flügeln stehen am Grabe, es ist Ostern, die Glocken läuten, schreiben Sie! Ich habe wieder die Elegante übernommen, u. von Mitte December an — da lassen wir eine Million Probenummern versenden — geht der Teufel los. Bis Anfang December müssen Sie einen Beitrag, sei er noch so klein, dafür gesendet haben. Opposition gegen die Geschmacklosigkeiten der Geripp-Philosophie, des Phrasenpatriotismus u. was weiß ich! Velinpapier, prachtvolle Modebilder, um das Publicum tausendweis zu fangen, da es sich jetzt ganz von den belletristischen Journalen ohne Hilfstruppen abwendet. Und, Theuerster, wir brauchen, wir ein so exclusives Journal wie's liebe Brot. Sie zum Beispiel, der sich seit der Börnebulle in Vergessenheit gerathen läßt, so daß die armen Leute genöthigt sind, wenn Ihr Name genannt wird, immer nur von dem Börnebuch zu sprechen, Sie müssen was Neues bringen. Ein Buch werden Sie nicht haben, Sie haben eine Frau. Also eine Folge von Artikeln, gleichgültig über was. Versprechen u. halten Sie alle 6 Wochen einen Artikel „Aus Paris" zu schicken, geben Sie darin, was Sie wollen, referiren Sie, um den bequemsten Anhalt zu haben, über die neuen Theaterstücke, schildern Sie die franzoesischen Autoren des Tags, nur schicken Sie alle 6 Wochen etwas. Sind Sie nicht aufgelegt, ohne Namen, bis sich was Consistenteres für den Namen findet. Haben Sie eine neue Idee über eine neue Form im Journal, sagen Sie selbige. Es ist jetzt gar nicht leicht: wir müssen nachdrücklich u. doch nicht pedantisch sein — Jahrbücher u. solche Kritik hat keine Leser — und doch ist das Uebersetzen u. aeusserliche Franzoesiren à la „Europa von Lewald" in völligem Mißcredit. Wir müssen gediegen sein, um der heimathlichen Modedinge nicht zu bedürfen, um geachtete u. auch gelesene schöne Literatur zu sein.

à propos, hat denn Gutzkow gelogen mit seinen langen Dejeuners u. Diners mit abstrakter Unterhaltung bei Guizot, Thiers pp.? Ich zweifle nicht: die Journalisten sind ganz perplex über so vornehme Bekanntschaften, u. verzeihen ihm dafür Alles.

[1]) Verschrieben; muß „24. Oktober" lauten („9br." hieße November); Adresse fehlt.

Antworten Sie, ich bitte sehr, umgehend, u. bemerken Sie mir Ihre Adresse, ich schicke dies über Avenarius.

Wie geht's Ihrer Frau? Die meinige bittet mit mir ihr empfohlen zu sein.

Ich schließe, weil ich nicht weiß, was für Interessen Sie beschäftigen. Eins aber weiß ich: wehe Ihnen, wenn Sie nicht schreiben u. schicken! Für die Probenummer wird's wohl nichts werden, als ein abgelegtes Gedicht.

Tausenderlei Gutes! Ihr Laube.

Heines Antwort auf diesen Brief ließ nicht lange auf sich warten, und sie lautete wesentlich günstiger, als Laube zu hoffen gewagt hatte.

„Ihr Brief," so schrieb Heine am 7. November 1842, „hat mir viel Vergnügen gemacht. Daß Sie wieder die Elegante eingenommen, ist gewiß für uns alle sehr erfreulich, ich sage uns, und verstehe darunter den hohen Adel der Literatur, die letzten vornehmen Köpfe, die noch nicht guillotinirt sind. Aber wird der herrschende Plebs sich jetzt nicht noch einiger zusammenrotten und gegen uns losschimpfen? Ich sehe die Sachen aus der Ferne besser ein und wenigstens für mich sehe ich ein schlimmeres Schicksal voraus als die Vergessenheit, wenn ich mit Euch jetzt Opposizion bilde gegen den Phrasenpatriotismus und Zeitgeschmack. Es ist der feigen Lüge eines Gutzkow und Consorten bereits gelungen meine politischen Ueberzeugungen zu verdächtigen, und ich, der ich vielleicht der entschiedenste aller Revoluzionäre bin, der ich auch keinen Fingerbreit von der graden Linie des Fortschrittes gewichen, der ich alle großen Opfer gebracht der großen Sache — ich gelte jetzt für einen Abtrünnigen, für einen Servilen! Was wird das erst geben, wenn ich in direktem Gegensatz gegen die Scheinhelden und Maulpatrioten und sonstigen Vaterlandsretter auftrete? — Doch ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich voraussehe, welchen Rückzug meine Popularität nehmen wird, bey Euch, in der großen Retirade!

Ich weiß aber nicht, ob meine Besorgnisse in so fern begründet sind, daß Sie nicht mit Entschiedenheit auftreten. Kann ich auf letztere zählen, so will ich den Muth nicht sinken lassen. Jedenfalls aber werde ich die Ellegante, weil sie Ihr Blatt, mit treuester Liebe unterstützen und fördern . . .

Liebster Freund! Wir dürfen nicht die preuß. Doktrinäre spielen, wir müssen mit den hall. Jahrbüchern und mit der Rheinischen Zeitung harmoniren, wir müssen unsre politischen Sympathien und socialen Antipathien nirgend verhehlen, wir müssen das Schlechte beim rechten Namen nennen und das Gute ohne Weltrücksicht vertheidigen, wir müssen das wahrhaft seyn was Herr Gutzkow nur scheinen will — Anders geht es uns noch schlimmer — schlecht geht es uns auf jeden Fall."

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, auf die Laube in dem nächsten Briefe zurückkommt, geht Heine dann zu der Hauptsache über: er teilt dem Freunde mit, daß er ihm ein humoristisches Epos, den „Atta Troll", für die „Zeitung für die elegante Welt" zur Verfügung stellen wolle; er habe es zwar schon halb und halb Cotta für das „Morgenblatt" versprochen, hoffe aber von diesem wieder loskommen zu können; allerdings müsse ihm Voß für die Dichtung dasselbe Honorar wie jener zahlen, nämlich 10 Louisdor für den Druckbogen.

„Ich glaube," so fährt er fort, „sie wird ihm gewiß das Geld werth seyn, da diese Arbeit in zwanzig Nummern der Eleganten durchlaufen und derselben als eine kolossale Anonçe dienen wird; es ist nemlich unter uns gesagt, das Bedeutendste was ich in Versen geschrieben habe, Zeitbeziehungen in Fülle, kecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung und es wird für das Publikum gewiß ein Evenement seyn. Ich bin ungemein neugierig was Sie dazu sagen werden. Sie sehen, ich habe wohl dran gedacht etwas ganz Neues zu liefern und durch neues Geschrey die Vergangenheit zu vertuschen. — Der Held meines kleinen Epos ist ein Bär, der einzige der zeitgenössenschen Helden, den ich des Besingens werth hielt. Ein toller Sommernachtstraum."

Auch auf eine mehr nebensächliche Frage, die Laube in seinem Briefe ausgesprochen hatte, geht Heine in seiner Antwort, wenn auch nur flüchtig, ein: auf die Frage nämlich, ob Gutzkow in seinem neuesten Buche (gemeint sind die soeben erschienenen „Briefe aus Paris") gelogen habe, wenn er von allen möglichen intimen Unterredungen mit den berühmtesten Männern von Paris berichte. Heine schreibt: „Ad vocem Gutzkow bemerke ich Ihnen, daß, wie Sie richtig vorausgedacht, sein ganzes Buch eine Intrigue und Lüge ist".

Nun muß aber doch, wenn man das Buch gelesen hat, hinter eine solche Behauptung ein großes Fragezeichen setzen. Die Berichte, die Gutzkow gibt, mögen und werden im einzelnen etwas frei ausgeschmückt sein, aber das Wesentliche davon hätte er gar nicht erfinden können; es trägt den Stempel des Erlebten deutlich an der Stirne. Er war in der Tat mit vorzüglichen Empfehlungen bewaffnet im März 1842 nach Paris gezogen, und er hat dort seinen nur etwa sechswöchigen Aufenthalt mit großem Fleiß und als ein scharfer, beinahe auflauernder Beobachter ausgenutzt. Er erzählt von mehr oder minder eingehenden Unterhaltungen mit Guizot, Thiers, Mignet, George Sand, Cormenin, Jules Janin, Saint Marc-Girardin, Philarète Chasles, Michel Chevalier usw. Er gibt bemerkenswerte, keineswegs immer lobende Charakteristiken der verschiedenen Pariser Theater, der sonstigen Vergnügungslokale, z. B. der Grand' Chaumière (bei welcher Gelegenheit er ziemlich ausführlich den Cancan schildert), der Parlamente, deren Verhandlungen ihm wenig Eindruck machen, des Zeitungswesens, auf das er mit scheinbar recht genauer Sachkenntnis eingeht, usw. usw., und er verweilt schließlich auch des längeren bei den Deutschen, deren Bekanntschaft er in Paris machte oder erneuerte, bei dem Baron Eckstein, bei Venedey, dessen Toast bei einem Feste der Fourieristen er besonders hervorhebt, bei dem Kommunisten Weitling, bei Rochau, Schuster, Kolloff, Savoye, Spazier, Dingelstedt und ziemlich genau auch bei Alexandre Weill — nur einer wird nicht erwähnt: Heinrich Heine. Das gut geschriebene Buch ist alles in allem wegen seines reichen Inhalts fesselnd und anregend, wenn es freilich auch des prickelnden und geistreichen Stils ermangelt, durch den Heine ähnlichen Schilderungen einen dauernden Reiz zu verleihen verstanden hat. Laube und Heine aber verschlossen ihre Augen gegenüber dem Guten, das Gutzkow geboten hatte, und Heine äußerte sich, als er von angeblichen Annäherungsversuchen des von ihm so bitter gehaßten Mannes erfuhr, in eben diesem Briefe an Laube mit den scharfen Worten:

„Weil, nemlich der A. Weil, war in jüngster Zeit sein Lohnlakey, und schreibt mir aus Deutschland wie sehr sein Gutzkow es bereue mich angegriffen zu haben, wie sehr er mich jetzt liebe und wie er gewiß einst mein bester Freund seyn werde. So niederträchtig denkt dieser Pöbel von mir! Ich bemerke Ihnen dieses, damit Sie in Betreff der Elleganten wissen woran sie mit Weil sind und daß er nur eine Creatur jenes Intriganten, der die Anarchie unserer Tagespresse so hundsvöttisch arglistig gegen uns ausgebeutet. Ich gemeinschaftliche Sache machen und der beste Freund werden von C. Gutzkow!"

Nichts desto weniger nahm Laube Weill unter die Mitarbeiter der „Eleganten Zeitung" auf. — Im übrigen folgte er mit Dank den Vorschlägen

des Pariser Freundes, dessen Brief so entgegenkommend wie nur wenige andre von ihm lautete.

„So viel es mir mein leidender Kopf gestattet (ich bin wirklich oft nicht im Stande zu arbeiten, wegen dieses Uebels) — werde ich für die Ellegante schreiben. Auch meine Freunde fordere ich dazu auf. Namentlich den Dr. Seuffert, der in der Allgemeinen Zeitung unter dem ♂ Zeichen schreibt, habe ich bereits für Sie gewonnen und er wird für die Ellegante eine laufende Correspondenz über die hiesigen Zustände liefern. Er wird das ganz vorzüglich ausführen. Ob ich ebenfalls dergl. unternehme, kann ich noch nicht ganz bestimmt zusagen; ich glaube aber daß ich diesen Winter mich besser befinden werde und dann will ich gern eine reiche und wills Gott! interessante Correspondenz regelmäßig schicken . . .

Werden Sie auch Musikbeylagen geben? Für diesen Fall kann ich von Meyerbeer sehr hübsche Liedermelodien gratis erhalten."

Besonders herzlich lautet dann noch der Schluß des Briefes:

„Und nun, leben Sie wohl, theurer Freund, und bewahren Sie mir die liebreiche Gesinnung und das schöne Vertrauen, das Sie mir so frey gewidmet und das ich immer als eine meiner kostbarsten Errungenschaften in diesem Leben betrachtete."

So ist es denn zu verstehen, daß auch Laube auf diesen Brief umgehend und mit lebhaftester Freude erwiderte.

XXX.

Leipzig 12. Novbr. 42

Herzlichen Dank, mein Verehrtester, für Ihre ausführliche u. präcise Erwiderung. Ihr Epos ist ein vortrefflicher Fund für uns Beide, u. ich lege im Namen unsers literarischen Wappens feierlich Beschlag darauf. Sie bringen ein neues Werk, u. bringen's unter den Auspicien einer neuen Sie verfechtenden Zeitung. Wie sind Sie im Irrthume, wenn Sie zweifeln, ob ich nicht entschieden auftreten werde! Alles werf' ich in die Schanze! Je mehr Feinde, desto besser! Es soll eine Krisis in der Literatur werden, und uns ist eine solche nöthig. Daß wir sie aushalten müssen, um überhaupt zu bestehn wird uns die Kraft geben, sie zu bestehn. Ermatten Sie nur ein Jahrlang nicht, es hängt davon Alles ab: Einer ficht wohl tapfer, aber Einer hat nur so u. so viel eigene Hiebe, zwei haben nicht nur doppelt so viel, sondern durch diese Verdoppelung auch den Anschein der Unausrechenbarkeit. Zeigen wir Muth, so glauben uns auch die schüchternen Producenten, u. auf diese, auf die von der Phrase beeinträchtigte Production — dies sind unsre materiellen Interessen — müssen wir uns stützen, hier ist unser Antäus-Boden. Unsre Gegner können fast alle nichts als kritisiren. Aber im Wesentlichen allein sind wir beiden — komisch genug wäre in Manchem der alte Tieck unser Alliirter von Stande, ich habe ihm diesen Winter einmal nackt die Dinge gezeigt, die er vor den Alt-Weiber-Röcken gar nicht mehr gesehn hatte, und er zeigte sich sehr überrascht, aber er ist alt u. vom Schlage gerührt. Pückler ist für uns, aber ist leider nicht Producent genug. Dingelstedt wird für uns sein, ist aber in Cotta's Anspruch. So dürfen wir aber überhaupt nicht rechnen u. zählen: vertrauen wir uns, so kommen die Unterdrückten aus tausend verborgenen Höhlen, u. die große Hälfte der lallenden Journalistik, die wir vor 10 u. zwölf Jahren her den jetzigen Ton lallen gemacht, besinnt sich, u. geht mit fliegenden Fahnen zu uns über. Wo denken Sie hin mit den Hall. Jahrbüchern, eine moderne Zopf-Colonie, die fortwährend am Abonnenten-Asthma leidet u. schon lange bergunter geht, im Princip aber der Feind ist, den ich auf Leben u. Tod bekämpfe, der talentlose Feind der Poesie u. Production. Das große unbefangene Publicum — und ein solches giebt's ewig —

wird unser Hauptalliirter, sobald wir ihm Thaten, d. i. Schriften in anziehender Form bieten.

Zunächst also Atta Troll! Die Preisforderung war für uns enorm, aber Voß hat sich nicht einen Augenblick besonnen, so wie er sich bei jedem Anderen keinen Augenblick besinnen würde, lächelnd abweisend die Achseln zu zucken. Sie können auf das Honorar anweisen, sobald Sie wollen: er bedingt sich nur aus, daß Sie vor Mitte des Sommers keinen neuen Buchabdruck des Gedichtes machen lassen. Das kann ja auch nicht Ihre Absicht sein, nicht wahr? — Nun bitte ich Sie, mir den Anfang des Gedichts per Briefpost zu senden, damit ich ihn in das December auszugebende Prospectus-Heft nehmen kann — etwa anderthalb Ihrer Briefbogen, oder mehr oder weniger, je nach dem sich eine Abtheilung findet. Das Andre senden Sie mir als kleines Paquet mit dem Postwagen, aber ja mit dem Postwagen, damit ich's ja nicht zu spät bekomme. Zur ersten Sendung geben Sie mir in ein paar Worten eine Charakteristik des Gedichtes, damit ich, wie von meiner Kenntniß desselben ausgehend, in einer Note das Publicum aufmerksam machen kann, es handle sich um ein größeres Gedicht dieser u. dieser Gattung u. Tendenz. An Ihr Opfer in Betreff Cotta's glaub' ich vollstaendig, aber es ist Ihnen nicht zu erlassen. Schieben Sie die Schuld auf mich, ich hätte Ihnen die Pistole auf die Brust gesetzt, und das Morgenblatt — wie nähme sich's auch dort aus! — hätte dafür durch Menzel eine zu veraltete Stellung. Gott gebe, daß zum Besten der Eleganten Menzel u. Cotta noch lange zusammenbleiben! Kein Mensch lies't dies Literaturblatt mehr!

Für Seufferts Werbung danke ich Ihnen sehr, ich schreibe ihm noch nicht, weil ich jetzt gar zu viel Briefe zu schreiben habe, und weil ich weiß, Sie vertreten mich bei ihm durch Dank u. Versicherung. Er wird mir in 4 bis 6 wöchentlichen Sammelberichten keine Politik schreiben — proprement dit — das ruiniert die Pariser Correspondenzen, sondern Lebens- u. Kunstdetails der Lutetia. Nur dann, oder wenn sie in origineller Weise wie die Ihrigen geschrieben sind, werden die Pariser Berichte nicht überschlagen. (à propos Ihr Mendelssohn-Rossini war eine Ihrer schönsten Niederträchtigkeiten; die Schröder-Devrient sang gestern Abend bei Brockhaus neben unserm endlich glücklich u. gefeierten Rienzi-Wagner Lieder von Ihnen vortrefflich mit Mendelssohn's Accompagnement, u. ich fragte ihn immerfort: ist das auch von Heine?)

Aber halten Sie sich mit Troll ja nicht für abgefunden — schreiben Sie mir, was Ihnen eben vorkommt, es läßt sich mit Ihrem Geiste Alles gestalten, u. gehen Sie bei jeder Gelegenheit — immer unsre überlegene Macht voraussetzend — auf unsre Stellung ein. Zum Beispiele über Scribe's neues Stück. — Können Sie mir zu guter Notizen Ausbeute ein Pariser Journal empfehlen? Die Presse? Die Débats helfen mir nicht viel, u. ich fürchte, 's ist mit den anderen eben so.

Gutzkow's Lügen in den „Briefen" können, wie es bereits geschieht, noch speciell zur Sprache kommen, geben Sie mir doch Data, ob er denn Leute wie Thiers und Guizot so ausführlich gesprochen, was mir ganz unglaublich ist. — Meyerbeers Lieder werden uns natürlich sehr willkommen sein, *solche* Musikbeilagen geben wir sogleich. — Meine „Gräfin Chateaubriant" 3bändiger Roman erhalten Sie in 14 Tagen, er ist gedruckt. — Vielleicht können Sie daran eine Diatribe über unsre Romane knüpfen, u. der franzoesische Stoff, das Ehegericht am Ende (gegen preuss. Ehescheidung) bietet vielleicht für zwei Zeilen Anknüpfung in der Allgemeinen. Meine Frau grüßt die Ihrige und Sie mit mir zum Allerschönsten. Die Adresse an mich behalten Sie so „aux soins de Mr. Vofs".

Und nun tausendmal Adieu, u. trachten Sie!

Ihr Laube[1]).

[1]) Auch dieser Brief ist ohne Adresse erhalten.

Heine hat dem Freunde nicht den Gefallen getan, sich über seine „Gräfin Chateaubriant" öffentlich zu äußern. Das Gute dieses Romans, der die Liebe der Gräfin zu König Franz I. behandelt, nämlich die übersichtliche Komposition (hierin zeigte Laube, wie wir wissen, immer seine beste Kraft) hätte er vielleicht nicht nach Gebühr gewürdigt, und die Schwäche, die entscheidende Schwäche des Werkes, den Mangel einer echt poetischen Gefühlsvertiefung, wird er wohl lebhaft empfunden haben; es ist aber auch möglich, daß er in seinem zerstreuten Leben nur flüchtig in das Buch hineingesehen hat.

Erfreulich wirken in Laubes Briefen die warmen Worte, mit denen er der ersten Triumphe Richard Wagners gedenkt: in Paris hatte dieser vergeblich auf eine Aufführung des „Rienzi" gehofft; jetzt hatte das Werk in Dresden und dann bald auch in andern Städten einen bedeutenden Eindruck gemacht, und noch im Verlaufe desselben Winters sollte die in Berlin erfolgende erste Aufführung des „Fliegenden Holländers" aller Welt die Größe des Mannes offenbaren. Die Schröder-Devrient, deren Gesang Heinischer Lieder Laube im Hause des Verlagsbuchhändlers Heinrich Brockhaus bewunderte, war von 1823—1847 das gefeiertste Mitglied des Dresdener Theaters: sie wird als Gast in Leipzig geweilt haben. Und Felix Mendelssohn-Bartholdy, der ihren Gesang begleitete, lebte zu jener Zeit als Dirigent und unvergeßlicher Förderer der Gewandhauskonzerte in Leipzig; er hatte sich zwar im Jahre zuvor durch Friedrich Wilhelm IV. bestimmen lassen, nach Berlin überzusiedeln, und auch in den Jahren 1843 und 1845 folgte er dem lockenden Rufe des Königs; aber immer zog es ihn doch wieder zu der Stätte zurück, wo er mit größerem Erfolg als irgendwo anders zu wirken vermocht hatte. Heine hatte von Mendelssohn keine sehr hohe Meinung. Man kann sich ja auch nicht leicht verschiedenere Naturen denken als die beiden. So hat er sich denn auch wiederholt mit allerlei boshaften Bemerkungen gegen Mendelssohn gewendet, unter anderm in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung" vom April 1842, auf den Laube oben Bezug nimmt (Heines Sämtliche Werke, Bd. VI, S. 305 ff.). Heine stellt hier Rossinis „Stabat" und Mendelssohns „Paulus", die beide damals in Paris aufgeführt wurden, gegenüber und erhebt das Werk des Italieners weit über das des deutschen Meisters. Er weist den Vorwurf, daß Rossinis Musik zu weltlich sei, zurück und nennt es einseitig, von der christlichen Kunst übertriebene Spiritualität zu verlangen.

„Nicht die äußere Dürre und Bläße ist ein Kennzeichen des wahrhaft Christlichen in der Kunst, sondern eine gewisse innere Ueberschwenglichkeit, die weder angetauft, noch anstudiert werden kann in der Musik wie in der Malerei; und so finde ich auch das ‚Stabat' von Rossini wahrhaft christlicher als den ‚Paulus', das Oratorium von Felix Mendelssohn-Bartholdy, das von den Gegnern Rossinis als ein Muster der Christentümlichkeit gerühmt wird.

Der Himmel bewahre mich, gegen einen so verdienstvollen Meister wie den Verfasser des ‚Paulus' hierdurch einen Tadel aussprechen zu wollen, und am allerwenigsten wird es dem Schreiber dieser Blätter in Sinn kommen, an der Christlichkeit des erwähnten Oratoriums zu mäkeln, weil Felix Mendelssohn-Bartholdy von Geburt ein Jude ist. Aber ich kann doch nicht unterlassen, darauf hinzudeuten, daß in dem Alter, wo Herr Mendelssohn in Berlin das Christentum anfing (er wurde nämlich erst in seinem dreizehnten Jahr getauft), Rossini es bereits verlassen

und sich ganz in die Weltlichkeit der Opernmusik gestürzt hatte. Jetzt, wo er diese wieder verließ und sich zurückträumte in seine katholischen Jugenderinnerungen, in die Zeiten, wo er im Dom zu Pesaro als Chorschüler mitsang oder als Akoluth bei der Messe fungierte — jetzt, wo die alten Orgeltöne wieder in seinem Gedächtnis aufrauschten und er die Feder ergriff, um sein ‚Stabat' zu schreiben: da brauchte er wahrlich den Geist des Christentums nicht erst wissenschaftlich zu konstruieren, noch viel weniger Händel oder Sebastian Bach sklavisch zu kopieren; er brauchte nur die frühesten Kindheitsklänge wieder aus seinem Gemüt hervorzurufen, und, wunderbar! so ernsthaft, so schmerzentief auch diese Klänge ertönen, so gewaltig sie auch das Gewaltigste ausseufzen und ausbluten, so behielten sie doch etwas Kindheitliches und mahnten mich an die Darstellung der Passion durch Kinder, die ich in Cette gesehen . . .

Bei dem großen Publikum gereichte diese Vergleichung [nämlich die des ‚Stabat' und des ‚Paulus'] keineswegs zum Vorteil unseres jungen Landsmanns: es ist auch, als vergliche man die Apenninen Italiens mit dem Templower Berg bei Berlin... Er [Mendelssohn] war das geopferte Lamm der Saison, während Rossini der musikalische Löwe war, dessen süßes Gebrüll noch immer forttönt."

Heine erwähnt dann noch des Gerüchtes, daß Mendelssohn nach Paris kommen und sich mit Scribe über die Anfertigung eines Operntextes verständigen wolle.

„Wird unser junger Landsmann sich diesem Geschäft mit Glück unterziehen? Ich weiß nicht. Seine künstlerische Begabnis ist groß; doch hat sie sehr bedenkliche Grenzen und Lücken. Ich finde in talentlicher Hinsicht eine große Ähnlichkeit zwischen Herrn Felix Mendelssohn und der Mademoiselle Rachel Félix, der tragischen Künstlerin. Eigentümlich ist beiden ein großer, strenger, sehr ernsthafter Ernst, ein entschiedenes, beinahe zudringliches Anlehnen an klassische Muster, die feinste, geistreichste Berechnung, Verstandesschärfe und endlich der gänzliche Mangel an Naivetät. Gibt es aber in der Kunst eine geniale Ursprünglichkeit ohne Naivetät? Bis jetzt ist dieser Fall noch nicht vorgekommen."

Nachdem Heine Laubes Zusage erhalten hatte, zögerte er nicht lange mit der Zusendung des „Atta Troll"-Manuskriptes; am 20. November ließ er ein großes Stück, nicht ganz die Hälfte, mit der teuren Briefpost nach Leipzig gehen und begleitete es mit folgenden Worten:

„Ihren Brief vom 12. Nov. habe ich erhalten und ich eile Ihnen ungefähr die erste Hälfte des Gedichtes zu schicken; in etwa drey Tagen schicke ich Ihnen die andre Hälfte, die etwa zwey Blätter stärker, aber ich schicke sie ebenfalls per Briefpost, da die Portodifferenz nicht so ungeheuer seyn mag und jedenfalls von der größeren Sicherheit der Beförderung aufgewogen wird. Dadurch gelangen Sie auch gleich zur Gesammtkenntniß des Gedichtes. Sie werden sehen die zweite Sendung ist unendlich schöner und wichtiger, jedenfalls poetischer, als die heutige. Ich habe in dieser zweiten Hälfte versucht die alte Romantik, die man jetzt mit Knüppeln todtschlagen will, wieder geltend zu machen, aber nicht in der weichen Tonart der frühern Schule, sondern in der kekſten Weise des modernen Humors, der alle Elemente der Vergangenheit in sich aufnehmen kann und aufnehmen soll. Aber das romantische Element ist vielleicht unserer Gegenwart allzusehr verhaßt, es ist untergegangen bereits in unserer Literatur, und vielleicht in dem Gedichte, das ich Ihnen jetzt schicke, nimmt die Muse der Romantik auf immer Abschied von dem alten Deutschland!"

Heine geht dann noch darauf ein, daß er, wie es der Verleger der „Zeitung für die elegante Welt", Voß, gewünscht hatte, seine Dichtung vor

dem Sommer des nächsten Jahres nicht wieder abdrucken lassen werde; tatsächlich ließ er fast fünf Jahre bis zur Veranstaltung der Buchausgabe verstreichen. Zum Schlusse bemerkt er:

„Seuffert wird in 8 Tagen Ihnen eine Paralele zwischen der Rachel und der Dorval zusenden. Außer Seuffert ist hier nur Duisberg fähig über Paris mit Sachkenntniß und in gutem Deutsch zu schreiben. Dieser würde die Uebersichtsberichte am besten machen. Ich habe bereits mit ihm in dieser Beziehung gesprochen."

In den nächsten Briefen geht nun Laube auf eine Reihe von einzelnen Stellen des „Atta Troll" ein, um seine kritischen, zum Teil wertvollen und auch dankbar von Heine benutzten Randbemerkungen daran zu knüpfen. Es wird für das Verständnis unerläßlich sein, daß ich die beanstandeten Stellen vorweg mitteile. Manche davon finden sich zwar noch jetzt in dem gangbaren Texte des Werkes, und der Leser würde sie leicht nachschlagen können, viele andre sind wenigstens in den Lesarten meiner kritischen Ausgabe mitgeteilt, einige aber sind auch dort nicht wiedergegeben, da sie nur in der an Laube gesandten Handschrift enthalten sind, die mir damals, als ich die Ausgabe herstellte, noch nicht zugänglich war. Jetzt liegt auch dieses kostbare Manuskript vor mir: es bildet einen Bestandteil der oben erwähnten reichen Autographenschätze des Professors Hans Meyer in Leipzig. Die Handschrift umfaßte ursprünglich 26 Bogen in Großquart, von denen Heine, wie es den Anschein hat, die ersten zwölf am 20. November abschickte; sie enthielten zehn Kapitel und einige Strophen des elften der ersten Fassung, die sich aber nicht mit denen der jetzt vorliegenden Buchausgabe decken. Zu diesem Grundstock kamen aber noch beträchtliche Einschübe und Nachträge hinzu, so daß das Ganze auf etwa 30 Bogen oder 120 Seiten anschwoll.

Es ist nicht schwer, sich zu vergegenwärtigen, mit welchen Gedanken und Gefühlen Laube die ersten Bruchstücke der Dichtung durchmustert haben mag. Er besaß ein lebendiges Gefühl für die geniale Kühnheit der eindringenden Satire Heines und für den Reiz seiner stimmungsvollen Situationsmalerei; aber er dünkte sich dem Freunde überlegen in der Kunst der Komposition, er bedauerte den Mangel seines Nationalgefühls und er fühlte sich leicht geradezu abgestoßen durch Heines Freude an zweideutigen Darstellungen. Das alles kommt in der nachfolgenden Kritik wieder zum Vorschein. Das Eingangskapitel mit der Schilderung des Bärentanzes auf dem Markte von Cauterets, mit den satirischen Anspielungen auf Freiligrath, den Fürsten Lichnowski und den Carlistischen Bärenführer mochte ihm wohl die erprobte Darstellungsgabe des Dichters wieder deutlich zeigen, der jeden Zug mit sicherer Hand gewandt und kräftig ausführt. Aber schon hier erschrak er über eine Stelle, die den Tanz der Mumma, der Gattin Atta Trolls, bedenklich schildert:

Doch der zott'gen Ehehälfte
Fehlt die Würde, fehlt der Anstand.

Ja, ich möchte schier behaupten,
Daß sie etwas kankanire;
Ihres Hintertheils Bewegung
Mahnt mich an die Grand'-Chaumière.

Unbedenklich in dieser Hinsicht dünkte ihn das zweite Kapitel, das schildert, wie Troll entweicht und der Führer hierüber in Verzweiflung gerät. Aber in andrer Beziehung nahm er an dem Schlusse dieses Kapitels Anstoß, der damals wesentlich anders lautete als jetzt:

Wir verlassen, theurer Leser,
Hier den grimmgen Bärenführer
Und die hartgeprüfte Mumma
Und wir folgen Atta Troll.

Wir erzählen wie der edle
Refügié sich heimgeflüchtet
Zu den Seinen, wir beschreiben
Ganz genau den Bärenhaushalt.

Später gehn wir auf die Jagd,
Klimmen, klettern, schwitzen, träumen,
In Gesellschaft des Laskaro,
Der den Atta Troll getödtet.

Hier schon stockte Laube; er hätte es nicht gleich anfangs verraten, daß der Bär von Laskaro getötet worden sei. Die nächsten Strophen erweckten bei ihm teils lebhaften Beifall, teils ebenso entschiedenen Widerspruch:

Traum der Sommernacht, phantastisch
Zwecklos ist mein Lied! Ja, zwecklos
Wie das Leben, wie die Liebe!
Wittert nicht darin Tendenzen —

Atta Troll ist kein Vertreter
Von dickhäutig deutscher Volkskraft,
Und er greift nicht allegorisch
Mit der Tatze in die Zeit ein —

Nicht einmal ein Deutscher Bär
Ist mein Held. Die deutschen Bären —
Werden stets wie Bären tanzen,
Aber nicht die Kette brechen.

Der national gesinnte Laube schüttelte sein Haupt. Dagegen nahm er das dritte Kapitel (entsprechend dem vierten der Buchausgabe) anstandslos und gewiß mit großer Freude auf: es schildert Trolls Rückkehr zu den Seinen im Tale Ronceval, zu den vier Söhnen und zwei Töchtern („Wohlgeleckte Bärenjungfraun, Blond von Haar, wie Pred'gerstöchter"), denen er von seinen Erlebnissen erzählt und im Mondschein zu höchstem Erstaunen seinen Leibtanz, die Gavotte, vortanzt. Nicht minder wird Laube die drollige Satire des vierten (jetzt fünften) Kapitels herzlich belacht haben, die Satire auf die wüsten Träume der radikalen Gleichmacher, als deren Vertreter hier Atta Troll erscheint. Nur über eine Stelle, die der vierfüßige Doktrinär vorbringt, konnte Laube nicht glatt hinweggehen:

Menschenvolk, zweybein'ge Schlangen,
Ich begreife wohl warum Ihr
Hosen tragt! Mit fremder Wolle
Deckt Ihr Eure Schlangennacktheit.

Kinder! Hütet Euch vor jenen
Unbehaarten Mißgeschöpfen!
Meine Töchter! Traut nur keinem
Menschen, welcher Hosen trägt!

Um hier nicht zu deutlich zu werden, setzte Laube in dem vorletzten Verse statt „Meine Töchter" ein: „Meine Lieben". Das war wohl ängstlicher als nötig.

Auch das fünfte Kapitel fand sicher entschiedensten Beifall: Troll mit seinem Jüngsten, dem Junker Einohr, am Blutstein, kommunistisch gegen die Eigentumsbegriffe der Menschen wetternd und, wie einst Hannibal, den Sohn zum Racheschwur gegen die Unterdrücker anregend. Aber auch hier störte ein kleiner Flecken auf dem Bilde:

Keine Eigenthümer schuf
Die Natur, denn taschenlos,
Ohne Taschen in den Pelzen,
Kommen wir zur Welt, wie alle.

Keinem von uns allen wurden
Angeboren solche Säckchen
In dem äußern Leibesfelle,
Um den Diebstal zu verbergen.

War solche Wiederholung des Gedankens wohl nötig? Und mit Spannung las Laube die Strophe:

Später werde ich berichten
Wie der Jüngling treu geblieben
Seinem Eid. Er ging nach Deutschland
Und er wurde ein Tendenzbär.

Wie mochte dieser Faden wohl weiter gesponnen werden? Was bedeutete dieser Zug für die Komposition des Ganzen? Auch im sechsten Kapitel, wo Troll mit den Seinen auf der Koppe weilt, tritt dieser Junker Einohr wieder auf, „Und er kratzt sich an dem Kopfe, Wie ein Dichter, der den Reim sucht": auch das deutete auf ein späteres Hervortreten des Bärenjünglings, und wir werden sehen, wie gerne ihm Laube noch eine wichtigere Rolle in dem Werke hätte eingeräumt gesehen. Dasselbe galt von einer der „unschuldreinen vierfüßigen Lilien, Atta Trolls geliebten Töchtern", von der, die sich in den edlen Schnapphahnski verliebt; auch hier fragte der kompositionslüsterne Freund: „Was wird daraus?" Und seine Erwartungen sollten leider nicht recht befriedigt werden. Noch an einer Stelle konnte der Redakteur nicht schweigend vorübergehen, an den Worten Atta Trolls, der sein Ende nahe fühlt:

Kinder! Noch ein Weilchen bleib ich
Unter Euch, und dann verschwind ich . . .

denn er erinnerte sich bekannter Worte aus dem Evangelium. Die nächsten Kapitel (VII—IX, jetzt XI—XIII) bereiteten ihm dagegen nur reines Vergnügen: des Dichters Wanderung mit Laskaro, die Einkehr in der Hütte am Lac de Gobe und die Überfahrt über den See — eine Reihe prachtvoller, durch Anschaulichkeit und Stimmung gleich ausgezeichneter Bilder. Nur in dem letzten der ihm vorliegenden Kapitel, dem X. (jetzt XIV.), das uns mit so großer Anmut die Begegnung mit den singenden und spielenden Kindern des

von allen erwachsenen Bewohnern verlassenen Dorfes vorführt, nur in diesem stieß der Kritiker noch auf eine Stelle, gegen die sich sein Nationalgefühl sträubte. Heine sagt dort zu den Kindern, daß er in Deutschland Bärenjäger sei:

Manchem zog ich dort das Fell
Ueber seine Bärenohren.
Wohl mitunter ward ich selber
Stark gezaust von Bärentatzen.

Doch der schlechtgeleckten Bären
Meiner Heimath, dieser plumpen
Und zugleich perfiden Bestien,
Ward ich endlich überdrüssig . . .

Das war einem Laube zu stark: sollten wirklich einzelne als plumpe und perfide Bestien hingestellt werden, so erschien es ihm doch notwendig, daß zur Folie eines solchen Ausspruches die Liebe zu dem Ganzen, die Liebe zum Vaterlande, irgendwie zum Ausdruck käme. Mit allen diesen kritischen Einwendungen, das nahm er sich vor, wollte er nicht zaghaft herausrücken; nein, er wollte, so vieles ihn in dem Gedichte entzückte, die Annahme von der Berücksichtigung seiner kritischen Wünsche abhängig machen. Hatte er doch auch noch eine gebietende Macht hinter sich stehen, auf die er ebenfalls Rücksicht nehmen mußte: den Zensor. Dieser, der Historiker Wachsmuth, scheint jedoch mit Milde seines Amtes gewaltet zu haben. „Manchmal", so schreibt Laube, „hatte ich Wachsmuths niederdeutschen Charakter, der mitunter stark humoristische Akzente vertrug, irrtümlich unterschätzt, und die Heine'sche Variante ist ungedruckt in meinen Händen geblieben." Die nachfolgenden Briefe zeigen uns aber unzweideutig, daß in allem Wesentlichen Laubes eigenes Urteil für die Anregung kleiner Änderungen entscheidend war; freilich wird sich dieses Urteil oft mit dem des Zensors nahe berührt haben.

Der folgende Brief enthält noch eine Bemerkung, bei der wir einen Augenblick verweilen müssen, die Bemerkung nämlich, daß Heine in seinen Briefen gar zu viel vom Gelde rede. Nun, so schlimm war's damit nicht. Am 7. November stellte Heine seine hohe Honorarforderung, die dann schnell bewilligt wurde, und am 20. schreibt er noch einmal: „Auf Herrn Voß werde ich das ungefähre Honorar des Atta Troll trassieren, sobald ich das Gedicht Ihnen ganz zugeschickt". Laube aber hänselt den Freund mit der Bemerkung, er rede immer von Geld, wie sein Hume. Er spielt damit auf eine Stelle in Heines „Französischen Zuständen" an, wo eines englischen Staatsmanns Joseph Hume, der besonders für Vereinfachung des Rechnungswesens gewirkt hatte, in wenig schmeichelhafter Weise gedacht wird (Werke, Bd. V, S. 130):

„Ich werde eines Mannes, den ich auf der linken Seite des Sprechers im englischen Unterhause sitzen sah, nie vergessen; denn nie hat mir ein Mensch mehr als dieser mißfallen. Er sitzt dort noch immer. Es ist eine untersetzte, stämmige Figur mit einem großen, viereckigen Kopfe, der mit unangenehm aufgesträubten rötlichen Haaren bedeckt ist. Das über und über gerötete, breitbäckige Gesicht ist ordinär, regelmäßig unedel; nüchterne, wohlfeile Augen; kargzugemessene Nase; eine große Strecke von da bis zum Munde, und dieser kann keine drei Worte sprechen, ohne daß eine Zahl dazwischenläuft oder wenigstens von Geld die Rede ist. Es

liegt in seinem ganzen Wesen etwas Knickrichtes, Filziges, Schäbiges; kurz, es ist der echte Sohn Schottlands, Herr Joseph Hume. Man sollte die Gestalt vor jedem Rechenbuche in Kupfer stechen. Er gehörte immer zur Opposition; die englischen Minister haben immer besondere Angst vor ihm, wenn Geldsummen besprochen werden. Sogar als Canning Minister wurde, blieb er auf der Oppositionsbank sitzen, und wenn Canning in seinen Reden eine Zahl zu nennen hatte, frug er jedesmal in leisem Tone den neben ihm sitzenden Huskisson ‚how much?' und wenn dieser ihm die Zahl souffliert hatte, sprach er sie laut aus, indem er fast lächelnd Joseph Hume dabei ansah; nie hat mir ein Mensch mehr mißfallen als dieser. Als aber König Wilhem sein Wort brach, da erhob sich Joseph Hume hoch und heldenmütig wie ein Gott der Freiheit, und er sprach Worte, die so gewaltig und so erhaben lauteten wie die Glocke von Sankt Paul, und es war freilich wieder von Geld die Rede, und er erklärte, ‚daß man keine Steuern bezahlen solle', und das Parlament stimmte ein in den Antrag seines großen Bürgers."

Damit dürfte alles gesagt sein, was zum Verständnis des folgenden Briefes vorauszuschicken ist.

XXXI.

Leipzig 27. Novbr. 42.

Lieber Heine!

Ich habe Ihr Briefpaquet mit der ersten Hälfte Atta Troll's richtig erhalten, und drei Thaler Porto dafür gezahlt. Ich habe es gelesen, u. muß Ihnen gleich darüber schreiben. Nicht um Sie zu loben. Ich habe keine Zeit, Ihnen von dem Reize zu sprechen, den das Gedicht allerdings anregt, von dem anmuthigen Halbdunkel, daß es zwischen bittrem Ernst und frechem Scherz einhergeht u. eine Menge Deutung anregt, die man nicht machen muß, um nicht den Reiz zu verarmseligen. Von alle dem spricht ein Redacteur, dem man 10 Lsdr. pr. Bogen und 3 Thaler Porto abnöthigt, u. der obenein mißlichen Erfolg beim und nach dem Abdruck voraus sieht, nur in seltnen Musestunden, nicht in dringenden Briefaugenblicken.

In Summa: ich kann mit der ersten Hälfte das Gedicht noch nicht übersehn, u. sehe bis jetzt nur, daß es großen Reiz ausüben, daß es mehr als interessant sein kann, wenn die vielen Anfänge im Verlauf zusammengehn, daß es aber Unfläthereien hat, die nicht nur nicht guten Geschmacks sind, sondern auch nicht durch ihre Form entschädigen, u. die uns beiden schaden, daß Sie ferner bedroht sind, Ihr eignes Rokoko, u. in Deutschland altmodisch zu werden, daß Sie Deutschland wirklich nicht mehr kennen, u. nothwendig auf eine Zeitlang zurückkommen müssen. Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin, u. gestatten mir die nackte Wahrheit; ich sag sie nicht für eine theoretische Satisfaction, sondern damit Sie mit kleinen Radirungen aus Atta Troll ein etwas saubreres u. dadurch ungleich wirksameres Gedicht machen. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen Aehnliches beim Börne-Buche sagte, u. daß Sie nicht glauben wollten, bis die Folge kam, das heißt eine wirklich allgemeine Entrüstung Deutschlands, die bloß daher rührt, daß Sie wegen steter Entfernung unsern Geschmack nicht mehr in den Fingerspitzen haben u. ihn durch einzelne Worte u. Zeilen auf das Aergste beleidigen.

Lassen Sie mich also, da ich diesmal Hebamme bin, genaue Vorschläge machen, u. zwar zunächst für die Prospectus-Nummer, u. ich bitte Sie dringend mir umgehend zu antworten darauf, denn Ihre Antwort oder Nichtantwort entscheidet mir über Aufnahme oder Nichtaufnahme des Gedichtes. Die Verse nämlich:

„Das sie etwas kankanire;
Ihres Hintertheils Bewegung"

kann ich nicht in die Prospectus-Nummer nehmen, ohne Ihrem Gedichte von vornherein den Hals zu brechen. Sie haben keine Vorstellung von dem herrschenden Widerwillen gegen diese Gattung halb impotenter Pariser Rohheit — Sie haben

keinen schlimmeren Erfolg zu gewärtigen, wenn Sie „. . . niren" sagen, so Ekel erregend ist diese Kankan-Geschichte. Was von Komik in den Versen sein mag, gewinnt ja ohnedies durch größere Verschleierung. Geben Sie mir zwei andre, verschleierte Zeilen *umgehend*, sonst sitzen wir auf dem Sande.

Verkennen Sie doch ja nicht, daß dem jetzigen Nationalstile Deutschlands etwas sehr würdig Sittliches zum Grunde liegt, welches sich den franzoesischen Frivolitaeten gegenüber, denen, die auch bei den Franzosen keine mit der besseren franzoesischen Nationalitaet verbundenen Frivolitaeten sind, vernichtend aeussert. Zeigen Sie auf jeder Seite, daß Sie mit Vorliebe jener franzoesischen Cochonerie zuhören, so ist Ihre beste Satyre in Deutschland ohne Wirkung. Lascivitaet u. Derbheit müssen durchaus national sein, wenn sie goutirt werden sollen.

Jene Zeilen sind zunächst das Aergste. — „Traut nur keinem Menschen, welcher Hosen trägt!" — kann ebenso deutsch-witzig sein; es winkt mit dem Zaunpfahle.

In Caput IV. der Vers „Keinem von uns Allen wurden" ist wohl Tautologie u. könnte wegbleiben; das ist indessen nur beiläufig gesagt, u. geht meine angemaaßte Censur nichts an.

„Kinder! noch ein Weilchen bleib' ich
Unter Euch, u. dann verschwind' ich" —

Diese Persifflage des Evangeliums entgeht vielleicht dem officiellen Censor nicht. Doch das ist eine Nebenbemerkung.

à propos, schreiben Sie doch um jeden Preis u. sagen Sie mir an wo sie einzuschieben seien zwei poëtische Verse über deutsche Vaterlandsliebe, sie sind, wie lächerlich dies in solcher Abstraction klingen mag, für das Gedicht selbst u. den Erfolg desselben unschätzbar.

„dieser plumpen
Und zugleich perfiden Bestien"

erregt in solcher Allgemeinheit nichts als baaren Unwillen u. Haß. Das müssen Sie durchaus beschränken durch Charakterisirung specieller Bären, u. hier wäre vielleicht als folgender Nachdruck die Vaterlandsliebe angebracht.

Endlich: thun Sie nicht der Fabel Eintrag, wenn Sie voraussagen, daß Atta Troll getödtet werde?

Und nun, nachdem ich meine herbe Schuldigkeit gethan, kann ich Ihnen mein Vergnügen ausdrücken über Ihre unerschöpflich frisch erhaltene Künstlernatur. Wenn Sie die franzoesischen Schwämme abfeilen, so können wir einen starken Erfolg haben.

Zu diesen Schwämmen gehört auch, daß Sie wie Ihr Hume fortwährend von Geld reden, ein Gedankengang, der Ihrer Seele so fremd ist, u. den Ihnen das aeusserliche Leben angedreht. Ein starker künstlerischer Erfolg ist ja für Sie mehr als ein Haufen Louisdor — Sie kommen mit mir und mit der Eleganten zur Vertheidigung Ihrer Seele. Was verschwindet nicht Alles daneben. Sie werden mit Erstaunen sehn, welch einen Umschwung das Journal, dem alle productiven Kräfte zuströmen, hervorbringt. Deshalb ist mir's unbegreiflich, daß Sie nicht selbst ohne Weiteres die je sechswöchentliche Correspondenz — alle 6 Wochen zwei Briefbogen, in denen man über Alles sprechen kann — übernehmen, u. mir gleichgültige Leute recrutiren. *Viel* kann ich gar nicht brauchen, das Interesse für Paris ist jetzt viel, viel geringer als z. B. das für Berlin. Das Wesentliche geben die polit. Zeitungen, u. das Andre muß sehr interessant geschrieben sein, wenn man's nur lesen soll. Die Rachel u. Dorval? — wenn's nur bündig ist. Dann, in der Bündigkeit nämlich wäre eine wiederkommende Charakteristik der *besten* Pariser Schauspieler — Lemaitre, Bouffé, Bocage, Arnal pp. — ganz willkommen. Bitten Sie nur Seuffert feines Papier zu nehmen, sonst müssen wir zuweilen mehr Porto bezahlen als die Sache werth ist.

Mit Ihrer Trassirung auf Voß warten Sie nur so lange, bis wir die erste Seite gesetzt haben, um zu überschlagen, wie viel es im Drucke ausgiebt.

Gestern sang die Schroeder-Devrient in einem großen Concert ein Lied von Ihnen zu allgemeinem Enthusiasmus. Mit Wagner hat sich die große Oper zu gegründetem deutschen Spotte unglaublich blamirt, sein Rienzi macht Furore, u. Häuser wie seit der Stummen u. den Hugenotten nicht dagewesen sind. Man glaubt ein großes Originaltalent gewonnen zu haben, größer als [sie][1]) irgend eins in Paris haben.

Nun Adieu! Ennuyiren Sie sich nicht über den Redacteur; das ist ein Amt wie ein andres, u. geben Sie mir um's Himmelswillen *umgehend* den veredelten Kankan, das Wort ist lebensgefährlich. Ihr Laube[2]).

Wenige Tage nach Absendung dieses Briefes erhielt Laube den zweiten Teil des „Atta Troll", der im großen ganzen mit der zweiten Hälfte des uns jetzt vorliegenden Gedichtes, mit der Buchausgabe, übereinstimmte. Nur fehlte noch das jetzige XII. Kapitel, mit der berühmten Satire auf die schwäbischen Dichter, besonders Gustav Pfizer; es wurde am 19. Dezember von Heine nachgeliefert; ferner war das Kapitel, worin die Tötung des Bären geschildert ist, noch nicht ausgeführt und übersandt: aber auch dieses folgte in den nächsten Wochen. Auf der andern Seite war in dem Gedichte ursprünglich ein großes, mit vielen Zeitanspielungen gepfeffertes Kapitel enthalten, das in der Buchausgabe ausgemerzt worden ist: es handelt von den Rätselfragen, die König Salomo und die Königin Balkaisa einander vorgelegt hatten; man findet es in den Lesarten meiner Ausgabe in Band II, S. 532 ff., vollständig mitgeteilt. Das letzte Rätsel, das der König ihr aufgibt, kann sie leider nicht lösen; denn dieses Rätsel lautet:

Wer ist wohl der größte Lump
Unter allen deutschen Lumpen,
Die in allen sechs und dreyzig
Deutschen Bundesstaaten leben?

Balkaisa nennt viele Namen, aber Salomo erwidert immer: „Kind, es gibt noch einen größern". Darauf setzt der Dichter ein:

Als ich dies vernahm, da sprach ich:
Liebster Freund, die Balkaisa
Wird noch lang vergebens rathen,
Wer der größte Lump in Deutschland.

Dort, in meiner theuren Heimath,
Ist das Lumpenthum in Fortschritt,
Und es machen gar zu viele
Anspruch auf den Lumpen-Lorbeer.

Gestern noch schien dort der ****
Mir der größte Lump, doch heute
Dünkt er mir ein Unterlümpchen,
In Vergleichung mit dem ****

Und vielleicht im nächsten Zeitblatt
Offenbart sich uns ein neuer
Erzlumpazius, der unsern
Großen **** überlumpt.

[1]) Ein kleines Stück des Papiers abgerissen; das Wort fehlt.

[2]) Adresse: Monsieur | Mr. Henri Heine | homme de lettres | Paris | 46 Faubourg Poissonnière | frco. — Poststempel: Leipzig 28 Nov. 42.

Ich erwähne die Stelle besonders, weil Laube in seinem nächsten Briefe sie mit einer kritischen Glosse bedenkt. Im übrigen hat er jetzt im einzelnen weniger auszusetzen als früher, und nicht auf alle Einwendungen ging Heine ein. So z. B. hätte Laube gerne eine Stelle geändert gesehen (sie findet sich in der wundervollen Schilderung der wilden Jagd), wo Heine die posthum hervorbrechende Sinnenlust der Diana allzu natürlich schildert; es heißt da:

Die verlorne Zeit bereut sie,
Wo die Männer schöner waren,
Und die Qualität ersetzt sie,
Wie es heißt, durch Quantität.

Heine überhörte die Bedenken, und auch in der Buchausgabe erscheint die Stelle in fast unveränderter Form. Dagegen machte er ein Zugeständnis bei einer andern Stelle: in der wilden Jagd erscheint auch Herodias, die das blutige Haupt des Täufers küßt oder auch, kindisch lachend, in die Lüfte schleudert; zu ihr, die ihm als die schönste von den drei nächtlichen Gestalten erscheint, und die er heißer liebt als Diana und die Fee Abunde, zu ihr äußert er die dreisten Worte:

Liebe mich und sei mein Liebchen!
Schleudre fort den blut'gen Dummkopf . . .

Auch hier erhob der Freund sein kritisches Veto, und Heine ließ ihn statt des „Dummkopf" einen „Murrkopf" einsetzen, während er später in der Buchausgabe die ursprüngliche Lesart erneuerte. Desgleichen ließ er an einer späteren Stelle, im XVII. (jetzigem XXI.) Kapitel, wo er von dem Unwetter erzählt, das ihn und Laskaro auf der Jagd überrascht habe, an einer Stelle eine kleine Änderung zu; er hatte dort geschrieben:

Sechs und dreyzig Kön'ge gäb' ich
Jetzt für einen Regenschirm!

Und er ließ sich erweichen, die „Kön'ge" in „Kronen" zu verwandeln, freilich um auch in diesem Falle in der Buchausgabe zu seinen ersten Worten zurückzukehren. Dagegen hat er an einer anderen Stelle, wo von Mummas neuem Eheglück mit einem Eisbären erzählt wird, den beanstandeten Ausdruck „unzweideut'ges Liebesspiel" auch später durch den nicht viel milderen „überzartes Liebesspiel" ersetzt.

Aber das sind alles Kleinigkeiten, bei denen zu verweilen wenig Freude bereitet. Wichtiger sind die weit gehenden Vorschläge zur Veränderung und Erweiterung der Komposition des Ganzen, die der nächste Brief bringt. Man sieht, Laube hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Dichtung auszubauen und fortzusetzen, und Heine scheint die erfinderischen Ideen des Freundes nicht ganz von der Hand gewiesen zu haben; aber benutzt hat er sie nicht. In der Tat wäre auch wohl der „Atta Troll", wenn alles das noch hineingetragen worden wäre, was Laube wünschte, ein ganz andres Gedicht geworden, und das Neue würde uns gewiß als ein fremder Tropfen in seinem Blute erscheinen. Mich dünkt, Heine tat recht, daß er sein Gefühl nicht beirren ließ; wir legen auf eine solch vervollkommnete „Intrigue" keinen so großen Wert wie Laube. Und dennoch ist es fesselnd, seine rührige Mitarbeit zu verfolgen.

Auf viele Einzelheiten, die der vorige Brief Laubes berührte, antwortete Heine in dem folgenden Schreiben, das wir hier nicht übergehen können, obwohl es bereits mit andern vor etlichen Jahren von Eugen Wolff mitgeteilt worden ist:

Liebster Laube! d 3 December.

In diesem Augenblick erhalte ich Ihren Brief. Ich ermesse ganz die Wichtigkeit Ihrer Bemerkung. Statt der mißfälligen Cancan-Strophe setzen Sie gefälligst folgende:

Ja, ich möchte schier behaupten,
Daß sie manchmal sehr bedenklich,
Mit gemüthlos frechen Sprüngen
An die Grand'-Chaumière erinnre.

Der Schluß des zweiten Capitels kann ganz wegfallen und Ihr gewünschtes Einschiebsel mag hier als Ersatz dienen. Nemlich nach den Worten

In Gesellschaft des Laskaro,
Der den Atta Troll getötet —

fällt alles weg, die sämmtlichen Strophen bis am Ende, und statt derselben setzen Sie gefälligst die folgenden, die ich in diesem Augenblick gedichtet, während meine Frau neben mir in der Badewanne sitzt:

Dir, Varnhagen, sey gewidmet
Dies Gedicht. Dem milden Freunde
Möge es als Antwort dienen
Auf den jüngsten seiner Briefe.

Ach! es ist vielleicht das letzte
Freye Waldlied der Romantik —
In des Tages Brand- und Schlachtlerm
Wird es kümmerlich verhallen!

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Wie sie schnattern! Jene Gänse,
Die gemästet mit Tendenzen!

Auf der Zinne der Parthey
Flattern sie mit lahmen Schwingen.
Platte Füße, heis're Kehlen,
Viel Geschrey und wenig Wolle.

Manche weißgefärbte Raben
Sind darunter. Diese krächzen
Spät und früh: die Gallier kommen!
Sind des Capitoles Retter.

Andre Vögel, andre Lieder!
Gestern las ich in der Zeitung,
Daß der Tiek vom Schlag gerührt
Und geheimer Hofrath worden.

Ich sehe wohl, liebster Laube, daß Sie mich in's Unglück bringen wollten. Jetzt wird der ganze Landsturm des Patriotismus über mich herfallen. Ueber meine Frivolität wird ja nur deßhalb geklagt, weil ich nicht zu der Parthey gehöre. Früher durfte ich deßhalb alles nakt sagen was ich nur wollte. — Seuffert schickt einen guten Artikel den 15ten. — Ich habe keine Zeit Ihren Brief ordentlich zu lesen. Auf Voß habe ich längst trassirt, wie Ihnen gemeldet und wie Sie es haben

wollten. Es liegt mir den Teufel daran, ob ich die paar Groschen früher oder später trassirte, und ich that es zunächst, weil ich eben in diesem Augenblick nichts auf Cotta abgeben wollte. Ich hoffe aber meine Tratte ist richtig eingelöst worden. Ich arbeite angestrengt; muß noch vor Ende des Jahrs einige Artikel nach Augsburg schicken. Gutzkow wird hier schön geprickelt; je n'y ai pas nui. — Leben Sie wohl; nach einigen Tagen schreibe ich Ihnen über die andern gewünschten Veränderungen. Ihr H. Heine.

Gegen Ende des nächsten Briefes bemerkt Laube, daß das noch unbekannte Gedicht Heines, der „Atta Troll", in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" bereits angegriffen worden sei. Die fragliche Notiz aus Paris findet sich in Nr. 352 vom Sonntag, den 18. Dezember 1842 und lautet:

„= Paris, 12. Dec. Die literarische Welt Deutschlands darf sich von Paris aus nächstens eine Ueberraschung versprechen. Wie nämlich den hiesigen Freunden Heine's die absichtliche Ignorirung dieses seit lange so gänzlich Vergessenen in den ‚Briefen aus Paris' eine Veranlassung und ein vielleicht nachdrücklicher Stachel war, über Gutzkow herzufallen und resp. herfallen zu lassen, so wird jetzt Heine selbst dieser negativen Veranlassung eine positive entgegensetzen, an welcher die Freunde Gutzkow's Rache nehmen können. So strafen und rächen sich ja heute die Aufgeklärten trotz ihrer Würde und trotz ihres unglaublich tiefen Gefühls. Heine hat ein größeres Gedicht vollendet. Die sorgfältige Geheimhaltung desselben und die dadurch hervorgerufene Spannung könnten seinem Erfolge gefährlich werden; denn nichts erkältet das Interesse mehr als eine unbefriedigte Erwartung. Das neue Gedicht hat eine schwierige, eine doppelte Aufgabe: das lange Schweigen des Dichters zu rechtfertigen und — sein letztes Werk vergessen zu machen. Ob und wie sie gelöst sein mag, weiß ich nicht. Wenigen Vertrauten nur war es vergönnt, das Futteral zu lüften und einige Verse zu erspähen; diese Eingeweihten aber versichern, daß dem unübertrefflichen Witze dieses Gedichtes nichts gleichkomme, wenn nicht etwa — die Nachlässigkeit seiner Form. So scheint also diese neue Erscheinung nur die erste Hälfte derjenigen Eigenschaften zu besitzen, die seine gute Aufnahme bedingen; denn Witz, beißender Witz versöhnt eben so wenig abgewendete Herzen, als gemachte Sentimentalität deren erwirbt."

Auf diese Notiz folgte in derselben Zeitung schon am 31. Dezember (Nr. 365) eine Entgegnung, die sicherlich von Laube selbst angeregt worden war:

„* Leipzig, 22. Dec. Der Angriff, welchen einer Ihrer pariser Correspondenten auf das noch ungedruckte Gedicht Heine's begonnen (Nr. 352), kann nun mit besserm Fuge fortgesetzt werden: die erste Nummer der umgewandelten Zeitung für die elegante Welt ist heute ausgegeben worden, und enthält bereits die ersten zwei Capitel dieses humoristischen Epos von Heine, welches mehre Monate lang einen Theil dieses in seiner Umwandlung lebhaft erwarteten Journals einnehmen soll. Das Gedicht heißt ‚Atta Troll', und dieser Held ist ein Bär; die ersten beiden Capitel sind sehr anreizend, und Zeitbeziehungen scheint es im Übermaße zu bringen. Ist die Voraussage Ihres Correspondenten über den außerordentlichen Witz des Werkes so richtig, wie die über vernachlässigte Form nach dieser Probe und nach Heine's Art unrichtig sein dürfte, so könnten wir einer interessanten Bereicherung unserer Literatur gewärtig sein. Denn die entschiedenste Genialität, welche noch kein Gegner Heine abzusprechen gewagt, macht ihn wohl am geschicktesten für die bei uns so seltene Gattung eines humoristischen Epos. Laube's Manifest wird übrigens großen Aufruhr in der Journalistik hervorbringen . . ."

Ehe noch Laube den folgenden Brief vom Stapel gehen ließ, richtete Heine am 19. Dezember ein weiteres Schreiben an ihn, in dem er noch auf

eine Reihe der Einwendungen einging, die Laube in seinem letzten Briefe, in dem vom 27. November, gemacht hatte. Er tat es bei Übersendung jenes nachträglich einzufügenden Kapitels über die schwäbischen Dichter. Hier heißt es weiter:

„Ein Theil des früheren 18ten Capitels wird hier, wie Sie dem Setzer genau begreiflich machen werden, wegfallen. Ich habe zu dieser Umänderung meine Zuflucht genommen, da ich leider eine Parthie des Gedichtes, die der artistischen Ründung wegen ganz wesentlich, jetzt nicht machen kann und Ihnen doch ein nothdürftig gerundetes Ganze geben wollte. Der Knoten des Ganzen fehlt — das Publikum wird es aber nicht bemerken. Dieses sieht immer nur auf Einzelheiten. Wie richtig sagt Goethe:

Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!"

Man möchte fast glauben, daß Heine die Einwendungen des nächstfolgenden Briefes von Laube bereits gelesen hatte; aber dieser wurde erst zwei Tage später, am 21. Dezember, geschrieben. Heine kannte eben seines Freundes strenge Anforderungen an die Komposition eines Gedichtes und kam seinen Einwürfen auf halbem Wege entgegen. Es heißt dann weiter:

„Die inculpirte Stelle in Caput IV

Traut nur keinem
Menschen, welcher Hosen trägt

kann ich, im Fall es durchaus nothwendig, nicht anders umändern als daß ich die ganze Strophe durch folgende schwächere Verse ersetze:

Kinder hütet Euch vor jenen
Unbehaarten Lügenbälgen,
Jenen gleisnerischen Menschen,
Die ein Auswurf der Bipeden.

Die Verse im Caput VI:

Kinder, noch ein Weilchen bleib ich
Unter Euch und dann verschwind' ich.

mögen Sie immerhin ersetzen durch:

Kinder, meine Erdenwallfahrt
Ist vollbracht, wir müssen scheiden.

Die Strophe im Capitel X, wo Ihnen die Verse

dieser plumpen
Und zugleich perfiden Bestien,

mißfielen, ersetzen Sie gefälligst durch folgende Strophe:

Doch mit schlechtgeleckten Tölpeln
Täglich mich herumzubalgen,
In der Heimath Eichenwäldern,
Ward ich endlich überdrüssig."

Des weiteren enthält der Brief wieder manche Bemerkungen über die für die „Elegante" bestimmten Artikel von Seuffert und Duisberg und ergeht sich zum Schlusse in sehr starken Ausfällen gegen Gutzkow. Mit diesem Schreiben kreuzte sich das folgende von Laube:

XXXII.

Leipzig, 21. Decbr. 42.

Zunächst, Verehrter, bittet meine Frau die Ihrige um Erklärung des neumodischen technischen Ausdrucks

„soustaché und en soutache“ [1]) —

Alsdann Dank für die letzte Mittheilung u. die darin angeordneten Aenderungen. Der künstlerischen Oeconomie u. des Eindrucks wegen bin ich aber nicht für den Anfang „Andre Vögel, andre Lieder“ pp., welchen Sie für den Schluß der ersten Lieferung vorschlagen. Er verräth zu Viel, spricht zu stark für eine Einleitung, u. ist vortrefflich zu brauchen für den Schluß des Ganzen, der ohnedies in Ihrem Manuscripte zu matt war. Außerdem kam er zu spät, die erste Lieferung war schon gedruckt — geht in diesen Tagen in die Welt — u. ich habe mit Opfer nur noch die Cancan-Aenderung zu Wege gebracht. Mit Aenderung der letzten Zeile „Aber nie die Kette brechen!“ ließen Sie mich im Stich, u. die hätte ich nur als Ihr ärgster Feind drucken lassen können, denn sie hätte bei der jetzigen durchgehenden Stimmung, die so was als Hohn jetziger Bestrebungen aufgenommen, einen Wuthausbruch gegen Sie zur Folge gehabt, gegen welchen das ganze Gedicht nicht mehr aufgekommen wäre. Es blieb mir also nichts übrig, als eine kleine Volte zu versuchen

„Die deutschen Bären —
Schreibt man — wollen nicht mehr tanzen,
Doch auch nicht die Kette brechen.“

heißt es also jetzt; ein wenig matter, aber wahrer u. besser wirksam. Nun lassen Sie mich nur nicht wegen der andern Anfragen im Stich — über die erste Lieferung seien Sie übrigens unbesorgt, sie macht sich so wie sie jetzt ist, ganz reizend, u. ich hätte um keinen Preis die Verse „zwecklos wie das Leben, wie die Liebe“ pp. herausgelassen. Hören Sie aber, ich bitte Sie, in Folgendem auf mich, ich weiß zuverlässig, daß meine folgenden Vorschläge, von Ihrer Verdauung benetzt, Werth u. Reiz des Gedichtes dauernd erhöhen. Im zweiten Theile nämlich, der sehr schöne Partieen hat, z. B. die wilde Jagd, fehlt die Intrigue bei der Tödtung, und eine solche muß hinein, sonst erklärt man Sie für impotent auf der epischen Spitze. Die alte Romantik geht als Beiwerk nicht unter, aber sie muß Beiwerk modernen Handlungsreizes sein. Dies, was ich Intrigue nenne, muß Caput XVIII eingewebt werden. Troll muß sich wehren, muß Kunde haben, muß seine rohen Massen bewegen, es müssen Schwierigkeiten erhoben werden, welche den Ausgang einen Augenblick zweifelhaft lassen u. dadurch die dem Epos, wie einfach es sich halte, unerläßliche Spannung erregen. Dazu können die angeregten Verhältnisse mit Schnapphahnski, der Tochter Troll u. Junker Einohr, die ganz vergessen worden sind, behilflich sein. Sie bilden Troll's natürliche Alliirte, und die Phrasen des Tendenzbärs, der unterhandelt, können sich sehr komisch ausnehmen. Er spräche natürlich philosophisch. Schnapphahnski suchte Troll durch Aufnahme in den Adel, durch Verschanzung mit Wappenschildern zu schützen. Trolls rohe Leidenschaft machte am Ende alles zu nichte, nachdem im letzten Augenblicke Einohr noch alle möglichen Concessionen: Sonntagsfeier, Subscription zum Dombau pp. angeboten — pau! Die Kugel pfeift von Laskaro, während Sie selbst noch heiter unterhandeln. Das Terrain müßte dazu eine Art Martinswand sein, die nur einen Ausgang hätte, von Ihnen u. der gaffenden Kugelmündung Laskaro's besetzt.

Einohr könnte schon Cap. XVII unter den Tanzenden direkt aus den deutschen Jahrbüchern angekommen sein, u. sich demgemäß äussern.

Die Quantitaet u. Qualitaet der Diana — um noch einiges Einzelne zu erledigen — ist sehr ordinair, vielleicht fällt Ihnen etwas Feineres ein. — Der

[1]) Bedeutet: „mit Schnüren oder Litzen besetzt“.

„blut'ge Dummkopf" Johannis verletzt als unmotivirt roh; denn der Bezug, daß er Herodiae Liebe nicht verstanden liegt zu weit. — Die „36 Könige" sind lebensgefährlich, u. ich muß um „Herrscher" oder so was bitten, wenn ich auch fühle, daß dies schlechter ist. Jenes ist aber auch vielgebraucht. — Endlich müssen Sie am Ende die nur ermüdende u. schimpfende Lumpengeschichte total abkürzen, und das „unzweideutge Liebesspiel" um einen Grad mehr verhüllen.

Dies wäre Alles. Für die Composition der Intrigue, die Seele meiner Schulmeisterkritik, haben Sie einen ganzen Monat Zeit. Trachten Sie. Wenn Sie mit Heiterkeit daran gehn, wird Ihnen ein großer Reiz daraus erwachsen, u. daß das Gedicht dadurch erst den Stempel der Fertigkeit erhält weiß ich positiv.

A propos! nach Varnhagen „dem milden Freunde" müssen Sie die zwei leeren Briefzeilen

Möge es als Antwort dienen
Auf den jüngsten seiner Briefe"

mit etwas Gehaltvollerem ausfüllen.

Im Uebrigen steht Alles gut. Neugier u. Theilnahme sind sehr groß. Daß in der L. Allgemeinen aus Paris das noch unbekannte Gedicht schon angegriffen ist, dient so gut, daß ich vermuthe, der Angriff sei von Ihnen veranstaltet.

Lesen Sie doch meine „Gräfin Chateaubriant" u. sagen Sie in der Allgem. Zeitg., es hätten Sie Franzosen gelesen u. das u. Jenes darüber gesagt.

Daß Ihre Trattirung ohne Weiteres acceptirt worden, werden Sie wohl schon wissen.

Gott schütze Ihr Haupt! Ihr Laube[1]).

Zunächst übersandte jetzt Heine, ohne Begleitbrief, doch wie der Poststempel angibt, am 18. Januar 1843 (am 23. trafen die Blätter in Leipzig ein), noch zwei in den Text einzuschiebende Kapitel an Laube ab: das XX. und XXI. der älteren Fassung. Hiervon enthält das XXI. die Darstellung von der glücklichen Erlegung des Bären durch Laskaro; es entspricht dem XXIV. der Buchausgabe. Das XX. ist dagegen später an eine ganz andre Stelle gesetzt worden: die Hauptmasse davon findet man jetzt im VI. und VII. Kapitel; wiederum ist darin eine Anklage des Bären gegen die Menschen gegeben: über ihre Art, Geschichte zu schreiben, über ihr schnippisches Lächeln und die ganze Impertinenz ihrer Seele. Hiergegen könnten die andern Tiere nur dadurch erfolgreich ankämpfen, daß sie sich zusammenschlössen:

„Einheit! Einheit! und wir siegen!
Und ein Ende hat das Lächeln
Und das Monopol; wir gründen
Unsre große Republik.

Grundgesetz sey hier die Gleichheit
Aller Bestien auf der Erde,
Ohne Unterschied des Glaubens
Und des Fells und des Geruches.

Auf dieses Kapitel nimmt Laube in seinem nächsten Briefe als das „Einheitskapitel" Bezug.

Ferner sandte Heine am 24. Januar das Schlußkapitel an Laube: es stimmt im wesentlichen mit dem der Buchausgabe überein. Zugleich bat er

[1]) Adresse: Monsieur | Mr. Henri Heine | Paris | 46. Faubourg Poissonnière | frco. | Poststempel: Leipzig 21 Dec. . . . .

ihn um Aufnahme einer Erklärung gegen den Schriftsteller Steinmann, einen seiner Jugendfreunde, der, jetzt ein heruntergekommener Literat, einige ganz mißlungene Verse Heines, alberne Parodien aus seiner frühesten Zeit, an die Öffentlichkeit gegeben hatte. Der Mann brachte sich nach dem Tode Heines vollends in Mißkredit, da er mehrere Bände eigener kläglichster Machе unter dem Namen des großen Dichters in die Welt sandte.

Gegen Ende dieses Briefes schreibt Heine:

„Herrn Voß werde ich, wie ich Ihnen bereits gesagt, sogleich schreiben, wenn ich mahl das ganze Gedicht vor Augen habe. Jetzt habe ich nichts mehr in Bezug auf dasselbe Ihnen zu schicken, alles ist in Ordnung, und ich hoffe daß der Abdruck nicht zu lang sich hinträdelt."

Diese Zeilen erreichten Laube, als er gerade mit der Niederschrift des folgenden Briefes beschäftigt war, der wiederum zeigt, wie ernst und genau er es mit seinen Redakteurpflichten nahm.

XXXIII.

Leipzig 1. Februar [1843]

Liebster Heine!

Habe Ihren letzten Brief mit dem „Einheit's Kapitel" erhalten. Nun müssen wir aber an den Abschluß denken: der Druck ist schon bis zum 13. Capitel u. die fraglichen Sachen rücken mir auf den Hals. Folgen Sie mir nun, ich bitte, in der Aufzählung genau, damit Sie berichtigen können, wenn ich Ihre Aenderungen nicht ganz genau eingeschichtet hätte:

Bis Caput XVIII ist nichts geändert — mit Caput XVIII beginnt die neue Lesart „Phöbus in der Sonnendroschke" [1]) pp. bis (inclusive des ebenfalls neuen XIX Caputs [2])) zu den Worten „Der vor dritthalbtausend Jahren Kabinetskourier gewesen" — Daran schließt sich unmittelbar:

„Und von Salomo dem Weisen"
bis „Großen *** überlumpt."

(Wobei ich Sie in Parenthese dringend nochmals bitte, diese Lumpenwirthschaft total zu ändern, da das Bißchen Witz darin in zwei Versen zu erledigen ist, u. es solchergestalt nur Indignation zu Wege bringt. Also von dem Verse an „Als ich dies vernahm" bis zum Schlusse müssen Sie durchaus umredigiren — dies Schimpfen in's Blaue ist ja auch langweilig)

Nun folgt „Caput XX

„Aus dem Spuk der Hexenwirtschaft" [3])
bis „Ach er stürzte in sein Unglück."

Nun folgt Caput XXI

„In dem Thal von Ronceval" [4])

nach der neuen Redaktion

bis „Kein Talent, doch ein Charakter".

Alsdann Caput XXII, XXIII [5]) die früher XIX u. XX waren, u. am Ende: was Sie noch schicken wollen.

[1]) Das XXII. Kapitel der Buchausgabe: Satire auf die schwäbischen Dichter.

[2]) Das über Salomos und Balkaisas Rätsel handelt.

[3]) Der Anfang identisch mit dem des jetzigen XXIII. Kapitels, das Spätere aber in Kapitel VI und VII der Buchausgabe übertragen („Einheitskapitel"!).

[4]) Jetzt Kaput XXIV.

[5]) Jetzt Kaput XXV und XXVI.

Außerdem ist durch die Einschiebungen eine Aenderung nöthig geworden, die Sie gut heißen oder selbst veranstalten mögen. Im Capitel mit „Hut=Hut“ [1]) nämlich kann es nun nicht mehr heißen

„Als ich saß beim todten Bären
In dem Thale Ronceval.“

denn der Bär lebt noch, u. Sie sitzen noch in der Hexenhütte. Ich habe also vor der Hand geändert

„Als ich saß in jener Hütte
Wo die Tugend klagt als Mops.“

Dies wäre Alles, u. da ich eben Ihren neusten Brief erhalte mit dem Schlusse, so wird es wol nur noch eines Schreibens von Ihrer Seite bedürfen, welches, wie ich erwarte, die Reihenfolge bestätigen, u. die „Lumpen“ zu einem Jäckchen ausnähen wird. Unendlich leid thut es mir, daß Sie für ein spannendes Pro u. Contra bei der Katastrophe zu faul sind, u. Einohr wie Schnapphahnski da nicht einige Stratageme u. Phrasen verpuffen lassen. Sie berufen sich als Schalk auf die Arabeske, weil sie als konsequenzlose bequemer ist — und doch, Theuerster, liegt das Geheimniß u. die Aufgabe Ihrer Zukunft eben darin, daß Sie nun über die Arabeske hinauskommen. In völligem Irrthum sind Sie darüber, daß der Mangel des Knotens im Journal nicht bemerkt würde — alle Welt wartet auf den Knoten der Bären=Katastrophe.

Nach Hamburg an die Ihrigen wird Ihrem Verlangen gemäß das Journal regelmäßig gesendet. Eben so an Sie. Es sieht ja in Ihren Briefen so aus, als bekämen Sie es nicht? — Voß sollten Sie mit dem Verlagsantrage nicht warten lassen: er ist sehr solid, u. aus tausend Rücksichten Ihrem Campe vorzuziehn, der ganz altmodisch geworden ist u. zum Schlechtesten ausstattet, der enormen Auflage nicht zu gedenken. Darin liegt unser Verderb, das wissen wir jetzt hier, u. deshalb würde ich an Ihrer Stelle auf schwache Auflage mit Voß abschließen. Das bringt dreifach Ruhm u. Geld.

Sie fragen immer wieder um Düisberg. Ich danke Ihnen für Ihre Sorgfalt, kann aber weder ihn, noch einen andern monatlichen Korrespondenten aus Paris brauchen. Nur vier übersichtliche Berichte des Jahrs an den Quartalterminen von Ihnen selbst wären mir erwünscht, u. die könnten Sie ohne Anstrengung schreiben, da Ihr Name nicht dazu nöthig wäre, u. Sie darin schwatzen möchten.

Nur der Geist, der's giebt, hat aus Paris noch einigen Werth für's Publikum, der Inhalt gilt für ausgedroschen Stroh. Sie haben keine Vorstellung, wie uninteressant Paris in Deutschland geworden ist: die schlechteste Correspondenz aus Berlin lies't man mit viel größerem Antheil als die beste aus Paris. Und Ihre Franzosen sind auch unbeschreiblich in den Genitiv gerathen.

Seuffert's Artikel, den ich nach zweistündiger Bemühung mit dem Vergrößerungsglase entziffert, ist von gut gebildeter Mittelmäßigkeit, u. kommt immer zurecht. Ich bringe ihn in den nächsten Wochen.

Ihre Reklamation gegen den Pamphletisten Steinmann send' ich sogleich mit ein Paar nachdrücklichen Geleitsworten in die Druckerei. — Schreiben Sie mir zum März einen Quartalbericht, und seien Sie glücklich. Die Zusätze, die Sie gesendet sind meist sehr hübsch, besonders die schwäbische Verzauberung. Wenn Sie nur den Knoten dicker machten! Die Verhöhnung der Einheit ist freilich ein schwerer politischer Mißgriff, aber ich will nicht länger schulmeistern. Sie müssen durchaus auf einige Zeit nach Deutschland kommen, u. wär's nur auf 14 Tage nach Leipzig, der Haupt=

[1]) Identisch mit dem Kapitel von Salomo und Balkaisa, das in der Buchausgabe fehlt.

stadt. Von Hinderniß und Verfolgung ist jetzt keine Rede [mehr][1]). Sie müssen sich au kait setzen, Zeitungen können das nicht. Bringen Sie Ihre Frau mit, die wir schönstens zu grüßen bitten.

Herzlich Ihr Laube[2]).

Dieser Brief Laubes enthielt mehrere Bemerkungen, die Heine zu einer schnellen Antwort veranlaßten; am 11. Februar schrieb er unter anderm:

„Ihren Brief vom 1. Februar habe ich gestern erhalten und ich eile das Nothwendigste drauf zu antworten:

Mit den Interpolazionen und Einschiebseln hat es ganz seine Richtigkeit, Sie irren sich weder in der Reihenfolge der Capitel noch in den Aenderungen. Der Vers:

„Als ich saß beim todten Bären
In dem Thale Ronceval"

muß, wie sich von selbst versteht, verändert werden, und ich bitte Sie die ganze Strophe durch folgende zu ersetzen:

Ja, Hut-Hut, der alte Vogel
War es, der mir freundlich nahte,
Im verhexten Luftreviere,
In der Hütte der Uraka.

Ich hätte hier einen argen Bock geschossen. Auch die Strophen können Sie auslassen, welche Ihnen am Schlusse so sehr mißfallen und das Kapitel schließt dann mit den Worten:

— die Balkaisa
Wird noch lang vergebens rathen,
Wer der größte Lump in Deutschland.

Im letzten Capitel, in der Zueignung an Varnhagen, stehen die Worte: „Auf den Zinnen Deutschlands" — ich bitte Sie, setzen Sie statt dessen: „auf den Wällen Deutschlands".

Sie haben gut reden, der Mangel an Zusammenhang im Gedichte, das Zerstückte, ist eine Folge der ursprünglichen Beschränkung: hätte ich nicht von vornherein die Absicht gehabt, das Gedicht in einem zahmen Journal abdrucken zu lassen, wäre die Persiflage der Zeitideen prägnanter hervorgetreten. Jetzt, fühle ich das Bedürfniß diesem Mangel in einem späteren Buchdruck abzuhelfen, und da bietet sich mir fast für 200 Strophen der köstlichste Stoff. Wie weit ich diesen Vorrath nachträglich bearbeite und überhaupt den Atta Troll durch interessante Zuthat als Buch von honettem Volumen erscheinen lasse, kann ich Ihnen erst später sagen und das ist der Grund warum ich auch Herrn Voß erst in einigen Monathen antworten kann; seinen Antrag habe ich mir ernsthaft zu Gemüthe genommen. Wenn das Ganze so fertig wird, wie es in meinem Geiste steht, sollen Sie nicht über Ründung und Mittelpunkt zu klagen haben. — Ich hatte Sie ersucht die Nummern des Atta Troll jedesmal nach dem Druck, unter Kreuzkouvert, mit der Post hierher zu schicken. Das kostet Ihnen jedesmal ein paar Silbergroschen und mir hier nur einen Sous oder zwey. Statt dessen erhielt ich vor 10 Tagen ein Paquet in Wachsleinen durch die Messagerie worin — die zwey ersten Nummern der Eleganten enthalten. Das Porto kostete mir 5 Franks und 15 Sous. Das ist Alles was ich von der Buchhandlung erhalten. Ich bitte Sie daher mir umgehend die bereits erschienen[en] Nummern der Eleganten (so wie auch die ersten zwey, die ich weggegeben) unter Kreuzkouvert mit der Post zu schicken.

[1]) Das Wort „mehr" fehlt; Stück des Papiers abgerissen.

[2]) Adresse: Monsieur | Henri Heine | Paris | 46 Faubourg Poissonnière | franco. — Poststempel (verwischt): Leipzig 3 Febr . . . .; und: Tour-T. 8 Fevr. Forbach.

Unverzüglich. Ich bitte Sie vergessen Sie es nicht. Ich hab sie eben jetzt zur Uebersicht nöthig. Auch meine Hausnummer hatte die Buchhandlung unrichtig bemerkt: sie ist 46 Faubourg Poissonnière. — Ich bin heute zu blind[1]), um über die Typographie meines Gedichtes in der 2ten Nummer der Eleganten mich zu[1]) expektoriren. Ich werde es Ihnen aber nicht[1]) ersparen. Ich beruhige mich nur noch durch den Gedanken, daß Sie eben in einer Probenummer so viel als möglich hineinpressen mußten. Sonst wäre dieser Druck unverantwortlich. Ich komme darauf zurück. — Ich schreibe heute schon mehr als meine Augen erlauben."

Am 8. März war in Nr. 10 der „Zeitung für die elegante Welt" der Abdruck des „Atta Troll" zum Abschluß gelangt. Als sich die Wirkung einigermaßen überschauen ließ, richtete Laube an den Freund den folgenden Brief, der zugleich auf einige Punkte von Heines letztem Schreiben eingeht.

XXXIV.

Leipzig 31. März 43

Der doppelte Verssatz des Troll, Verehrtester, geschah natürlich nicht zu Ihrem pecuniären Nachtheile, da Ihnen jede Seite doppelt gerechnet wird, sondern zu unserem, da wir so u. so viel leeres Papier übrig behielten, was mit Anderem bedruckt u. ebenfalls honorirt werden mußte. Aber es geschah im Interesse des Gedichts, da es sich bandwurmartig hingezogen hätte, u. alle Welt über die kleinen Bissen klagte. Ich habe deshalb später die Portionen immer größer gemacht, u. den Eindruck dadurch bedeutend verbessert. Denn Anfangs war er gar kein günstiger: Je mehr sie kriegten, desto mehr verschwand die Zerrerei am Einzelnen, u. von Ihrer grenzenlosen Impopularitaet *vor* dem Troll haben Sie keine Idee; nur die Gourmands nahmen von vornherein Antheil. Das ist nun ausserordentlich Viel besser: die Billigen lobten schon, daß es auf ein Ganzes u. Größeres hinausginge, u. die Tendenzschreier sind unsicher geworden, weil ihnen das stachliche Ding zwischen jetzt u. Börne liegt. Es ist eine andre Stimmung eingetreten. Daß ich derer nicht gedenke, die vor Allem stets an Ihrem Talent gehangen haben, aber in der großen Mißstimmung schwiegen, geschieht nur, weil ich Ihnen nicht Vorausgesagtes wiederpredigen will. Diese Gattung nämlich wünscht als Kern in so viel schönes Détail eine stärkere Composition. Versäumen Sie das nicht für die Buchfassung. Gelingt dies, so wird's ein completer Sieg. Aber die Schreischlacht zum Stehn gebracht zu haben ist schon ein großer Gewinn. Gehn Sie doch ja warm an die Buchfassung, auch wenn Sie mit dem Druck alsdann zögern. — Ihr Hieb gegen Steinmann ist — ohne alle Seitenbemerkung von den Journalen, ohne welche es bis daher nie abging — vollständig respectirt worden, u. hat jenen Münsterschen Wiedertäufern[2]) den Stab gebrochen.

Nun, machen Sie sich auf — Sie werden mir's glauben, daß ich nicht bloß im Interesse des Journals Sie angehe — u. schicken Sie mir einzelne Aufsaetze. Ich brauche Ihre Unterstützung ja auch sehr in der aesthetischen Grundlage; ich bin mutterseelen allein gegen die barbarische „Gesinnung". Schildern Sie einige gute Bilder aus dem Salon; schildern Sie Hugo, Balzac, Sand, Lamennais, Sue, Soulié pp. Das können Sie besser als ein Lebender, u. wenn Sie hie u. da nachdrücklich werden, so beugt man sich endlich wieder, u. was ich dann über Sie sagen [werde], hat dann ganz andere Wucht.

Seuffert's Aufsatz war gedanklich vortrefflich, geschrieben erschrecklich. Wenn er wieder eine reichliche Veranlassung hat, wird er mir wieder willkommen sein. Darf ich Sie wohl bitten, ihm das mitzutheilen?

---

[1]) Kleine Stücke des Papiers in Heines Original abgerissen; von „blind" steht nur „bl" da, die Wörter „zu" (vor „expektoriren") und „nicht" (vor „ersparen") fehlen.

[2]) Steinmann lebte in Münster.

So viel in Eil! Meine Frau grüßt vielmals die Ihrige u. ich bitte ebenfalls, ihr empfohlen sein zu dürfen.

Wir sind von Preußen aus in der merkwürdigsten Reaction[1]), u. es ist gar schade, daß Sie dies nicht in der Nähe ansehn.

Lassen Sie bald was hören, u. seien tausendmal gegrüßt von

Ihrem Laube[2]).

Damit waren die langen brieflichen Erörterungen über den „Atta Troll" beendet, die sicherlich viel dazu beitragen konnten, die beiden Männer noch fester als zuvor aneinander zu knüpfen. Heine erfüllte auch, wie wir sehen werden, des Freundes Wunsch, ihm einige prosaische Beiträge für seine Zeitschrift zu liefern. Dann folgte nach einer kurzen Zeit der Mißverständnisse und der Entfremdung eine zweite persönliche Begegnung der beiden, die schmerzlicher, aber noch viel herzlicher sein sollte als die erste: schmerzlicher, denn Heine, der schon in vielen Blättern tot gesagt worden war, schien durch schweres Siechtum völlig verändert; herzlicher aber insofern, als sich gerade bei dieser Gelegenheit zeigte, mit welch hingebender Treue Laube an dem Freunde hing; man kann die Worte, die er damals, bald nach dem Wiedersehen, niederschrieb, nicht ohne tiefe Rührung vernehmen.

---

[1]) Ein Symptom davon war Herweghs Ausweisung.

[2]) Adresse nicht erhalten.

Der Jarl.

Erzählung
von
August Strindberg[1]).

Von der östlichen Seite des steilen Berges südlich von Stockholm arbeitete sich ein Pilgrim die Sandhöhe hinauf. Er war ein sechzigjähriger Mann mit verwildertem Haar und Bart, ungewaschen, ungekämmt, zerlumpt; mit der Pilgrimsschnecke auf einem Hut, der von Regen und Sonne grünte. Der Wanderstab war halb verbraucht, nur noch ein Stock war davon übrig; die Schuhe waren mit Eisen beschlagen. Todmüde, von Hunger und Durst verzehrt, taumelte der Pilger in dem losen Sand vorwärts; und als er fiel, blieb er eine Weile wie tot liegen, erhob sich aber bald wieder und kletterte weiter.

Einige Kinder lasen Steine auf, die sie den Abhang hinunterrollen ließen, dicht an dem Alten vorbei, der anfangs ganz gleichgültig dagegen war, ob er sich an einem Stein mehr oder weniger stieß. Als ihn aber ein Stein an der Stirn traf, erhob sich sein Selbstgefühl; wie ein Blitz war er über die Jungen her und ließ sie den Stock fühlen. Bei ihrem Geschrei kam ein Mann gelaufen und rief:

„Schlägst du die Kinder, du alter Streithammel!"

„Ja, wenn du's nicht tust!" antwortete der Pilgrim.

Der Mann hielt sich für eine bedeutende Person, denn er hatte die Wache beim Wachtturm oben auf dem Berg; als er aber das Pilgrimszeichen sah, bekam er Achtung und bat um Entschuldigung.

„Frommer Vater," klang es jetzt, „wollet meine Worte vergessen, die ich in der Eile gesprochen, und ruhet Euch in meiner Hütte . . ."

„Vielen Dank!" antwortete der Alte, „wollt Ihr mir einen Trunk Wasser geben, so bin ich Euch dankbar."

„Dann aber ein Glas Bier," antwortete der Wächter.

---

[1]) Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Sie waren jetzt oben auf dem Grat, der mit hohem Kiefernwald bewachsen und von einer Windmühle gekrönt war.

Der Alte hinkte bei jedem Schritt, mußte stehen bleiben und auf seine abgenutzten Schuhe blicken.

Vor dem Wachtturm hatte der Wächter eine Laube gebaut, der herrschenden Wärme wegen; in die setzte sich der Pilger, nachdem er die Einladung, in die Hütte einzutreten, abgelehnt.

„Ihr kommt von einer weiten Reise, frommer Vater?" sagte der Wächter und setzte ihm ein Glas Bier vor.

„Kein Bier, ich bat um Wasser!" sagte der Fremdling.

„Wie Ihr wollt!" antwortete der Wächter und holte einen Steinkrug. „Ihr kommt von weit her?"

„Sehr weit!"

„Von Dänemark vielleicht?"

Der Alte lächelte.

„Von Deutschland?"

„Es ist nicht weit nach Deutschland."

„Von Italien? Rom vielleicht?"

„Ich komme — vom — heiligen Grabe."

„O, was Ihr sagt! Von Jerusalem? Und zu Fuß den ganzen Weg?"

„Bis aufs Wasser!"

„Darf ich Euch dann die Schuhe ausziehen, Vater?"

„Das darfst du nicht! Ich auch nicht, bis ich sie im Kloster abliefere. Sie haben gesessen, wo sie sitzen, seit ich Linköping verließ; ich habe in ihnen geschlafen, und ich bin die letzten Tage auf den Nägeln gegangen."

Der Wächter sah, daß die Schuhe blutig waren, und er bekreuzte sich: „O Ihr Armer! Wie Ihr mir leid tut."

„Ist der Jarl in der Stadt?" fragte der Pilgrim.

„Der Jarl? Wir sagen König, und das hört er nicht ungern . . . Nein, er ist in Orsta oder Hotuna; so genau kann ich's nicht sagen."

„Es ist Friede im Land?"

„Ruhe und Stille!"

Der Pilger erhob sich und warf einen Blick auf das neuangelegte Stockholm hinunter.

„Hier ist Neues entstanden, während ich fort war," sagte er. „Mühlen und Lachskasten am Wasser; das Kloster kenne ich; aber die Mauern mit dem Turm habe ich noch nie gesehen. Was ist das?"

„Dort? Das ist das Königshaus mit dem Turm!"

„So? Aber dort hinten ist ein Gerüst zu sehen . . ."

„Das wird die neue Stadtkirche zu Sankt Nikolaus, aller Seefahrer Gott . . . ich meine Schutzpatron."

„Der Jarl ist nicht in der Stadt; dann lebt wohl und habt Dank!"

„Keine Ursache, frommer Vater."

Der Pilger hinkte den Berg hinunter, auf den Kopf der Brücke zu, vor Schmerz seufzend:

„Herr, wie lange noch? Auf Steinscherben und Dornen ging mein Weg bisher, soll ich jetzt auf Nägeln wandern?"

Am Brückenkopf wurde er von dem bewaffneten Wächter angerufen, vor der Schnecke am Hut aber wurde sofort das Stadttor geöffnet. Und er lenkte seine Schritte nach dem Krankenhaus, dem Helgeandshus.

Als er geklingelt hatte und eingelassen war, empfing ihn der Vorsteher und hieß ihn willkommen, ohne nach seinem Namen zu fragen.

In der Vorhalle zog der Pilgrim die Schuhe aus.

„Häng sie auf, mein Bruder," sagte er; „sie sind zum heiligen Grabe hin und zurück gegangen."

Dann fiel er auf die Knie und dankte Gott für eine glückliche Fahrt; eine verhältnismäßig glückliche, denn er war mit dem Leben davongekommen.

Nach einem Bad ging er zu Bett. Und er schlief drei Tage und drei Nächte, als habe die Seele den Körper verlassen.

Der Jarl gab ein großes Fest zur Vollendung des Schlosses und zur Austeilung von Privilegien auf die Stadt Stockholm.

Seit achtzig Jahren waren die sechs Holme an der Mündung des Mälarsees ernstlich bebaut worden, und das uralte Fischerdorf allmählich eine Stadt und befestigter Ort geworden. Während der Kämpfe zwischen den Schweden und Goten hatte Upsala seine Stellung als Residenz verloren, und der Herrscher wohnte bald hier, bald dort, ganz wie der deutsche Kaiser. Der Jarl Birger aber hielt meist Hof in Stockholm oder auf dem Landgut Orsta am Mälar.

Auf der höchsten Erhebung des eigentlichen Stadtholms war das Adelshaus oder Schloß aufgebaut, von einem runden Turm verteidigt. Vorne lag die Vorburg mit offnem Burghof und einem sehr großen Garten, in dem sich ein Löwenzwinger befand. Nach den Kreuzzügen gehörte der stets zur Residenz eines Fürsten; und war nicht immer der König der Tiere da, so hielt man einige Bären und Luchse, die bei feierlichen Gelegenheiten gehetzt wurden, ganz wie im römischen Zirkus zur Zeit der Kaiser.

Und es war Rom, das schließlich seinen Stempel auf den Norden drückte, und alles, was wir Mittelalter nennen, ist nichts andres als römisch. Das Schloß war ein römisches Haus, aber mit einem steilen Regendach, welches das Klima verlangte; die Kirche war eine Basilika, die sich wölbte; die Burg war eine Feste. Die Krönungstracht des Königs war die des Imperators; Rüstungen und Helm, Schild und Panzer variierten nur die der römischen Legionen. Die Möbel des Edelmanns setzten nicht die altnordischen Muster fort, sondern nahmen neue vom Süden, nach den Kreuzzügen auch orientalische. Das geschah alles durch den Einfluß des römisch-deutschen Kaisertums und der römischen Papstgewalt, mit denen der Norden bei Einführung des Christentums in ein mehr oder weniger direktes Vasallenverhältnis getreten war.

Viele große Herren hatten sich am Hof des Jarls eingefunden, um die Gründung der neuen Stadt zu feiern. Denn von dem Tage, an dem Stock-

holm Privilegien und eigenes Stadtgesetz bekam, kann es für eine selbständige Gemeinde gelten, die vom allgemeinen Landrecht frei wurde.

Das Fest wurde mit einer Prozession nach der neuen Stadtkirche eröffnet, die Sankt Nikolaus geweiht war. Die war allerdings nur etwas über die Grundmauern hinausgekommen; man sah aber die Fußstücke der vier Pfeilerreihen, die dann die fünf Schiffe bilden sollten; und innerhalb der Grundmauern war eine kleine Kapelle aus Holz errichtet.

Die Prozession war überaus farbenprächtig: Gold und Silber, blinkender Stahl, dunkelblaues Eisen. Zuerst kam der Jarl mit einer Art Herzogskrone, und an seiner linken Seite der König des Reiches, der junge Waldemar, der gekrönt war. Diese Macht der Jarle, die sie sich genommen hatten, erinnerte an die französischen Hausmeier, die unter den letzten Merowingern regierten, und aus deren Reihen das erste Kaisergeschlecht, das karolingische, entstand. Dann folgten Erzbischöfe und Bischöfe, Richter und Räte; dann die ausländischen Gesandten: von Rußland, England, Frankreich; Ratsherren von Hamburg und Lübeck, mit welchen beiden Mächten der Jarl eben einen Vertrag geschlossen; Vertreter der Könige von Dänemark und Norwegen. Dann kamen Bürgermeister. Vogt, Rat von Stockholm. Schließlich eine ungezählte Menge Bewaffneter und Bürger.

Die Prinzen Magnus, Erich und Bengt waren zu Hause geblieben, da sie noch zu jung und unverständig waren. Nach dem Tode der Mutter waren sie in Freiheit auf dem Stammsitz Bjälbo aufgewachsen, und besonders Magnus fiel es schwer, Bruder Waldemar als gekröntes Haupt zu behandeln; denn der junge König betrug sich selber recht jugendlich und nahm niemals an ernsteren Regierungsgeschäften teil, spielte, tändelte und lief Mädchen nach. Magnus wurde immer von Erich begleitet, der ihn bewunderte; alles, was der finstere Magnus unternahm, hatte Erich tun wollen. Der jüngste Bengt war meist allein, betrauerte seine Mutter und war für den geistlichen Stand bestimmt; war bereits als Klosterschüler eingetreten und im übrigen ein Grübler.

Während die Messe in der Nikolaikirche gefeiert wurde, gingen die Prinzen mit ihrem Lehrer, dem bescheidenen Meister Matheus, ums Schloß herum und sahen sich die Zurüstungen zum Gastmahl an. In der Vorhalle hingen alle Wappenschilde, die gerade in Brauch kamen, und ein Prinz mußte alle Schildzeichen kennen lernen.

„Junker," begann Meister Matheus, „jetzt wollen wir Wappen lesen. Wißt Ihr, wer der Löwe dort ist, der auf Herzen tritt?"

„Das ist der Herzog von Braunschweig," antwortete Prinz Magnus.

„Aber wir haben auch Löwen, die in Herzen gehen," fiel Prinz Erich ein.

„Auf drei Querbalken, ja, das ist etwas andres, und der Däne hat auch Herzen mit drei blauen Löwen . . ."

„Warum müssen Löwen immer auf Herzen treten?" wandte der kleine Bengt ein.

„Ja, das ist garstig, mein Kind, ein garstiges Tier," antwortete der Meister.

„Das ist seine Art und Natur! Wie dumm du bist; er kann eben nicht anders," warf Magnus hin.

„Jetzt aber müssen wir uns anziehen, Herrlein, dann können wir in den Garten hinuntergehen und warten, bis das Gastmahl beginnt."

Sie gingen ins Herbergshaus hinauf, wo sie wohnen mußten, da der Raum knapp war.

Kleine Zimmer, niedrig, mit kleinen Fenstern, alles der Wärme wegen; halbes Licht mit Dunkel in den Ecken und unter den Möbeln; starke, einfache Farben in den Vorhängen und Möbelbezügen zeichnete das Neue aus, das den offnen Schuppen des Heidentums gefolgt war, als alle in einen Raum gepackt waren, in dem die mannigfachen Beschäftigungen des Lebens verrichtet wurden. Die vielen Kammern des Wohnhauses deuteten auf die Neigung dieser Menschen, sich abzusondern, ihre Person vor Reibereien zu schützen; das fand seinen höchsten Ausdruck im Kloster. Das Volk des Mittelalters begann sich zu individualisieren, wie ein Philosoph sagen würde.

Der Zuchtmeister und seine Schüler gingen durch Schulzimmer, Schlafkammer, Spielzimmer und traten in die Kleiderkammer ein, in der die Anzüge der Kinder aus Samt, Seide, Silber und Gold aufgehängt waren. Kammerdiener waren zur Stelle, und sie hatten sich bald angekleidet.

Darauf gingen sie hinaus, über den Burghof in den Garten hinunter, wo eine liebliche Kühle unter allen Arten Bäumen war. Da waren Fischteiche mit Karauschen und Karpfen, Vogelhäuser mit Fasanen und Perlhühnern; im Bärenhof sah man Bär und Luchs. Neben den Gemüsegärten waren die Ställe, in denen schöne Pferde standen; und Magnus wollte hinein, durfte aber nicht, seiner neuen Kleider wegen. Bengt sah am liebsten Bäume und Blumen an, und da waren manch seltsame Neuheiten, die Meister Matheus ihnen zeigte, unter andern ein kleiner Maulbeerbaum in einem Kübel, den ein Pilgrim aus dem Morgenland mitgebracht hatte.

Inzwischen war die Messe beendet, und der Zug hatte sich zum Rathaus begeben, wo der Jarl die neuen Privilegien der Stadt überreichte, die auf Pergament ausgeschrieben waren. Glocken wurden geläutet, Trommeln wurden geschlagen, Trompeten geblasen. Man hielt Reden.

Darauf kehrte der Zug nach der königlichen Burg zurück, um sich zu Tisch zu setzen.

Der Saal war geschmückt, die Tische waren mit Blumen und Früchten gedeckt, mit Silber und Gold, venetianischen Gläsern und rheinischen Krügen, Wildschweinsknöpfen und Pfauenschweifen, Hirschhälften und ganzen Hasen, getrockneten Trauben und Mandeln. Die leuchtenden Trachten der weltlichen Herren, die violetten Talare der Bischöfe, die schwarzen Habite der Benediktiner, die schwarz-weißen der Dominikaner, die weißen der Karthäuser — alles bildete ein Schauspiel, das man in Schweden noch nicht gesehen hatte. Auf einer Galerie saß die Musik: Pfeifen, Trommeln, Trompeten, Lauten, Geigen. Gaukler aber und Narren waren verboten, teils weil die Königin erst kürzlich verstorben war, teils weil der Jarl keine Possen leiden konnte. Frauen waren auch nicht zu sehen, da der Jarl Witwer und der junge König ledig

war. Die Prinzen hatten mit ihrem Lehrer auf der Galerie Platz genommen. Der Jarl und König Waldemar saßen sich gegenüber, und zwar so, daß niemand sehen konnte, wer den besseren Platz hatte.

Der Erzbischof sprach das Tischgebet, dann sang man Mariä Gedächtnis, und damit war das Fest eröffnet.

Der Jarl saß da, höflich, aber steif, verschlossen, unzugänglich. Seine beiden großen Sorgen hatten seiner Persönlichkeit einen Ernst aufgedrückt, der unerschütterlich war und nur einem gelegentlichen Ausbruch von Bitterkeit Platz machte. Daß er nicht König geworden, obwohl er aus einem Königsgeschlecht war und das Reich ein Menschenalter geleitet hatte, konnte er nicht vergessen. Wenn er seinen unfähigen Sohn mit allen königlichen Abzeichen sich gegenübersitzen sah, so hatte er Mühe, seinen Verdruß zu verbergen. Die zweite Wunde hatte er sich durch den Meineid geschlagen, den er brauchte, um die Folkunger köpfen zu können. Er selbst hatte sich verziehen und die Schuld nie eingestanden, da er nur Aufrührer hingerichtet habe, aber Kirche und Papst hatten ihn zu strenger Buße verurteilt; zum Teil hatte er sich davon freigekauft, zum Teil war sie aufgeschoben worden. Das Volk aber hatte einen Schrecken vor ihm, und er wußte, daß er mehr gefürchtet als geliebt war. Er tröstete sich durch unermüdliche Arbeit für Verbesserung des Landes, besonders aber für das Ansehen des Reiches, das er durch Bündnisse mit ausländischen Reichen zu befestigen suchte.

Den ersten Becher erhob der Erzbischof, der Gesundheit und Huldigung auf das Oberhaupt der christlichen Kirche, Papst Alexander IV., ausbrachte.

„Was die römischen Kaiser geträumt, ein Weltreich, hat jetzt der Erzbischof von Rom verwirklicht. Ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und aller Vater. Aus Barbaren sind wir Schützlinge Roms geworden, und jetzt sind wir Schweden römische Bürger — Cives Romani.“

Die Trompeten bestätigten die ehrenvolle Botschaft, aber der Redner hatte etwas Wichtiges vergessen, das der russische Fürst Andreas nicht vergaß; und vom Wein erwärmt, gab der seinem Nachbarn Bischof Lars eine ehrerbietige und gutmütige Erinnerung.

„Die Hälfte unwahr natürlich,“ sagte er. „Der gute Erzbischof vergaß, daß Rußland nicht zu diesem Schafstall gehört und nicht gehören will. Er vergaß, daß der selige Innocentius IV. vor einigen Jahren einen Gesandten an meinen Bruder Alexander Newski schickte, um die Russen zu bewegen, von der griechischen zur römischen Kirche überzutreten, aber ein entschiedenes Nein zur Antwort erhielt!“

„Ja,“ antwortete Bischof Lars, „zwischen Becher und Wand darf man die Worte nicht wägen . . .“

Der Russe war gutmütig und erhob keinen Einspruch.

„Könnt Ihr mir sagen, was der Braunschweiger hier macht?“

„Es handelt sich wohl um Lübeck! Braunschweig ist ja der Lagerplatz für Hamburg und Lübeck und Station auf dem Handelswege nach Franken und der Oberpfalz . . . Übrigens, diese ganze Tischgesellschaft kommt mir vor wie die Figuren auf einem Schachbrett; man spielt, rochiert und sagt Schach

an! Glaubt mir, der Jarl hat jedes einzige Stück aufgestellt, und nicht zum Vergnügen hat er mich neben Euch gesetzt."

„Um was solltet Ihr mich denn prellen?"

„Das müßt Ihr erraten! Aber wißt Ihr, warum der Jarl dem Dänen einen Ehrenplatz gegeben hat?"

„Das sind vielleicht die Heiratspläne?"

„So sagt man, und so sieht es aus! Aber wißt Ihr, daß es so aussieht nach dem, was nicht zu sehen ist? Vermißt Ihr keine erste Größe heute?"

„Laßt mich nachdenken!"

„Der Königmacher ist nicht hier!"

„Ivar Jonsson Blau? Wo ist er?"

„In Dänemark!"

„Als Freier?"

„Man sagt es!"

„Das also solltet Ihr mir einreden!"

Der Bischof lachte.

Erzbischof Einar aus Drontheim hatte einen geringeren Platz neben dem Tisch bekommen, was ihn ärgerte. Der Jarl war allerdings nahe verwandt mit dem norwegischen König, da dessen Sohn Hakon mit Richissa, Birgers Tochter, verheiratet war; aber das Verhältnis mit Norwegen war immer von zerbrechlicher Art. Sowohl Schweden wie Norwegen freiten um Dänemark, welches das größte Ansehen besaß, seit Knut der Große England erobert und seine Tochter Gunhild mit dem deutschen Kaiser Heinrich III. verheiratet hatte. Der Jarl wollte zwar Frieden mit den Norwegern halten, und er hatte bei Todesstrafe den Schweden verboten, den Schimpfnamen Böcke auf die Bagler, die Krummstäbler, die kirchlichen Gegner der Birkebeiner, anzuwenden; aber er sah nicht ungern, daß der hochmütige Hakon der Alte es zu hören kriegte, daß die Legitimität seines Großvaters Sverrir einmal bestritten war.

Erzbischof Einar saß zwischen Jon Persson Boot und Nils Sixtenssson Sparre, die ihn nicht leiden konnten. Der Norweger hatte versucht, sie in ein Gespräch zu verwickeln, aber sie zeigten sich zerstreut und sprachen zueinander. Der Bischof fuhr fort, in die Luft zu sprechen, zu den Nachbarn auf der andern Seite des Tisches, denn der Wein hatte ihn gebläht.

„König Hakon wurde von Kardinal Wilhelm von Sabina in eigener Person gekrönt, und das sind nicht viele. Was aber die Herren vielleicht nicht wissen: König Ludwig IX. von Frankreich, genannt der Heilige, hat unserm gnädigen König den Befehl über seine Kreuzfahrerheere angeboten."

Jetzt konnte Sparre nicht länger schweigen:

„Kennt der französische König den norwegischen?"

„Ob? Er? Kennt?"

„Warum übernahm König Hakon denn den Befehl nicht?"

„Er wollte nicht! . . . Aber wissen die Herren dies vielleicht? Papst Innozenz IV. forderte unsern norwegischen König auf, sich an die Spitze der

Heere gegen Friedrich II. von Hohenstaufen zu stellen, für die bestimmte Versicherung, König Hakon solle die Kaiserkrone haben."

„Das lügt er bestimmt," flüsterte Boot. Und darauf mit lauter Stimme: „Warum nahm er denn die Kaiserkrone nicht?"

„Er wollte nicht!"

„War es Bescheidenheit?"

„Bescheidenheit?"

„Versteht ein Norweger nicht, was Bescheidenheit ist?"

Der Norweger goß ein Glas Wein hinunter und fuhr fort:

„Und König Alfons von Kastilien hielt neulich um die Hand von König Hakons Schwester Margarete für seinen Bruder Philipp an."

„Wollte er das auch nicht?"

„Nein, er wollte nicht."

„Was zum Teufel wollte er denn?" schrie Richter Eskil über den Tisch.

Erzbischof Einar bekreuzte sich und versank in ein unglückverheißendes Schweigen.

Das Gastmahl dauerte drei Stunden. Die Gespräche wurden sehr laut geführt, dann und wann aber von Musik unterbrochen. Halbberauscht war schon mancher, aber niemand fiel unter den Tisch. Schließlich gab ein Trompetensignal den Aufbruch an; alle erhoben sich, und nach einem kurzen Gebet ging man in den Garten.

Der Jarl hatte gerade die Vorhalle betreten, als ein Bernhardiner ihm so unmerklich wie möglich ein kleines Papier in die Hand steckte. Der Jarl las nur drei Buchstaben, die mit Runen geschrieben waren: ᚴ ᚢ ᛚ Er dachte einen Augenblick nach und buchstabierte: KOL. Da verstand er.

„Wo ist der Bischof?" fragte er.

„Im Helgeandshaus, dort liegt er krank."

„Sag ihm, daß ich ihn sofort besuche. Wann kam er?"

„Vorgestern, aber seitdem hat er geschlafen."

„Gut! Ich werde kommen!"

Eine halbe Stunde später saß der Jarl unten im Krankenhaus an Bischof Kols Bett.

„Warum liegst du hier?" fragte der Jarl.

„Weil ich krank bin, und weil mein Platz hier ist."

„Hast du noch keinen Frieden mit deinem Gewissen?"

„Nein! Hast du?"

„Ich bereue nicht, daß ich die Aufrührer köpfen ließ."

„Aber der Meineid?"

„Ich habe nie an Eide und Gelübde geglaubt."

„Du bist ein alter Heide!"

„Nicht ganz! Ich habe angefangen mit gutem Willen und gutem Glauben; ich suche und kämpfe, aber ich finde nicht meinen Weg. Ich beobachte Festtage und Feiertage, ich bete und wache, aber es bleibt nur äußerlich. In

mir bin ich ziemlich unverändert; meine Gedanken kommen und gehen nach Gewohnheit und Natur . . ."

„Das wird ja Heuchelei . . ."

„Nenn es so; ich fürchte, du hast recht! Heuchelei, Heuchler . . ."

„Kannst du einem Feind nicht verzeihen?"

„Doch! Ich räche mich nicht durch Handlungen, aber ich hasse meinen Feind und liebe meinen Freund."

„Dann bist du kein Christ!"

„Möglich. Wer ist denn Christ?"

„Wer verzeiht!"

„Das lügst du! Es gibt keinen, der verzeiht, ehe die Strafe vollzogen ist. Bischof Bengt pflegt mir aus der Septuaginta zu übersetzen, und aus den Büchern Mose habe ich diesen Spruch gelernt: ‚Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, aber du sollst deinen Nächsten strafen, auf daß du nicht Schuld leidest für seine Schuld.' Diese Strafen nennst du Rache . . . Willst du jetzt von deiner Fahrt sprechen?"

„Du weißt, ich habe deinetwegen diese Wallfahrt gemacht; ich kam nach dem Heiligen Land, aber nicht in die Stadt; die war wieder genommen von Seldschucken . . ."

„Wieder genommen?"

„Ja, sie ist verloren für die Christen, und Ludwig IX. ist in der Gefangenschaft der Sarazenen."

„Zu Ende ist also der hundertfünfzigjährige Krieg. Die Wege des Herrn sind uns verborgen! Hast du viel erleiden müssen?"

„Ich bin in der Gefangenschaft der Türken gewesen; ich habe zweimal Schiffbruch erlitten auf dem Tyrrhenischen Meere; ich habe in Deutschland im Gefängnis gesessen."

„Meinetwegen! Ist nun genug gelitten? Wie steht's in Deutschland?"

„Papst und Kaiser kämpfen. Friedrich von Hohenstaufen verlor sein letztes Heer bei Parma, Enzio wurde enthauptet. Und nach Heinrich Raspe von Thüringen bewerben sich jetzt um die Kaiserkrone Wilhelm von Holland, Richard von Cornwallis, Alfons von Kastilien . . ."

„Ist es wahr, daß der Papst Hakon von Norwegen die Kaiserkrone angeboten hat . . .?"

„Das weiß ich nicht; es kann möglich sein . . ."

„Aber jedenfalls ist es der Papst, der einsetzt! Wir haben bald genug von dieser geistlichen Oberherrschaft, die allzu weltlich ist. Man ist ja nicht Herr in seinem Reiche; man macht Gesetze, und dann widersprechen sie den kanonischen! Man zieht und zerrt, bis es reißt!"

„Sag nichts Böses von Rom! Du bist doch lieber abhängig vom Stuhl Petri als vom deutschen Kaiser!"

„Petrus? Sprich nicht von dem! Rom hat uns zu einer Nation gemacht, und wenn wir alle seine Sprache sprechen, so verstehen wir einander, sogar den Russen . . . du bleibst also hier?"

„Bis ich von hinnen gehe; ich bin hier als dienender Bruder eingetreten."

Durch die Wand war ein Wimmern zu hören, das manchmal zu Rufen und Schreien stieg.

„Was ist das?“ fragte der Jarl. „Habt ihr hier auch Irre?“

„Ja, sowohl Kranke wie Irre.“

„Wer schreit denn so?“

„Du kennst ihn.“

„Er ruft den Namen einer Frau.“

„Das ist der Dompropst Lars aus Oppunda, der durch die Einführung des Zölibats von Weib und Kind getrennt wurde.“

„Und darum den Verstand verloren hat?“

„Ja.“

„Aber das ist ja entsetzlich.“

„Es ist entsetzlich, daß einen Mann des Geistes sein Fleisch so fest ans Irdische bindet, und zwar an ein so gebrechliches Ding wie ein Weib.“

„Sag nichts Böses vom Weibe!“

„Was sagt der heilige Chrysostomus vom Weibe? „Was ist das Weib anders als ein Feind der Freundschaft, eine unvermeidliche Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein wünschenswertes Unglück, eine stets rinnende Tränenquelle, ein schlimmes Werk der Natur, überzogen mit schimmerndem Firnis.“

„Ach schweig.“

„Willst du dich wieder verheiraten?“

„Ich nicht!“

„Aber Waldemar wird sich verheiraten!“

„Ja, man muß ihn verheiraten.“

„Mit des Dänen Tochter Sophie?“

„Das weißt du?“

„Du hast noch immer große Pläne? Erst Norwegen, dann Dänemark. Aber du bist ein Kind der Welt, Birger!“

„Muß es wohl sein! Jetzt aber muß ich zu meinen Gästen zurück. Wenn ich Zeit habe, komme ich wieder und höre dich von der Reise erzählen.“

„Leb wohl und auf Wiedersehen!“

Als der Jarl ins Schloß zurückkam, fand er die Gesellschaft aufgelöst und zerstreut; viele waren in die Herberge schlafen gegangen, andre tranken in den Lauben.

„Wo ist der König?“ fragte der Jarl einen Diener.

Der war bestürzt.

„Der König entfernte sich sofort nach Aufbruch von Tisch.“

„Wo ist er?“

„Das kann niemand sagen!“ antwortete der Diener zweideutig.

„Wo ist denn Richter Eskil?“

„In der Kapelle.“

Der Jarl ging schnell über den inneren Burghof und erreichte die kleine Kapelle, in der er seinen Bruder, den Richter, im Gebet fand.

„Wo ist Waldemar?“ fragte der Jarl, ohne auf die Heiligkeit des Ortes Rücksicht zu nehmen, die Andacht unterbrechend.

Der Richter, Birger Jarls älterer Bruder, vollendete sein Gebet, und erst als er zu Ende war, erhob er sich und fragte:

„Was willst du, Bruder?“

„Wo ist Waldemar? Du hast versprochen, für ihn aufzukommen.“

„Du weißt, wo er ist! Warum fragst du mich? Um die Schuld auf mich zu schieben?“

„Dann ist er beim Waffenmeister?“

„Ich bin kein Späher.“

„Aber die Ehre des Landes liegt dir wohl am Herzen? Geh und hol ihn! Nimm zwei Landsknechte mit.“

„Das will ich nicht! Er ist doch immer mein König.“

„Aber du bist sein Oheim!“

„Also als Oheim, aber ohne Knechte. Was soll ich ihm sagen?“

„Zuerst läßt du die alte Kupplerin und ihre Tochter wissen, daß Waldemar mit einer dänischen Prinzessin verlobt ist; dann bittest du den Jungen, auf den Mauerpfad herauszukommen, wo ich ihn erwarte.“

Richter Eskil ging voran, und der Jarl folgte; über Gräben und Brücken, unter Gewölben hindurch, bis sie am Fuße des runden Turmes standen, dem Mittelpunkt der Königsburg. In diesem Turme wurden Waffen und Munition, Schleudern und Katapulte aufbewahrt, aber in der Kellerwohnung hauste der Waffenmeister mit Frau und Tochter.

Dort saß jetzt der junge König und plauderte mit schön Else, seiner Spielkameradin aus der Jugendzeit, an die sich sein Herz gehängt hatte. Sie hatten in jüngeren Jahren Verlobte gespielt, und beider Eltern hatten dazu gelächelt, jetzt aber war aus dem Spiel Ernst geworden. Elses Mutter hatte gewarnt, als aber nichts half, beschloß sie, abzuwarten. Der Vater Waffenmeister trank und sah nichts, auch wenn er nicht schlief.

Waldemar hatte sich in seinen Galaanzug zum Stelldichein geschlichen und war danach empfangen worden. Else sah in ihm ihren König und Herrn; sie lag vor ihm auf den Knien und betete ihn an.

„Du Geliebter, du hast alles und alle verlassen eines armen Mädchens wegen! Während du unter den schönsten Damen des Hofes zu wählen hast! Du mein Herr, mein König . . .“

Der Jüngling schloß ihr den Mund mit Küssen und kämmte mit seinen weißen, mit Ringen geschmückten Fingern ihr Haar.

„Du liebes Herz, meine Freude, meine Herrin, meine Königin . . .“

Er nahm seine Ritterkette und wand ein Diadem, das er ihr um die Stirn legte. „Mein, mein, mein bist du . . .“

Er strich sich den kleinsten Ring ab und ließ ihn über ihren Finger gleiten. „Jetzt verlobe ich dich mir, und du mich dir vor Gott und den Engeln des Himmels! Mögen wir diesen Augenblick nie bereuen!“

Lagman Eskil hatte an der offenen Tür gestanden, die Hand aufs Schloß legend; er hatte gesehen und gehört, wollte umkehren und gehen; als aber die Eide gewechselt wurden, ward ihm bange; er klopfte und trat ein.

Der sonst zaghafte Waldemar, vom Feuer der mächtigen Liebe entzündet und gestählt durch die Gegenwart der Geliebten, sprang auf. „Wen sucht Ihr? Warum lauscht Ihr?"

„Entschuldigt, König Waldemar, aber der Jarl will Euch auf dem Wall sprechen."

„Und darum brecht Ihr den Hausfrieden?"

„Die Königsburg ist nicht das Haus des Waffenmeisters."

„Die Königsburg ist das Haus des Königs, ist mein Haus! Darum hinaus, oder Ihr habt des Königs Hausfrieden gebrochen!"

„Ihr habt recht, aber . . ."

„Ihr habt also unrecht!"

„Vielleicht . . ."

Der Richter ging und suchte den wartenden Jarl auf.

„Hier ist unsre Macht zu Ende!" sagte er. „Das ist Liebe von der großen Art."

„Meine Macht ist nicht zu Ende!" war alles, was der Jarl antwortete, dann ging er selbst.

Waldemar stand mitten im Zimmer und hatte das erschrockene Mädchen im Arm. Aber so stark war die persönliche Macht des Vaters, daß der Sohn sofort verzagt wurde, als der Jarl seinen Arm nahm und sagte: „Laß uns gehen."

Zum Mädchen, das zu weinen anfing, sagte er nur: „Du solltest die Rute haben, daß du dich mit dem Verlobten einer andern einläßt!"

Draußen war jetzt Mondschein, als Vater und Sohn auf den Wall gingen, unter sich den Strom, auf dem Boote und Schiffe fuhren, zur Feier des großen Tages durch Fackeln beleuchtet.

„Weißt du nicht, daß du mit der dänischen Prinzessin verlobt bist?" begann der zornige Jarl.

„Aber ich will nicht!" antwortete Waldemar.

„Willst du nicht, so sind andre da, die wollen!"

Und der Alte schüttelte den Jüngling.

„Bin ich König oder nicht?" fragte der.

„Du bist gewählter König, aber man kann wieder wählen! Und was schlimmer ist, man kann aus einer andern Familie wählen! Willst du das? Oder willst du, daß Bruder Magnus die Krone bekommt?"

Das wollte Waldemar nicht, und er schwieg, aber der Jarl fuhr fort:

„In deine Mädchengeschichten habe ich mich nicht gemischt; aber von diesem Augenblick an ist es aus. Denk an deine bevorstehende Hochzeit! Prinzessin Sofia ist Königstochter, ist jung, schön und aus mächtiger Familie. — Jetzt aber eine andre Sache: Warum hast du unsre Gäste verlassen?"

„Sie waren so langweilig! Und sie sprachen so falsch, sobald sie vom Tisch aufstanden. Da war nicht ein Freund von uns oder unserm Land!"

„Du junger Tor! Gerade deshalb hatte ich sie geladen! Wenn ich Freunde laden wollte, wer würde dann kommen?“

„Ich verstehe das nicht, und darum . . .“

„Darum sollst du mich raten lassen! Alle Menschen sind geborene Feinde, aber das Zusammenleben verlangt, daß man sie als Freunde behandelt. Erinnere dich an Odins hohe Lehre:

Hast du einen Mann,
Dem du nicht traueſt,
Aber klug benutzen willſt:
Freundlich mußt du ſprechen
Und ſchlau überlegen,
Mit Liſt dich verſtellen.“

„Das habe ich von Biſchof Lars nicht gelernt.“

„Nein, das will ich glauben. Sein Spiel verraten, den Kopf in die Schlinge ſtecken, die Wange zum Schlagen bieten, das iſt Weisheit von Toren, und ſchließlich geht's ihnen darum ſchlecht! — Kehr jetzt zurück, ſprich mit dem däniſchen Geſandten, ſag ihm, daß du mit dem Anerbieten zufrieden biſt und dich geehrt fühlſt. Heirate dann bald, zeug einen Sohn oder zwei! Du weißt, daß viele auf die Krone warten! Hüte dich vor Magnus! Halt ein Auge auf deine Braut, wenn du ſie bekommen haſt. Jetzt gehſt du!“

Drei Monate ſpäter war Waldemar verheiratet mit Sophie, der Tochter des ermordeten Königs Erich von Dänemark. Mord gehörte zur Sitte der Zeit und warf keinen Schatten über die Verbindung.

Die Braut war jung und ſchön und lebhaft. Die Hochzeit in Jönköping war glänzend geweſen. Der Bräutigam hatte ſeine Jugendgeſpielin Elſe vergeſſen, die nebſt ihren Eltern von Stockholm entfernt und nach dem befeſtigten Kungslena geſchickt wurde.

Am meiſten gewann durch die Heirat aber der Jarl, denn er war jetzt noch näher verwandt mit dem däniſchen Königshaus, da Chriſtoph I. der Bruder von Sophies Vater war. Dieſer Chriſtoph hatte den Sohn des Brudermörders Abel vom Thron verdrängt, aber Abels Witwe Mechtild lebte noch in einem Kloſter und arbeitete für die Thronfolge ihres Sohnes; es war ihr gelungen, eine Partei für ihre Sache zu bilden.

In dieſem trüben Waſſer liebte der Jarl zu fiſchen; wenn direkt nichts zu gewinnen war, ſo fand der Herrſchſüchtige doch Gelegenheit, ſeine Macht zu fühlen. Als ſich der Erzbiſchof Jakob Erlandsſon von Lund gegen König Chriſtoph erhob, ſowohl um die Macht der Kirche auf Koſten des Staates zu erweitern wie um dem Sohn Abels zum Thron zu verhelfen, erhielt der Jarl den ehrenvollen Auftrag, zwiſchen Chriſtoph und Erlandsſon zu vermitteln.

Die Neuvermählten ſaßen auf Bjälbo, dem Stammgut in Öſtergötland. Dort waren auch die Brüder Magnus, Erich und Bengt als Gäſte. Die Sommerwohnung lag unten am See mitten in Gärten. Es war ein Haus aus Stein in zwei Stockwerken; die oben wohnten, benutzten den öſtlichen

Eingang; die im Erdgeschoß wohnten, den westlichen. Nun hatte der Jarl sich die untere Wohnung eingerichtet und dem jungen Paar die obere angewiesen. Das gefiel aber der jungen Königin nicht; sie wollte sofort umziehen, trotz Waldemars Widerspruch.

„Du kennst den Jarl nicht," warnte Waldemar.

„Doch, aber er kennt mich nicht," antwortete Sophie.

Bruder Magnus, der anwesend war, stimmte der Schwägerin zu, denn er liebte Streit und Veränderungen. Sophie konnte den schwarzen Magnus nicht leiden, sie nannte ihn den Kesselflicker; aber seine Zustimmung war ihr von Wert, besonders da Erich immer mitmachte.

Man zog also in die untere Wohnung, und der junge Hof lebte eine Zeitlang in Lust und Freude, in Scherz und Spiel.

Ein Fluß rann am Königshof vorbei und war von Erlen und Weiden überwachsen, die eine Wölbung bildeten. Es war ein Vergnügen des Hofes, in einem vergoldeten Drachen, mit Erfrischungen und unter Musik, der Strömung bis zum See zu folgen, um sich dann von Dienern zurückrudern zu lassen.

Eines Tages waren sie halb bis zum See getrieben, als das Boot hängen blieb; da fingen sie an zu fischen. Diener waren diesmal nicht mitgenommen, weil man's ungezwungen haben wollte. Als es anfing zu regnen, wünschte Waldemar umzukehren; Sophie aber ließ ein Zelt aufspannen und wollte bleiben, da der Fisch im Regen besser bisse.

Magnus stimmte ihr wie gewöhnlich zu; jetzt aber reizte es Waldemar.

„Du mußt ihr doch immer beistimmen," sagte er zornig.

„Man muß höflich gegen Damen sein," antwortete Magnus.

„Jetzt aber will ich heim," erwiderte Waldemar, „und ich befehle dir, die Ruder zu nehmen."

„Du befiehlst?"

„Ja, weißt du nicht, wer ich bin?"

„Hör einer den an! Du meinst, du bist König! Aber ich bin Herzog, und das ist mehr; beinahe ebensoviel wie Jarl."

Sophie lachte; das reizte Waldemar noch mehr.

Inzwischen war der Fluß infolge des Regens gestiegen, der Drache wurde flott und trieb schnell stromab dem See zu.

„An die Ruder!" befahl Waldemar.

Aber Magnus warf stattdessen die Ruder auf den Strand, stellte sich vorne hin und schaukelte das Boot. Als sie an die Mündung kamen, wollte Magnus das Boot zurückhalten und faßte in einen Zweig; der brach aber, und das Boot trieb auf den See hinaus. Dort wehte ein heftiger Wind, das Zelt wurde niedergerissen und alle von Regenschauern durchnäßt.

Da überfiel man Magnus mit Vorwürfen; er und Waldemar zankten sich, und es fielen harte Worte, die alten Groll verrieten. Sophie schob alle Schuld auf ihren Gemahl, obwohl er unschuldig war.

Lange trieben sie so hilflos auf dem See herum.

Zu Hause war inzwischen der Jarl zu Besuch angelangt. Er liebte Überraschungen, denn das sei die einzige Art, Menschen kennen zu lernen, sagte er.

Als er seine Wohnung nicht so wieder fand, wie er sie verlassen, wurde er wütend; da es aber zum Umziehen zu spät war, brach er in die Wohnung des jungen Paares ein und machte es sich dort bequem; zusammen mit einem Fremdling, den er mitgebracht hatte und der verkleidet aussah.

Alles, was dalag und an die Eindringlinge erinnerte, warf er zum Fenster hinaus; als er schließlich etwas Ordnung gemacht hatte, daß er sich heimisch fühlte, ließ er eine Mahlzeit bereiten.

Als er hörte, das junge Paar sei auf Fischfang ausgefahren, bekümmerte er sich nicht weiter um sie, sondern ging in ein Gemach mit dem fremden Mann und schloß die Tür.

Als die Schiffbrüchigen nach Hause kamen und die Tür geschlossen fanden, wurde Waldemar bange, aber die Königin wurde böse. Sie hatte den Jarl nur auf der Hochzeit gesehen, und da war er freundlich und mild gewesen; deshalb glaubte sie, er sei nicht so gefährlich, und im Vertrauen auf seine bekannte Höflichkeit klopfte sie. Die Antwort aber war nur ein Brüllen. Sie trommelte gegen die Tür. Da wurde von innen befohlen, sich davon zu machen und in die Wohnung eine Treppe hoch zu begeben.

Und dabei blieb's; das junge Paar mußte hinaufgehen und die Nacht in fremden Zimmern zubringen.

Am folgenden Morgen sandte der Jarl einen Diener zum Königspaar hinauf und ließ sie bitten, herunter zu kommen. Die beiden überlegten und beschlossen, einen neuen Boten abzuwarten. Der kam nach einer Weile, und es war der Jarl selber. Waldemar kroch zu Kreuze, aber Sophie blieb trotzig und herausfordernd sitzen.

„Du ruhst dich, mein Kind?" begann der Jarl zum Gruß.

„Ich bin müde," antwortete die Königin, ohne sich zu erheben.

„Aber denk doch an mich: ich bin so alt, daß ich der Vater deines Mannes sein kann, und ich bin die Treppe hinaufgegangen."

Sophie antwortete nicht, denn jetzt sah sie, daß die Spitze festsaß.

„Dein Mann ist so unhöflich gewesen, meine Möbel aus meiner Wohnung zu schaffen," fuhr der Jarl fort. „Siehst du, mein Kind, dieser Hof ist mein Erbgut; hier bin ich geboren, und hier möchte ich sterben, und in der untern Wohnung gedieh ich am besten."

„Nicht Waldemar, sondern ich habe die Möbel umstellen lassen," fiel Sophie ein. „Ich glaubte nämlich, Bjälbo sei Königshof, und ich als Königin des Landes besitze das Recht, die Einteilung der Zimmer zu bestimmen. Bei uns in Dänemark entscheidet das der König — und die Königin."

„Bei uns in Schweden," erwiderte der Jarl, „ist es etwas anders, und man muß die Sitte des Landes annehmen, in das man kommt."

Sophie erhob sich, drehte dem Schwiegervater den Rücken, ging in ihre Kammer und schlug die Tür zu.

„Deine Frau ist nicht höflich," murrte der Jarl.

„Wenn sie sich an diese besondern und ungewöhnlichen Verhältnisse erst gewöhnt hat, erträgt sie die vielleicht besser. Aber, Vater, wenn du uns nicht nach unsrer Würde begegnest, so werden Adel und Volk es auch nicht tun, sobald wir einmal nach dem Gesetz der Natur selber regieren müssen — was nicht mehr so lange dauern kann."

„Was, rasest du, Junge! Wartest du auf mein Ableben? Meinst du, ich bin so alt, daß mein Grab gegraben ist? Du sollst einmal sehen!"

Und um sich nicht verleiten zu lassen, mehr zu sagen, als er wollte, verließ er das Zimmer und ging zu seinem Gast hinunter.

Es war der dänische Erzbischof Jakob Erlandsson, der unten auf ihn wartete. Eben aus dem Gefängnis entschlüpft, wo er wegen seiner Umtriebe gegen die Königsmacht und für die Kirche gesessen, hatte er seinen alten Freund Birger aufgesucht, um dessen Beistand für neuen Aufruhr zu gewinnen.

„Du sagtest," nahm Birger den Faden wieder auf, „die Priesterschaft habe keine Macht, und das Papsttum sei geschwächt. Aber du hast unrecht. Bei uns blüht die Unsitte, daß Eltern ihre Kinder enterben und all ihr Eigentum Kirchen und Klöstern vermachen. Geht das so fort, wird schließlich Rom den schwedischen Grund und Boden besitzen, und wir existieren nur als Vasallen . . ."

„Warte, warte: daß diese Unsitte blüht, das kommt von eurem Ungehorsam gegen des Papstes Reskripte, Bullen und Enzykliken. Denn Alexander III. nennt in seiner Bulle von 1172 diesen Unfug ganz unzulässig . . ."

„Die kenne ich nicht!"

„Aber sie existiert, und durch ihre Existenz wird deine Klage gegenstandslos! Was hast du dagegen angestellt mit deinem unvorsichtigen Gesetz über das Erbrecht der Schwester? Jedes Erstgeburtsrecht wird ja dadurch vernichtet, Gutsteilung wird aus Bauernsöhnen Kätner machen, und wir werden einen neuen Stand von unverheirateten Frauen bekommen, die wenig begütert sind und zur Ehe keine Lust haben."

„Die Folgen habe ich nicht bedacht; meine Absicht war nur, Väter und Brüder von der Last zu befreien, in ihrem Haus Tochter und Schwester versorgen zu müssen. Aber wir sprachen von der Kirche und deren wachsender Macht! Ich anerkenne alle unsre großen Verpflichtungen gegen Rom; wir sind aus unsrer Dunkelheit ans Licht gekommen; wir sind in den Kreis der zivilisierten Nationen getreten; eure Priester sind die einzigen, die Kenntnisse besitzen, und eure Klöster haben das Land in Acker und Garten verwandelt; die Friedensgesetze haben das Land bewohnbar gemacht; man kann ja jetzt wenigstens in seinem Bett ziemlich sicher schlafen, man kann auf der Landstraße fahren und reisen, Kirche und Gericht besuchen, ohne totgeschlagen zu werden . . ."

„Du sprichst weise! Laß mich denn eine Frage stellen: Wenn du alle diese Segnungen des Christentums anerkennst, die von Rom ausgegangen sind, wie kannst du denn das Heidentum vermissen? Denn das tust du, da du im Grunde deines Herzens ein alter Heide bist . . ."

Das Gespräch wurde durch ein ehrerbietiges Klopfen an die Tür unterbrochen; da es von Waffengerassel begleitet war, verstand der Jarl, daß es ein reitender Bote war. Er öffnete die Tür und empfing einen Brief, den er sofort las. Dann wandte er sich an Erlandsson.

„Mein Schwiegersohn Hakon, Thronfolger von Norwegen, ist gestorben," sagte er, so langsam, daß er während der Zeit die Folgen überlegen konnte.

„Was hat das für Folgen?"

„Ich weiß nicht," antwortete der Jarl. „Glück bringt diese Botschaft nicht! Und von dort oben (er zeigte nach der Decke) kann ich auch nichts Gutes erwarten."

„Was bedeutet das?"

„Ich fürchte, wir bekommen eine Königin im Land! Die kleine Sophie hat von ihrer Tante Margarete das Regierenwollen gelernt!"

„Soso! Was willst du dagegen tun?"

„Das ist eben die Frage!"

Erlandsson schwieg eine Weile; darauf warf er den Satz hin:

„Schaff dir eine eigene Königin!"

„Mich wieder verheiraten? Mit wem?"

„Das kann ich nicht sagen. Sophie, deine Schwiegertochter, ist Schwägerin des norwegischen Thronfolgers Magnus."

„Weiß es wohl! Erichs beide Töchter hätten nicht Schweden und Dänemark bekommen dürfen. Das ist zuviel für die Familie!"

„Darum habe ich immer für Abels Nachkommen gearbeitet."

„Wo ist denn Abels Witwe jetzt?"

„In einem Kloster."

„Das ist eine kräftige Frau! Hat sie eine Partei um sich?"

„Abel hat geschworen, den Brudermord nicht begangen zu haben, und viele halten ihn für unschuldig."

„Das war er aber nicht!"

„Gewissermaßen doch, denn er beging den Mord nicht selber."

„Stiller Vorbehalt!"

„Ja, warum nicht!"

Im Flur war ein Geräusch zu hören, und Waldemar stürzte ins Zimmer, das nach dem Boten nicht wieder verschlossen worden.

„Vater, ich muß sprechen!"

„Sprich!"

„Sophie will wieder nach Dänemark reisen; sie kann es hier nicht mehr aushalten."

„Was sagst du? Das darf nicht geschehen! Sie soll das ganze Haus haben; ich reise sofort nach Stockholm."

Der Jarl war außer sich. Er eilte zur Königin hinauf, bat um Entschuldigung, versprach alles, was sie wollte, und erweichte sie schließlich.

Als er wieder mit dem Erzbischof allein war, hatten seine Pläne Zeit gehabt zu reifen.

„Ich muß eine Königin haben, um einen Hof zu bekommen," sagte er; „sonst bleibe ich draußen."

„Muß ich auf Mechtild hinweisen?"

„Das brauchst du nicht! Aber bedenke: die Frau des Königsmörders!"

„Sie ist Königinwitwe, hat die Königskrone getragen und kann die junge Sophie in Zucht halten!"

„Aber Sophie ist die Tochter des Ermordeten!"

„Das ist vergessen! Und Mechtilds Söhne sitzen als Herzöge in Südjütland, nicht ohne Hoffnung auf den Thron."

„Meine Stiefsöhne auf dem Thron von Dänemark! Aber das taugt nicht! Nein, nein, nein!"

„Der Apfel ist sauer, aber es ist ein Reichsapfel!"

„Begleite mich nach Kungslena, Erlandsson! Dann haben wir Zeit, die Sache zu überlegen. Hier bleibe ich keine Stunde mehr! Die Kinder warten auf mein Ableben! Aber sie sollen sehen; sie sollen sehen!"

Der Jarl brach auf und überließ Bjälbo den Neuvermählten. Mit vielen schönen Worten trennte er sich von seiner Schwiegertochter, die nicht ahnte, was sich in einer nahen Zukunft begeben würde.

Es war Weihnachtsabend in Stockholm, das jetzt eine Handelsstadt von Bedeutung geworden. Die Großkirche war unter Dach, Häuser aus Fachwerk und Holz bildeten Straßen und Gassen; Mauern und Türme verteidigten den nördlichen und südlichen Strom, die Ufer des Mälar und den Salzsee.

Die Vesper war aus in der Großkirche; das Volk wanderte in der Stadt umher, um Weihnachtsgeschenke zu kaufen und einander zu begrüßen. Die südliche Stadtmauer war auf der inneren Seite mit Holzdächern, Gestellen und Tischen versehen und bildete eine Reihe Buden, die von Laternen erleuchtet wurden. Dort zog der Volksstrom vorbei, aber trotz dem lebhaften Handel herrschte eine gewisse Verstimmung. Stadtdiener hielten allerdings Wache, aber es war auch eine Menge roter Wämser zu sehen, die das Auge reizten. Das waren dänische Hofdiener, deren Anzahl sich vermehrt hatte, nachdem auch der Jarl eine dänische Frau geheiratet. Diese Rotjacken waren übermütig, liefen hinter den Bürgertöchtern her, waren zudringlich und behandelten die Diener der Stadt mit Verachtung.

In einer offenen Bierstube saßen Handwerker, Landsknechte, Stadtdiener trinkend um ein Weihnachtsfeuer, das in einem großen hängenden Korb aus Eisen angezündet war. Alle sprachen halblaut und über das gleiche Thema.

„Warum hat der Jarl sich verheiratet, und mit dieser Frau?"

„Um Waldemar zu ducken, der ihm zu nahe gekommen war."

„Erzbischof Erlandsson hat das angerichtet, um die Dänen gegen die Holsteinische zu hetzen."

„Der Jarl strebt nach der Thronfolge in Dänemark, nachdem er in Norwegen die Aussicht verloren hat."

„Nein, der Herr von Gröneberg, Ivar Jonsson Blau, hat die Braut geholt, und dieser Fuchs weiß, was er tut."

„Könige konnte er aus dem Mantel schütteln, jetzt aber wollte er auch eine Königin machen, um den Jarl in die Hand zu bekommen."

„Also Ivar Jonsson herrscht jetzt."

„Ja, kennt ihr das Lied von Ivar Jonsson?"

„Nein, laß hören!"

Ein Handwerker begann zu singen:

Wir kennen wohl Ivar Jonsson,
Er war auch ein Mann,
Durch ihn den schwedischen Thron
Die Dänin gewann . . .
Wir kennen wohl Ivar Jonsson!

Einige dänische Landsknechte waren beim Feuer stehen geblieben, um sich zu wärmen; als sie singen hörten, lauschten sie.

„Was singt ihr da?" fragte ein Roter.

„Was wir singen? Hör zu:

Contigit in Lenom
Zwei Dänen liefen vor enom;
Erhielten von den Schwedom
Dorsum verbere plenum."

Der Däne kannte das Lied von der Schlacht bei Lena nicht, und Latein war ihm unbekannt, aber er witterte Unrat.

„Das war die Weise nicht, und Latein verstehen wir nicht."

„Dann war es diese:

Die Dänen zogen aus und stritten,
Da waren sie Zwölftausend an Macht;
Doch als sie nach Haus wieder ritten,
Da waren es kaum noch vierzig und acht."

Jetzt verstanden die Dänen, und es setzte Hiebe. Die ganze Bude war eine einzige Schlägerei. Die Stadtwache kam bewaffnet herbei. Die Dänen flohen nach dem Schloß, kamen zum Tor hinein, aber das Volk blieb draußen stehen und murrte.

Bischof Kol saß am selben Abend im Helgeandhaus in seiner Kammer bei einem Talglicht und las. Der kleine Tisch trug ein Kruzifix, das mit Zweigen der Eibe umwunden war. Wenn der Alte vom Buch aufsah, konnte er die Front des Schlosses sehen. In der ganzen unteren Wohnung wurden jetzt Lichter angezündet; im großen Saal aber mußte jemand auf und ab gehen, denn die Lichter auf dem Tisch verdunkelten und entzündeten sich abwechselnd.

„Dort geht der Jarl," dachte der Alte. „Er hat es wohl nicht so gut, nach dem, was man hört."

In dem oberen Stockwerk sah es fast dunkel aus; aber das größte Fenster, das mit Reif beschlagen war, wurde dann und wann durch einen rot flammenden Schein von einem Feuer erleuchtet.

„Ist jemand krank bei dem jungen Paar oben? Am Weihnachtsabend? Sie haben ja Feuer im Herd gemacht!"

Er fing wieder an zu lesen, als jemand an die Tür klopfte. „Ja, du darfst hereinkommen, Lars, wenn du ruhig bist und versprichst, nicht von — dem andern zu sprechen."

Der geisteskranke Dompropst von Oppunda, der durch den Bischof von Gattin und Kind getrennt worden, trat in die Zelle.

„Ich will nur bei dir sitzen, Kol, nur ein wenig sitzen, denn es ist Weihnachtsabend."

„Alle Tage ist Weihnachtsabend für uns, denn Christus wird in unserm Herzen mit jeder neuen Sonne aufs neue geboren."

„Steht das in der Heiligen Schrift?"

„Ja, liest du die?"

„Ich leihe Hefte vom Kaplan; aber ich wünschte, ich hätte sie nie gesehen."

„Was hast du denn gelesen, Bruder, und wie hast du gelesen?"

„Zuletzt las ich die Übersetzung des Hieronymus vom Prediger Salomo, und da standen diese Worte der Weisheit: ‚Es geht mit den Menschenkindern, wie es mit den Tieren geht, und es geht ihnen beiden gleich. Wie die Tiere sterben, so sterben auch sie, und einerlei Geist haben sie alle beide, und die Menschen haben nichts vor den Tieren voraus!'"

Und der Dompropst brach in ein albernes Lachen aus, Bischof Kol aber war bestürzt.

„Wo steht das zu lesen?"

„Am Schluß des dritten Kapitels des Predigers in der Vulgata."

„Hier habe ich die Septuaginta auf griechisch!"

Er blätterte in den siebzig Dolmetschern, fand die Stelle und las. Und als er gelesen, sank er zusammen und verstummte, als habe sein Geist den Körper verlassen.

„Nun?" fragte der Dompropst schadenfroh.

„Herr, mehre unsern Glauben," sagte Bischof Kol und begann wieder zu lesen. „‚Und die Menschen haben nichts vor den Tieren voraus'. Das ist die Weisheit der Juden, nicht unsre! Das geht uns nichts an, denn: ‚Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er mich schließlich von der Erde auferwecken wird. Und frei von meiner Haut und meinem Fleisch werde ich Gott schauen.' Du aber, Satan, geh, denn du bist von einem unreinen Geist besessen, den ich austreiben lassen werde, wenn's sein muß, mit Feuer und Wasser."

Der Dompropst begann zu weinen.

„Es war nicht meine Schuld, ich verstehe es nicht besser, Bruder."

„Wer hat dir den Fingerzeig gegeben? Es ist ein Ketzer und Albigenser hier im Haus, der liest Spreu und Unkraut aus dem Acker des Herrn. Ist es der Arzt, ist's Magister Isaak?"

„Ich sollte es nicht sagen," wimmerte der kranke Propst.

„Jetzt weinst du, aber eben hast du gelacht, denn du hast es nicht besser verstanden! Du hast nicht verstanden, daß der weise Salomo, der sagt, alle Weisheit ist eitel, auch meint, diese Lehre ist eitel, und darum schließt er mit

diesem Bekenntnis, das du im Gedächtnis behalten sollst: ‚Der Staub muß wieder zur Erde kommen und der Geist wieder zu Gott.‘ Und die Hauptsumme aller Lehre ist die: ‚Fürchte Gott und halte seine Gebote‘.“

„Ich suche Gottes Gebote zu halten,“ erwiderte der Dompropst, „aber in Gottes Geboten steht: ‚Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht scheiden!‘ Und doch hat man mich von Weib und Kind geschieden!“

„Bist du wieder dabei angelangt?“

„Ja, ja, ich kann sie nicht vergessen, und diesen Abend am allerwenigsten! Ich durfte sie heute morgen sehen; mein Töchterchen, meine Agnes, streckte die Hand aus, um ein Weihnachtsgeschenk zu bekommen; ich aber hatte nichts zu geben ... Kol, mein Bruder, hab Mitleid, laß mich hinaus, diesen Abend nur, diesen einzigen gesegneten Abend; du hast die Macht dazu, du kannst es mit einem Wort ... Sie wohnen unten in der Stadt, bei einer Tante, die ist die Witwe des Kaufmanns Holst; ich weiß, wo sie wohnen, noch ist es nicht zu spät ...“

Er fiel auf die Knie und weinte. Dem Bischof, der jede Bitterkeit des Lebens erlitten zu haben glaubte, war dieser Kummer doch fremd.

„Nicht um das Kind trauerst du, nach der Frau verlangst du,“ richtete er.

„Es sind beide, es ist die Mutter und das Kind, es ist die Häuslichkeit, es ist das Höchste, das Beste, das unser elendes Leben bietet ...“

„Das verstehe ich nicht!“

„Darum bist du auch kein Mensch,“ brüllte der Propst und erhob sich. „Du bist ein Popanz, eine Fratze, ein getrocknetes Fell! Von dir spricht der weise Salomo, wenn er dich ein Tier nennt ...“

Der Bischof hatte sich nach der Tür zurückgezogen, denn er fürchtete einen Anfall; und im selben Augenblick, als der Propst einen Stuhl ergriff, um ihn seinem unbarmherzigen Richter an den Kopf zu werfen, stand der draußen im Gang und verschloß die Tür.

Der Bischof eilte die Treppe hinunter, von dem schrecklichen Lärm des Eingeschlossenen verfolgt.

Unten im Refektorium erwartete ihn ein Bote vom Jarl, der um einen sofortigen Besuch bat.

In der Königsburg hatte man zu Weihnachten gerüstet, und viele Einladungen waren ergangen, aber nur an Verwandte. Der Jarl wagte andre nicht zu laden; denn seine Hochzeit hatte Verstimmung im Lande erregt, sowohl unter Laien wie Gelehrten.

Als aber der Weihnachtsabend da war, kamen im Laufe des Tages auch Absagen von den Verwandten.

Der Jarl saß am Nachmittag in seinem Schreibzimmer und zählte die empfangenen Briefe, als Königin Mechtild eintrat. Sie ließ sich Königin nennen, weil sie eines Königs Gemahlin gewesen; und der Jarl ließ es geschehen, da er dadurch daran erinnert wurde, daß er der König war.

Frau Mechtild war zu dieser Zeit etwa vierzig Jahre alt. Gehaßt als Königin, weil sie aus Holstein war; noch mehr als Witwe gehaßt, weil man

sie für mitschuldig am Morde des Königs Erich hielt; als Gattin des schwedischen Jarl verabscheut, weil sie das Kloster verlassen — hatte ihr Äußeres ein düsteres Gepräge angenommen, das noch verschlimmert wurde durch ihren grenzenlosen Hochmut. Sie hatte die Hand, die der schwedische Jarl ihr anbot, nur angenommen, um desto mehr für die Thronfolge ihrer Familie wirken zu können; das war aber eine große Enttäuschung, denn die Macht des Jarls und sein Einfluß waren im selben Augenblick zu Ende, als er sie ehelichte; doch wußte sie das noch nicht genau.

„So einsam, mein Gemahl," begann sie, einen Blick auf die vielen Briefe werfend, die der Jarl zu verbergen suchte.

„Ich war meistens einsam! Wer die Macht hat, ist nicht beliebt . . ."

„Der Mundschenk fragt, wie viele Tische er decken lassen soll."

„Wie viele Tische? Einer reicht!"

„Die Kinder kommen doch? Einmal müssen wir uns doch sehen."

„Ich habe Nachricht erhalten, und sie können jeden Augenblick hier sein. Meine Kinder sind wohlerzogen, und von ihnen hast du als Stiefmutter nur Ehrerbietung zu erwarten . . ."

„Aber du fürchtest Sophie?"

„Fürchtest? Deinetwegen, ja! Ihr habt euch ja nicht getroffen, seit . . ."

„Warum willst du erinnern?"

„Wenn ich es nicht tue, so wird sie, deine Base, durch ihre bloße Anwesenheit an diese Vergangenheit erinnern — die nie vergessen werden kann. Am liebsten sähe ich, ihr träfet euch überhaupt nicht."

„Kommt der Erzbischof?"

„Nein, er bleibt aus."

„Aus welchen Gründen?"

„Willst du sie wissen?"

„Da ich danach frage!"

„Er verurteilt meine Ehe, weil ich mit meinem Sohn verschwägert werde."

„Dann ist Waldemars Ehe ungültig, weil er mit seiner Base verheiratet ist."

„Das behaupten auch manche!"

„Kommt Richter Eskil?"

„Er ist krank."

„Nils Sixtenssson?"

„Nein!"

„Also, niemand kommt?"

„Niemand!"

„Aber Ivar Jonsson Blau kommt."

„Den habe ich nicht geladen."

„Aber ich habe ihn geladen."

Der Jarl sprang vom Stuhle auf.

„Hast du? Mit welchem Recht?"

„Ich hielt es für selbstverständlich, da er mich geholt hat; übrigens ist er auch mit dir verwandt."

„Der letzte, den ich an meinem Tisch sehen möchte."

„Mein einziger Freund . . ."

„Mein schlimmster Feind."

„Er ist aus königlichem Blut."

„Aus Swerkerschem und Erichschem Blut, das verronnen ist; ja, aber ich bin vom Stamm der Folkunger, und mein Sohn desgleichen."

„Birger, Jarl! Du bist nicht der, für den ich dich hielt, und deine Macht geht auf die Neige."

„Meine Macht? Was weißt du davon?"

Mechtild zeigte auf den Haufen Briefe.

„Dort liegt deine Macht: ein Haufen Papier, den man ins Feuer werfen kann! Du versprachst, meinen Kindern zur dänischen Krone zu verhelfen; das kannst du nicht, denn du hast nicht einen Ritter, der sich einstellt, wenn du ins Horn stößt."

Das war die ganze Wahrheit, und der Jarl war vernichtet, konnte nicht antworten. Schließlich aber mußte er sprechen:

„Ein Irrtum ist von uns beiden begangen worden, und es ist zu spät, ihn zu berichtigen! Die Nornen haben es so verhängt; wir müssen es hinnehmen und tragen . . . Ich höre Schlittenglocken und Waffengerassel — die Kinder sind hier."

„Dann gehe ich und kleide mich an. Wir sehen uns wieder, wenn du mich rufen läßt."

Mechtild ging, um ihre Zimmer aufzusuchen; der Jarl blieb. Seine sechzig Jahre, die ihn bisher geschont hatten, schienen jetzt auf einmal auf ihn niedergefallen zu sein. Der Augenblick, den er fürchtete, war jetzt gekommen: die Tochter des Ermordeten und die Mörderin mußten sich treffen.

Schritte waren draußen im Saale zu hören; der Jarl sammelte sich und trat hinaus.

„Willkommen, meine Kinder!" grüßte er.

Das Wort Kinder benutzte er mit Vorliebe, um alle königlichen Ansprüche des Gekrönten abzuweisen.

Waldemar und Sophie standen dort, blaß, erregt, und warfen Blicke nach allen Türen des Saales, sich fragend, durch welche Tür das Unglück eintreten würde. Aber die kleine Königin war blasser als gewöhnlich, und ihr Gesicht leuchtete von einem inneren Glück, das sie schön machte.

Der Jarl bemerkte ihren gesegneten Zustand und wurde ergriffen sowohl von der frohen Verkündigung wie von der Furcht vor den Folgen des Zusammentreffens, die ernster werden konnten als er geglaubt hatte. Darum trat er seiner Schwiegertochter entgegen, nahm sie in die Arme und flüsterte:

„Gott segne deinen Eingang und deinen Ausgang! Hoffe auf den Herrn, er wird's wohl machen!"

Zum ersten Male hatte man den Jarl gerührt gesehen; er legte seinen Arm um ihren Hals und führte sie in dem großen Saale auf und ab.

Die Prinzen traten an ein Fenster und sahen hinaus, um ihre Unruhe zu verbergen.

„Wie sollen wir sie nennen?“ fragte Erich.

„Ich sage Stiefmutter, denn das ist sie,“ antwortete Magnus.

„So kann man nicht sagen,“ wendete Bengt ein. „Ich sage Mutter.“

„Ich sage gar nichts! Das ist am besten,“ erwiderte Erich.

Das Warten wurde unerträglich, und der Jarl mußte die junge Königin beruhigen; er streichelte ihr die Backe mit der Rückseite der Hand, denn etwas zu sagen, das wagte er nicht.

Da war Lärm unten vom Burghof zu hören, das Schloßtor schlug zu, und Waffen rasselten.

Der Jarl trat an ein Fenster, das er öffnete, um zu sehen, was es gebe. Da aber stürzte der kalte Wind in den Saal herein, löschte einige Wachslichter und ließ die andern Lichter flackern und rauchen. Sophie wurde erschreckt und rief:

„Ihr tötet mich! Schließt, ich erfriere!“

Die Vorhänge des Fensters flatterten und rissen sich los, das Tischtuch wehte wie eine Flagge und warf einen Leuchter um. Aber der Jarl war auf einen Altan gegangen, und dort hörte er das Geschrei der Volksmenge:

„Nieder mit den Dänen und der Dänin!“

Im Saale wurde jetzt eine Tür durch zwei Kammerdiener geöffnet. Die Königin-Witwe Mechtild erschien in großer Galatracht, bleich wie eine Leiche, von Entsetzen über die feindlichen Rufe erstarrt.

Als die junge Königin die Gestalt der Frau erblickte, die sie einmal in den Tagen der Macht gekannt hatte, stürzten die Erinnerungen über sie her, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!“ fiel sie in die Arme ihres Gatten, der sie sofort hinaustrug mit Hilfe der Prinzen.

Als der Jarl wieder ins Zimmer kam, war es leer und fast dunkel.

Die Königin lag krank in ihrem Zimmer, und die Königin-Witwe hatte sich auf ihrem eingeschlossen.

In seiner großen Not schickte der Jarl nach dem Bischof Kol, nachdem er dem Hofmeister hatte sagen lassen, daß kein Tisch im Saale gedeckt werde, sondern daß jeder seine Mahlzeit in sein Zimmer befehlen könne.

An Herrn Ivar Jonsson in der Stadt ging sofort ein Bote ab mit der Nachricht, im Schloß sei Krankheit ausgebrochen und das Weihnachtsfest aufgeschoben.

Der Jarl saß neben Bischof Kol und sprach mit ihm.

„Manches geht anders als man erwartet,“ führte der Bischof aus Hóvamól[1]) an.

„Ja,“ sagte der Jarl, „ein Irrtum ist begangen, und es ist zu spät, ihn zu berichtigen . . .“

„Deine Herrschsucht hat alles verschuldet . . .“

„Zugegeben! Große Kräfte erhoben sich in meiner Seele, und die mußten wirken! Das Schwache beugte sich, wie es soll, und meine Kraft wuchs.

[1]) Die Sprüche Hars' des Erhabenen (Odins).

Zur Eiche sprichst du nicht, beuge dich, denn dann bricht sie. Den Sturm überstand sie, aber der Blitz traf sie . . .“

„Darum liegst du da . . .“

„Nur darum liege ich da!“

„In Angst und Reue . . .“

„Keine Angst, aber Gram! Ich gräme mich, daß ich nicht in offener Fehde leben durfte, sondern meine wahre Natur verbergen und Feinden schmeicheln mußte. Aber das hat euer christlicher Glaube verschuldet! Da man nicht zuschlagen durfte, mußte man lügen! Ich habe den Papst um Verzeihung gebeten für das, was ich niemals bereut habe; so wurde ich ein Heuchler! Die Ritterlichkeit der Väter habe ich verstanden: Hieb um Hieb, Mut und Tapferkeit, Sieg dem Starken. Aber diese neuen Sitten, welche die ganze Weltordnung auf den Kopf gestellt haben, die habe ich nie in mir gefühlt! Löwen sind Füchse geworden, der Gesunde muß sich krank stellen und der Kluge den Toren spielen, um leben zu können! Männer lassen sich von Frauen regieren . . .“

„Das tun sie nicht!“

„Nein, aber sie stellen sich so, und dadurch wird das Leben verfälscht! Alles ist Lug und Trug geworden, Schein und Verstellung. Ich kann nicht länger leben; ich habe Gesetze gemacht, die alle umgehen; ich habe gebaut, was andre niederreißen . . .“

„Vanitas vanitatum vanitas! Und siehe, es war alles eitel, denn du wirktest nur für dich selber, deine Macht, deine Ehre.“

„Für mich selbst, ja, denn ich war mein Land, wir sind eins! Und darum war meine Macht die des Reiches, meine Ehre die des Landes, wie meine Hauptstadt die Schwedens ist!“

„Du bist unglaublich, und deine Beredsamkeit gleicht der Odins; denn wenn er sprach, fanden alle, daß er recht hatte. Mich aber bekehrst du nicht! Wohin gehst du jetzt?“

„Ich gehe nach Wisingö! Dort ist mein Horst, dort will ich sterben! Und läßt man mich gewähren, werde ich meinen besten Kämpen bitten, mir neun Spießstiche ums Herz zu geben! Und dann will ich meine Drapa singen und zu Odin eingehen!“

„Deine Wege sind nicht meine! Geh in Frieden, Birger! Stirb, wie du willst! Du hast gelebt, wie du gekonnt hast. Und was wir beide verbrochen, haben wir bezahlt. Ich habe gelitten, du hast gewirkt. Aber du, der Heide, hast Schweden und seine alten Gesetze christlich gemacht.“

Die Berliner Theater.

Berlin, 5. April 1908.

Eine mannigfach bewegte Spielzeit liegt seit dem 1. September 1907 hinter uns. Der Wetteifer so vieler Theater hat dem Publikum in jeder Woche verschiedene Anregungen beschert: Auftreten fremder Künstler, Neueinrichtungen klassischer und Ibsenscher Dramen, erstmalige Aufführungen neuer Theaterstücke, reichliche Wiederholungen beliebter Vorstellungen wechselten in bunter Reihe zur Unterhaltung und Zerstreuung eines durch den Zustrom der Fremden immer neu belebten Zuschauerkreises ab. Zu den vier Opern- und Operettentheatern: dem Königlichen Opernhause, der Komischen Oper, dem Theater des Westens und dem Lortzing-Theater in der Belle Alliance-Straße ist ein neues Operettentheater am Schiffbauerdamm gekommen; die Schauspielhäuser haben sich um zwei vermehrt: um das Friedrich-Wilhelmstädtische Schauspielhaus im Norden der Stadt, in der Chausseestraße, dessen Anfänge, als es ein kleines Sommertheater war, in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurückreichen, und das nun, seiner Lage gemäß, als Volksschauspielhaus am Donnerstag, den 6. September 1907 mit dem ersten Teil von Hebbels „Nibelungen" stattlich und erfolgreich eröffnet wurde, und um das Hebbel-Theater in der Königgrätzer Straße. Das Hebbel-Theater ist ein kleines Theater, Parkett und zwei Ränge, ohne Proszeniumslogen, das achthundert Sitzplätze faßt, eine gefällige Schöpfung des Architekten Oskar Kaufmann. Es steht unter der künstlerischen Leitung des Direktors Eugen Robert und wurde am Mittwoch, den 29. Januar mit einer Aufführung von Hebbels bürgerlichem Trauerspiel „Maria Magdalene" eröffnet. Mehr als ein Dutzend der tragischen und der komischen Muse gewidmeten Theater führen in der Hauptstadt allabendlich den Kampf um das Dasein, und es ist natürlich, daß sie ein gewaltiges Material von dichterischen und schauspielerischen Kräften beanspruchen und verbrauchen. Nicht zum Vorteil der künstlerischen Entwicklung. Der massenhafte Verbrauch fördert bei den Theaterschriftstellern wie bei den Schauspielern die Mittelmäßigkeit und den Fabrikbetrieb. Es ist ausgeschlossen, daß im Laufe eines Jahres zwölf hervorragendere dramatische Dichtungen oder auch nur im theatralischen Sinne wirksame Zugstücke geschaffen werden können. Die Vorstellung, daß in den Manuskripten jüngerer Dichter ungeahnte Schätze für die Bühne schlummerten, die aus Unverstand oder Mißgunst nicht gehoben würden, ist in ihrer naiven Irrtümlichkeit in der vor- und in der diesjährigen Spielzeit einmal wieder gründlich nachgewiesen worden. Noch nie sind so viele neue Männer zu Worte gekommen wie diesmal, und mit zwei oder drei Ausnahmen waren es Unberufene. So augenscheinlich liegt es in dem Vorteil der Direktoren, jedes frische Talent, das sich ihnen darbietet, zu ermuntern und zu pflegen, daß die Furcht, wertvolle Keime könnten verloren gehen, in den meisten Fällen eine grundlose ist. Wie an Schauspielern ersten und zweiten Ranges fehlt es den Theatern an Dichtern ersten und

zweiten Ranges; sie müssen sich, der Not gehorchend, mit der dritten Garnitur begnügen, die nicht mehr ausgezeichnet oder gut, sondern eben nur befriedigend ist und, wenn keinen Erfolg, doch auch keinen Durchfall verspricht. Bezeichnend für den Charakter der diesmaligen Spielzeit war es, daß eine Dichtung aus dem vorigen Jahre, Ernst von Wildenbruchs Schauspiel „Die Rabensteinerin", alle Neuaufführungen an Zugkraft übertraf und am Donnerstag, den 12. März ihre hundertste Vorstellung im Königlichen Schauspielhause feierte, und daß die neuen Einrichtungen und Darstellungen im Schauspielhause und im Deutschen Theater — „Hamlet", „Der Prinz von Homburg", „Was ihr wollt" und „Die Räuber" — die Teilnahme des Publikums stärker und lebhafter anregten als alle eigentlichen Neuigkeiten. Der starke Bestandteil, den die Vorführungen der klassischen Schauspiele in dem gesamten Repertoire Berlins bilden, hält noch immer den Darbietungen der Moderne und der Schwankfabrikation das Gegengewicht und bewährt sich als gute Schutzwehr gegen die Verflachung wie gegen die sittliche Entartung der Bühne.

Vom literarischen Standpunkte war die Spielzeit kaum ein mittleres Weinjahr. Die Kritik, die jetzt ihren Ehrgeiz darin setzt, in ihren Berichten Kunstwerke zu schaffen, welche die Theaterstücke in Schatten stellen sollen — als ob Lessings Kritik der „Merope" Voltaires, so vortrefflich sie ist, jemals das Schauspiel selbst ersetzen oder in Vergessenheit bringen könnte! — ist gar nicht auf ihre Rechnung gekommen. Die Neuigkeiten der Spielzeit waren eben noch unbedeutender als die der vorjährigen und boten unsern kritischen Virtuosen, die so gern in lyrischen oder satirischen Phantasien über gegebene Stoffe sich ergehen, nur spärlich Gelegenheit zur Entfaltung ihres Talents. Weitaus die meisten dieser Neuigkeiten wären unter der leichtesten Turnübung des Geistes, die man daran versucht hätte, zusammengebrochen, etwa ein Dutzend erreichte jenes bescheidene Durchschnittsmaß, von dem Horaz meint: mediocribus esse poetis, non homines, non di, non concessere columnae, ein einziges Werk ragte als emporstrebender Baum über das niedere Strauchwerk hervor: das Schauspiel „Zar Peter" von Otto Erler. Der Verfasser, 1873 geboren, ist noch ein jüngerer Mann, von seinen Schauspielen: „Giganten" — „Die Ehekünstler" — „Der Bundschuh" — „Zar Peter" ist das letztere technisch das weitaus gelungenste. Es erschien 1905 und hat, ehe es zu uns kam, schon auf der einen und der andern Bühne die Feuerprobe bestanden. Hier hat sich der Direktor des Neuen Schauspielhauses, Halm, seiner angenommen und es am Donnerstag, den 28. November 1907 wirkungsvoll zur Aufführung gebracht. Ein historisches Schauspiel, das hohen Schwung, einen erschütternden Konflikt, eine lebendige, eigenartige Charakteristik der vier Hauptfiguren mit einer frischen und anziehenden Lokalfärbung verbindet. Die drei ersten Akte sind aus einem Guß, im engsten Zusammenschluß, in ergreifender Steigerung der Handlung und fesselnder Entwicklung der Charaktere. Der Gegensatz zwischen dem Zaren Peter und seinem Sohn Alexei gibt das tragische Grundmotiv ab. Der Zar, eine Vollnatur, halb Barbar, halb Genie, aber trotz seiner epileptischen Anfälle und tierischen Wutausbrüche voll kluger Überlegung und eisernen Willens, sucht sein Volk gewaltsam in die Kulturwelt hineinzutreiben: in der Tiefe die Massen, auf der Höhe die Bojaren widerstehen ihm aus Trägheit und Selbstsucht, aus Aberglauben und nationalem Haß gegen das Fremde. Sie sehen in dem Zarewitsch den Retter und der Zar darum in dem eigenen Sohn den gefährlichsten Gegner seines Lebenswerkes. Alexeis Mutter, die Zarin Jewdokia Feodorowna, hat er verstoßen und als Nonne Helena in das Kloster Susdal verbannt; der Sohn ist ihm wegen seiner körperlichen Schwäche, seiner unkriegerischen Gesinnung, seiner unwürdigen Liebhabereien verächtlich und zugleich wegen seiner Anhänglichkeit an das alte russische Wesen und seiner trotzigen Ablehnung der europäischen Zivilisation gefährlich. Den ersten Zusammenstoß zwischen beiden, auf einer breiten Schilderung des nationalen und historischen Hintergrundes, führt uns der erste Akt vor.

In Moskau, auf einem Platz, wo auf der einen Seite die elenden Lehmhütten der Russen, auf der andern, hinter Graben, Wall und Zugbrücke, die Steinhäuser der eingewanderten Deutschen liegen. Es ist Markttag, und vor der Schenke des Wirts treibt das Volk auf und ab, alle in unruhiger, erwartungsvoller Bewegung; ein Gerücht hat sich verbreitet, der Zar läge im Sterben, der Zarewitsch habe den Kreml verlassen. „Wo ist er?“ fragen alle, denn auf ihn setzen sie ihre Hoffnung bei dem bevorstehenden Regierungswechsel. Sie hassen den Zaren, der sie zum Kriegsdienst und zur Erbauung der neuen Stadt in den Sümpfen der Newa zwingt. Ein greiser Einsiedler aus der Steppe, der nach Moskau gepilgert ist, entflammt mit seinen fanatischen Reden ihre Wut noch mehr. Da erscheint der Fürst Menschikoff, der Günstling des Zaren, vor der Schenke. Auch er auf der Suche nach dem Zarewitsch. Aber er hat die Witterung. Die Geliebte Alexeis, eine freigelassene, früher leibeigene Finnin Affraßja, hat Unterschlupf in der Schenke gefunden. Bei ihr weilt der Zarewitsch. Auf die Forderung Menschikoffs kommt er heraus, aber weigert sich, ihm in den Kreml zu folgen. Darüber fährt der Zar auf einem Schlitten heran. Er hebt den Stock gegen Alexei, aber ein plötzlicher epileptischer Anfall wirft ihn nieder. Die Menge will Alexei zum Zaren ausrufen. Inzwischen ist auch die Zarin Katharina herbeigeeilt und sucht den in Ohnmacht liegenden Peter wieder zum Bewußtsein zu bringen. „Der Herr hat ihn geschlagen, weil er die Hand erheben wollte wider den Zarewitsch!“ geht es im dumpfen Gemurmel durch die Menge, und der Einsiedler Anika ruft aus: „Ich seh auf dich herab, allmächtiger Zar! Um meinetwillen liegst du hier. In meine Hand hat dich der Herr gegeben, wie ich es gewollt. Mit Schwachheit bann ich dich! Du bleibst am Boden!“ Mit einem gewaltigen Ruck richtet sich Peter auf den Knien empor, reißt aus dem Gürtel Katharinas ein Pistol und schießt Anika nieder. „Du stehst nicht wieder auf!“ sagt er triumphierend und stellt sich auf die Füße. Er sucht mit den Augen Alexei und erkennt ihn: „Mir ist, ich ging dich suchen, jedoch ich fand dich nicht. Ich muß dich finden. Ich lebe nur dafür. Hörst du mich?“ Alexei antwortet: „Ja, Herr!“ — „So komm, du sollst es beweisen!“ erwidert der Zar, und der Vorhang fällt. Ich bin so ausführlich gewesen, um dem Leser von der Originalität und der Lebendigkeit dieser vortrefflichen Exposition des Schauspiels ungefähr eine Vorstellung zu geben. Wie gut versteht es der Dichter, uns durch eine Fülle anschaulicher charakteristischer Züge in diese russische Welt zu versetzen, wie sichtbar, Unheil drohend, richtet sich der Gegensatz zwischen dem Vater, dem brutalen Übermenschen, und dem Sohn, dem gutmütig lässigen Schwächling auf! Menschikoffs dunkler Ehrgeiz, seine Neigung für den Zarewitsch und seine aus Bewunderung und Furcht gemischte Unterwürfigkeit vor der Größe Peters, der Verstand und die Willensstärke Katharinas, die ihre Herrschernatur bezeugen, offenbaren sich in überzeugender und zugleich die Spannung des Zuschauers anregender Weise. Noch bedeutsamer im Inhalt, noch fortreißender in der Führung und Steigerung der Szenen ist der zweite Akt. Er spielt in einem Zelt vor Asow in einer stürmischen Winternacht. Der Zar will sich der türkischen Festung durch einen plötzlichen Überfall bemächtigen, der Zarewitsch soll die Sturmkolonne führen, an der Spitze der Saporoger Kosaken, während der Zar von der Seite her mit seiner Abteilung den Angriff unterstützen wird. Er hat das Reichsschwert der Romanows aus dem Kreml kommen lassen und übergibt es feierlich seinem Sohne. Die Eroberung Asows soll Alexeis Probe für den Herrscherberuf sein und die gestörte Eintracht zwischen Vater und Sohn wiederherstellen. Aber Alexei ist unempfindlich für eine solche heroische Aufgabe. In einem Gespräch mit Menschikoff, dem er sich vertrauensvoll wie einem älteren Bruder anschmiegt, schüttet er sein Herz aus. Er ist kein Held, eine Festung zu stürmen, er hat nicht den Arm, ein Schwert zu führen, wie kann er, ein gläubiger Christ, die ahnungslosen Türken heimtückisch überfallen und die Schlafenden erwürgen? Er wittert in dem Plan des Vaters nur einen Anschlag, ihn selbst in den Tod zu schicken. Er beschwört Menschikoff,

ihm zur Flucht zu verhelfen. Er will sich in das Ausland retten und dort in Verborgenheit leben. Mit einem heiligen Eid und einem Kusse auf das Kreuz gelobt er, nie wieder nach Rußland zurückzukehren. Menschikoff stattet ihn mit einer Summe Geldes aus und läßt ihn unter der Führung und dem Schutze des Hetmanns der Kosaken mit seiner als Reitknecht verkleideten Affraßja entfliehen. Als der Zar, wutschäumend, weil das verabredete Zeichen von dem Aufbruch der Sturmkolonne nicht gegeben wird, herbeieilt, findet er das Zelt leer. Menschikoff hat nicht allein an die Rettung des Zarewitsch' gedacht, er hat auch für seine eigene Zukunft sorgen wollen. Dem Zaren bietet er sich statt des Zarewitsch' als Führer zum Sturm auf Asow an und greift nach dem Schwerte der Romanows. Aber der Zar weist ihn schnöde zurück, läßt ihn gefangen nehmen und zum Aufbruch blasen, von einem Hergelaufenen, von einem durch die Gnade Großgezogenen will er Asow nicht haben. Die Vorgänge dieses zweiten Aktes entwickeln die Charaktere folgerichtig weiter, der Gegensatz zwischen dem Zaren und seinem Sohne vertieft und verbittert sich bis zu einem Punkte, wo keine Aussöhnung mehr möglich erscheint, und zugleich tut sich die Kluft zwischen Peter und Menschikoff auf, zwischen dem gewalttätigen und übermütigen Herrn und dem Diener, der sich seiner Kraft und Fähigkeit bewußt wird und den Gebieter hassen lernt. Aus Ehrgeiz wie aus Eifersucht; denn Katharina ist vordem seine Geliebte gewesen, der Zar hat sie ihm entrissen und zu seiner Frau gemacht. Aber in beiden glimmt unter der Asche und dem Zwange die alte Leidenschaft fort, die Stunde herbeisehnend, wo sie sich hervorwagen darf. Der dritte Akt führt uns den Untergang Alexeis vor. Er hat dem falschen Gerücht von dem Tode seines Vaters Glauben geschenkt und kehrt aus dem Auslande nach Rußland zurück. Graf Tolstoi geleitet ihn im geheimen Auftrage des Zaren. Im Kreml zu Moskau bereitet Peter ein grausames Possenspiel vor, eine letzte Prüfung des Sohnes. Er hat die Anhänger Alexeis in den Kreml schaffen lassen, auch seine Mutter und ihren Geliebten aus dem Kloster Susdal berufen: sie sollen Alexei als Zaren empfangen, die Reichskleinodien liegen bereit. Er will sehen und hören, wie Alexei sich als Fürst zeigen, ob er das Werk des Vaters fortsetzen oder zerstören wird. Kurz vor der Ankunft des ahnungslosen Jünglings zwingt er auch Menschikoff zu einer Rolle in dem Gaukelspiel. Und zwar zur schlimmsten; Menschikoff soll als Kommandant der Garden dem neuen Zaren huldigen und ihn so noch mehr in seinem Irrtum bestärken. Vergebens ruft Menschikoff dem Zaren zu: „Ich sag mich los von dir um dieser Tat!" Peter höhnt ihn dagegen: „Du hast die Macht, dein Regiment hat auf meinen Befehl den Kreml besetzt. Du magst nun handeln, willst du ihn schützen, ihn befreien: ich kann's nicht hindern!" Es geschieht nun, was Peter vorausgesehen. Alexei fühlt sich durch die Gegenwart Menschikoffs noch mehr als durch die Anwesenheit seiner Anhänger und seiner Mutter in seiner Täuschung befangen. Er läßt sich auf den Thron nieder, fordert Katharina vor sein Angesicht und verbannt sie aus dem Palast und der Stadt; ihre Warnung: „Du bist verraten!" beachtet er nicht. Mit der Krone auf dem Haupte, mit Mantel und Schwert verkündet er seinen Willen: „Die Deutschen sollen ihre Häuser in Moskau verlassen und Petersburg von Grund aus vernichtet werden: der Fremden Werk! des Teufels Werk zerbreche! Ich weiß mich sicher, mein Bollwerk ist mein allzeit treues Volk!" Da stürzt Peter herein, ganz Grimm und Wut, er reißt Alexei Krone und Mantel ab, stößt ihn vom Throne und schlägt ihn mit der Knute zu Boden. Jetzt erst findet Menschikoff die Sprache wieder. „Halt, halt!" ruft er, während der Vorhang fällt, und wirft sich Peter entgegen: „Wir beide nun, wir beide!" Die Unwahrscheinlichkeit dieser Komödie, die bis zur Einfältigkeit gesteigerte Verblendung Alexeis: sie findet ihre Entschuldigung in der Bereitwilligkeit, mit der auf trügerische Versprechungen hin der historische Alexei sich zur Rückkehr nach Rußland bewegen ließ — der Mangel an Überraschung, da nicht das Gegenteil der Erwartung, sondern gerade die beabsichtigte und vorhergesehene Wirkung eintritt, stören den künstlerischen Eindruck ein wenig, aber die

theatralische Mache des Aktes ist wieder siegreich, und der Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn, trotz seiner Grausamkeit, hat etwas Erschütterndes. Der Schlußakt — die Bestattung Alexeis, der Zusammenbruch Peters, der Triumph Menschikoffs — ist der schwächste. Auch darum, weil der Tod des Zaren gleichsam an die Dekoration gebunden ist, an die schmale Brücke, hinter der Kulisse, die von einem Flügel des Palastes über den Hof nach dem andern führt. Von dieser Brücke stürzt der Zar hinab und bricht das Genick oder wird hinabgestürzt. Von Menschikoff. Schillers Verrina stößt vor unsern Augen Fiesko ins Meer, Erlers Menschikoff schreit: „Er ist nicht tot! Er kann nicht tot sein! Er hat zu zeugen, daß ich kein Mörder bin." Der innerliche Zusammenbruch Peters nach dem Tode des Sohnes, den er doch verschuldet hat, das Gefühl, daß er von seinem Volke verlassen ist und von ihm weder verstanden noch gewürdigt wird, bringt der Dichter wieder zu herzergreifendem Ausdruck, aber die Unterredung zwischen Menschikoff und dem Zaren gerät in das Abenteuerliche und Groteske. Man begreift die endliche Empörung des Dieners gegen den tyrannischen Herrn; allein ist es möglich, daß ein Menschikoff von einem Peter dem Großen, auch nur im dramatischen Spiel, die Abtretung des Reiches, die Auslieferung Katharinas fordern kann? Diese Unmöglichkeit und die Zaghaftigkeit des Dichters, der es nicht wagt, Menschikoff vor unsern Augen den Mord begehen zu lassen, bringen den Ausgang des Stückes um die tiefere Wirkung. Der tragische Held darf nicht an einem Zufall, an einem Fehltritt auf einer Brücke sterben. So interessant ist uns Katharina im Verlaufe des Stückes nicht geworden, daß ihre Ausrufung zur Zarin einen befriedigenden Abschluß der Tragödie zwischen Vater und Sohn gewähren könnte, ja wenn es sich noch um die zweite Katharina handelte! Und wenn Erlers Menschikoff die im ersten roten Frühlicht purpurn glänzende Krone mit beiden Händen emporhebt „und sie, mit seinen Blicken sie umfassend, vor sich hinhält", so wissen wir ja schon von der Schulbank her, daß der Besitz der Macht Menschikoff nicht lange beschieden war, und daß er schon zwei Jahre nach Peters Tode in die Verbannung nach Sibirien geschickt ward. Ich habe die Empfindung, der Ausblick auf dies Schicksal hätte das Drama beendigen müssen, darin hätte sich die poetische Gerechtigkeit mit der historischen vereinigen sollen. Aber trotz seiner Schwächen liegt in Erlers „Zar Peter" nach langer Zeit wieder ein historisches Drama in großem Stile, im Zusammenhang mit Schiller, Kleist und Wildenbruch vor, eine durch ihren Inhalt ergreifende, durch ihre Form, in der Kunst ihres Aufbaues und der männlichen Kraft ihrer Sprache — straff gespannte Prosa, die häufig in den fünffüßigen jambischen Vers nach Schillerschem Vorbild übergeht — ausgezeichnete Dichtung, die nicht im Buche, sondern völlig auf der Bühne lebt und die Bretter derselben wieder zu weltbedeutenden macht.

Was sonst an neuen Stücken sich in Fülle drängte, war zweiten, meist dritten Ranges, dabei so reichlich, daß ich nur einige Hauptsachen, die wegen ihres Inhalts oder ihrer Verfasser Erwähnung verdienen, in dieser Übersicht hervorheben kann. Verweile ich bei den Darbietungen des Neuen Schauspielhauses, das sehr fleißig arbeitete, so sei Oskar Blumenthals Komödie in drei Aufzügen „Zwischen Ja und Nein" erwähnt, die am 23. Dezember 1907 zur ersten Aufführung kam. Oskar Blumenthal wird von seinem beweglichen und immer in Bereitschaft stehenden Talent zu übereilter Arbeit verführt: jedes Jahr ein neues Stück, da ist es kein Wunder, daß die Einfälle schwächer, die Figuren abgeblaßter werden. Die Komödie „Zwischen Ja und Nein" dreht sich in allzu behaglicher Breite um das Thema einer ungleichen Heirat: ein hochadeliger Gesandtschaftssekretär hat sich in eine kleinbürgerliche Malerin verliebt; nach schweren Kämpfen beschließt er, sie zu heiraten und seinem Amt zu entsagen. Das will nun Lucianens Künstlerstolz nicht leiden, der Geliebte soll ihretwegen nicht seine Zukunft opfern. Ein ungeschickter Versuch seines Vaters und seines Gesandten, die Heirat trotz alledem zustande zu bringen und das junge Paar mit einer diplomatischen Sendung nach Venezuela zu betrauen, verschärft nur die Lage. Zum Glück hat Heinrich unter einem Pseudonym eine Broschüre

veröffentlicht, die bei den Liberalen begeisterte Aufnahme findet; sie bieten ihm ein Reichstagsmandat an. So gibt er denn freudig seine Stellung auf. Luciane verzichtet auf ihre Studienreise nach den Tropen — sie ist Landschaftsmalerin, ich vermute: alte Schule —, und die freie Liebe wird durch eine korrekte Trauung beschlossen. Die Gesandtschaft im ersten, das Atelier im zweiten und dritten Akt geben der dürftigen Fabel mit ihren lustigen Nebenfiguren eine gewisse Unterhaltung, aber das Ganze mutet nicht lebendig und individuell an, sondern bleibt in der Pappe und Schminke des Theaters stecken. Derber und spaßiger setzte der Schwank in drei Akten: „Wolkenkratzer" von Franz Reßner und Ludwig Haller am Sonnabend, den 18. Januar ein: flotte Schauspielerarbeit, die sich bis zum Ausgang der Spielzeit auf der Bühne gehalten hat. Das Stück verspottet in burlesken Zügen das Börsenspiel in New York: in einer Stunde werden Millionen gewonnen und verloren. Die lustige Handlung und die satirische Laune der Verfasser lassen bei dem Publikum die Kritik nicht aufkommen. Ein phantastisches Lustspiel von Rudolf Presber: „Die Dame mit den Lilien", kam über wenige Vorstellungen nicht hinaus, während ein zwischen Schwank und Drama sich unsicher hin und her bewegendes Stück von Ludwig Fulda: „Der Dummkopf", obwohl es im Wiener Burgtheater einen Mißerfolg gehabt hatte und auch von der Berliner Kritik abgelehnt wurde, dank der vorzüglichen Darstellung sich dauernd in der Gunst des Publikums erhielt.

Auch das Lessing-Theater hat diesmal kein Stück von stärkerer Zugkraft gefunden. Neben den Aufführungen der neuen Stücke bemüht sich der Direktor Otto Brahm um die Ausgestaltung des Zyklus der Ibsenschen Dramen. Die vier großen Dichtungen Ibsens: „Die Kronprätendenten" — „Brand" — „Peer Gynt" — „Kaiser und Galiläer" bleiben freilich davon ausgeschlossen. Aber auch die Zeit Ibsens geht ersichtlich vorüber. Die Bemühungen, das Schauspiel „John Gabriel Borkmann" wieder zum Leben zu erwecken, sind nicht von demselben Erfolg belohnt worden wie seinerzeit die Neueinstudierung des Dramas „Hedda Gabler". Ich glaube, man kann schon jetzt den modernen Schauspielen Ibsens jedem seinen Platz in der Zukunft auf der deutschen Bühne anweisen. „Der Bund der Jugend" und „Die Komödie der Liebe" aus seiner Frühzeit scheiden wie die gequälten Schöpfungen seines Alters: „Klein Eyolf", „John Gabriel Borkmann" und „Wenn wir Tote erwachen" völlig aus unserm Repertoire aus; eine Weile werden „Rosmersholm" — „Die Frau vom Meere" — „Baumeister Solneß" — „Die Wildente" und „Hedda Gabler" — besonders weil sie begabteren und nachdenklicheren Schauspielerinnen dankbare Aufgaben gewähren — noch eine Art Liebhaberwert behaupten; als tatsächliche Bereicherung unsrer Bühne werden sich nur „Die Stützen der Gesellschaft" — „Ein Volksfeind" — „Ein Puppenheim" und „Gespenster" erweisen, weil in ihnen der menschliche Kern der Fabel trotz der harten norwegischen Schale am verständlichsten und lebendigsten wirkt und die Tatsächlichkeit der Ereignisse dem Urteil und der Empfindung des Zuschauers eine sichere Grundlage bietet. Ich spüre wohl den feineren Duft, den Dichtungen wie „Rosmersholm", „Die Frau vom Meere" und „Hedda Gabler" ausströmen, aber der Duft allein macht die Güte des Weines nicht aus, der Stoff gehört dazu, und gerade an diesem trinkbaren und nahrhaften Stoff gebricht es den letzten Dramen Ibsens. Auch der andre Stern am Himmel des Lessing-Theaters, der Stern Gerhart Hauptmanns, ist in bedenklicher Verdunkelung begriffen. Die Verfinsterung, die im vergangenen Jahre mit dem Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg" einsetzte, ist in dieser Spielzeit mit der Aufführung des Legendenspiels „Kaiser Karls Geisel" in vier Akten am Sonnabend, den 11. Januar weiter vorgeschritten. Das Legendenspiel hat nicht die ungehörige lärmvolle Ablehnung erfahren wie die Komödie, aber die schweigende und kühle Aufnahme, die das Publikum dem Stück zuteil werden ließ, ist ungleich empfindlicher, sie bedeutet die Abwendung der nicht aus Haß oder Liebe urteilenden, sondern unbefangen dem Eindruck und der Stimmung, welche die Dichtung in ihnen erweckt hat, sich hingebenden Zuschauer von Gerhart Hauptmanns

Kunst. Daß dabei eine Art moralischer Entrüstung über die greisenhafte Liebesneigung Kaiser Karls mitgespielt habe, wie einige Kritiker betonten, glaube ich nicht: an diesem Johannistrieb Karls des Großen hat das Publikum schwerlich Anstoß genommen, und für die Wissenden hätte es nicht einmal der Notiz bedurft, die Gerhart Hauptmann auf der ersten Seite der Buchausgabe des Legendenspiels aus einem alten italienischen Novellenbuch des sechzehnten Jahrhunderts als ersten Keim seines Werkes erwähnt: der alte Kaiser blieb für den Reiz der Frauenschönheit bis zu seinem Lebensende empfänglich. Der Mißerfolg des Dichters liegt nicht am Stoffe, sondern an seiner Unfähigkeit, ihn wahrscheinlich und poetisch zu formen. Im Gegenteil, den Stoff an sich halte ich in der Skizze für vortrefflich und von tragischer Wirkung: Gerhart Hauptmann konnte nur kein Bild daraus machen. Am Hofe Kaiser Karls in Aachen wird in der Schule der Nonnen eine sächsische Geisel, Gersuind, erzogen. Sie stammt aus der Gegend um Fulda, und ihr Oheim Bennit ist an den Hof gekommen, sie und zugleich die Güter seines verstorbenen Vetters, die ihm nach seiner Meinung wider Recht vorenthalten werden, zurückzufordern. Das Mädchen, noch nicht sechzehnjährig, frühreif und leichtsinnig, kann sich in die strenge Zucht der Klosterschule nicht schicken und beklagt sich über die Oberin: sie hat den trotzigen Sinn ihres Oheims, und die Christenlehre bleibt ihrem Gemüte fremd. Dem Kaiser ist sie nicht unbekannt, sie ist ihm bei seinen Besuchen in der Schule durch die Raschheit und den Scharfsinn ihrer Antworten aufgefallen — „Gersuind wußte alles wie am Schnürchen, mehr, als ich heute weiß und je gewußt und wissen werde in der Ewigkeit," sagt er zu Rorico, seinem Kämmerer. Dem Kaiser hat sie es durch ihre Schönheit, Jugendfrische und ungekünstelte Natur angetan, er mag sich nicht von ihr trennen. Er befiehlt Bennit, nach seiner Heimat zurückzukehren; dort soll er die Entscheidung über die Ländereien erwarten, Gersuind in der Hut der Nonnen bleiben. Aber gleich darauf gereut ihn dieser Entschluß, er will ihr den Käfig öffnen. Als er sie nach ihren Wünschen fragt, entgegnet sie: „Nach meinem Wohlgefallen laß mich leben." Sie will niemandem fortan für ihr Tun und Lassen verantwortlich sein und keinem Rede stehen müssen. „Gut," sagt der Kaiser, „du bist frei." Und zu Rorico: „Sie geht von hier, wohin sie will, ist keine Geisel, kein Schützling und kein Klosterzögling mehr. Niemand hält sie auf, kreuzt ihren Weg, wohin sie sich auch wendet: und stünde sie zwei Schritt vom Abgrund blind und ungewarnt." Aber er ist selbstverständlich dadurch, daß er sie fortschickt, nicht des Zaubers ledig geworden, den sie über ihn geworfen hat. Er sehnt sich nach dem reizenden Geschöpf und kann seine Befriedigung nicht verbergen, als er im zweiten Akte von Rorico hört, daß sie wieder innerhalb des Geheges des kaiserlichen Landsitzes ist, in der Hut des Weinbergwächters, im Häuschen am Gartentor. Graf Rorico hat sie in der Nacht auf der Straße gefunden; sie treibt sich liederlich in den Schenken umher und hängt sich an Rorico, der als schöner Mann ihr wohlgefällt. Wider seinen Willen, denn er begehrt sie nicht; aus Erbarmen hat er sich, „eingedenk des guten Samariters", ihrer angenommen. Kaiser Karl, der sich auf den Landsitz geflüchtet hat, um aller Staatsgeschäfte ledig seiner verliebten Grille nachzusinnen, ergreift begierig die Gelegenheit, das Mädchen wiederzusehen. Ihre Liederlichkeit, ihr Müßiggang auf den Straßen erscheinen ihm als seine Verschuldung: „Ich will den offenbaren Fingerzeig der Vorsehung, die dich zum Werkzeug nahm, um mir das Kind aufs neue zuzuführen, gehorchen," sagt er zu Rorico. So sieht er sie dann wieder, schilt sie erst, schüttelt sie, kann sich aber trotz ihrer Frechheit nicht von ihr losreißen und trotz ihrer Schönheit sich aus seiner inneren Vornehmheit nicht in ihre Gemeinheit hinunterziehen lassen. Sie bleibt also auf der Villa, mit Seide und Schmuck behängt, in allen Genüssen des Lebens, von den Hofleuten als Geliebte des Kaisers betrachtet, unter strenger Obhut. Aber auf die sinnliche Natur Gersuinds vermag Kaiser Karls Enthaltsamkeit und Würde keinen erzieherischen Einfluß auszuüben. Sie entweicht in den Nächten aus der Villa und gibt sich in den Schenken allen preis, in greulichen Orgien, wie sie der ehrbare Kanzler Ercambald,

ihr Todfeind, im dritten Akte in breiter Ausführlichkeit schildert. Darüber erzürnt sich denn auch der verliebte Kaiser. „Schlag mich!" trotzt sie ihm entgegen. „Ich bin kein Büttel," entgegnet er. „Man wird dich in die Heimat bringen, zu deinem Gott der Greuel, den du ehrst! Dort wälze dich im Kot: gedenk nie meiner!" Dazu kommt es nun nicht, der immer bereite Norico nimmt sich des zusammenbrechenden Mädchens abermals an und bringt sie zu den Nonnen zurück, die sie liebevoll aufnehmen. In ihrer Gebrochenheit läßt Gersuind alles willenlos mit sich geschehen, der Tod sitzt ihr in der Brust: ein alter Mann — Ercambald, der würdige Kanzler! — hat ihr während jener Orgie in einen Becher Weins, den sie gierig getrunken, den Gifttrank gemischt. Und so findet sie denn Kaiser Karl, als er, sie in wilder, dunkler Sehnsucht suchend, das Kloster betritt, als Tote wieder, mit einem halben Heiligenschein um das Haupt: „Sie narrt mich mit der Maske einer Heiligen," sagt er. Ercambald gesteht den Mord ein: er mußte die zauberische Dirne töten, damit der Kaiser und der Staat nicht an ihr zugrunde gingen. Die Szene deckt sich in ihrem Inhalt mit dem Ausgang des Grillparzerschen Trauerspiels: „Die Jüdin von Toledo". Und wie dort Alphons der Edle von der Leiche Rahels, wendet sich hier Kaiser Karl von der Leiche Gersuinds seinem Königshandwerk wieder zu: „Der alte Kriegsknecht, Kaiser Karl, schreit, wie ein Hirsch nach Wasser, nach den Stürmen, darin er frisch geatmet lebenslang: nach Waffenlärm! nach Männerkampf! nach Krieg!" Ein verliebter Greis, ob es nun Bartholo oder Kaiser Karl ist, leidet auf der Bühne immer an dem Fluche der Lächerlichkeit: einzig die Tragik seiner Leidenschaft kann ihm darüber hinweghelfen. Dies hat Gerhart Hauptmann zwar gefühlt, aber es ist ihm nicht geglückt, das Gefühl zum überzeugenden Ausdruck zu bringen. Um des Kaisers Liebe den Zuschauern begreiflich und entschuldbar zu machen, hätte Gersuind liebenswert oder dämonisch sein müssen. Aber sie ist in dem naseweisen, frechen Straßenmädchen der Großstadt stecken geblieben. Eine sinnlich dämonische Natur sollte sich in einer leidenschaftlichen Szene gegenüber Norico austoben, sollte ihre Verführungskünste gegen den Kaiser durch die ganze Tonleiter spielen lassen; statt dessen wird uns von ihren Abenteuern nur erzählt, und in ihren Begegnungen mit dem Kaiser ist sie gleich fern von dem Reiz einer Sirene wie von der Wollust einer Messalina. Sie läßt den Zuschauer ebenso kalt wie im Bühnenspiel den Grafen Norico, und wie sie keine Begierden erweckt, traut sie ihr auch keiner zu. Sie ist zu dünnleibig und altklug dazu. Die dürftige Handlung — sie besteht nur aus dem Fortschicken und dem Wiederholen und dem Wiederfortschicken Gersuinds — steigert noch die Komik des alten Kaisers, der sich stets wie der Herr der Welt gebärdet und nicht Herr eines Mädchens werden kann. Der weise Alcuin faßt den Konflikt dahin zusammen: „War dieses Kind unschuldig, keusch und treu, wär' es gegangen, wie es immer ging: ein Kaiserjöhnlein mehr! und damit gut! nun aber kam es so: sie blieb ihm fremd, und er bezwang sie nicht! Und dort, wo seine Sinne bettelten, hielt ihn unbeugsam eigener Stolz zurück." Daraus hätte sich wohl ein tragischer Schluß entwickeln lassen, nur hätte er von Gersuind oder dem Kaiser ausgehen und nicht durch Ercambalds doppelte Giftmischerei — durch seine schmähliche Anklägerei und den vergifteten Trank — herbeigeführt werden müssen. Im Vergleich zu der Komödie: „Die Jungfern vom Bischofsberg" hat das Legendenspiel „Kaiser Karls Geisel" eine straffere dramatische Form und Haltung, aber auch hier spielen die Erzählung und die Schilderung des Nebensächlichen noch eine zu große Rolle, und der Fortgang der Handlung setzt sich nur äußerlich fort, eine innere Entwicklung der Charaktere wird nicht versucht. Daß ein alter Mann, auch wenn er Namen, Kleid und Attribute Karls des Großen trägt, mit seinem perversen Gelüst nach der Pfütze, das er aber doch aus Ekel nicht zu befriedigen vermag, und ein freches Dirnchen, die mit ihrer Nichtsnutzigkeit prahlt, auf die Dauer dem Publikum keine Teilnahme abgewinnen können, da das einzige ausbleibt, was wir erwarten: ihre Läuterung, leuchtet ein, und so zog der Dichter auch diesmal, trotz der feineren Ausführung seiner Dichtung, eine Niete.

In den drei einaktigen Stücken, unter dem Gesamttitel „Vom andern Ufer“ von Felix Salten, die das Lessing-Theater am Mittwoch, den 16. Oktober 1907 zum ersten Mal aufführte, machte es uns mit einem neuen Manne auf der Bühne bekannt. Felix Salten ist ein Wiener Schriftsteller, an der Schwelle der vierziger Jahre, der sich durch Theaterkritiken, Essays und Novellen seinen Ruf erworben hat. Die drei Stücke beweisen seine Kenntnis der Bühne, eine scharfe Beobachtung des Wiener Wesens und einen feingeschliffenen Dialog. Einen nachhaltigen Erfolg können solche Kleinigkeiten, wie geistreich sie sich auch zuspitzen, nicht erzielen und selbst als Talentprobe nur im bescheidenen Sinne gelten, da ihre Handlung dürftig und ohne dramatische Steigerung ist. „Graf Festenberg“, eine Komödie, spielt unter österreichischen Aristokraten. Ein Graf Laurentin hat seine Nichte Helene mit einem liebenswürdigen Grafen Max Festenberg verheiratet. Nach dreivierteljähriger, glücklicher Ehe gelingt es dem Sohne des Grafen Laurentin, den Grafen Festenberg als ehemaligen Kellner zu entlarven und dem Polizeikommissar auszuliefern. Salten gefällt sich darin, die feinen und vornehmen Lebensformen, die „adelige“ Gesinnung und das tiefe Gemüt des Kellners dem trockenen gräflichen Schleicher Aristides gegenüber, der uns äußerlich wie innerlich als minderwertig im Vergleich zu seinem Nebenbuhler gelten soll, auszumalen, und seine Ansicht gipfelt in dem Wort, das Helene ihrem Vetter bei dem Fallen des Vorhangs ins Gesicht schleudert: „Du Schuft!“ Das ist nun meine Ansicht nicht; der Lump ist der Kellner trotz des Glorienscheins, mit dem ihn der Verfasser umgibt. Mögen sich doch Kellner und Komteß heiraten, wenn sie sich lieben, aber der Kellner muß dabei eben Kellner bleiben und die Arglose nicht mit erschwindeltem Grafentitel betrügen. Auch das zweite Stück: „Der Ernst des Lebens“, das als Schauspiel bezeichnet wird, schließt mit einer grellen Dissonanz. Hier übernimmt der Aristokrat Hugo Freiherr von Neustift die glänzende und der demokratische gelehrte Flegel Dr. Konrad Hopfner die Jammer-Rolle. Beide Männer können sich nicht ausstehen, obgleich oder weil Hopfner der Lehrer Hugos gewesen ist und seine Schwester geheiratet hat. Trotz dieser Feindschaft bittet Hugo, der sich leidend fühlt, seinen Schwager, einen berühmten Arzt, ihn zu untersuchen. Hopfner konstatiert eine tödliche Krankheit und ist gemütsroh genug, seinem Schwager das nahe Ende anzukündigen. Mit unverhehlter Schadenfreude, weil ihm das Genußleben, der Müßiggang und die vornehme Haltung Hugos immer Haß und Neid erregt haben und er sich an dem Schrecken und den Klagen Hugos weidet. Aber plötzlich verschließt dieser die Türe des Zimmers, ergreift einen Revolver und sagt kaltblütig zu dem Schwager: in einer halben Stunde schieße ich dich tot, nun zeige, daß du dem Tode ruhig entgegen schauen kannst. Eine heftige Unterredung hebt zwischen den beiden Männern an — zu lang für das gequälte Gefühl des Zuschauers und zu unwahrscheinlich für die gespannte Situation —, in der das moralische und demokratische Protzentum Hopfners elendiglich zusammenbricht, und endet, als die Stunde schlägt, mit der Ohnmacht Hopfners und dem Ausruf Hugos, der den Revolver auf den Schreibtisch wirft und Hopfner ironisch betrachtet: „So hab' ich sie mir ungefähr vorgestellt — die moralische Kraft.“ Wenn Hugo in der ersten Erregung über die Mitteilung Hopfners, in der Wildheit des ausbrechenden Hasses ihn niederschösse, würde ich seine Tat begreifen und für mildernde Umstände plädieren, aber die Rache, die er nimmt, ist einem Wehrlosen gegenüber unedel und beweist gar nichts gegen „die moralische Kraft“. Man kann dem Tode ruhig ins Auge sehen und doch unwillkürlich vor einem vorgehaltenen Revolver zurückfahren. Das dritte Stück: „Auferstehung“ versucht einen lustigen Ton anzuschlagen, kommt aber doch trotz des schwankartigen Grundmotivs über das Skeptische und Kaustische ebenso wenig wie sein Vorgänger hinaus. Es spielt in der bürgerlichen Sphäre. Auf seinem Krankenlager empfindet ein reicher Lebemann und Nichtstuer Gewissensbisse über seine Jugendsünden und beschließt, da er von den Ärzten aufgegeben ist, seine frühere Geliebte Marie zu heiraten, nach zehn Jahren der Trennung, in denen er

sich nicht weiter um sie und ihr Töchterchen Lotti bekümmert hat. Die Trauung geschieht, und alle erwarten den seligen Heimgang Konstantin Trübners, um die Erbschaft vergnüglich anzutreten. Aber statt zu sterben, wird Konstantin wieder gesund und spaziert nach vierzehn Tagen in gemächlicher Ruhe und Würde durch seine behagliche Wohnung. Aber während er sich mit leidlichem Anstand in die neuen Verhältnisse findet und Marie und Lotti als Frau und Kind behandelt, fühlen diese sich gedrückt und ihrem natürlichen Boden entrissen. Seit Jahren hat Marie in wilder, doch getreuer Ehe mit dem Klavierlehrer Leopold Schenk gelebt, und Lotti sehnt sich nach ihrem „Papa" und seinen Klavierstunden zurück. Herr Leopold Schenk erscheint denn auch, um seine Rechte geltend zu machen: er hat Frau und Tochter nur auf Zeit verliehen, zur Zeremonie der Trauung und des Begräbnisses, aber nicht auf die Dauer in ein fremdes Haus entlassen. Konstantin erkennt, daß er eigentlich der Überflüssige ist, der verschwinden muß. Und da er nun auch erfährt, daß seine Geliebte, eine Schauspielerin, während er mit dem Tode rang, für ihre Zukunft gesorgt und einen Kontrakt mit einem Berliner Theater abgeschlossen hat, läßt er seine Koffer packen und beschließt, eine lange Reise anzutreten, die ihn aus allen seinen früheren Verhältnissen und Verwicklungen löst. „Auf Wiedersehen in einer bessern Welt," sagt er abschiednehmend, und der Klavierlehrer erwidert: „Sie haben sich außerordentlich korrekt benommen." Ob er sich nun totschießt oder nur in die weite Welt geht, das bleibt der Phantasie der Zuschauer überlassen; es entspricht der ironischen Weise Saltens, sich jedem das Seinige denken zu lassen und über alle in kühler Überlegenheit zu lächeln. Nicht am wenigsten über seine eigenen Figuren, er steht zu hoch über ihnen, um wahrhaft mit ihnen zu fühlen, sie sind ihm Marionetten, mit denen er uns nicht die Wirklichkeit des Lebens, sondern geistreich paradoxe Puppenspiele auf dem Theater vorführt. Ob zum Bedauern oder zum Verspotten — er weiß es selber nicht.

Darüber ist sich nun Hermann Bahr in seinem Lustspiel „Die gelbe Nachtigall", das am Dienstag, den 10. Dezember 1907 zum ersten Male im Lessing-Theater zur Aufführung kam, klar: es geht rein und zweifelsohne auf die Verhöhnung des modernen Theaters hinaus, des berühmten Schauspielers, der gefeierten Sängerin und des findigen Theaterdirektors mit großartigen Inszenierungen und einem Stabe von fünf Dramaturgen, obwohl es in der Buchausgabe „meinem lieben Freunde Max Reinhardt in herzlicher Bewunderung und Verehrung" gewidmet ist. Die Absicht, das Theater als Betrug und Schwindel darzustellen, gelingt dem Verfasser in einer Reihe von Szenen auf das lustigste: der verwöhnte und hochmütige, blasierte und begabte Schauspieler Albert Korz, der sich einen Mohrenknaben und ein nubisches Mädchen in Diensten hält; die kleine, talentvolle, aber unansehnliche Sängerin Fanny Hobichler aus Arad, die dem Direktor und dem Publikum als Japanerin Inasa, als „gelbe Nachtigall" aufgeschwindelt wird und Furore macht; dieser Direktor Jason — er hat aus seinem wahren Namen Jacobson die drei mittleren Buchstaben gestrichen und gilt nun für einen Griechen oder Rumänen von Geburt —, der sich durch Willenskraft und rücksichtslose Ausnutzung der andern, durch zielbewußte Reklame und geglückte Unternehmungen zu einer beherrschenden Stellung in der Theaterwelt aufgeschwungen hat und sich in seinem Allmachtsgefühl spreizt, sind gut beobachtet, in ihrem innersten Wesen erkannt und lebendig vorgeführt, natürlich in grotesker Übertreibung, mit starkem Stich in die Karikatur, aber doch so, daß wir in allen wesentlichen Zügen die ursprüngliche Wahrheit und Wirklichkeit durchschimmern sehen. Und die übrigen Figuren, mit demselben satirischen Übermut und derselben Treffsicherheit hingestellt, betonen den parodistischen Charakter des Ganzen noch mehr. Dennoch bleibt die volle Wirkung aus, weil das Stück nur eine Aufeinanderfolge lustiger Szenen, ohne Einheit und Vertiefung der Fabel ist. Nicht nur nehmen die drei Hauptfiguren einander Luft und Licht weg, auch die Handlung besteht aus zwei dürftig verknüpften Hälften: die eine schildert, wie der eitle Albert Korz von einer klugen Aristokratin, der

Gräfin Tran, verleitet wird, sich für den Liebhaber ihrer Pflegebefohlenen, der Prinzessin Monica, zu halten und sie im Automobil zu entführen, während die kleine Prinzeß in Wahrheit ein Liebesverhältnis zu dem Chauffeur hat, der selbstverständlich ein verkleideter Graf ist, damit schließlich eine standesgemäße Heirat stattfinden kann; die zweite, wie Fanny Hobichler dem Direktor als „gelbe Nachtigall" vorgestellt und von ihm in die Höhe gebracht wird, dann plötzlich, vom Wahrheitskoller erfaßt, aus Ärger über den Direktor, der ihr die Gage kürzen will, in der Presse und vor dem Publikum die Täuschung eingesteht und statt der befürchteten Abweisung von dem ausverkauften Hause als Carmen mit „donnerndem Applause" gefeiert wird. Über die abenteuerliche Unwahrscheinlichkeit der beiden Fabeln kommt man ihrer Munterkeit wegen hinfort, aber das Unharmonische ihrer Verbindung und die Gewaltsamkeiten, mit denen sie Bahr zusammenzuschmieden versucht, stören den einheitlichen Eindruck. Im Buche macht sich die unerschöpfliche Redseligkeit Alberts, Jasons und Fannys, die auf der Bühne durch den Rotstift des Regisseurs auf ein erträgliches Maß zurückgebracht war, bis zur Ermüdung geltend. Sie sprechen eben nicht nur in eignem Namen, aus ihrem Charakter heraus, sondern sind zugleich die Sprachrohre Hermann Bahrs, der in ihnen seiner Weltverachtung Ausdruck leiht. Das Theater ist gewiß ein Schwindel — „denn es soll ja doch auch", sagt Korz fast feierlich, „und dies allein ist sein Zweck: es soll doch ein Spiegel des Lebens und die Chronik der Menschheit sein. Aber wir Schauspieler betrügen wenigstens nur von sieben bis um zehn, dann schminken wir uns ab. Das haben wir vor der übrigen Menschheit voraus, wir dürfen uns abschminken." Das ist eine Täuschung des guten Korz: niemals belügen und betrügen die Schauspieler sich selbst und ihre Umgebung mehr, als wenn sie sich abgeschminkt haben, ihr Ich lügt, nicht die Rolle, die sie spielen.

Das Königliche Schauspielhaus hatte in Wildenbruchs Schauspiel „Die Rabensteinerin" einen so großen Treffer gezogen, daß es kaum neuer Stücke bedurfte, um sein Publikum anzuziehen und zu fesseln. Seit ihm so zahlreiche Privattheater die Verpflichtung, die moderne dramatische Dichtung zu fördern, abgenommen haben, kann es sich mit einer gewissen Berechtigung auf die Pflege der klassischen Dramen zurückziehen und mit der Aufführung spärlicher Neuigkeiten sich begnügen. Von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg brachte es am Sonnabend, den 12. Oktober 1907 ein Lustspiel in drei Akten „Der letzte Funke" zur Aufführung, das nicht lange das Lampenlicht sah. Freundlichere Aufnahme fand am 11. März ein Lustspiel in drei Akten aus dem Russischen von Iwan Velitschko, in einer deutschen Bearbeitung von Ludwig Wolff: „Der Schrittmacher", das die alte Geschichte von dem älteren Manne, der sich in das junge Mädchen verliebt, während er doch nur den Schrittmacher für den wirklichen Liebhaber abgeben soll, und neidlos entsagt, nicht ungefällig behandelte. Literarische Beachtung indessen konnte einzig das Schauspiel in vier Akten von Rudolf Herzog „Auf Nissenskoog" beanspruchen, das am Sonnabend, den 14. Dezember 1907 zum ersten Male aufgeführt wurde. Es hat weder äußerlich so theatralisch wirksame Szenen, noch einen innerlich so fesselnden Konflikt wie Herzogs Schauspiel „Die Condottieri", das im „Neuen Theater" am 27. Oktober 1906 einen bedeutenden Erfolg errang. „Auf Nissenskoog" ist ein schleswig-holsteinisches Drama, das nur an Ort und Stelle wahrhaft nachempfunden werden kann, engbegrenzte Heimatkunst. Es will uns die Stimmung in den Herzogtümern, unmittelbar nach ihrer Besiegung durch die Dänen, im Frühjahr 1851 schildern. Kai Nissen auf Nissenskoog im südlichen Schleswig an der Küste der Nordsee und sein Schwager Professor Carlsen planen einen Aufstand gegen die Dänen. Ein alter Landsknecht, Oberst Riggersen, der in der französischen Fremdenlegion in Afrika gedient hat, übt ihnen die junge Mannschaft von den nächstgelegenen Gutshöfen und Kirchspielen ein. Sie sind von der Gerechtigkeit, der Notwendigkeit und dem schließlichen Gelingen ihrer abenteuerlichen Verschwörung so überzeugt, daß Kai Nissen seinen aus Hamburg zurückkehrenden Sohn, der in dem Kriege gegen die Dänen tapfer fechtend zweimal

verwundet worden ist, einen Feigling schilt, weil er nicht auf das törichte Unternehmen eingehen will und sich weigert, Hand daran zu legen. Auch Helge, des Professors Tochter, seine Braut, grollt ihm wegen seiner Verständigkeit. Die einzige, die zu ihm hält und den Plan der Männer verurteilt, ist die Großmutter, eine resolute Frau trotz ihrer Jahre, die den Gutshof aus der nachlässigen Wirtschaft ihres Sohnes wieder emporgebracht hat: sie rettet denn auch die ganze Gesellschaft, als die Dänen, durch den Übereifer eines jungen Burschen aufmerksam gemacht, sich der Verschwörer bemächtigen wollen, auf einem kleinen Dampfer, der sie in Sicherheit nach Hamburg bringt. Die Fabel ist so dürftig und die Stimmung des Ganzen weckt so gar kein Echo in uns, daß trotz der trefflichen Charakteristik der Figuren und mancher anheimelnden Einzelheiten die tiefere Wirkung ausblieb. Die Vorzüge des Stückes gehen in der Breitspurigkeit der Reden unter: auf drei knappe Akte zusammengedrängt, in noch schärferer Ausbildung des Konfliktes zwischen Vater und Sohn, ergriffe es die Zuschauer vermutlich noch einmal so stark.

Max Reinhardt hat sich in seinem „Deutschen Theater" und dessen Anhängsel den „Kammerspielen" im wesentlichen um neue Einrichtungen klassischer Dramen bemüht und die Vorführung von neuen Schauspielen auf ein Mindestmaß beschränkt. Kleists Schauspiel „Der Prinz von Homburg" und Schillers „Räuber" hatten im „Deutschen Theater", in den „Kammerspielen" eine Bearbeitung der Komödie des Aristophanes „Lysistrata" von Leo Greiner die größten Erfolge, während eine Vorführung von Calderons Drama „Der Arzt seiner Ehre" in jambischen Versen und mit manchen Milderungen des Textes von Rudolf Presber nach wenigen Darstellungen wieder verschwand. Die spanische Dramatik mutet den modernen Menschen mit ihrem Aberglauben und ihrem despotischen Ehrgesetz allzu befremdlich und unheimlich an, gerade das, was ihre Kraft und tragische Schönheit ausmacht, weckt in uns kein Echo mehr. Unter den neuen Darbietungen dieser beiden Bühnen erwähne ich das dramatische Gedicht in drei Akten: „Katharina Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber" von Karl Gustav Vollmoeller, das am Montag, den 9. Dezember 1907 in den Kammerspielen zur ersten Aufführung kam. Eine Mord- und Liebesgeschichte aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, die in Paris während der Kämpfe zwischen den Burgundern und den Armagnacs spielt. Die Gräfin betrügt ihren Gatten Raoul von Armagnac mit einem Herzog Jehan von Orleans, der zugleich ein großer Frauenjäger und Liederdichter ist. Sie verrät ihr Geheimnis im Schlaf, und der Graf beschließt, den Liebhaber am Gartentor, durch das er sich in das Schloß einschleicht, von seinen Armbrustschützen töten zu lassen. Seine Maßregeln sind aber so ungeschickt getroffen, daß die Gräfin dahinter kommt, und um den Geliebten zu retten, ihren zweiten Liebhaber, den schüchternen Ritter Tristan, der sie nicht zu berühren wagt, in den Garten schickt. Der opferbereite Tristan aber kehrt unverletzt wieder zurück, er ist in der Dunkelheit des Abends in eine Blutlache gefallen — Jehan von Orleans hat seinen Tod gefunden, und Raoul von Armagnac stellt sein Haupt auf dem Kamin im Schlafgemach seiner Gattin auf. Der Anblick dieses Hauptes erregt Todesgedanken in der Gräfin, sie drängt den Ritter Tristan, der nun aus dem platonischen in den begehrenden Ton übergeht, unter dem Vorwande, mit ihm zu entfliehen, aus ihrem Zimmer, um die Vorbereitungen zur Flucht zu treffen, und stürzt sich aus dem Fenster in die Seine, die an der Mauer des Schlosses vorüberfließt. Vollmoeller ist ein lyrischer, kein dramatischer Poet, die schwachen Ansätze der dramatischen Fabel werden in der lyrischen Hochflut, die zwischen Schwung und Schwulst, zwischen Tiefsinn und Unsinn über Liebe und Tod — diesen beiden Gottheiten ist das Gedicht gewidmet — ertränkt. Von den beiden Liebhabern erscheint nur einer auf der Szene, der andre bleibt hinter ihr, da aber sein Haupt im letzten Akt auf dem Kamin als Trophäe und Symbol prangt, figuriert es trotz seiner Stummheit in dem Verzeichnis der Personen des Dramas. Die Redseligkeit der beiden Hauptfiguren, der Gräfin

Katharina und des Ritters Triſtan, in einer Lage, wo ſie alles zum Handeln und zum knappſten Geſpräch drängt, hat etwas unfreiwillig Komiſches, das wenigſtens bei mir jede tragiſche Stimmung erſtickt, und die Gräfin, die den Ritter vor ſeinem Todesgange auffordert: „kommt, nehmt von meinen Brüſten die letzte Zehrung für die Ewigkeit", ſteht auf dem Gipfel der Unnatur. Vollmoeller verſucht es hier und da, ſeinen phantaſtiſchen Erfindungen einen Tupfen hiſtoriſchen Lokalkolorits aufzuſetzen, aber die Fabel ſelber wird dadurch nicht realiſtiſcher. In der Geſchichte waren Orleans und Armagnacs eine feſtverbundene Partei, der Herzog Ludwig von Orleans wurde nicht von einem Grafen Armagnac, ſondern auf Befehl des Herzogs von Burgund ermordet, und der Liederdichter Karl Herzog von Orleans iſt 1465 als ſiebzigjähriger Greis geſtorben. So kann der Kopf des Prinzen Jehan von Orleans auf dem Kamin noch weniger auf Wirklichkeit einen Anſpruch erheben als der Kopf Johannis des Täufers auf der Schüſſel der Salome.

Die erſten Preiſe in der diesmaligen Spielzeit haben ſich zwei Ausländer geholt, der Irländer Bernard Shaw mit ſeiner Komödie „Frau Warrens Gewerbe" und der Däne Guſtav Wied mit ſeinem Satyrſpiel „Zweimal zwei iſt Fünf". Schon ehe die Geſellſchaft des Hebbel-Theaters ihr eigenes Heim bezog, ſpielte ſie ſeit Sonnabend, den 16. November 1907 im Zentral-Theater erfolgreich, in einer muſtergültigen Darſtellung Shaws Schauſpiel in vier Aufzügen „Frau Warrens Gewerbe" in der Übertragung von Siegfried Trebitſch und nahm es dann im Anfang Februar auf ſeiner Bühne mit gleicher Anziehungskraft für das Publikum auf. Das Schauſpiel wurde ſchon 1893 geſchrieben, gelangte aber erſt am 5. Januar 1902 im Theatre of the new Lyric Club durch die Londoner freie Bühne zur Aufführung. „Dieſe Aufführung," erzählt Trebitſch in dem Vorwort zu der deutſchen Buchausgabe des Stückes, „die einen Entrüſtungsſturm entfeſſelte, der dem gewagten Thema galt, wurde nur einmal — tags darauf — wiederholt: die geſamte engliſche Preſſe ſchien von moraliſcher Panik ergriffen." Die engliſche Empfindlichkeit hat ſich mehr an Äußerlichkeiten als an dem wirklichen Inhalt des Stückes geſtoßen. Denn es feiert den Sieg, nicht nur der überkommenen Moralbegriffe, ſondern der echten tugendhaften Empfindung und Geſinnung. Ein junges Mädchen, Vivie Warren, ſagt ſich von ihrer Mutter los, als ſie deren unehrenhaftes und ſchändliches Gewerbe — Frau Kitty Warren iſt nach leichtfertiger Jugend beim herannahenden Alter die Verſorgerin berüchtigter Häuſer in Brüſſel, Wien und Budapeſt geworden, die ſie im Verein mit einem gewiſſenloſen Geldmann aus der Ariſtokratie, Sir George Crofts, hält — kennen lernt, ſchlägt verächtlich das Eheanerbieten aus, das ihr Sir Crofts macht, lehnt jegliche Unterſtützung von ſeiten ihrer Mutter ab und wird in dem ſtatiſtiſchen Bureau einer Freundin ſich auf eigne Füße ſtellen und durch ehrliche Arbeit ernähren. Auch ohne Hilfe und Liebe, die ihr der muntere und luſtige, aber leichtſinnige Frank, der Sohn eines Geiſtlichen, mit dem ſie während eines Landaufenthalts Bekanntſchaft und Flirt angeknüpft hat, freigebig verſpricht. Vivie mit ihrem praktiſchen Sinn, mit ihrem Mangel an romantiſchen und künſtleriſchen Neigungen, Einfällen und Liebhabereien, erſcheint ein wenig kalt, unliebenswürdig und trocken, aber ſie hat das Herz und den Verſtand auf dem rechten Fleck, wird von keinen Scheingründen, um das Unehrenhafte und Nichtswürdige zu verſchleiern, geblendet und von keinen ſentimentalen oder egoiſtiſchen Anwandlungen zur Nachgiebigkeit gegen das Gemeine verführt. So gewinnt ſie unſre Zuneigung, trotzdem ſie weder ein geiſtreiches noch ein reizvoll beſtrickendes Mädchen iſt, und ſteht inmitten der übrigen verlotterten Geſellſchaft — denn auch der ehrwürdige Samuel Gardner, Franks Vater, hat eine Vergangenheit, ein Verhältnis mit Frau Kitty Warren aus ſeiner Studentenzeit, ſo daß der boshafte Crofts die Vermutung äußert, Vivie und Frank könnten Halbgeſchwiſter ſein — rein, unſchuldig und heldenhaft da. Das Ganze hat ungleich mehr Form und Haltung eines dramatiſchen Spiels als die törichte und geſchwätzige Komödie Shaws „Menſch und Übermenſch",

mit der wir in der vorjährigen Spielzeit gelangweilt wurden. Die drei ersten Akte spielen im engsten Anschluß und Zusammenhang auf dem Lande in Surrey, mit einer Fülle heiter idyllischer Züge, der letzte, einige Wochen später in Honoria Frasers Bureau in London. Die sechs Figuren, gut beobachtet, im scharfen Umriß lebendig hingestellt, gerade durch ihre Schwächen und Fehler menschlich anziehend, auch wo ihre moralische Minderwertigkeit abstößt — jede eine treffliche Rolle für den Schauspieler — besitzen gegenüber den Gestalten in den andern Stücken Shaws einen besonderen Vorzug: sie befleißigen sich einer angemessenen Kürze der Rede und bleiben nach Möglichkeit bei der Sache. Von allen Schöpfungen Shaws, die ich kenne, möchte ich „Frau Warrens Gewerbe" für sein bestes, nach meinem Geschmack für sein einziges echtes Theaterstück erklären, die andern führen den Titel mit Unrecht.

Von der Shawschen Komödie behält man einen sauer-süßen Geschmack auf der Zunge, von dem Satirspiel des Dänen Gustav Wied „Zweimal zwei ist Fünf" einen leichten angenehmen Weingeschmack. Denn trotz der satirischen Betonung auf dem Titel ist die Sache noch einmal so harmlos und scherzhaft als der Inhalt des Shawschen Stücks. Möglich, daß Wieds Spötteleien und Karikaturen der dänischen Gesellschaft in Kopenhagen eine schärfere persönliche Spitze haben, bei uns kommen sie über die wohlfeile Verhöhnung des bürgerlichen Philistertums und eine bescheidene Verherrlichung der künstlerischen Bohème nicht hinaus. Wieds Komödie ist in der deutschen Übertragung von Ida Anders im „Kleinen Theater" am Dienstag, den 18. Februar zum erstenmal aufgeführt worden und findet seitdem jeden Abend den verdienten Zuspruch und Beifall. Ein Schriftsteller und Lehrer, Paul Abel, ein feiner humoristischer Kopf, ist wegen eines angeblich unsittlichen Buches zu einer Gefängnisstrafe verurteilt: darüber läuft ihm seine junge Frau Ester zu ihren Eltern weg und er wird von seinem Direktor entlassen. Aber er hat in einer Frau Kammerherrin, einer Gräfin, deren Sohn er früher unterrichtet, eine mütterliche Freundin und Gönnerin: sie bietet ihm die Redakteurstelle eines konservativen angesehenen Blattes an, das unter ihrem Patronat steht. Zuerst schlägt der Demokrat Paul Abel das Anerbieten natürlich aus, aber im Gefängnis besinnt er sich eines besseren, und als Ester, seine hübsche Gattin, wieder zu ihm zurückkehrt, nimmt er, da er eben seiner Geliebten Othella Lustig, die ihn mit einem Rennfahrer betrügt, den Laufpaß hat geben müssen und die Leere in seinem Herzen schmerzlich empfindet, die Stellung mit fünftausend Kronen Gehalt „um des Vaterlandes willen" an: Zweimal zwei ist fünf. Nicht die spärliche Handlung, die flotte Charakteristik der Figuren, die Gegenüberstellung der verknöcherten, scheinheiligen, wetterwendischen Philistergesellschaft und der munteren und aufrichtigen Schriftsteller, Maler, Artisten und ihres weiblichen Anhangs, die ihre Sache auf nichts gestellt haben und den Kopf immer oben behalten, die drollige Schilderung des Gefängnisses und seiner Insassen, zuerst und zuletzt die heitere Laune des Verfassers, in der die optimistische Gutmütigkeit der Satire die Wage hält, machen den Reiz des Stücks aus: der Zuschnitt ist durchaus alte Schule, an Benedix und Moser erinnernd, die Farben allein schillern in die Moderne. Mit höherem Anspruch trat am 5. Dezember 1907 auf der Bühne des „Kleinen Theaters" eine Komödie in drei Akten „Mandragola" von Paul Eger auf, einem 1881 in Wien geborenen Schriftsteller. Er hat den Stoff der bekannten Komödie Machiavellis in ein zierliches, parfümiertes Festgewand gekleidet, aber zugleich den ursprünglichen kräftigen Wein mit einer starken Dosis Zuckerwasser versetzt. Aus der satirischen Hauptfigur der „Mandragora", dem spitzbübischen Bruder Timoteo, der die ganze Intrige leitet und ihr damit das Lokalkolorit und die Spitze gegen das Pfaffentum gibt, hat er einen Allerweltsdoktor Dromio gemacht, eine Mischung aus dem Parasiten Ligurio des Machiavelli und Figaro, dem Barbier von Sevilla. Damit wird die Komödie zu einer einfachen Ehebruchskomödie. Eine Freundin Bianca muß die Kühle und die Fischnatur der tugendsamen Beatrice, die sich trotz des albernen Gatten und der dummen Mutter nicht zum Ehebruch hergeben will, um ein Kind in das Haus zu bringen, durch Reden und Beispiel kitzeln

und reizen und der Liebhaber Florio zweimal seine Leidenschaft in wohlklingenden Versen ausströmen lassen, ehe ihm die Spröde in die Arme sinkt. Vergißt man indessen Machiavellis Dichtung und das alte Florenz, nimmt man das Ganze als Theaterscherz im Renaissancekostüm, ohne tiefere Wahrheit und Bedeutung, so freut man sich des geschickten Aufbaus der Komödie und des leichten Flusses der Verse. Die Frivolität des Inhalts kommt für Zuschauer, die an Wedekind gewöhnt sind, nicht in Betracht. Die andern Neuheiten dieser Bühne: ein Abenteuer in drei Akten von Bernard Shaw „Kapitän Braßbounds Bekehrung" — ein Drama von dem Franzosen André Gide „König Kandaules" und ein kriminalistisches Schauspiel in vier Akten von Richard Fellinger „Der Unsichere" verschwanden nach wenigen Vorstellungen wieder von den Brettern.

Dem „Neuen Theater" unter Schmiedens Leitung verdanken wir zwei interessante Gastspiele. Am Montag, den 30. September 1907 und den folgenden Abenden trat die Gesellschaft des National-Theaters in Christiania auf; sie spielte die Ibsenschen Stücke: „Baumeister Solneß" — „Rosmersholm" — „Ein Puppenheim" und „Gespenster". Diejenigen unter den Verehrern des Dichters, die sich von diesen Vorstellungen in seiner Sprache, von seinen Landsleuten, in ihrer heimischen Einrichtung besondere Genüsse versprochen hatten, erfuhren eine arge Enttäuschung. Die Aufführungen blieben im Spiel der Schauspieler wie in der Ausstattung der Szene weit hinter den unsrigen zurück. Frau Johanne Dybwad, der Stern der Gesellschaft, die nacheinander Hilde Wangel, Rebekka West, Nora und Frau Alving darstellte, ist eine begabte Schauspielerin, aber ohne genialischen Hauch. Das Ganze steckte stimmungslos in dem Ton und Charakter einer Provinzialbühne. Am Dienstag, den 14. Januar erschien Frau Eleonora Duse mit einer leider sehr unzureichenden Gesellschaft: sie spielte an diesem und an den nächsten Abenden in d'Annunzios „Gioconda", in Dumas' „Kameliendame", in Ibsens „Hedda Gabler" und in Sudermanns „Heimat". Mit seinen Neuigkeiten hatte das Theater weniger Glück und Erfolg. Die Satire in drei Akten „Das Ungeheuer", von Jon Lehmann, konnte sich trotz der Reklame, die ein anfängliches Zensurverbot für sie gemacht hatte, und der Lustigkeit der ersten Vorstellung am 13. November 1907 keines dauernden Zuspruches erfreuen. Dabei ist das Grundmotiv der Fabel voll Spott und Komik. „Das Ungeheuer" ist der Name eines furchtbaren Panzerschiffes, das der russischen Flotte die Überlegenheit über alle andern Flotten sichern soll. Schade nur, daß es der Zwillingsbruder der Potemkinschen Dörfer ist und bloß in Plänen und Abbildungen existiert, während in Wirklichkeit dem Zaren ein alter, phantastisch aufgetakelter Kasten vorgeführt wird. Größere Zustimmung fanden zwei französische Stücke Henri Bernsteins: „La rafale", das Rudolf Lothar in einer geschickten Bearbeitung unter dem Titel „Baccarat" am 7. Dezember 1907 auf die Bühne brachte, und „Simson", das am Freitag, den 7. Februar mit Ferdinand Bonn in der Rolle des Jacques Brachard, der sich vom Lastträger zum Bankier emporgearbeitet hat und dreißig Millionen als moderner Simson opfert, um den Liebhaber seiner Frau in einem Börsenkrach zu vernichten und dadurch ihre Liebe und Bewunderung zu gewinnen, einen stürmischen Erfolg errang. Die Verbindung von Börsenspiel und Ehebruch in den Schauspielen Henri Bernsteins berührt ein modernes Publikum an seiner empfindlichsten Seite: es sieht in diesen Stücken trotz ihrer Abenteuerlichkeiten ein Abbild der Wirklichkeit und findet bewußt und unbewußt in ihnen eine Offenbarung seines eigenen innersten Dichtens und Trachtens, Fleisch von seinem Fleisch.

Am Sonntag, den 8. März vereinigten sich alle Berliner Theater, den siebzigsten Geburtstag Adolf L'Arronges zu feiern: jedes führte eines seiner volkstümlichen Werke in ausgezeichneter Darstellung unter dem freudigen Beifall des Publikums auf, das in L'Arronge den letzten Meister aus der guten alten Theaterzeit verehrt, wo es noch keine Moderne und keinen Magus aus dem Norden gab.

Karl Frenzel.

Die Völker Chinas.

Unter diesem Titel hat Dr. Alfred Forke, Professor des Chinesischen am Orientalischen Seminar in Berlin, einen früher von ihm gehaltenen Vortrag veröffentlicht[1]), der viel mehr enthält als der Titel verspricht. Es ist, wie der Verfasser selbst in seinem Vorwort sagt, eine Zusammenstellung des Wissenswertesten über die Bewohner Chinas, die seine Arbeit den gebildeten Laien bietet. Wir beschränken uns hier indessen auf den engeren, im Titel bezeichneten Gegenstand, der um so aktueller ist, als China über kurz oder lang, aller Wahrscheinlichkeit nach binnen kurzem, in den Strudel der Weltpolitik mehr noch, als in den letzten sechzig Jahren der Fall gewesen, hineingezogen werden und dann viel, ja alles davon abhängen wird, wie sich die verschiedenen Elemente der Bevölkerung zu den an sie herantretenden Fragen verhalten werden.

Der Ursprung des Stammes oder der Stämme, nach denen das große Völkerkonglomerat genannt wird, das wir jetzt als Chinesen, die Chinesen selbst unter anderm als die „hundert Familien" bezeichnen, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Nach den einen würden sie von den Akkadiern abstammen und aus deren Heimat in Babylonien nach der heutigen chinesischen Provinz Shensi eingewandert sein; nach andern würde es sich um einen tatarischen Stamm gehandelt haben, der sich ebenfalls dort festgesetzt und das Fürstentum Chin (Tsin) gegründet hätte. Die sagenhafte Geschichte der Chinesen läßt die ältesten Herrscher des Landes im heutigen Chili und Shantung residieren; erst die Herrscher der späteren Zeiten verlegen ihre Residenzen weiter nach Westen. Es dürfte auch ziemlich gleichgültig sein, wo der Ursprung der Chinesen zu suchen ist; denn woher auch der anfänglich unzweifelhaft nicht sehr zahlreiche Urstamm gekommen sein mag, heute sind seine Nachkommen so mit den Bewohnern, die sie bereits im Lande vorfanden, und mit den Einwanderern aus angrenzenden Stämmen vermischt, daß sich die ursprünglichen Rasseeigentümlichkeiten und Eigenschaften ganz verwischt haben und man unzweifelhaft recht hat, wenn man die Chinesen als Mongolen oder Mongoloiden bezeichnet. Unendlich viel wichtiger als der Einfluß, den diese Rasse auf die Schicksale Chinas ausgeübt hat, ist der der chinesischen Sprache und Schrift gewesen, der ersteren auf die Einheit des Reiches, der letzteren auf die kulturelle Bedeutung Chinas für ganz Ostasien. Die chinesische Sprache ist eine einsilbige, das heißt: sie flektiert nicht und stimmt darin mit der der Hinterindier (Annamiten, Birmanen, Siamesen) und Tibetaner überein, was auf eine gewisse Stammverwandtschaft zwischen ihnen allen zu deuten scheint. Jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das, was wir heute noch an Überresten der alten Bevölkerung Chinas im Süden und Westen des Reiches als Miaotso Lolo, Li-mu, Li-su, Schan, Pey und Kakyen vorfinden, zu den hinter-

[1]) Berlin, Karl Curtius. 1907.

indischen Völkern gehörte, ihnen wenigstens sehr nahe steht. Die Sprachen der Mongolen, der Mandschu, der Tataren- und Türkstämme, der Japaner und Koreaner gehören dagegen zu den agglutinierenden, die durch Aneinanderfügen von unverändert bleibenden Wurzeln flektieren. Wo aber Angehörige dieser Völkerschaften dauernd auf das Gebiet des eigentlichen China, selbst als Eroberer, übergetreten sind, haben sie bald die Sprache der Besiegten angenommen. Ein sprechendes Beispiel für diese Regel gewähren die Mandschu, die ihre Sprache, soweit es das Volk angeht, ganz verloren haben; selbst am Kaiserhofe und in den höchsten Adelskreisen hat sich das Mandschurische nur wie eine tote Sprache erhalten, die bei gewissen Zeremonien und für gewisse Formalitäten, Ausstellung von Adelsdiplomen, Beamtenpatenten usw. Anwendung findet, wie z. B. bis noch in die neueste Zeit das Lateinische in Österreich. Die chinesische Schrift dagegen ist der Träger der Kultur für ganz Ostasien gewesen, hat besonders auch Japaner und Koreaner in den Bann der Philosophie und der Ethik des Reiches der Mitte gezwungen und erhält sie noch in derselben; denn in diesen Punkten steht Japan China immer noch unendlich viel näher als Europa, trotz aller Dinge, die sich Japan während der letzten fünfzig Jahre von dem letzteren angeeignet hat. China hat Ostasien gegenüber durch seine Schrift dieselbe Rolle gespielt wie Griechenland und Rom dem übrigen Europa gegenüber.

Dr. Forke erwähnt nicht das Vorkommen einer autochthonen Negrorenrasse (Negrito?) in Westchina, von der Dr. Legendre in seinem Buche „Le Far West Chinois. Deux années au Setchouen“ behauptet, daß in dieser Provinz noch eine große Anzahl dieser Urbevölkerung rein erhalten sei, die sich später mit den durch die Chinesen von Osten nach Westen zurückgedrückten Lolos und schließlich mit den nachdringenden Chinesen vermischt habe. Dr. Legendre gibt das Verhältnis dieser Rassen in Szechuen als 2 Millionen Negroiden, 4 Millionen Unabhängige, d. h. unvermischte Lolos, 3 Millionen reine Chinesen und 31 Millionen Mischlinge. Unmöglich ist das Vorhandensein einer solchen Negrito-Urbevölkerung in Szechuen und vielleicht andern Teilen Chinas nicht; wir finden Überbleibsel zu ihr gehörender Stämme von den Philippinen bis nach Vorderindien, aber es wird weiterer Forschungen bedürfen, um die Hypothese Dr. Legendres festzustellen und die Folgerungen aus ihr zu ziehen. Von viel größerem Einfluß auf die Entwicklung der Geschichte Chinas als diese negroiden und hinterindischen Elemente sind jedoch die Völker gewesen, die an der Nord- und Westgrenze des Reiches gesessen haben und zum Teil noch sitzen. Mit den Tibetanern haben die Chinesen lange und blutige Kämpfe gehabt, die sich hauptsächlich im Becken des Tarim abgespielt und erst aufgehört haben, als klimatische und hydrographische Ursachen dasselbe in eine Wüste mit nur wenigen Oasen verwandelten. Viel später, unter der jetzigen mandschurischen Dynastie, ist Tibet politisch von China unterworfen worden, wenn es auch seine administrative Unabhängigkeit zum größten Teil bewahrt hat, eine Stellung, die durch die englische Expedition nach L'hasa und die sich daran knüpfenden englisch-chinesischen Verhandlungen wie durch das jüngste russisch-englische Abkommen befestigt worden ist. Um hier gleich der andern Außenländer Chinas zu gedenken, so hat es Anam an Frankreich, Birma an England und Korea an Japan verloren.

Was im Norden an China grenzte, waren tatarische, mongolische, tungusische und Türkstämme, mit denen die Bewohner des Reiches der Mitte in fortwährendem Kampfe lagen. Ob die Chau- und die Chin-Dynastie tatarischen Ursprunges waren, wie vielfach behauptet wird, läßt sich heute schwer nachweisen; jedenfalls repräsentierten beide, die letztere allerdings für längere Zeit als die erstere, das unruhig treibende Element in der chinesischen Geschichte. Bei andern Dynastien ist der fremde, d. h. nichtchinesische Ursprung unzweifelhaft. Ganz besonders im Norden sind diese Stämme häufig als Eroberer aufgetreten und haben ihre Herrschaft oft bis zum Hoangho und darüber, zweimal auch, und zwar die Mongolen und Mandschuren, über ganz China ausgedehnt; die letzteren beherrschen es sogar noch in diesem Augenblick. Alle diese Eroberer, mit Ausnahme der Mongolen, sind aber

von der chinesischen Kultur in ihre Fesseln geschlagen und den Unterworfenen assimiliert worden. Die Mongolen allein haben sich in gewissem Sinne diesen Einflüssen widerspenstig gezeigt und sind aus China vertrieben worden; der Schrecken ihres Namens stand aber über der Ming-Dynastie, deren erster Kaiser sie austrieb, und steht noch heute über den Mandschuren, obgleich sie längst die Mongolei bis an ihre fernsten Grenzen dem Reiche einverleibt haben. Die Furcht vor den Mongolen ist noch so lebendig, daß, als in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die langhaarigen Rebellen, die sich Taipings nannten, Peking bedrohten, die Regierung sich nur schwer entschließen konnte, ein kleines Kontingent mongolischer Hilfstruppen unter dem später so bekannt gewordenen Fürsten Sankolinsin heranzuziehen, und daß, wenn heute mongolischen Prinzen chinesische Prinzessinnen zu Gemahlinnen gegeben werden, diese nie leibliche Nachkommenschaft haben dürfen. Und dabei können die heutigen Mongolen wirklich nicht mehr als gefährlich angesehen werden. Denn wie Dr. Forke sehr richtig sagt, haben sie von den hervorragenden Eigenschaften ihrer Vorfahren, die durch ihre Kühnheit, ihre Tatkraft und körperliche Leistungsfähigkeit mehrmals ganz Asien und Europa erschütterten, wenig übrig behalten.

Von größerem Einfluß auf die Geschicke des Reiches könnten in einem gegebenen Augenblick die als Dunganen, Tarantchi (Sarten), Galtchi, Kashgarier und Kirgisen im Westen des Reiches lebenden und mit den Nachkommen eingewanderter Araber der mohammedanischen Religion angehörenden Türkstämme sein, die noch gegen 20 Millionen Anhänger in China zählen dürften, und in größeren oder kleineren Gemeinden über das ganze Reich, von Canton bis Peking, verbreitet sind, aber ihre Hauptsitze in Schensi, Kansu, Jünnan, Turkestan (das neue Gebiet) und Ili (Kuldscha) haben. Wenn man sich der mohammedanischen Empörung in Jünnan und des dort entstandenen Sultanats von Tali, mit dem Englisch-Indien kokettierte, und des Aufstandes der Dunganen erinnert, der dann unter Jakub Bey zur Gründung eines allerdings nur kurzlebigen mohammedanischen Reiches führte, mit dem Rußland und England Fühlung suchten, und welches das letztere von China anerkannt zu sehen wünschte, so wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß eine panislamitische Bewegung in Zentralasien, deren Bewohner mit den Türkstämmen in China eng verwandt sind, eine große politische Rolle zu spielen berufen sein könnte. Der Mohammedanismus hat seine werbende religiöse Kraft noch nicht eingebüßt; er bietet seinen Bekennern viel mehr als das Christentum und der Sozialismus bieten können: vollständige religiöse und soziale Gleichberechtigung, und es ist schwer zu sagen, zu welchen Taten der Aufopferung eine fanatisierte mohammedanische Bevölkerung nicht fähig sein sollte. Es müßte freilich, wie gesagt, ein Anlaß dafür vorhanden sein, der von China kaum ausgehen könnte.

Ein interessantes Beispiel von der Aufsaugungskraft des Chinesentums bieten die Mandschuren, die Eroberer und Beherrscher Chinas, die so vollständig chinesische Sitten und Anschauungen in sich aufgenommen haben, daß sie vielfach, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, mit Recht chinesischer als die Chinesen genannt werden könnten. Nach der Eroberung Chinas wurden den Mandschuren gewisse Vorrechte verliehen: sie bildeten eine Anzahl der Banner, deren Angehörige Sold in Geld und Reis und vielfach Ackerland erhielten; mandschurische Garnisonen wurden in die Hauptstädte der Provinzen verlegt, und ihren Befehlshabern, den Tatarengeneralen, der Rang mit, aber vor den Generalgouverneuren gegeben; in den hauptstädtischen Ministerien waren stets je ein Mandschure und ein Chinese Präsidenten und Vizepräsidenten, und viele reichen Gewinn bringende Stellungen, besonders im Zolldienst, so die des Hoppo in Canton, wurden ihnen ausschließlich zuteil. Selbstverständlich waren der Hof und besonders dessen höchste Chargen ihre ausschließliche Domäne. Das ist mit der Zeit alles anders geworden. Die Bannerleute, die eine vortreffliche Truppe hätten abgeben können, haben immer mehr, besonders seit 1860 — sie haben sich in dem Jahre noch mit großer Bravour geschlagen — ihre kriegerischen

Eigenschaften eingebüßt und sind jetzt wenig mehr als eine recht undisziplinierte Miliz; die mandschurischen Garnisonen sind in den Städten, die von den Taipings erobert wurden, niedergemacht und nicht wieder ersetzt worden, in den andern sind sie verbürgert und verbauert; von den sonstigen Bevorzugungen, die den Mandschuren früher zuteil wurden, sind nach den letzten Nachrichten aus Peking viele aufgehoben oder sonst auf den Aussterbeetat gesetzt worden. So haben die Mandschuren ihren Wert und ihre Bedeutung als militärische Stützen des Thrones eingebüßt und zugleich ihre Stellung als bevorzugte Klasse verloren; sie werden jetzt noch mehr als früher in der Masse der chinesischen Bevölkerung verschwinden, die gegen die bestehenden Vorschriften längst auch die Grenzen der Mandschurei wie die der Mongolei überschritten und die Mandschuren und Mongolen, die man künstlich vor diesem Schicksal zu bewahren gesucht, immer weiter zurückgedrängt und aufgesaugt haben. Mit ihm, als dem in Zukunft maßgebenden Faktor, wird man daher bei einer Betrachtung der möglichen Entwicklung Chinas, wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich zu rechnen haben. Dr. Forke hat die Verschiedenheiten in dem Charakter der Bewohner der verschiedenen Provinzen des Reiches scharf und richtig gezeichnet. Was die Masse zusammenhält, ist einerseits der Konfuzianismus mit seiner starken Betonung der Familie, des Geschlechts und des Staates, die sich ebenso organisch auseinander entwickeln, wie der Vater, der Beamte und der Herrscher, anderseits der Stolz auf seine Kultur, die jeden Chinesen der Außenwelt, dem Barbaren, gegenüber auch noch heute beseelt. Wenn diese beiden Ringe, die China zusammenhalten, zerbrechen sollten, so ist nur das mit Bestimmtheit zu sagen, daß eine Zeit ebenso furchtbarer Anarchie hereinbrechen wird, wie sie China in vergangenen Jahrhunderten oft durchgemacht hat. Chinas Geschichte ist eine fortlaufende Kette äußerer Kriege und innerer Kämpfe, in die kräftige Herrscher nur einzelne Ruhepausen zu bringen vermochten; die längste wohl die mandschurischen Herrscher, freilich nur bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wer sich mit der inneren und äußeren Geschichte Chinas beschäftigt hat, weiß, daß die weit verbreitete Annahme, der Chinese sei kein Soldat, auf Irrtum beruht. Zu Kriegen und Aufständen gehören Leute, die bereit sind, ihr Leben in die Schanze zu schlagen, und daß es ihnen nicht an Führern von Talent gefehlt hat, beweisen noch aus unsrer Zeit Feldzüge wie der nach Nepal und die, welche zur Besiegung Jakub Beys geführt haben. Und auch die Auffassung ist eine irrtümliche, daß China mit einer erstarrten Masse zu vergleichen sei, der jedes Leben abgehe. Der Chinese bewegt sich langsamer als der Europäer und sein asiatischer Nachbar, der Japaner, aber, wo er mit den beiden als Händler, als Handwerker, als Kolonist in Wettbewerb getreten ist, hat er sich als der Stärkere erwiesen. Warum sollte das nicht auch auf andern Gebieten der Fall sein? Was die Völker Chinas nach dieser Richtung hin leisten können, gehört der Zukunft an; aber es wird keine uninteressante Aufgabe sein, ihnen dereinst auf dem Wege zu folgen, auf den äußere Einflüsse, nicht der eigene Wille, sie geführt haben. Dr. Forkes Vortrag bietet dazu eine vortreffliche Einleitung.

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Am Beginn seiner diesmaligen Frühjahrsreise hatte das deutsche Kaiserpaar am 25. und 26. März in Venedig eine Begegnung mit dem Könige von Italien, Viktor Emanuel III., der von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Tittoni, begleitet war, und wenige Tage später, am 29. März, stattete der Reichskanzler, der Fürst von Bülow, in Wien dem Freiherrn von Ährenthal, dem Minister Österreich-Ungarns, einen Besuch ab. Jetzt weilt er in Rom und hat Audienzen bei dem Könige und dem Papste und Unterredungen mit den Ministern Giolitti und Tittoni gehabt. Die politische Übereinstimmung des Dreibundes, die Freundschaft der Fürsten und der Zusammenhang der leitenden Staatsmänner konnte keinen besseren und wirkungsvolleren Ausdruck finden. Die Eisenbahnprojekte auf der Balkanhalbinsel, das österreichisch-ungarische und das serbische, haben ebenso lebhaft wie die beklagenswerten Zustände in der türkischen Provinz Mazedonien, wo trotz aller Anstrengungen Österreich-Ungarns und Rußlands Friede und Ordnung noch immer nicht einkehren wollen, die Aufmerksamkeit Europas wieder nach dem Südosten des Erdteils gelenkt. England schlägt zur Beruhigung des Landes die Ernennung eines Generalgouverneurs, der türkischer Untertan sein soll, für mehrere Jahre mit ausgedehnten Vollmachten, unter internationalem Schutze, vor, und auch Rußland hat den Mächten neue Vorschläge unterbreitet. Sie wollen im wesentlichen die beiden Mächte, Österreich-Ungarn und Rußland, die bisher allein die Last der Reformarbeit trugen, erleichtern, und die vier andern Mächte, Frankreich, England, Deutschland und Italien, zur Beteiligung und Verantwortlichkeit mit heranziehen. Wie die englischen Vorschläge betonen sie die Notwendigkeit energischer Maßregeln. Den Vertretern in der Finanzkommission sollen in bezug auf die allgemeine Kontrolle dieselben Rechte gewährt werden, die jetzt den beiden Zivilagenten Österreich-Ungarns und Rußlands zustehen. Der Finanzkommission wird die Kontrolle über das Gerichtswesen übertragen und das von den Mächten ausgearbeitete Justizreformprojekt der Pforte in vollem Umfange zur Annahme empfohlen. Für die Gendarmerie ist eine Vermehrung vorgesehen, durch die sie in den Stand gesetzt werden soll, eine Landwache zu organisieren, um nach Möglichkeit jedes einzelne Dorf zu beschützen. Am eigentümlichsten berührt der Vorschlag, „aus Wohlwollen gegen den Sultan" die Mitglieder der Finanzkommission, die Gehilfen des Generals der Gendarmerie und die Zivilagenten in den türkischen Staatsdienst eintreten zu lassen. Denn diese Übernahme der Beamten der internationalen Überwachung in den türkischen Dienst hatte in den letzten Monaten zu dem Zwiste zwischen der Pforte, die sie forderte, und den Botschaftern geführt, die sie einstimmig ablehnten. Es hatte eines starken Druckes der Mächte bedurft, um die Pforte endlich am 12. März zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Und nun tritt Rußland nach kaum drei Wochen so bereitwillig für den Wunsch des Sultans ein. Die englischen und russischen Vorschläge liegen den Mächten vor, und es ist abzuwarten, welche Beschlüsse aus deren Beratungen hervorgehen werden. Daß eine tatsächliche Beruhigung in Mazedonien

eintritt, ist nicht wahrscheinlich. Die Bewegung in der Provinz ist längst über ihr ursprüngliches Ziel, die Befreiung Mazedoniens von der türkischen Herrschaft und seine Vereinigung mit dem bulgarischen Fürstentum, hinausgegangen. Aus der bulgarischen Verschwörung ist der Krieg aller Volksstämme und aller Bekenntnisse, die in Mazedonien bestehen, geworden. Die bulgarischen Banden haben griechische, serbische und kutzo-wallachische Banden heraufbeschworen; Serben, Griechen und Kutzo-Wallachen vereinigen sich mit ihren Glaubensfeinden, der türkischen Bevölkerung, die immer noch die Mehrzahl ausmacht, um die Herrschaft der Bulgaren abzuwehren. Ein Generalgouverneur in Mazedonien nach dem englischen Vorschlage würde wie der Generalgouverneur in Kreta nur die Ablösung der Provinz von der Türkei vorbereiten. Die Ruhe aber würde er noch weniger in Mazedonien herstellen können als seinerzeit der Prinz Georg von Griechenland in Kreta. Dabei handelt es sich auf der Insel einzig um den Gegensatz zwischen Griechen und Türken, und dieser Gegensatz wird mit jedem Jahre schwächer, weil die Türken nach Kleinasien auswandern, während in Mazedonien vier Volksstämme und drei religiöse Bekenntnisse sich bekämpfen und kein Volksteil die Möglichkeit der Auswanderung hat. Zunächst haben die Aussichten auf neue europäische Verhandlungen und die Ungewißheit ihres Ausganges die Hoffnungen der bulgarischen Komitees im Fürstentum und in England wieder aufleben lassen und die dumpfe Unruhe in der Provinz erhöht. Der neue Kommandant der Gendarmerie, der an die Stelle des plötzlich verstorbenen di Georgis von den Mächten berufene italienische General Robilant, ist denn auch von der Pforte in Rücksicht auf die bedenkliche Lage ohne Zögerung bestätigt worden.

Dies Auftauchen der orientalischen Frage verleiht der Reise des deutschen Kaisers nach seinem neuen Besitztum, dem Achilleion auf Korfu, dem ehemaligen Schlosse der Kaiserin Elisabeth bei dem Dorfe Gasturi, neun Kilometer von der Hauptstadt der Insel der Phäaken, einen bedeutsamen politischen Hintergrund. Der Kaiser tritt in Korfu den Wirrnissen und den Zukunftsträumen der Balkanhalbinsel zum ersten Male persönlich näher. Er lernt die Gegensätze, die sich hier durchkreuzen, slawische, griechische und türkische, altererbte, auf Eroberung und eine mehr als vierhundertjährige Herrschaft gestützte Rechte und neu erstarktes nationales Bewußtsein, österreichisch-ungarische und italienische Bestrebungen und Ansprüche aus unmittelbarer eigener Anschauung kennen. Griechen, Albanesen, Montenegriner werden ihn huldigend empfangen. Es ist romantisches Land, das er betritt, von Skanderbeg, dem Türkenschrecken im fünfzehnten Jahrhundert, bis zu Ali, dem Pascha von Janina, dem Zeitgenossen Napoleons und Lord Byrons, reich an Helden, Räubern und Tyrannen. Diese Inseln, diese Küste gehörten einst den Venezianern, überall grüßt noch von verfallenen Burgen und Palästen der Markuslöwe. Die graue Adria ist ein historisches Meer, berühmt durch Seeschlachten und Piratenzüge. Deutschland hat seit dem Berliner Vertrage von 1878, der den Frieden zwischen Rußland und der Türkei herbeiführte und bis heute die Rechtsgrundlage für die politischen Verhältnisse der Balkanstaaten bildet, die Rolle des ehrlichen und uneigennützigen Vermittlers zwischen der Türkei und den Großmächten übernommen und in dem stillen Zwiespalt der Interessen zwischen seinen beiden Verbündeten, Österreich-Ungarn und Italien, sänftigend und ausgleichend gewirkt. Die genauere Kenntnis, die der Kaiser jetzt in der Berührung mit der Bevölkerung unter dem leibhaftigen Eindruck der Dinge, der adriatischen und albanischen Atmosphäre empfangen wird, kann nur dazu beitragen, die Politik Deutschlands im Sinne des Friedens, der Reformen und der Entwicklung des Verkehrs in diesen Ländern zu bestärken. Nach einem Aufenthalt von neun Tagen in Syrakus, Messina und Palermo ist das Kaiserpaar unter dem Jubel der Bevölkerung am 10. April in Korfu eingetroffen und die Kaiserstandarte auf dem Achilleion gehißt worden.

In dem andern Brennpunkt der europäischen Interessen, in Marokko, hat sich eine Wandlung zum Besseren, zur festeren Gestaltung noch immer nicht eingestellt.

Bei ihrem Mangel an Geldmitteln sind die feindlichen Brüder Abdul Asis und Muley Hafid nicht imstande, einander im Kampf zu begegnen. Alle Anstrengungen der Anhänger Muley Hafids, in Fez auch nur einen kleinen Heerhaufen zusammenzubringen, sind gescheitert. Dagegen verlautet jetzt, eine gut ausgerüstete Mahalla des Sultans Abdul Asis habe sich mit zwanzig Kanonen von Rabat gegen Fez in Bewegung gesetzt. Aus den Nachrichten und noch mehr den Gerüchten empfängt man wohl den Eindruck, daß es überall im Lande gärt, aber es fehlt an einem von allen anerkannten Führer, wie es im Sudan der Mahdi war, und an Geld, Munition und Waffen. Und ohne diese bleibt auch die feurigste Predigt des heiligen Krieges ein Schlag ins Wasser. Die Boten Muley Hafids an den General d'Amade sind unverrichteter Sache heimgekehrt: der General hat ihm geraten, sich schleunigst seinem Bruder, dem rechtmäßigen Sultan, zu unterwerfen. Ihrerseits kommen freilich auch die Franzosen nicht recht vorwärts. Die Akte der Konferenz von Algesiras und die Opposition im Parlament schränken ihre Tätigkeit auf den Schutz der Küstenstädte und die Besetzung des Weichbildes von Casablanca ein, bei der es oft nicht ohne Grausamkeit und die Tötung von Frauen und Kindern abgeht. Jaurès bereitet dem Ministerium an der Spitze der Sozialisten in der Deputiertenkammer durch seine Anfragen und Angriffe einen zwar nicht erfolgreichen, aber unaufhörlichen Kleinkrieg, der den Kämpfen mit den Marokkanern ähnelt. Wie jene, verliert er immer das Treffen, aber er steht ebenso rasch wieder auf. Eine Reihe von Tagesordnungen haben der Regierung das Vertrauen der Kammer bezeugt; zwischen den Zeilen jedoch liest man die heimliche Sorge, ein Zufall oder eine Unvorsichtigkeit könnte Frankreich in ein unberechenbares Abenteuer stürzen. Wenn nicht mehr Soldaten der Fremdenlegion, algerische Schützen und Spahis allein, sondern Kinder Frankreichs in größerer Anzahl an den marokkanischen Gefechten sich beteiligen müßten, würde die Stimmung in Paris einen gefährlichen Umschwung erfahren. Auch für Frankreich ist darum die rasche Lösung der Verwicklung und die Wiederherstellung der Ordnung und einer festen Zentralregierung in Marokko ein dringendes Bedürfnis. Von der Konferenzakte versprach sich Europa Ausdehnung und Steigerung seines Handels, statt dessen ist ein bedauernswerter Rückgang eingetreten, und die fortschreitende Anarchie im Lande läßt keine baldige Besserung der Zustände hoffen. Der von den Franzosen so gefürchtete Tag kann kommen, wo das allgemeine europäische Interesse ein gemeinsames Vorgehen, wie seinerzeit in China, fordert.

In England ist eingetreten, was seit dem Anfang des Jahres vorauszusehen war: der leitende Minister Sir Campbell Bannerman ist wegen seiner schweren Erkrankung von seinem Amte zurückgetreten. Der Schatzkanzler Asquith teilte dem Unterhause in der Sitzung vom 6. April die Abdankung mit. In den Annalen der englischen Geschichte, sagte er, gibt es keinen Mann, der nach langen Jahren, in denen er im dichtesten Getümmel des politischen Kampfes gestanden, das höchste Amt der Krone unter so allgemeiner Beliebtheit und mit größeren Verdiensten niedergelegt habe wie Campbell Bannerman. Das Unterhaus vertagte sich darauf, nachdem der Führer der Opposition Balfour seine Zustimmung dazu ausgesprochen und dem Mitgefühl der Opposition für den scheidenden Minister warmen Ausdruck verliehen hatte, bis zum 14. April. Unmittelbar nach der Sitzung ist Asquith nach Biarritz abgereist, wo König Eduard VII. weilt, um von ihm zum ersten Minister ernannt zu werden. Sir Henry Campbell Bannerman kränkelte seit längerer Zeit, der Tod seiner Gattin hat dem zweiundsiebzigjährigen Mann eine schwere Wunde geschlagen, die seine physischen Leiden verschärfte. Seit Monaten mußte er den Sitzungen des Hauses und allen Geschäften fern bleiben. Lange war er der Führer der liberalen Partei gegen die konservative Regierung Balfours und Chamberlains. Der liberale Wahlsieg im Januar 1906 brachte ihn an die Spitze der neuen Regierung. Zu den hervorragenden englischen Staatsmännern wird man ihn nicht zählen dürfen: ein Vergleich mit Gladstone und D'Israeli ist ausgeschlossen. In seinem eigenen Ministerium war Asquith der bedeutendere Kopf, aber Campbell

Bannerman wußte die liberale Partei durch sein glückliches Temperament, seine Ehrlichkeit und Mannhaftigkeit zusammenzuhalten und in der Debatte durch einen frischen Alltagshumor das Ohr des Hauses, auch einem so geistreichen und scharfsinnigen Redner wie Joe Chamberlain gegenüber, zu gewinnen. Manche der vorgeschrittenen Liberalen sahen ihn in der Regierung als den Vertreter ihrer Anschauungen an, während sie Asquith für einen rückständigen Whig und Imperialisten halten. Aber auch Campbell Bannerman hat trotz seiner radikalen Neigungen nicht hindern können, daß sich die sozialistischen Arbeitervertreter im Unterhause zu einer besonderen Partei zusammenschlossen und der Regierung mehr als einmal schroff entgegentraten. Das liberale Ministerium hat zu große Hoffnungen und Wünsche erweckt, zu viel unternommen und zu wenig erreicht. Sein Schulgesetz ist im vergangenen Jahre an dem Widerstande des Oberhauses gescheitert, und die geplante Arbeiterversicherung steckt noch in den Anfängen. Dagegen hat es mächtige Gegner durch seine Absichten in die Schranken gerufen: die anglikanische Kirche, weil es aus den Gemeindeschulen den Religionsunterricht ausschließen will; die Brauer und die Bier- und Branntweinwirte, weil es die Schankkonzession einzuschränken beabsichtigt; die Bergwerkbesitzer durch die Vorlage eines Gesetzes über die Einführung des Achtstundentages in den Bergwerken. Zugunsten der Regierung spricht der Abschluß des Finanzjahres 1907 am 31. März 1908, das einen Überschuß von beinahe fünf Millionen Pfund Sterling der Einnahmen über die Ausgaben gebracht hat: sie kann also den sozialistischen Forderungen hinsichtlich der Arbeiterversicherung wieder einen Schritt näher kommen.

In Deutschland haben die Verhandlungen und Vorgänge im Reichstage und im preußischen Landtage bei der verhältnismäßigen Windstille in der Weltpolitik fast ausschließlich die öffentliche Aufmerksamkeit und Teilnahme in Spannung gehalten. Den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel bringt das deutsche Volk nur ein geringes Interesse entgegen: es verläßt sich dabei ganz auf seinen Verbündeten Österreich-Ungarn, der mit seinen eigenen auch die deutschen politischen und wirtschaftlichen Ansprüche kraftvoll und wirksam vertritt und fördert. Den hitzigen Schwärmern, die eine große deutsche Aktion in Marokko forderten, hat die wenig beneidenswerte Lage der Franzosen den Übermut gedämpft. Nach den schweren Opfern, die uns die Behauptung Südwestafrikas gekostet hat — noch am 16. März hat in der Kalahari-Steppe bei der Verfolgung der Werft des Hottentottenführers Simon Coppers ein sieg-, aber verlustreiches Gefecht stattgefunden, in dem die Schutztruppe ihren tapferen Führer, den Hauptmann von Erckert, einen Leutnant und zwölf Mann an Toten verlor — sind wir nicht lüstern nach neuen kolonialen Abenteuern. Auch bot der Reichstag eine Sensation, wie sie in dieser Ausdehnung noch nicht dagewesen war. Die Journalisten im Reichstag und die gesamte Presse — dem Beispiel der deutschen schlossen sich die österreichisch-ungarische, die französische, englische, italienische und russische Presse an — verhängten vom Donnerstag, den 19. März bis zum Donnerstag, den 26. März eine strenge Sperre über die Verhandlungen des Reichstags. In der Sitzung am Mittwoch, den 18. März hatte der Reichstagsabgeordnete Gröber, eines der streitbarsten Mitglieder des Zentrums, Landgerichtsrat und Vertreter für Heilbronn, der Journalistentribüne das Schimpfwort „Saubengels!" zugeschleudert. Weil auf der Tribüne während einer Rede seines Parteigenossen Erzbergers, als er im Verlauf der Kolonialdebatten von der unsterblichen Seele der Neger sprach, gelacht worden wäre. Wegen dieses Lachens hatte schon der Präsident des Reichstags, der Graf Stolberg, einen scharfen Verweis mit der Drohung, im Wiederholungsfalle die Tribüne schließen zu lassen, ausgesprochen, so daß die Ungezogenheit des Abgeordneten Gröber völlig überflüssig war. Daraufhin beschlossen die Journalisten, deutsche wie ausländische, einmütig, die Berichterstattung über die Verhandlungen des Reichstags einzustellen, wenn ihnen nicht durch die Abbitte Gröbers Genugtuung geleistet würde. Dieser Boykott wurde von allen Journalisten und mit wenigen Ausnahmen von den Zeitungen unter der all-

gemeinen Zustimmung des Publikums aufrechterhalten, bis Herr Gröber sich am Mittwoch, den 25. März entschloß, sein Schimpfwort zurückzunehmen: „Wenn ich angesichts des Ernstes der von dem Redner behandelten Frage meiner Entrüstung über das Gelächter einen unparlamentarischen Ausdruck gegeben habe, so bitte ich um Entschuldigung.“ Wie verklausuliert diese Abbitte auch war, die Journalisten ließen sie als genügende Entschuldigung gelten und nahmen „mit Rücksicht auf die Interessen des Landes und des Parlaments“ ihre Arbeit wieder auf. Ihre feste, kluge und würdige Haltung während des ganzen Konflikts und die seltene Einmütigkeit der Presse haben ihnen die Anerkennung und Achtung erworben, die sie hoffentlich in der Zukunft vor ähnlichen Beleidigungen bewahrt.

Aber auch abgesehen von diesem sensationellen Vorfall gewährten die Verhandlungen des Reichstags einen reichen Stoff zur politischen Erörterung und Betrachtung. Die Kolonien, das Vereins- und das Börsengesetz und die im Sommer bevorstehenden Wahlen zum preußischen Landtag sind Gegenstände von allgemeinem Interesse. Es ist das Verdienst des Kolonialsekretärs Dernburg, durch seine Denkschriften und Reden in der Kommission und im Plenum des Reichstags einen frischen Zug in die stockende Bewegung gebracht, der kolonialen Tätigkeit des Reichs bestimmte Ziele gesteckt und die Gleichgültigkeit weiter Kreise in lebendige Anteilnahme verwandelt zu haben. Er steht noch unter dem Eindruck seiner Reise im vergangenen Sommer durch unser Ostafrika und urteilt aus eigener Anschauung. Eisenbahnen und Wasserstraßen sind zur Erschließung des Landes unerläßlich, von ihnen verspricht er sich den Aufschwung des Handels nicht nur, sondern auch die Erziehung des Negers zur Arbeit. Mehr als von den Plantagen und den Missionen. Die Negerbevölkerung, die er auf etwa zehn Millionen schätzt, macht mit ihrem Landbau und ihrer Viehzucht den Wert des Landes für uns aus. Die Anlagen von Straßen, die leichtere Möglichkeit, die Produkte ihrer Arbeit angemessen zu verwerten, würden den Ertrag der Negerkulturen verdoppeln. Jetzt nütze sein Fleiß dem Neger nichts, weil er seine Erzeugnisse nicht absetzen könne. Während die weißen Farmer und die Plantagenbesitzer billige Arbeiter in genügender Zahl fordern, glaubt Dernburg die freie Arbeit der Neger auf ihrem eigenen Boden fördern zu müssen. Er widerstrebe der deutschen Einwanderung nicht, aber er werde sie auch nicht ermutigen. Andre Kenner Ostafrikas, der ehemalige Gouverneur Liebert, der Doktor Arning, der als Arzt in der Schutztruppe stand, und der Professor Paasche, der die Kolonie bereist hat, treten dagegen für die Einwanderung und den Plantagenbetrieb ein. Die Kolonie gilt für ein Baumwollenland der Zukunft. Ob die Baumwolle in genügenden Massen durch die Negerkulturen oder nur im Großbetrieb gewonnen werden kann, muß sich erst zeigen. Die mittleren Berglandschaften Ostafrikas werden von allen Reisenden als gesund und bewohnbar für Weiße geschildert, hier sollte das Reich die Einwanderung deutscher Landwirte begünstigen. Freunde wie Gegner der Dernburgschen Ansichten und Vorschläge aber dankten ihm für die Anregungen, die er der kolonialen Tätigkeit gegeben. Seine Einrichtung von Arbeitskommissionen, um die Neger vor Ausbeutung und grausamer Behandlung zu schützen, fand auf allen Seiten die Zustimmung des Hauses.

Jedenfalls muß abgewartet werden, ob die Negerfreundlichkeit der Verwaltung und der erhöhte Schutz, der den Eingeborenen zuteil werden soll, Erfolge erzielt und der Entwicklung der Kolonie dienlicher ist als der bisherige Zwang zur Arbeit. Der entscheidende Einfluß wird freilich nicht von den Gesetzen, sondern von der Eisenbahn ausgeübt werden. Eine Eisenbahn von Daressalam in die Mitte des Landes nach Tabora, die Herstellung der Schiffahrt auf dem Rufidjifluss machen viele Tausende von Trägern zu andrer Arbeit frei, sei es auf den Plantagen, sei es auf eigenem Feld. Wie hoch man indessen auch die Kraft und die Fähigkeiten der Neger einschätzen mag, ohne die erzieherische Tätigkeit der Weißen, ohne ihre Intelligenz und ihr Kapital wird es in Ostafrika keine Kultur geben. Zu welchen Zuständen die von der Kultur beleckten, unabhängigen Neger nach einem Jahrhundert

der Freiheit gelangt sind, zeigt die Republik Haïti, wo jetzt eben die eine Partei unbarmherzig und verräterisch die andre vernichtet, unter dem dünnen Firnis des katholischen Christentums noch ungebrochen im Wald und in den Dörfern die Fetischpriester und Zauberer ihr Unwesen treiben, und die einst so blühende Insel, früher eine Perle der französischen Kolonien, unaufhaltsam der Verwüstung anheimfällt.

Wie die Kolonialpolitik bewegt sich auch die Blockpolitik in aufsteigender Linie. Sie hat mit der Annahme des Vereinsgesetzes und des Börsengesetzes im Reichstage einen außerordentlichen Erfolg errungen. Konservative und Freisinnige haben Opfer ihrer Grundsätze bringen müssen: bei dem Vereinsgesetz nahmen die Liberalen besonders an dem Paragraphen, der bei öffentlichen Versammlungen den Gebrauch der deutschen Sprache vorschreibt, und an dem Ausschluß der Jugendlichen unter achtzehn Jahren von politischen Vereinen und Versammlungen Anstoß; bei dem Börsengesetz hatten die Konservativen ihre eingeborene Abneigung gegen die Börse und das bewegliche Kapital zu überwinden, um in die Aufhebung des Börsenregisters, das ihnen, wenn sie es auch niemals eingestanden, als eine Herabsetzung des kaufmännischen Standes galt, und des Verbots des Terminhandels in Bergwerksanteilen und Aktien gewerblicher Unternehmungen einzuwilligen. Aber sie hielten fest mit den Nationalliberalen zusammen und besiegten den leidenschaftlichen und zähen Widerstand des Zentrums, der Sozialdemokraten und der Polen. Vereinsgesetz und Börsengesetz sind Kompromißschöpfungen und erfüllen nicht alle billigen und gerechten Forderungen, im Vergleich zu den bisherigen Zuständen jedoch sind sie bedeutende Verbesserungen. Das Börsengesetz befreit die Börse von schweren, moralischen und materiellen Fesseln, und das Vereinsgesetz schafft eine einheitliche und freiheitliche Ordnung für politische Vereine und Versammlungen. Die Klage der Süddeutschen, daß ihre partikularen Gesetze ihnen eine größere Freiheit gewährt hätten, bewies sich bei der Vorlegung dieser Gesetze als ein frommer Wahn. Nur die Praxis war in den letzten Jahren in Bayern, Baden und Württemberg milder geworden, der Wortlaut und der Geist der Gesetze selbst ließ der Polizei überall Tür und Tor offen. Das Gesetz ist aber nicht nur ein Fortschritt in rechtlicher Hinsicht, es fördert auch den Reichsgedanken, indem es auf einem wichtigen politischen Gebiete die Reichseinheit herstellt und die partikularen Besonderheiten aufhebt. Durch das Verbot der dänischen und der polnischen Sprache in öffentlichen Versammlungen wird es in Nordschleswig, in Schlesien, Posen und Westpreußen beruhigend wirken und der Verhetzung der Volksstämme einen Riegel vorschieben. Beide Gesetze haben die Blockmehrheit und die Stellung des Fürsten Bülow gefestigt, eine konservativ-liberale Mehrheit hat etwas Positives und Fortschrittliches geschaffen, durch die gemeinsame Arbeit und den gemeinsamen Erfolg sind sich die Parteien näher getreten, sie haben einen schwierigen Kursus in der Realpolitik durchgemacht und die Prüfung gut bestanden. Dies läßt die Hoffnung zu, daß auch das preußische Wahlgesetz in der nächsten Tagung des Landtages eine Verbesserung durch den Block erfahren wird: die Voraussetzung ist freilich, daß die Liberalen aus den Wahlen mit siegreichen Fahnen in verstärkter Zahl in das Haus der Abgeordneten einziehen. Den Siegern wird die Regierung den Preis dann nicht verweigern können. Der preußische Landtag wurde am 9. April geschlossen, die Neuwahlen sind auf den 3. Juni für die Wahlmänner und auf den 16. Juni für die Abgeordneten festgesetzt worden.

Literarische Rundschau.

Overbeck-Nietzsche.

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt von Karl Albrecht Bernoulli. Erster Band. Mit Porträt und 8 Beilagen. Jena, Eugen Diederichs. 1908.

Karl Albrecht Bernoulli, der Verfasser der wichtigen kirchengeschichtlichen Studie „Die Heiligen der Merowinger" und des fesselnden religiösen Romans „Lucas Heland", entstammt der durch ihre vielen großen Mathematiker berühmten Berner Familie. Um so erstaunlicher wirkt in dem höchst wichtigen Werke, das er jetzt vorlegt, das unmögliche Bemühen, einen Kreis um zwei Punkte zu beschreiben. Es mußte das Kunstwerk zerstören — aber freilich wird dieser Mangel der Einheit durch das leidenschaftliche Bemühen fast vergütet, mit dem wir ihn diesem Ziel nachringen sehen. Das Buch ist, um die alte Unterscheidung anzuwenden, nicht „ergon", sondern „energeia", nicht ein abgeschlossenes Werk, sondern eine fortwährend angespannte, leidenschaftliche Tätigkeit und Bewegung.

Bernoulli war der Lieblingsschüler und Testamentvollstrecker des Theologen Franz Overbeck, und dies Buch ist durchaus eine Frucht seiner Reife, „die die Polemik entbinden geholfen". Man erinnert sich jenes heftigen Streites zwischen Weimar und Basel: Fr. Förster-Nietzsche beschuldigte Overbeck, den Manuskripten des erkrankten Nietzsche in Turin gegenüber eine oberflächliche Nachlässigkeit gezeigt zu haben, und die Verteidigung spitzte sich zu lebhaften Angriffen auf das Nietzsche-Archiv zu. Im Grunde kam nur ein Gegensatz zum Ausdruck, der längst bestand: zwischen der feurigen Nietzsche-Verehrung, die das gute Recht und die Existenzbedingung jener großartigen Anstalt ist, und einer Gruppe von Männern, die dem Philosophen keineswegs abgeneigt oder gar geringschätzig gegenüber standen, aber doch mit einer gewissen Eifersucht ihre Selbständigkeit zu bewahren und zu belohnen strebten.

Gerade weil ich bei inniger Bewunderung des Philosophen von aller „Nietzsche-Orthodoxie" und bei aller dankbaren Anerkennung der unschätzbaren Leistungen von Frau Elisabeth Förster mich von aller Parteilichkeit gegen Overbeck, Bernoulli, die Brüder Horneffer frei weiß, gerade deshalb glaube ich der schnell herkömmlich gewordenen Beurteilung dieses Gegensatzes widersprechen zu müssen. Es steht nicht so, daß einer offiziellen „Kirchenlehre" von Weimar nun die vorurteilslose Forschung gegenüberträte (so etwa stellt Oskar Bulle die Sache dar), oder daß der berechtigten Schätzung Nietzsches ein kleinliches Kliquen- und Personeninteresse in den Weg geschoben würde (wie das etwa Michael Georg Conrad meint). Weder hier noch dort ist alleiniges Recht der Methode; weder hier noch dort diktiert der persönliche

Standpunkt ausschließlich die Auffassung. Vielmehr handelt es sich einfach um zwei ewig gleichberechtigte Methoden und um zwei Parteien, deren nicht wegzuleugnende menschliche Voreingenommenheit auf prinzipiellen Widersprüchen beruht. Hierin eben liegt nicht zum mindesten der romanhaft fesselnde Reiz des neuen Werkes. Denn wenn auch die höchst naive Bemerkung beigegeben ist: „Alles Polemische des Overbeck-Nietzsche-Streites wurde in die Anmerkungen verlegt," so ist doch tatsächlich Bernoullis Buch nicht nur von polemischen Sätzen gegen Frau Förster und ihre Nietzsche-Biographie ganz durchsetzt, sondern auch seine positiven Aussprüche hat er unwillkürlich fast stets in eben dieser Richtung orientiert.

Die Nietzsche-Biographie von Frau Elisabeth Förster bildet den natürlichen Gipfel ihrer dem Andenken des Bruders gewidmeten Lebenstätigkeit. Aus dem großen, gewaltigen Eindruck, den Friedrich Nietzsche in seiner Mischung von Güte und Überlegenheit auf diese Seele zuerst machen mußte, erwuchs die Sammeltätigkeit, die uns das Archiv schenkte, erwuchs die Organisation der großen Ausgabe, erwuchs die Lebensbeschreibung. Diese ist daher durchaus deduktiv: ein großer, von vornherein fertiger Eindruck bestimmt die Auffassung in jedem Einzelfall. Dies muß Irrtümer mit sich bringen, da zumal, wo die beobachtete Persönlichkeit eben nicht sich selbst gleichblieb; so ist Frau Förster in der Beurteilung der Frau Lou Andreas-Salomé und ihres Buches befangen gewesen. Aber es bringt nicht bloß eine geschlossene Einheit in das eigene Werk, sondern auch die Wahrscheinlichkeit überwiegender Wahrheit; denn ohne einige „Gläubigkeit" ist nun einmal kein Prophet zu verstehen. Ist doch auch die Forschung zu den schlichten gläubigen Berichten der ersten Gefährten des heiligen Franciscus zurückgekehrt, die keine geschulten Theologen waren, aber — ihm verwandt.

Bernoulli dagegen verfährt so induktiv wie möglich. Er umstellt, hat man treffend gesagt, Nietzsche mit einem Netz von Berichten, Beobachtungen, Bemerkungen so vieler Zeugen, als er auftreiben kann. Er verfährt mit der Individualität Nietzsches wie sein Lehrer Overbeck mit den Kirchenvätern: vielfach geordnete Kollektaneen suchen alles und jedes an seinen Ort zu stellen. — Dies Verfahren bringt uns eine ungeheure Vermehrung unsrer Hilfsmittel; es bereichert unsre Kenntnis in geradezu zahllosen Punkten. Aber zu einem Gesamtbild ist Bernoulli nicht gelangt, so heiß er danach strebt.

Und dies liegt vor allem an seiner Hauptquelle.

Es ist gewiß gefährlich, den treuesten Schüler zu reizen, der an Overbeck mindestens so „unbedingt" hängt wie die Nietzsche-Orthodoxie an ihrem Meister. Overbeck hat mit all seiner Gelehrsamkeit und seinem Geist so gut wie nichts geschaffen; aber, sagt Bernoulli, seine Freunde haben ihn nie für unproduktiv gehalten. Dafür waren es seine Freunde. Er hat in einer schiefen Stellung lebenslänglich ausgehalten: als Vertreter der „liberalen Theologie" berufen, blieb er in dem Amt, das er nicht im Sinne der Berufung ausfüllen konnte. Dies war nach Bernoulli sein Verhängnis; ich meine: seine Schuld. Aber ich möchte den mir werten Verfasser nicht noch mehr empören; hält er doch gar Overbecks klares, aber steifes Buchdeutsch für die Leistung eines großen Stilisten!

Ich darf nur nach dem urteilen, was ich von Overbeck kenne: seiner nicht im Stil, aber in der Anlage glänzenden Streitschrift von der Christlichkeit der modernen Theologie; den hier mitgeteilten Briefen; Berichten über seine Persönlichkeit. Danach war er ein Gelehrter großen Zuschnitts, ein reiner und aufopfernder Mensch, eine Intelligenz von seltener Helligkeit, und eine Natur von starker Selbständigkeit. Aber er war danach nicht und nirgends eine aktive Persönlichkeit; kein leidenschaftlich vorwärts stürmender Forscherdrang beseelte ihn, kein Bedürfnis zu wirken, kein starker Wille und, wie er selbst betont, keinerlei Ehrgeiz. — War das ein Mensch, der Nietzsche wirklich verstehen konnte? Lieben konnte er ihn, und er hat ihn geliebt; aber all seine Aufzeichnungen klingen mir wie rührende Versuche, zu fassen, was ihm unfaßbar blieb. Es ist, mutatis mutantis, das Verhältnis eines Rationa-

listen zu dem Gott, den sein Herz verehrt und den sein Kopf — beweisen möchte. Diese Aufzeichnungen sind eben wahre Muster der Induktion — freilich, wie bei Bernoulli auch, oft mit zu rascher Verallgemeinerung aus der Einzelbeobachtung. Sie enthalten wertvolle Bemerkungen, wichtige Ideen, hin und wieder schlagende Worte — wie von dem „desperado"; aber die Gesamturteile, zu denen Overbeck gelangt, sind schließlich doch aus seiner eigenen Stellung zu den Dingen heraus diesen Einzelbeobachtungen gewaltsam aufgesetzt. Daß Nietzsche eigentlich kein großer Mann gewesen sei; daß er alles mögliche nur gemeint oder sich selbst vorgetäuscht habe; daß er sogar an einer Affektation des Vornehmen gelitten habe — das und ähnliches sind Urteile, zu denen Overbeck bei aller Intimität, bei aller Gründlichkeit seines Nietzsche-Studiums, bei allem Scharfsinn nicht kompetent war. Denn ihm fehlte eben aus seiner (bei aller Tätigkeit im gelehrten Sinne und für die Freunde) passiven Natur heraus das Verständnis für die eigentliche Seele der Seele Nietzsches: für sein Bedürfnis, in unaufhörlicher Selbstüberwindung seine Existenz erst voll zu genießen.

Bernoulli nun sucht um diese beiden Brennpunkte einer Ellipse einen Kreis zu beschreiben. Man möchte beim Anblick dieser „Sternenfremdschaft" Platens Vers zitieren: „und legt den tatenärmsten zum tatenreichsten Mann", wenn wir als Tat hier eben die wirkende Weiterentwicklung ansehen, die dem einen so völlig mangelte, wie der Andere sie im Übermaß besaß. Bernoulli geht von Overbeck aus; aber mehr und mehr gewinnt Nietzsche an Herrschaft. Sobald er das fühlt, kehrt er zu Overbeck zurück, von dem ihn dann wieder der Magnetismus Nietzsches abzieht. Aber er gehört doch näher zu seinem Lehrer. So wunderbare Sätze, wie daß Nietzsches spezifisches Gewicht von seinem ersten zu dem letzten Buch sich nicht verändert habe, beweisen, wie er unwillkürlich Nietzsche overbeckisierte. Aber wie kann Bernoulli, ein feiner Stilist voll feiner Beobachtungen über Nietzsches Stil (und daneben auch voll so kleinlicher wie der Denunziation seiner übermütigen Wortspiele!), Horneffers Urteil über den „Zarathustra" unterschreiben! Die Brüder Horneffer stehen ihm eben wegen ihrer Position gegen das Archiv nahe; sie sind ihm geradezu Autoritäten für das Verständnis Nietzsches. (Das Urteil Karl Joels in einem glänzenden, wenn auch zu unbedingt beistimmenden Aufsatz der „Frankfurter Zeitung", Bernoulli beherrsche die ganze große Literatur über Nietzsche, kann ich nicht billigen; so gründlich der Verfasser die eigenen Schriften des Philosophen studiert hat, hätte ihm doch hin und wieder die Vorarbeit anderer förderlich sein können.)

Zwar sollten wir nicht urteilen, solange noch der zweite Band aussteht. Aber dieser erste ist doch ein ganzer Kerl, der für sich angesehen werden will. In einer Zeit, die bei der Interpretation der Philosophen gar zu gern von einem locus classicus zu dem andern hüpft wie auf Steinen im Bach, ist dieser Versuch, eine merkwürdige Individualität aus ihrem Wesen selbst zu erfassen, ist dies heiße Bemühen, mit hundert Augen ihr nachzuspüren, schon an sich ein großes Verdienst. Er ist es noch mehr durch seinen unendlichen Fleiß, durch seine unermüdliche Energie, durch seine wohl von menschlicher Parteilichkeit beirrte, nie aber durch irgendwelche Rücksicht getrübte Liebe zur Wahrheit.

Richard M. Meyer.

Naturwissenschaft und Philosophie.

Kant und die Naturwissenschaft. Von Prof. Dr. Edmund König. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1907.

Bei den vielfachen und verschlungenen Beziehungen, die zwischen der Naturwissenschaft und der Philosophie bestehen, ist eine Erörterung der Lehren Kants im Hinblick auf die Probleme der heutigen Naturforschung dankbar zu begrüßen, zumal dem Verfasser des Buches darin recht gegeben werden muß, daß die Naturforscher sich noch immer nicht im genügenden Umfange die Ergebnisse der erkenntniskritischen Forschungen Kants zu eigen gemacht haben. Denn wenn es auch stets erfolgreich wirkende Naturforscher gegeben hat, die sich um den Inhalt der philosophischen Literatur wenig oder gar nicht kümmerten, so muß als wünschenswerter Standpunkt doch derjenige gelten, der auch nach der erkenntnistheoretischen Seite die Tragweite seiner Untersuchungen übersieht, der sich darüber klar geworden ist, worin das Erkennen besteht, welches die Mittel des Erkennens sind und wo die Grenzen des Erkennens liegen.

In den sieben ersten Kapiteln des gut geschriebenen Buches behandelt der Verfasser Kants Stellung zur Naturwissenschaft seiner Zeit, seine Einwirkung auf die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts, die Leitsätze der kritischen Erkenntnislehre, die Gegensätze von Erscheinung und Wesen, von Erfahrung und Theorie, das Problem des Raumes und der Bewegung, das physikalische Problem. Es ist dem nach Orientierung suchenden Naturforscher gewiß nicht unerwünscht, wenn der Verfasser in diesen Kapiteln sich nicht ängstlich auf Wiedergabe und Erörterung der Kantschen Ideen beschränkt, sondern auch abweichende Stimmen der Gegenwart mit berücksichtigt. Auf allen diesen Gebieten vermag ich ihm durchweg zuzustimmen. Es ist Kantscher Geist, der gebietet: Wir sollen uns über das in der Wissenschaft *Erreichbare* Rechenschaft geben und den Anteil der Erfahrung und des Denkens an unsern wissenschaftlichen Errungenschaften genau unterscheiden. Kant hegt den festen Glauben, daß ein von den Erscheinungen des Bewußtseinsinhalts verschiedenes Wesen der Dinge existiert; aber *Wissen* gibt es nur von den Erscheinungen; die Dinge an sich sind unerforschlich. Nur die Erscheinungen sind anschaulich; das ihnen zugrunde liegende Transzendente ist nur begrifflich zu fassen und zu behandeln. Auch die Kausalität ist nach Kant nichts andres als die gesetzmäßige Aufeinanderfolge von Erscheinungen.

Das achte Kapitel des Buches ist dem biologischen und dem psychophysischen Problem gewidmet. Ich bedauere, daß der Verfasser sich hier mit Kant allzu kurz und mit den Kämpfen der Gegenwart eingehender, als nötig war, beschäftigt. Ich bin auch der Meinung, daß man zu einer andern Ansicht über Kants Auffassung des biologischen Problems gelangen kann als der Verfasser. Gewiß hat Kant mit vollem Recht das Prinzip ausgesprochen: Wir sollen die Organismen soweit mechanisch zu erklären suchen, wie es irgend möglich ist. Allein mit größter Bestimmtheit erklärt Kant an den verschiedensten Stellen der Kritik der Urteilskraft, daß er nicht glaubt, dies Verfahren könne restlos gelingen. Diese Überzeugung bekundet Kant nicht bloß in der bekannten Äußerung über Newton und den Grashalm sowie in § 64, sondern es ist namentlich auf § 77 und § 65 zu verweisen; in letzterem heißt es wörtlich: „Ein organisiertes Wesen ist also nicht nur Maschine, denn die hat lediglich bewegende Kraft; sondern es besitzt in sich bildende Kraft, und zwar eine solche, die es den Materien mitteilt, welche sie nicht haben (sie organisiert); also eine sich fortpflanzende, bildende Kraft, die durch das Bewegungsvermögen allein (den Mechanismus) nicht erklärt werden kann . . . Genau zu reden, hat also die

Organisation der Natur nichts Analogisches mit irgendeiner Kausalität, die wir kennen.“ Auch in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft (Bd. III, Anm. 3) sagt Kant: „Alle Materie als solche ist leblos. Leben heißt das Vermögen einer Substanz, sich aus einem inneren Prinzip zum Handeln zu bestimmen.“

Zweckmäßigkeit der Lebewesen nennen wir die in ihnen zur Erhaltung der Individuen und der Art anzutreffenden Einrichtungen. Darum bildet nach Kant die Teleologie eine notwendige Ergänzung der mechanischen Naturerklärung; doch bin ich ganz einverstanden mit Kant, daß die Zweckerklärung eine Erklärung nach der Analogie unsrer eigenen zwecktätigen Willenshandlungen ist. Wenn König (S. 171) von mir sagt, ich hätte die Zweckmäßigkeit für einen „aprioristischen Begriff“ erklärt, so ist mir das nicht erinnerlich; tatsächlich ist mir die Finalbetrachtung ein Mittel der Beschreibung. Wenn König (S. 177) bemerkt, die Finalität sei als naturwissenschaftliche Kategorie unbrauchbar, so meine ich: Es gibt nur erkenntnistheoretische, doch keine naturwissenschaftliche Kategorien.

Auch die Behauptung Königs (S. 229), daß eine theistische Hypothese über den Ursprung der organischen Zweckmäßigkeit von Kant schonungslos kritisiert sei, ist nicht richtig, zumal wenn dabei auf die §§ 71, 72 und 73 der Urteilskraft verwiesen wird. Aus § 71 ergibt sich, daß die reflektierende Urteilskraft an eine nach Zwecken handelnde (verständige) Weltursache zu denken habe; § 72 kommt kaum in Betracht. In § 73 wendet sich Kant polemisch gegen Epikur, Spinoza und den Hylozoismus und erklärt die Verwendung des Theismus in der Naturphilosophie für besser, da „für uns keine andre Beurteilungsart der Naturzwecke übrig bleibe als die durch einen obersten Verstand als Weltursache“; wenn auch diese Beurteilung nur der reflektierenden Urteilskraft zustehe. Etwas andres hat auch wohl niemand behauptet. Auch in § 75 heißt es: der reflektierenden Urteilskraft sei der Theismus allein gemäß, und § 77 enthält ein entschiedenes Bekenntnis zum Theismus. Endlich möchte ich in dieser Hinsicht den Verfasser auch auf die bezüglichen Abschnitte von Kants Prolegomena aufmerksam machen, insbesondere auf die §§ 57—60. Hier dürfte sich Kantscher Geist in besonderer Klarheit aussprechen.

J. Reinke.

7. **Österreich von 1848—1860.** Von Heinrich Friedjung. Erster Band: Die Jahre der Revolution und der Reform 1848—1851. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 1908.

Der ausgezeichnete Geschichtschreiber des „Kampfs um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866", eines Buches, das mit sieben Auflagen einen unerhörten Erfolg in der wissenschaftlichen Literatur errungen hat, tritt jetzt mit einem neuen Werke hervor, das eine Fortsetzung des ersten nach rückwärts darstellt und auch auf zwei Bände berechnet ist. Der erste behandelt die Revolution von 1848 und 1849 und die daraus erwachsene Reformtätigkeit. Metternich, der ein gewandter Diplomat, ein reich gebildeter Mann und geschmeidiger Höfling, aber kein schöpferischer Staatsmann war, mochte mit seiner Ansicht in einem gewissen Rechte sein, daß in Österreich die Gewährung einer Verfassung gleichbedeutend sei mit nationaler Zersetzung: aber daß er auch sozialpolitisch gar nichts geleistet hat, drückt seiner Regierung den Stempel der Unfähigkeit und Unfruchtbarkeit auf und ward die Ursache der Revolution von 1848. Soweit diese die monarchische Staatsform und die Einheit des Reiches bedrohte, wurde sie mit militärischer Gewalt niedergeschlagen: aber die Staatsmänner, die den Staat in dieser Krisis leiteten, Schwarzenberg, Stadion, Bruck, Bach sahen ein, daß der Wiederkehr des Aufruhrs durch die lange versäumten, zum Teil von der Revolution in die Wege geleiteten Reformen vorgebeugt werden müsse, und so entlasteten sie den Bauer von den Frondiensten, verbesserten sie den Unterricht, die Justiz und die innere Verwaltung, ersetzten sie die Einfuhrverbote durch erträgliche Schutzzölle und hoben sie die Zollschranken zwischen Österreich und Ungarn auf. Wie Maria Theresia in der Agrarpolitik fortschrittlicher war als Friedrich der Große (der sie freilich als Heerführer und Heeresorganisator, als Politiker und Verwalter überragt), so wurde 1848 für den Bauer in Österreich mehr erreicht als in Preußen 1811, insofern die Erbpächter durch Gewährung von Staatshilfen und günstige Ablösungsbedingungen in das volle Eigentum ihres Bodens gelangten. Diese großen Fortschritte wurden selbst durch die 1851 einsetzende Reaktion nicht wieder rückgängig gemacht. Friedjung erzählt alle diese Dinge auf Grund reicher Kenntnis gedruckten und ungedruckten Materials, schlicht und fesselnd, als Meister der Historie, insbesondere als Meister der gerechten und anschaulichen Charakteristik.

8. **Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart.** Von Dr. Gottlob Egelhaaf, Oberstudienrat. Stuttgart, Carl Krabbe (Erich Gußmann). 1908.

Egelhaaf hat mit den Vorlesungen über die Geschichte der neuesten Zeit, die von ihm wiederholt an der Stuttgarter Technischen Hochschule gehalten und die wesentlich die politische Seite umfaßten, einen glänzenden Erfolg errungen, da sie jedesmal überaus stark besucht waren. Er las vor deutschen Hörern; es lag somit in der Natur der Sache, daß in seinem Kolleg die Begebenheiten in Deutschland durchaus im Vordergrund standen. Und da nun „das vorliegende Werk auf den Grundlagen dieser Vorträge erwachsen ist", und in erster Linie auf deutsche Leser rechnen muß, so überwiegt auch in ihm die Schilderung der deutschen Verhältnisse: es beginnt mit deutschen Dingen (dem „Ausbau der Reichseinrichtungen") und endet mit ihnen. (Bülows Erklärung über das Dreiklassenwahlrecht in Preußen.) Ja noch mehr: der Haupteinschnitt, der das Werk in zwei Bücher scheidet, ist durch ein speziell deutsches Ereignis, das allerdings in der ganzen Welt erschütternde Nachklänge weckte, bedingt, durch den Sturz Bismarcks, er gibt beiden Büchern Titel und Gepräge. (Erstes Buch: die Bismarcksche Zeit: Vormachtstellung Deutschlands in Europa 1871—1890: zweites Buch: die nachbismarcksche Zeit: Verschiebung der Machtverhältnisse in Europa.) Und ganz gewiß: mag ein andrer bei der Betrachtung der neuesten Geschichte einen andern Ausgangspunkt und eine andre Einteilung des Stoffes wählen. Der Historiker, der zu deutschen Hörern spricht und zunächst für deutsche Leser schreibt, wird kaum anders verfahren können. Eben darum hat Egelhaaf auch diesem Ereignis eine verhältnismäßig ausführliche Schilderung gewidmet, zumal — wie er wiederholt betont — seine Kenntnis dieser Dinge durch mündliche Informationen erweitert wurden, die wie das meiste, was wir sonst über die Gründe und die Veranlassung zu des Kanzlers Entlassung wissen, von Bismarckscher Seite zu stammen scheinen. — Will man die beiden Teile des Werkes gegeneinander abwägen, so wird man dem ersteren wohl den Vorzug erteilen müssen. Hier weht ein einheitlicherer Zug durch das Ganze, den man doch im zweiten Teil mehr vermißt; denn in diesem tritt die bloß chronologische Aneinanderreihung der Tatsachen stärker hervor als in jenem. Das ist begreiflich und erklärlich, liegt mehr in der Natur der Sache als an dem Verfasser. Behandelt doch das erste Buch die Begebenheiten, die zwanzig und mehr Jahre zurückliegen, Begebenheiten, deren Zusammenhänge wir heute schon deutlicher durchschauen und erkennen als bei den Ereignissen, die den Inhalt des zweiten Buches bilden. Aber auch der zweite Teil ist durchaus klar in der Diktion, übersichtlich in der Anordnung, flüssig in der Sprache, Eigenschaften, die überhaupt dem ganzen Werke nachzurühmen sind, mag man über das Einzelne urteilen wie man will. Denn darüber wird sich Egelhaaf selbst keiner Illusion hingeben: bei einem Werke, das wie das seine bis zur unmittelbarsten Gegenwart heranreicht, wird noch mehr als sonst wirtschaftliche, soziale, religiöse und politische Anschauung des Lesers Urteil bestimmend beeinflussen. Das Ziel aber, das sich Egelhaaf nach seinem Vorwort selbst gesteckt, hat er auch erreicht, den Überblick über die Hauptereignisse der letzten Jahrzehnte in gedrängter Form. Deshalb wird das Werk allen Kreisen, die sich über die tatsächlichen Vor-

gänge der neuesten Geschichte orientieren wollen, willkommen sein, um so mehr als ein genaues Register und eine Zeittafel die Benutzung des Buches für diese Zwecke ungemein erleichtern.

ϱ. **Maria Stuart,** Königin von Schottland. (1542—1587.) Nach den neuesten Forschungen und Veröffentlichungen aus Staatsarchiven dargestellt. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin von Leyden. Kempten und München. Josef Kösel'sche Buchhandlung. 1907.

Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich noch der Reihenfolge glänzender Kapitel, in denen Lady Blennerhassett das Leben der schönsten und unglücklichsten aller Königinnen geschildert, deren unvergleichlicher Zauber, deren Verirrungen, Schuld und Schicksale seit drei Jahrhunderten nicht aufgehört haben, die Herzen der Menschen zu rühren und Gegenstand der Geschichtsforschung wie der Poesie zu sein. In einem stattlichen Bande liegen diese Abschnitte nun zu einem Ganzen vereint uns vor und können jetzt erst als Ganzes wirken und ihre volle Würdigung finden. Wohl hat es uns bisher an Maria Stuart-Biographien nicht gefehlt; aber an Wärme der Darstellung, an Leuchtkraft des Kolorits, an Sympathie bei aller Strenge des Urteils wird diese von keiner andern übertroffen, von wenigen erreicht. Vielleicht war es nur einer Frau möglich, so intuitiv in der Seele einer Frau zu lesen, die, wenn sie gleich Königin war, doch immer, zuerst und zuletzt, das leidenschaftliche, das verführerische, mit allen Reizen geschmückte Weib geblieben ist. Aber Lady Blennerhassett hat mehr getan: sie hat uns nicht nur ein anziehendes, sie hat uns auch — so weit die neueste Forschung und Kritik reichen — ein getreues Bild Marias gezeichnet, ihrer Zeit, ihrer Umgebung, aus der heraus man wohl verstehen und verzeihen, aber nimmermehr freisprechen kann. Denn gerade während der letzten Dezennien hat man sich in England und Schottland eingehend und erfolgreich mit der Stuartkönigin beschäftigt; und mag das Dunkel, das über der Mordnacht von Kirk-o'-Field schwebt, niemals ganz gelichtet, das Geheimnis der Kassettenbriefe nie ganz enthüllt werden und mag die Frau hier nur „hinreichend verdächtig" erscheinen: für die Motive, Pläne, Intrigen und Komplotte der Königin in ihrem Kampfe gegen Elisabeth, den Bestand des Reiches und den protestantischen Glauben haben die „Calendars of State papers" und in diesen namentlich die spanischen Akten und diplomatischen Korrespondenzen Philipps II. mit Maria selbst und seinen Botschaftern in London, Paris und Rom ein erschöpfendes und unwiderlegliches historisches Material geliefert. Dieses ihrer fesselnden Darstellung einverleibt und dadurch dem deutschen Publikum vermittelt zu haben, ist nicht das geringste von Lady Blennerhassetts Verdiensten um die wahre Geschichte ihrer Heldin, und der Nachweis der Quellen, der in der Zeitschrift-Publikation fehlte, macht den vorliegenden Band um so wertvoller. Zudem bringt er die wohlgelungenen Nachbildungen authentischer Porträts der Königin und der vornehmsten Akteure in ihrem Drama, dessen Ende nicht erschütternder hätte erzählt werden können, als es auf den letzten Blättern dieses Buches geschehen ist. Es schließt mit den Shakespeareschen Versen: „Out, out, brief candle!" Welcher deutsche Leser aber denkt hier nicht an Schiller und die Worte," mit der Shrewsbury der Königin Elisabeth das Staatssiegel zurückgibt: „Ich habe deinen edleren Teil nicht retten können."

βλ. **Briefe deutscher Frauen.** Ausgewählt von E. Wasserzieher. Buchschmuck von H. Vogeler, Worpswede. G. Ehlermann, Dresden. O. J.

In bezug auf die hier getroffene Auswahl von Briefen deutscher Frauen gilt es, sich zu verständigen. Mit einleitenden biographischen Notizen sind Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Maria Theresia, Eva König, Frau Rat, Angelika Kauffmann, Karoline Flachsland, Herders Gattin, Charlotte von Schiller, seine Schwester Christophine Reinwald, Bettina, Philippine von Griesheim, Annette von Droste, Gabriele von Bülow in dieser Sammlung vertreten. Ebenso verschiedenartig wie die Persönlichkeiten sind die Talente. Manche der hier abgedruckten Briefe würden gänzlich wertlos sein, wenn sie nicht an Lessing, an Schiller, an Herder gerichtet wären, wenn die Briefschreiberin nicht Kaiserin Maria Theresia oder Angelika Kauffmann hieße. Briefe berühmter Frauen sind augenscheinlich nicht schon deswegen auch berühmte Briefe. Die Gabe, solche zu schreiben, ist deutscher Art nicht eigentümlich. Frau Rat, Bettina, Annette von Droste, Karoline, die Dreimännerfrau der Romantik, die leider in der vorliegenden Sammlung durch Abwesenheit glänzt, besaßen das Geheimnis der seltenen Kunst, die Prosa des Briefstils zum Ausfluß ihres eigensten Wesens zu machen, ihm die lebendige, originelle, anmutige Form zu geben, die gefällig mit der Sprache spielt und die Geschehnisse des alltäglichen Lebens durch Blitzlichter frohen Humors erhellt. Liselotte hatte einen solchen, bis zur Derbheit. In den von ihr hier mitgeteilten Briefen ist er nicht völlig zu seinem Recht gekommen. Sie hatte noch andre Farben auf ihrer Palette und erhob keinen Anspruch auf Wohlerzogenheit. Irren wir nicht, so bergen Familienarchive in Deutschland wie überall noch viele ungehobene Schätze. Die besten weiblichen Korrespondenzen sind von sonstiger literarischer Betätigung unabhängig, ein Ausfluß der Persönlichkeit im eigensten Sinn, ein Wert, nicht der Überlegung, sondern des Impulses. Sie setzen bei ihren Empfängern genug Geschmack voraus, um edles Metall von wertlosem Tand zu sichten und es vor Vernichtung zu retten.

βλ. **Die Blütezeit der deutschen Mystik.** Von Paul Mehlhorn. Religionsgeschichtliche Volksbücher. Tübingen, J. B. Mohr. 1907.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß eine Reihe vortrefflicher Werke sich mit der Geschichte der deutschen Mystik beschäftigt. Für diejenigen, die sich mit einem kurzen Überblick begnügen müssen, bietet der Verfasser von

Taulers Leben einen solchen, der unter andern Vorzügen auch den völliger Objektivität besitzt, Mehlhorn läßt den Mystikern das Wort, nachdem er in einleitenden Sätzen auf ihren Ursprung verwiesen und die irrige Ansicht widerlegt hat, als seien sie im Gegensatz zu den Scholastikern zu denken. Sie biegen, sagt er sehr richtig, mehr unwillkürlich an bestimmten Punkten von ihnen ab, legen den Ton auf eine andre Stelle und auf einen engern Kreis religiöser Gedanken. Daß derselbe von innerer religiöser Erfahrung unzertrennlich ist und, wenn auch in veränderter Gestalt, immer wieder zum Ausdruck kommt, dafür sind in Deutschland Jakob Böhme und Angelus Silesius, in Frankreich Fénelon beredte Zeugen. Mehlhorns Darstellung schließt mit dem Büchlein „vom vollkommenen Leben", einem Werk des 14. Jahrhunderts, das Luther unter dem Namen „Eyn deutsch Theologia" zweimal herausgab und dessen Verfasser unbekannt ist. Mit dem Inhalt dieser Schrift ist soviel Mißbrauch getrieben worden, daß es sich jedermann empfiehlt, sie zu lesen, und sich ein eigenes Urteil darüber zu bilden.

γ. **Anticlericus.** Eine Laientheologie auf geschichtlicher Grundlage. Von Friedrich Andersen. Schleswig, Julius Bergas. 1907.

Der Verfasser, ursprünglich auf ganz anderm Standpunkte stehend, „hat die Wahrheit gesucht und hat dabei die Erfahrung gemacht, daß die Wahrheit ihn gesucht hat". Er ist zur Erkenntnis gelangt, daß das Christentum seinem Wesen nach eine Laienreligion ist: daß Jesus den Klerikalismus, dessen Mutterschoß das Judentum war, überwunden hat: daß aber nach seinem Tode der jüdische Klerikalismus in die apostolische Urkirche einschlüpfte und im mittelalterlichen Katholizismus sich ausgestaltete: daß endlich der katholische Klerikalismus vom Protestantismus überwunden wurde, daß es nun gilt, die Konsequenzen der Reformation zu ziehen und Theologie, Religionsunterricht und Gemeindeleben auf Jesus allein zu begründen. Andersen hat sein Buch deshalb „Anticlericus" genannt; auf der „landeskirchlichen wissenschaftlichen Konferenz" zu Kiel hat er in der Aula der Universität am 3. Juli 1907 die Grundgedanken zunächst vor Theologen entwickelt: nun tritt er vor das Volk. Es ist ein ernstes, gedankenreiches Buch, das nicht ungehört und ohne alle Wirkung vorübergehen sollte, wenn man auch ihm erhebliche Bedenken und Vorbehalte wird entgegenstellen müssen.

γ. **Religionsgeschichtliches Lesebuch** in Verbindung mit W. Gnibe, K. Geldner, W. Winternitz und A. Mez. Herausgegeben von A. Bertholet. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1908.

Jeder fachmännische Betrieb der Wissenschaft setzt den Zugang zu den Quellen voraus. Die Quellen wiederum können nur von dem genossen werden, der ihre Sprache versteht; ein religionsgeschichtliches Lesebuch würde also eigentlich aus chinesischen, indischen, persischen und arabischen Texten bestehen müssen. Um denen, welche solcher Wissenschaft nicht teilhaftig sind — und wie viele gibt es, die es sind? — einen Ersatz zu bieten, haben die fünf oben genannten Gelehrten die wichtigsten Stellen aus den kanonischen Büchern der Chinesen, Indier (Brahminen und Buddhisten), Perser und Araber in deutscher Übersetzung zusammengestellt und bieten damit weiteren Kreisen die Möglichkeit, einen Begriff von den originalen Dokumenten der großen nicht christlichen Religionen zu gewinnen. Daß ein solches Unternehmen allen Dankes wert ist, braucht nicht erst gesagt zu werden.

γ. **Einführung in die Kulturwelt der Griechen und Römer.** Von Professor C. Schäfer. Hannover, Carl Meyer. 1907.

Das Buch enthält einen Abriß der griechischen Geographie und eine Darstellung der griechischen Götter- und Heldensagen mit Hereinnahme zahlreicher Quellenstellen aus griechischen und lateinischen Dichtern: in Anmerkungen wird alles irgend Dunkle erklärt. Die „griechische und römische Kulturwelt" ist sonach recht eigentlich Inhalt des Wertes, das, für Schule und zum Selbstunterricht bestimmt, in unsrer Zeit des erbitterten Kampfes gegen das klassische Altertum sicher Gutes wirken kann.

γ. **Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer.** Von Dr. Robert Forrer. Mit 3000 Abbildungen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Dieses, einen stattlichen Band von 940 Seiten bildende, äußerlich vorzüglich ausgestattete Werk ist auch inhaltlich von hohem Wert. Eine lange Reihe von alphabetisch angeordneten Artikeln unterrichtet den Leser über alles, was wir von den im Titel verzeichneten Altertümern im wesentlichen wissen, vom Buchstaben A, der ägyptischen Königin Aah-Hotep, Abacus und Abbeville an bis zur Zweirollenfibel und den Zwergvölkern. Eine Fülle von Abbildungen, teils im Text, teils auf besonderen Tafeln, alles in allem dreitausend Nummern, veranschaulicht den gedruckten Text. Soweit wir diesen zu prüfen imstande sind, entspricht er den Forderungen, die gestellt werden müssen, man vgl. z. B. die Artikel Schrift, Troja (wo eine knappe und gute Übersicht über die neu ausgegrabenen Städte gegeben ist), Vasenmalerei. Einzelnes wäre bei einer neuen Auflage zu bessern; so die Schreibweise Anactolium statt Anaktorion, S. 1, oder die unverständliche Wendung: „in Germanien soll Mercur in der römischen Zeit der germanischen Bevölkerung häufig den Wodan ersetzt haben", S. 480. Bei der Venus von Milo S. 484 hätte ein Wort über die strittigen Auffassungen angefügt sein dürfen.

γ. **Meyers Kleines Konversations-Lexikon.** Zweiter und dritter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1907.

Das Kleine Meyersche Konversations-Lexikon in sechs Bänden schreitet rüstig voran. Der zweite Band (958 Seiten) reicht von Cambridge bis Galizien, der dritte (1023 Seiten) von Galizyn bis Kiel. Von den großen Artikeln sind in diesen Bänden u. a. enthalten: deutsche Kunst, deutsche Literatur, deutsche Sprache, Deutschland, Eisen, Eisenbahn, England, eng-

lische Literatur, Frankreich, französische Literatur, Festungen, Fische, Griechenland, griechische Kunst, griechische Literatur, Großbritannien, Heraldische Hieroglyphen, Indien, Insekten, Italien, italienische Kunst, italienische Literatur, Käfer, Karl. Der Bilderschmuck ist auch für diese Bände mit Sorgfalt ausgewählt und technisch vorzüglich ausgeführt. So sind dem Artikel Fische vier Tafeln beigegeben, zwei für Süßwasserfische und zwei für (kleinere) Seefische; ganz besonders zierlich ist, der Natur entsprechend, die Abbildung für das Seepferdchen. Der griechischen Kunst sind vier Tafeln gewidmet, deren Darstellungen mit einem mykenischen Goldbecher und einer mykenischen Bronzestatue beginnen und mit der Laokoongruppe und dem Homer in Neapel schließen. Vortrefflich sind auch die Karten und Pläne ausgeführt; man betrachte z. B. die Karte von Hinterindien (Band III, 562), wo noch zwei Spezialkärtchen von der Straße von Singapore und von Java angebracht sind. Der Text der Artikel ist natürlich in gedrängter Kürze gehalten; hier muß man sich mit dem Gebotenen im Hinblick auf den Gesamtplan des „Kleinen" Konversations-Lexikons bescheiden; aber auch in der Kürze ist doch ungemein viel, namentlich in literarischen Nachweisen, geboten.

γ. **La conférence d'Algésiras.** Histoire diplomatique de la crise marocaine. Von André Tardieu. Paris, Félix Alcan. 1907.

Der bekannte französische Schriftsteller Tardieu, premier secretaire d'ambassade honoraire, der im „Temps" unter dem Namen Georg Villiers schreibt, hat unter dem oben mitgeteilten Titel eine Geschichte der marokkanischen Frage erscheinen lassen, von der er selbst offenbar in hohem Maße befriedigt ist. Auch wenn man über die Auslegung der Nachrichten, so wie er sie gebe, streiten könne, ihre Authentizität werde man gelten lassen müssen. Auf Grund ihrer sei er in den Stand gesetzt, dieses wahrheitsgetreue Bild des Herganges der schwersten Krisis zu entwerfen, die Frankreich seit 1875 durchgemacht habe. Wir wollen nun keineswegs in Abrede stellen, daß die genannte Darstellung Tardieus ihren Wert hat, daß er den ganzen Verlauf der Krisis anschaulich erzählt, und daß der Anhang von Aktenstücken besonders erwünscht ist. Tardieu hat gelegentlich sogar über die Stellungnahme der europäischen Herrscher „Authentisches" erfahren: so behauptet er S. 248, daß Kaiser Wilhelm II. bei der Zusammenkunft von Björko im Juli 1905 dem Zaren gewisse Zusagen gegeben habe, die der Zar Mitte Februar 1906 durch unser Verhalten in Algesiras nicht erfüllt fand, so daß er dem Kaiser sa légitime surprise ausdrückte und sich entschlossen erklärte, de nous aider de tout son pouvoir, um die französisch-spanische Polizei in Marokko unter Ausschluß jeder Zulassung schweizerischer, dänischer oder holländischer Polizei in Casablanca durchzusetzen. Tardieus ganzes Wert ist eben nichts als eine allerdings klassische Redaktion der französischen Auffassung der Sache.

δ. **Russische Kulturbilder.** Erlebnisse und Erinnerungen von Eugen Zabel. Mit dem Bildnis Wereschtschagins nach einer Büste von Reinhold Felderhoff. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Der Verfasser, der dem Reich des Zaren seit einem Vierteljahrhundert eine Reihe biographischer, kritischer und kulturhistorischer Werke gewidmet, das Land bis an die Küsten des Schwarzen Meeres und des Stillen Ozeans bereist und dabei eine Fülle persönlicher Beziehungen angeknüpft hat, bietet in seinem neuen Buch Studien über politische und soziale Vorgänge der jüngsten Vergangenheit, Charakteristiken hervorragender Schriftsteller und Künstler sowie Landschaftsbilder verschiedener Art. Er versucht das Schwankende und Unentschlossene in der Persönlichkeit des Zaren Nikolaus II. zu erklären, führt uns in die Hütte des russischen Mushik, erzählt die Geschichte der russischen Flotte von ihren ersten Anfängen unter Peter dem Großen und entwirft Stimmungsbilder aus dem „fernen Osten" zur Zeit des russisch-japanischen Krieges. Er zeichnet ferner Porträts von bedeutenden Musikern wie Anton Rubinstein und Tschaikowsky, macht uns mit dem Leben und Wirken Wereschtschagins bis zu seinem tragischen Untergang an Bord des „Petropawlowsk" bekannt und bringt Erinnerungen an russische Dichter von Shukowski, Turgenjew und Grigorowitsch bis zu Gorki, Tschechow und Andrejew, um mit historischen Betrachtungen über den Kaukasus und die Krim sowie mit Stimmungsbildern aus St. Petersburg zu schließen. All diesen Aufsätzen, auch der dramaturgischen Betrachtung über das Moskauer „künstlerische Theater", dessen Begründer und Hauptdarsteller Stanislawski-Alexejew das Buch gewidmet ist, haftet die Farbe des Selbsterlebten an. Wie sehr die Teilnahme an den inneren heftigen Bewegungen Rußlands den Verfasser erfüllt, verrät die in Form eines Dialogs gehaltene Vorrede, in der zwei Nachkommen der bekannten Figuren aus dem klassischen Roman des Grafen Sollohub „Tarantaß" als Vertreter der Fortschrittsideen und des ruhigen Beharrungsvermögens bei unserm östlichen Nachbarvolke einander gegenübergestellt werden.

ε. **Reisebilder aus Schottland.** Von Alexander Baumgartner S. J. Mit 2 Abbildungen in Farbendruck, 85 Abbildungen und einer Karte. Freiburg, Herder. 1907.

Der bekannte Jesuit Baumgartner hat 1875 Schottland bereist und seine Wahrnehmungen über Land und Leute erstmals in der Ordenszeitschrift „Stimmen aus Maria Laach" mitgeteilt; jetzt erscheint die dritte Auflage des 1884 und 1894 aus den damaligen Artikeln erwachsenen Buches. Es ist wie alles von Baumgartner anschaulich, interessant und kenntnisreich geschrieben; wie immer vertritt er den heute als katholisch schlechtweg geltenden Jesuitenstandpunkt und wendet seine besondere Aufmerksamkeit der katholischen Vergangenheit Schottlands zu.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alberts. — Hebbels Stellung zu Shakespeare. Von Dr. Wilhelm Alberts. — Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Fr. Muncker. Nr. 33. Berlin, Alexander Duncker. 1908.

Albrecht-Frainer. — Mein Dichten und Denken. Eine Spätlese aus drei Jahrzehnten. Von Karl Albrecht-Frainer. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. 1908.

Arndt. — Über die Einheit der Gesetze. Von A. Arndt. Heidelberg, M. Arndt. 1907.

L'Arronge. — Bergauf-bergab. Lebensbild eines Bankiers. Von Hans L'Arronge. Berlin, Verlag Kontinent. O. J.

Auernheimer. — Der gute König. Lustspiel in drei Akten von Raoul Auernheimer. Stuttgart, Cottasche Buchh. Nachf. 1908.

Baudelaire. — Die Blumen des Bösen. Von Charles Baudelaire. Eine Anthologie deutscher Übertragungen. 3. Tausend. Berlin, Oesterheld & Co. 1908.

Bäumer. — Von der Kindesseele. Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie. Herausgegeben von Dr. Gertrud Bäumer und Lili Droescher. Leipzig, R. Voigtländer 1908.

Berjoh. — Le Japonais parlé, avec des exercices de conversation, mis à la portée des élèves des Lycées et Collèges et des Écoles supérieures, de commerce. Par J. Berjoh, Professeur agrégé de l'Université. Paris, Ernest Leroux. 1907.

Bode. — Stunden mit Goethe. Herausgeber Dr. Wilhelm Bode. 4. Band. 3. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. O. J.

Bolt. — Peterli am Lift. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von Niklaus Bolt. Mit 10 Abbildungen. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Brettauer. — Was mir die Tage brachten. Ein Skizzenbuch von Clotilde Brettauer. Berlin, Germania, Verlagsgesellschaft. O. J.

Carnegie. — Catalogue of books annotated and arranged by the Carnegie Library of Pittsburgh for the use of the first eight grades in the Pittsburgh schools. Pittsburgh. Carnegie Library. 1907.

Caspary. — In Memoriam: Jacob Julius David. Von A. Caspary. Köln, Paul Neubner. O. J.

Coblenz. — Casino Coblenz. Ein Gedenkbuch zur Hundertjahrfeier. Verfaßt von Werner Wilhelm Weichelt. Im Selbstverlag des Casinos. O. J.

Colautti. — Il terzo peccato. Poema degli amori in 23 canti annotati. Arturo Colautti Seconda edizione migliorata e annotata. Milano, Ulrico Hoepli. 1908.

Conrad. — Das Kind im Hause und in der Schule. Eltern und Erziehern gewidmet von Matthäus Conrad. 2. Tausend. Kitzingen a. M., Arthur Wirth. 1906.

Deutsches Museum. — Deutsches Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München. Führer durch die Sammlungen. Leipzig, B. G. Teubner. O. J.

Duchesne. — La place de l'Étoile et l'Arc de Triomphe. La construction de l'Arc de Triomphe et ses ornements, les événements historiques, appendices et tables. Par Gaston Duchesne. Bibliothèque du vieux Paris. Paris, H. Daragon. 1908.

Eeden. — Ist Kommunismus ein Traum? Von Frederik van Eeden. Aus dem Manuskript übertragen von Else Otten. Mit einem Vorwort von Dr. Franz Oppenheimer. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Egelhaaf. — Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Von Gottlob Egelhaaf, Oberstudienrat. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag. Erich Gußmann. 1908.

Elsner. — Moderne Dramatik in kritischer Beleuchtung. In Einzeldarstellungen herausgegeben von Richard Elsner. Heft 1. Frank Wedekind Frühlings Erwachen. Berlin, J. H. Kurzig. 1908.

Engel. — Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. Von Eduard Engel. Sonderabdruck aus dem Gesamtwerk. Mit 76 Bildnissen und 20 Handschriften. Wien, F. Tempsky. 1908.

Führer zur Kunst. — Herausgegeben von Dr. Hermann Popp. — Nr. 13. Antoine Watteau. Von Prof. Dr. Ernst Borkowsky. Mit 3 Tafeln in Tonätzung und 9 Abbildungen. — Nr. 14. Das Bewegungsproblem in der bildenden Kunst. Von Dr. Ludwig Volkmann. Mit 30 Abbildungen. — Nr. 15. Käthe Kallwitz. Von Prof. Dr. Hans W. Singer. Mit 1 Einschlagblatt, 1 Tafel und 20 Abbildungen. Eßlingen, Paul Neff Verlag. (Max Schreiber). 1908.

Funke. — Gedichte. Von Berthold Funke. Leipzig, Max Altmann. 1907.

Gaede. — Schiller und Nietzsche als Verkünder der tragischen Kultur. Von Dr. Udo Gaede. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Gaultier. — L'Idéal Moderne. La question morale. La question sociale. La question réligieuse. Par Paul Gaultier. Paris, Librairie Hachette. 1908.

Goldscheid. — Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Eine Programmschrift von Rudolf Goldscheid. Leipzig, Werner Klinkhardt. 1908.

Gors. — Kühle Betrachtungen über Kunst, Literatur und die Menschen. Von L. Gors. Leipzig, Franz Deuticke. 1908.

Gourg. — William Godwin. Sa vie, ses œuvres principales. La Justice politique. Par Raymond Gourg. Paris, Félix Alcan 1908.

Gourg. — Le Journal philosophique de Berkeley. Commonplace book (étude et traduction). Par Raymond Gourg. Paris, Félix Alcan. 1908.

Grandmaison. — L'Espagne et Napoléon 1804–1809. Par Geoffroy de Grandmaison. Avec une héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1908.

Grilli. — Lauri e Mirti. Poesie. Luigi Grilli. Edizione definitiva. Livorno, R. Giusti. 1908.

Guarini. — Le catalogue international des principales publications périodiques du monde. Par le Prof. Emile Guarini. Paris, Dunot et Pinat. O. J.

Guenther. — Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Konrad Guenther. 1. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Hebbel. — Friedrich Hebbels Tagebücher. In 4 Bänden. Herausgegeben von Hermann Krumm. Mit des Dichters Bildnis und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe. 6. bis 10. Tausend. Leipzig, Max Hesse. 1908.

Heil. — Der Durst nach Schönheit. (Achmed.) Das Buch vom Aufblühen. Von Krebe Ben Heil. Autorisierte Übertragung aus dem Holländischen von Else Otten. Leipzig, Schulze & Co. 1908.

Heilborn. — Josua Kersten. Roman von Ernst Heilborn. Berlin, Egon Fleischel & Co. O. J.

Henning. — Die Erinnerungen des Grafen Chaptal an Napoleon I. Von Dr. Walther Henning. Berlin, Georg Nauck (Fritz Rühe). 1908.

Herrmann. — Vineta. Gedichte von Gustav Herrmann. Leipzig, Liesecke & Devrient. 1908.

Horneffer. — Die Kirche und die politischen Parteien. Mit Anhang: Programm der deutschen Kulturpartei. Leipzig, Werner Klinkhardt. 1908.

Ilgen. — Sulamith. Königsnotturnen. Meer- und Wanderlieder von Pedro Ilgen. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. 1908.

Isegrim. — Brautwerben. Humoristische Briefe von Isegrim. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. 1908.

Kahlenberg. — „Der liebe Gott." Eine Kindheitsgeschichte von Hans von Kahlenberg. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Kisch. — Unsere Gerichte und ihre Reform. Von Dr. Wilhelm Kisch, Professor. Wissenschaft und Bildung Nr. 36. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Konrad. — Aus der Praxis des Anschauungsunterrichts. Für Schule und Haus von Matthäus Konrad. Kitzingen a. M., Arthur Wirth. 1906.

Kraus. — Geschichte der christlichen Kunst. Von Franz Xaver Kraus. 2. Band: Die Kunst des Mittelalters und der italienischen Renaissance. Zweite (Schluß-)Abteilung. Zweite Hälfte. Fortgesetzt und herausgegeben von Joseph Sauer. Mit Titelbild in Farbendruck, vielen Abbildungen im Text und einem Register zum ganzen Werke. Freiburg i. B., Herder. 1908.

Kulturträger. — Band 16. Shakespeare. Sein Leben, seine Dichtung. Von Dr. Anselm Ruest. — Band 18. Maeterlinck als Philosoph und Dichter. Von Dr. Ludwig Sehring. Berlin, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Lachelier. — Psychologie und Metaphysik. Die Grundlage der Induktion. Von J. Lachelier. Nach der 5. Auflage deutsch von Dr. Rudolf Eisler. — Philosophisch-soziologische Bücherei. Band 11. Leipzig, Werner Klinkhardt. 1908.

Lautensack. — Hahnenkampf. Eine Komödie von Heinrich Lautensack. Berlin-Wilmersdorf, A. R. Meyer. 1908.

Mackaye. — Sappho and Phaon. A Tragedy, set forth with a prologue, induction, prelude, interludes, and epilogue. By P. Mackaye. New York, The Macmillan Comp. 1907.

Markow. — Die russische und ukrainische Idee in Österreich. Von Dr. Dmitrij Markow. Wien, C. W. Stern. 1908.

Meinhold. — Die Weisheit Jsraels in Spruch, Sage und Dichtung. Dargestellt von Hans Meinhold, o. Prof. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Meister der Farbe. — Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Heft 2 und 3. Leipzig, E. A. Seemann. 1908.

Meyer. — Wahlamt und Vorwahl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der Union, insbesondere zur Geschichte der jüngsten Verfassungsreformen. Von Dr. Ernst C. Meyer. — Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. Herausgegeben von Karl Lamprecht. Heft 5. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1908.

Meyer. — Die Oden Friedrichs des Großen. Im Versmaße des Originals übertragen von Alfred Richard Meyer. Charlottenburg, Verlag deutsches Adelsarchiv Maximilian Nosen. 1908.

Moens. — Wahrheit. Experimentelle Untersuchungen über die Abstammung des Menschen. Von H. M. Bernelot Moens. Leipzig, A. Owen & Co. 1908.

Napoléon. — Napoléon Bonaparte. Le souper de Beaucaire, avec une notice et un appendice. Par José de Bérys. Paris, E. Sansot et Cie. 1908.

Ochsenbein. — Rosamunde. Trauerspiel aus der germanischen Heldensage in 5 Aufzügen. Von Wilhelm Ochsenbein. Frauenfeld, Huber & Co. 1908.

Piobb. — L'année occultiste et psychique. Par Pierre Piobb. Première année (1907). Paris, H. Daragon. 1908.

Platon. — Platon, der Staat. Deutsch von A. Horneffer. Antike Kultur, Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Brüdern Horneffer. Leipzig, Werner Klinkhardt. 1908.

Quispiam. — Steinkunst. Bildbetrachtungen von F. Quispiam. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Report. — Report of the commissioner of education for the year ending June 30, 1906. Vol. 2. Washington, Government printing office. 1908.

Rooses. — Die Meister der Malerei und ihre Werke. 1400—1800. Von Max Rooses. Mit etwa 450 Abbildungen und 13 Farbendrucktafeln. Leipzig, Wilh. Weicher. 1908.

Sammlung Göschen. — Nr. 101. Soziologie. Von Prof. Dr. Thomas Achelis. Zweite Auflage. — Nr. 134/35. Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Karl Weitbrecht. Zweite, ergänzte Auflage von Richard Weitbrecht. — Nr. 364. Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. I. Lyrik. Ausgewählt und erläutert von Dr. Paul Legband.

Schnée. — Über Pflege und Förderung der Lebenskraft des Menschen und ihren Einfluß auf die äußere Erscheinung; gegen vorzeitiges Altern sowie zur Verhütung in der Anlage ererbter Krankheiten und Formfehler. Von Wold. Schnée. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Verlag Neues Leben (Wilh. Borngraeber). 1908.

Schoenaich. — Die Christenverfolgung des Kaisers Decius. Von Dr. Gustav Schoenaich. Jauer, Oskar Hellmann. 1907.

Schwellenbach. — Das Glaubensbekenntnis eines katholischen Mannes. Von Robert Schwellenbach. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Sell. — Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur. Von Dr. Karl Sell, Professor. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Siking. — Die Rose von Urach. (Schillers dritte Tragödie.) Historischer Roman von Franz Siking. Dritte Auflage. Leipzig, Max Altmann. 1908.

Siking. — Wolfram von Eschenbach. Historischer Roman von Franz Siking. Leipzig, Max Altmann. 1907.

Simons. — Friedrich der Große als deutscher Volkserzieher durch seine Weisheitssprüche. Zusammengestellt von Gustav Simons. Mariendorf-Berlin, Selbstverlag. O. J.

Spemann. — Das Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Rich. Graul und Rich. Stettiner. 6. und 7. Lieferung des elften Jahrgangs. Berlin, W. Spemann. O. J.

Sperl. — Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. Volksausgabe in einem Band. Der Gesamtausgabe 6. bis 10. Tausend. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1908.

Starke. — Physikalische Musiklehre. Eine Einführung in das Wesen und die Bildung der Töne in der Instrumentalmusik und im Gesang. Von Dr. Herm. Starke, a. o. Prof. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Stein. — Aus dem Sprechzimmer einer Ärztin. Aufzeichnungen aus der Praxis einer deutschen Ärztin, bearbeitet von O. Th. Stein. Leipzig-Oetzsch, Bruno Volger. 1907.

Steinbuch. — Annemarie von Lasberg. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Von Marie Steinbuch. Frauenfeld, Huber & Co. O. J.

Steinmetz. — Von der Adria zum schwarzen Drin. Von Ingenieur Karl Steinmetz. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. — Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Reisen und Beobachtungen. Herausgegeben von Dr. Karl Patsch. Sarajevo, Daniel A. Kajon. 1908.

Taurines. — Benvenuto Cellini à Paris sous François Ier. Notes de Ch. Gailly de Taurines. Ouvrage orné de 3 planches hors texte. Bibliothèque du vieux Paris. Paris, H. Daragon. 1908.

Thiel. — Die Erhaltung der Ottheinrichsbau-Fassade. Eine notwendige Kritik zur Heidelberger Schloßfrage und positive Vorschläge. Von Wilhelm Thiel, Ingenieur. Mit zwei Zeichnungen. Heidelberg, Carl Winter. 1908.

Viallate. — L'industrie américaine. Par Achille Viallate, Professeur à l'Ecole des Sciences politiques. Paris, F. Alcan. 1908.

Waizel. — Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizerischen Dichtung. Antrittsvorlesung, gehalten in der Technischen Hochschule zu Dresden. Von Prof. Dr. J. Waizel. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Was die Zeiten reiften. — Gedichte aus acht Jahrhunderten. Ausgewählt und herausgegeben für Schule und Haus von der Literarischen Kommission der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Leipzig, R. Voigtländer. 1908.

Weber. — Mehr Licht! Gereimte Satiren von A. O. Weber. 1. bis 10. Tausend. Berlin, Gustav Rieckes Buchhandlung Nachf. O. J.

Wedderkopp. — Harden im Recht? Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp. Berlin, Herm. Walther. 1908.

Wehberg. — Wir beide. Eine Dichtung von Hans Wehberg. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Wiemann. — Bosnisches Tagebuch von Bernard Wiemann. Kempten und München, Jos. Kösel. 1908.

Wiesen. — Aus unsrer lieben Garnison. Heitere Erlebnisse. Von B. Wiesen. Dessau, H. Franke. O. J.

Wilhelm. — Die Freundin. Zehn Gespräche mit einer jungen Frau. Von Karl Wilhelm. Berlin, Curt Wigand. 1907.

Wundtke. — Am Markstein. Ein lyrisches Inventarium von Max Wundtke. Dresden, E. Pierson. O. J.

Xénopol. — La théorie de l'histoire. Deuxième édition des principes fondamentaux de l'histoire. Par A.-D. Xénopol, Professeur à l'université de Jassy. Paris, E. Leroux. 1908.

Zoë. — Über den Wolken. Märchen für Erwachsene. Von Zoë. Wien, Paul Knepler. 1908.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierersche Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Unter blühenden Mangobäumen.

Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten".

Als die Mangobäume blühten, wandelte die fremde nordische Königin durch die alten Gärten. Schwarzäugige Dienerinnen folgten ihr langsamen Schrittes auf den schattigen Wegen. Schleppend und weich waren die Bewegungen dieser Töchter der Tropen.

An den grünen, trägen Wassern, die in Marmorbecken schlummern, schritt die Königin vorüber. Vorüber an den Reihen grauer, verwitterter Vasen, in denen, an hohen Stengeln, Tigerlilien die weißen, schwarzgefleckten Kelche öffnen. Wildes tropisches Gerank schlang sich um moosbewachsene Postamente, zog sich liebkosend empor an den steinernen Gliedern alter Göttergebilde, hielt eilende Nymphengestalt mit grünen Fesseln gefangen, warf keck um die Stirn des Fauns einen Kranz tief violetter Glocken. — Des späten Nachmittags Glut lag über den Garten gebreitet. Unter dem dichten Gezweig der Mangobäume brütete die Hitze, reifend des Kaffees Zwillingskörner in den kleinen, rötlichen Kapseln. Nicht der leiseste Hauch bewegte die duftbeladenen Lüfte, regungslos hingen die blanken Blätter. Stille überall. Nur die allerkleinsten der buntbefiederten Kolibris schossen surrend umher; wie Saphir und Smaragd schimmerten sie im grellen Sonnenglanze, tauchten dann unter in die geheimnisvoll lockende Tiefe des Dickichts, schlüpften wonnetrunken in den purpurnen Schoß der flammenden Ibiskus. Doch die Königin achtete nicht der Blumen, die ihr am Wege erblühten, schaute nicht auf zum lichtdurchflimmerten Himmel, nicht zu den Blätterkronen und den bräunlichen Dolden, die die ragenden Palmenstämme tragen. In sich gekehrt war ihr Blick, sah nur die Welt eigenster Wünsche und Sorgen.

Von fernem nordischen Heimatsgestade war sie mit dem Könige gekommen, gerufen, über dies heiße, wogenumschäumte Eiland zu herrschen. Kalt und streng war der Königin Antlitz, doch in ihr loderten Kampfeslust und Schaffensdrang gleich flackernden Flammen, und dies neue Reich sah sie an als ein ihr geschenktes Feld, daran sich zu betätigen heiliger Ruf sei. Zu herben Tugenden, die rauheren Himmelsstrichen entstammen, wollte sie die neuen sorglosen Untertanen erziehen, bis ein ganzes Volk das Gepräge ihrer Willensstärke trüge, und sich die träge, stumpfe Masse in die Gesetze und

Sitten fügte, die ihr selbst alter Glaube und graue Überlieferung als heilig lehrten. Während andre Nordländer in der tropischen Glut ermatteten, an den leichten Freuden des Daseins die stählerne Kraft vergeudeten und fremdes Siechtum entnervend sich durch ihre Adern schlich, war es, als ob die südliche Sonne in der Königin Herz an jedem neuen Morgen neue Feuer des Wollens entfache. Jeder einzelne Nerv in ihr schien zu erzittern, gespannt bis zu äußerstem Vermögen, als sollten ihre Kräfte sich ins Unendliche steigern, um auszureichen, wo die eines Andern versagten. Und diese Überreiztheit des Tatentriebes war auch eine Form der verzehrenden Krankheit, die die Nordländer befällt, wenn sie, im ungleichen Kampfe gegen die geistlähmende tropische Sonne, eigenes Wesen behaupten wollen.

Noch nicht lange weilten der König und die Königin in ihrem neuen Reiche; doch schon waren Unzufriedenheit und Haß gegen die fremde Herrschaft erwacht, und es mehrte sich täglich die Kunde von Aufständen, die an verschiedenen Punkten der Insel ausgebrochen seien. Aus benachbarten freien Ländern, die alles königliche Regiment haßten, erhielten die Aufrührer schon heimliche Unterstützung, und es hieß, daß ihnen von dort bald offen Hilfe gewährt werden würde.

Eben jetzt saß der König in der Versammlung der Alten, zu beraten, was zu tun sei, um die dem neuen Throne drohende Gefahr abzuwenden. Stürmisch hatte die Königin verlangt, an dem Rate teilzunehmen; doch dies widersprach zu sehr den alten Gebräuchen des Landes, in dem die Frauen abgeschlossen ihr Dasein verträumten. Solche Sitten abzuändern, würde eine ihrer ersten Sorgen sein, dachte die Königin unwillig, während sie, umgeben von ihren Dienerinnen, in dem Garten harrte, daß der König käme, ihr zu verkünden, was beschlossen worden. Und sie beneidete ihn, daß er handeln konnte, während sie die eigene feurige Seele nur in der unbeachtetsten aller Künste, dem tatenlosen Warten, üben durfte.

Schwüler und beklemmender noch als sonst dünkte es die Königin heute in der Stille des alten Gartens, und gefolgt von den schwarzäugigen Mädchen, trat sie auf einen freien Altan am Ende der Allee blühender Mangobäume, zu sehen, ob dort vielleicht etwas frischere Luft wehe.

Von hier aus bot sich ein weiter Ausblick, und man gewahrte, daß der Garten, von Mauern gestützt, am Abhang eines Abgrundes lag. Jäh senkten sich die Felsen hinab in die Tiefe, doch das Dräuende der Lage war verhüllt durch zahllose Blumen, die in daseinsfroher Üppigkeit durch das Gestein wucherten. Ganze Schleier weißer Sternenblüten hatte duftender Jasmin über die Klippen der schaurigen Schlucht gebreitet; gleich blaßlila Schatten lagen Clematis an die Bergwände geschmiegt. Unter diesem Gewebe tropischer Ranken mit ihren vielfarbigen leuchtenden Blumen verschwanden die zackigen Spitzen und unheimlichen Klüfte gleich furchtbarer Wahrheit hinter einem Netze süß betörender Lügen.

Von der Höhe des Altans schaute die Königin hinab in die Schlucht. Und weiter schweifte ihr Blick über das helle Grün wogender Zuckerrohrfelder tief unten in der Ebene und verlor sich im bläulichen Dunste, der den fernen

Ozean verbarg. Das überreiche Naturleben um sie her, dies gedankenlose Keimen und Wuchern, wo immer nur sich ein Fleckchen Erde fand Wurzel zu fassen, diese Blüten, die aus totem Geäst noch Nahrung sogen oder an langen Fäden in der schwülen Luft hingen — das alles empfand die Königin als ihrem Wesen heute ganz besonders fremd, und sie wehrte sich dagegen wie gegen etwas Feindliches, nicht wollend, daß der gefährliche Zauber dieser daseinstrunkenen Welt, der in tausend süßen Düften schmeichelnd zu ihr aufstieg, ihren Sinn betöre. Sie floh davor in das kühle Reich der eigenen Erwägungen. Absichtlich die Augen gegen die innerste Natur des Landes verschließend, sann sie grübelnd nach, wie des Königs Macht wohl zu befestigen wäre, auf daß sie beide ihre Bestimmung erfüllen könnten, mit ehernem nordischen Willen dies Volk zu höheren Zielen zu leiten.

Etwas abseits lehnten unter den blühenden Mangobäumen die schwarzäugigen Dienerinnen. Aus dem keimüberfüllten Boden schienen sie aufzusteigen wie die Pflanzen, seltsamen Blumen gleich, die sich zu bewegen vermöchten. Abhold waren sie allem Grübeln über der Menschen Bestimmung und Ziele, dehnten lässig die geschmeidigen Glieder, sahen, wie die ganze übervolle, leben wollende Natur um sie her, Erfüllung des Geschickes nur in der ewig erneuernden Liebe. Andres Sehnen kannten sie nicht.

Zuweilen schauten die Mädchen scheu nach der fremden Frau aus dem Norden; doch als sie gewahrten, daß diese, wie es so oft geschah, sich in tiefes Sinnen verloren, begannen sie untereinander leise zu flüstern. Uralte Sagen des Landes erzählten sie sich, und alle handelten sie von der Liebe und von dem Tode.

An der Königin Ohr drangen die Laute, aber sie achtete ihrer anfänglich nicht und empfand den Klang der süßen, jugendlichen Stimmen nur wie eine leise wiegende Begleitung zu der stürmenden Melodie eigener Herzenstöne. Doch einige Worte, die sie deutlicher vernahm, drangen bis zu ihrem Bewußtsein, hielten die eilenden Gedanken gefangen. Sie lauschte und fragte dann: „Was redet ihr Mädchen?“

Maria del Carmen, die glutäugige, antwortete: „Maria de los Dolores erzählte uns eben eine Sage von der Liebe.“

„So eine traurige Sage,“ hauchte die schmachtende Maria de la Soledad.

„O Mädchen, was habt ihr nur immer mit der Liebe!“ sagte die Königin spöttisch.

Doch die sanft blickende Maria de la Merced warf schüchtern ein: „Ach Königin, in meiner Heimat, drunten am Meeresstrande, sagen sie, die Liebe allein mache das Leben wert, gelebt zu werden, und Schöneres gäbe es nirgends auf Erden, auch nicht jenseits der Ozeane, von wo ihr gekommen seid.“

„Wir haben die Tat und die Kraft und das Streben,“ antwortete die Königin, „was wißt ihr hier davon? — Doch,“ setzte sie hinzu, „Maria de los Dolores mag uns nun die Sage erzählen.“

Die Königin hatte sich auf eine der alten Steinbänke des vorspringenden Altans gesetzt. Marmorgleich hoben sich die Umrisse ihrer weißen Gestalt von dem Himmel ab, den die sinkende Sonne golden und rosenrot malte.

Maria de los Dolores lehnte an einem der mächtigen Stämme, die Gefährtinnen zu ihren Füßen gelagert; aufschauend in das Dachwerk verschlungener Äste und tiefgrüner Blätter, hub sie zaghaft an:

„Es ist nur eine ganz kleine Geschichte, o Königin, die die Frauen daheim erzählen, wenn die Mangobäume blühen. Von dem Häuptling Tuspa handelt sie, der beutelüstern den Kriegspfad zu beschreiten dachte. Tuspa bemalte sein Antlitz, daß sein Anblick Schrecken in jedes Feindes Brust erregen mußte, hing den bunten Federmantel um und nahm den starken Bogen mit den weit schwirrenden Pfeilen. Aber Malintzin, sein Weib, sah es mit Kummer und beschwor ihn weinend, bei ihr zu bleiben, denn ein Traum hatte ihr verkündet, daß Tuspa aus diesem Kampfe nimmer heimkehren würde. Er aber stieß sie zurück, denn sein Sinn war nur auf Raub und Ruhm gerichtet, und er achtete nicht der Frauen ängstliche Warnung. So stürmte er in den Wald, wo die Mangobäume blühten. Doch Malintzin eilte ihm nach, schlang plötzlich die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Und dazu sprach sie jubelnd trotz ihrer Tränen: ‚Tuspa, mein Herr, nunmehr magst du zum Kampfe ziehen; ehe noch fremder Pfeil dich erreicht, werde ich, die ich ohne dich nicht zu leben vermöchte, schon deiner harren im Reiche der Todesgöttin — denn uralter Priesterspruch kündet, daß, wenn zwei Liebende unter blühenden Mangobäumen weilen, der den andern zuerst küßt, auch vor ihm in den Tod gehen wird. Und ich habe dich unter den blühenden Mangobäumen zuerst geküßt, Tuspa, mein Herr!‘“

Als dann nach Monden ein Bote kam, zu melden, daß Tuspa von Feindes Pfeil gefallen, fand er Malintzin nicht mehr: sie hatte den Spruch erfüllt, war dahin gesiecht und, ehe noch der Mango Blüten verwelkt, in das Todesreich eingegangen, weil sie ohne Tuspas Liebe nicht zu leben vermochte.“

Maria de los Dolores schwieg. In Maria de la Soledads Augen standen Tränen wie Tautropfen in dunkeln Blütenkelchen, und sie fragte leise: „War so viel Liebe nicht schön, o Königin?“

Doch die Herrscherin antwortete: „Eine Närrin war eure Malintzin, ihr Mädchen! Anfeuern hätte sie ihn sollen und ihm die Waffen reichen, die Neidenswerte, die einen Mann besaß, der nach Kampf und Ruhm verlangte.“

Während die Königin noch sprach, tönten Schritte in der schattigen Allee. Die dunkeläugigen Marien erhoben sich und verneigten sich mit wiegender Anmut gleich bunten Glockenblüten an biegsamen Lianen.

Der König nahte.

Voll sehnsüchtiger Bewunderung hoben die Blicke all der nachtfarbenen Augenpaare sich empor zu ihm. Diesen Töchtern des Südens mochte ihr neuer Herrscher wie ein Gott blassen nordischen Lichtes erscheinen mit dem hellgoldenen Haar und dem weißen Antlitz, in dem große, blaue Augen leuchteten; seltsam war ihr Blick, als hafte er verzückt irgendwo weit in der Ferne, — denn dieser König besaß die Augen derer, die nie die Welt sehen, wie sie in Wirklichkeit ist, und während seine Gedanken fernab schweiften, spielte ein träumerisch weiches Lächeln um seine Lippen, wie es dichtenden Schwärmern eigen, die köstliche Visionen schauen und sie für greifbar halten.

Unendlich fremdartig erschien er in seiner nordischen Schönheit hier in der duftüberladenen Schwüle des tropischen Gartens. Doch während die Königin durch ihre selbstbewußte Überlegenheit und herrische Unrast die Kinder des Landes verletzte, gewann der König manch heißes südliches Herz durch den Zauber seiner Schönheit, den Glanz seiner Augen, die bestrickende Weichheit seines Wesens. Von der Frau fühlten sich die ihr ungleichen Menschen abgestoßen, weil sie empfanden, daß gerade das tropische Land und die südlich lässige Weise ihr in innerster Seele zuwider waren, — in dem Manne aber hatten sie bald einen derer erkannt, die überall auf Erden fremd sind, einen wachenden Träumer, der nur in dem wechselnden Reiche selbstgeschaffener Phantasmagorien heimisch war, und der in all seiner Kraft und Herrlichkeit doch etwas unbeholfen Kindliches bewahrte. Solche Männer aber sind von den Frauen aller Länder und Stände seit jeher geliebt worden, und so gab es denn auch in des Königs Reich manche Hütte aus Palmenblättern und manchen zinnengekrönten Palast, wo weiche Arme, pochende Herzen und zärtliche Lippen sehnsüchtig ihres Herrschers harrten.

Und der König achtete gern der Blumen, die ihm am Wege blühten.

Von Donna Miranda, der schönsten Frau der Insel, wurde flüsternd erzählt, daß der König sie heimlich besuche in ihrem weißen Landhaus oben auf der Hochebene, am Fuß des Gebirges, wo oftmals Jagden abgehalten wurden. — Auch zu der Königin war diese Kunde gedrungen; doch was sie dabei empfunden, hatte sie der Welt verborgen, und wie alle, denen die Gabe der Mitteilsamkeit versagt ist, fand sie nirgends viel Mitleid; man sagte, sie sei ja so kalt wie die schneebedeckten Berge.

Heute sicherlich dachte sie an andre Gefahren.

Als der König freundlich die Marien gegrüßt, sank er müde auf die Bank neben der Königin nieder. Sein beladenes Herz schüttete er vor ihr aus, die völlige Ermattung zeigend, die mit phantastischen Plänen oftmals bei ihm wechselte. Es lag etwas Knabenhaftes in seinem Drang nach Aussprache und in der Erleichterung, die er empfand, wenn sie seine Sorgen kannte.

Der Königin Stirn verfinsterte sich: Verrat überall und nun noch Gefahr von außen. Die Alten im Rate hatten nur allzu deutlich gezeigt, daß sie die Lage als verzweifelt ansahen; die Feinde des fremden Herrscherpaares mehrten sich täglich; in großer Übermacht stand ihr Heer den Königsanhängern auf der Hochebene gegenüber.

Und der König sprach: „Welch Trugbild hat mich hierher gelockt! Als die fremden Männer kamen, mir die Krone zu bieten, da wähnte ich, daß ein Reich meiner harre, mich mit Jubel zu begrüßen. Der Wind trieb unser Schiff meiner Sehnsucht nie schnell genug über den Ozean; ich konnte den Augenblick nicht erwarten, mein Land und mein Volk zu erblicken, die ich schon liebte, ehe ich sie kannte. Aber seitdem wir hier sind, sehe ich täglich mehr, daß es ein unheilvoller Irrtum war. Keiner versteht, wie ich es meine, und die mich riefen, fallen zuerst von mir ab. Ich wollte Frieden und Gedeihen bringen, und nun soll um mich Bruder gegen Bruder kämpfen. Lieber als das sehen zu müssen, möchte ich den Rat befolgen, den heute mancher

unter den Alten aussprach, und freiwillig verzichten, ehe für mich Blut geflossen. So komme ich zu dir, dich zu bitten, laß uns fort! Drunten im Hafen liegt ein Schiff bereit, und der Weg dorthin ist frei!"

Er sprach es mit geängsteten Augen, als sähe er Unheil in greifbarer Gestalt nahen, und als suche er Hilfe bei der Königin. Doch sie erwiderte unsanft: „Von den Schwächlingen im Rate hast du dich überreden lassen und willst bei der ersten Gefahr aufgeben, was zu erreichen doch unser heißester Wunsch war. Die ganze Welt schaut auf unser Wagnis, und du wolltest weichen?"

„Ach, nicht heute im Rate erst sind mir diese Gedanken gekommen," sprach der König, „nein, schon längst in all den langsam schleichenden Stunden der heißen schlaflosen Nächte habe ich deutlich erkannt, daß wir nimmer hierher hätten kommen sollen. Eine Täuschung war es, ein Wahn! Schau hinab hier in die Tiefe" fuhr er fort und wies auf die jäh abstürzenden Felsenwände, „wie dieser Garten über der Schlucht hängt, so schweben wir über einem Abgrund, den uns Lügen mühsam verbergen. Oft schreck ich im Schlummer auf, weil mich Angst würgt und erstickt. O, laß uns fort, ehe wir zerschmettert versinken."

„Auch ich," sagte die Königin, „kenne die langsam schleichenden Stunden der heißen, schlaflosen Nächte, aber schämen würde ich mich, ließe sich mein Wille durch ihre Schreckbilder beugen und lähmen."

„Ja du!" seufzte der König bitter, „du bist anders als andre geartet. Dein Wesen ist so stark, daß diese fremde Welt mit all ihren Gefahren dir nichts anhaben kann. Aber schau," fuhr er weicher werdend fort, „ich bin hier erlahmt und ermattet. Zuerst, als wir anlangten, kam ich mir so stark vor wie ein Albatros, der sich in einen Schwarm Kolibris verirrt hätte, und ich glaubte riesengewaltige Flügel zu besitzen. Aber ich habe alle Schwungkraft verloren. Die schwüle Hitze, die tausend Düfte, all das Ungewohnte hat sich bleiern auf mich gelegt. Wünsche und Begierden wachsen in mir, die ich daheim kaum kannte, und mir ist, als versänke ich tiefer und tiefer."

„Ja," sagte die Königin kalt, „das wird allerdings von dir berichtet."

Er aber ließ sich nicht durch ihre harten Worte abschrecken, sondern hub nochmals leise und schmeichelnd an: „Du kannst so vieles, vermagst du nicht auch zu verzeihen und zu vergessen? Glaub mir, in Tropenwäldern tut sich so leicht ein Schritt vom Weg, und ich komm heute zu dir wie ein armer Verirrter, der den Pfad zurück angstvoll sucht. Hilf mir! Laß uns diese Insel des blumenbedeckten Unheils verlassen und anderswo das Leben von neuem beginnen! Laß uns nur noch trachten, als schlichte Menschen miteinander glücklich zu sein. Dazu haben wir ja noch nie Zeit gehabt, Ehrgeiz und tausend Pläne gingen dem immer vor — aber wie nichtig das alles ist, das wenigstens hat uns diese Insel gelehrt." — Er griff nach ihrer Hand, wollte sie an sich ziehen und das Haupt an ihre Schulter lehnen: „Sag, willst du mit mir gehen, willst du mir helfen?"

In seinen Augen lag ein bestrickender Glanz, als solle sie darin die neue Vision schauen, die er eben jetzt erblickte: die Vision zweier glücklicher Menschen. Nur allzu sehr ward sie sich unter seinen Blicken bewußt, wie schmerzlich sie

ihn liebte. Aber sie wandte sich von dem Bilde, das er herauf beschwor, wie von etwas Gefährlichem ab, das sie, leise lockend, der Kräfte beraubte. Angeborene Herbe zwang sie dazu und ein bitteres Gefühl der Demütigung, daß er in dieser Entscheidungsstunde an Flucht und genügsames Alltagsglück zu denken vermochte. — Sie hatte es ja erleben wollen, daß die ganze Welt sich staunend beuge vor dem Werte des Mannes, den sie sich erkoren! Aber bei all dem Trachten und Mühen zu seinem Ruhme hatte die Königin stets vergessen, sich des Mannes selbst zu freuen, den ihr so manche neidete, vergessen, daß es die kurzen Augenblicke der Freude sind, die sich, kleinen Perlen gleich, aneinanderreihen, bis sie die Kette des Glückes bilden, die an das Dasein fesselt.

Als er nun nochmals leise sagte: „Laß uns hier nicht länger zaudern, hilf uns beiden!“, da dünkte ihr seine Stimme die der Versuchung. Sie sah in eine Welt des Verrats und Genusses, und alles um sie her schien zu wanken; wenn ein König von seinem Platze weichen wollte, wo war da noch ein Halt zu finden? Sie tastete ins Leere und fand, was ihr seit Jahren als Stützen gedient: — Pflichten, heilige Aufgaben. — Worte das, die oft schon geheimste, ehrgeizige Wünsche gedeckt haben! Doch das wußte sie nicht, glaubte wirklich, daß dies ein Augenblick sei, ihr gesandt, den eigenen Wert daran zu beweisen. Da ward sie hart und kalt, wie es ihre Art war zu scheinen, wo sie brennend heiß wünschte, und auf all sein Flehen antwortete sie nur eisig: „Helfen will ich dir auf die einzige meiner würdigen Weise, indem ich weiter hier ausharre, wohin Gottes Gnade mich berief. Du aber zieh hinauf zur Hochebene und stell dich den Rebellen entgegen; denn wo eines Königs Federbusch voranweht, folgen ihm immer noch Tausende. — Und nimmer mehr laß mich Worte hören, als hätten wir ein Amt, das sich niederlegen läßt: von Thronen steigt man nicht herab — man stirbt auf ihnen.“

Den König fröstelte, als wehe ihm Schneeluft entgegen, und wie so oft schon dünkte ihn die Königin kein lebendes Wesen, sondern eine Gestalt aus kaltem Stein. Er aber war so müde und sehnte sich nach sanften, tröstenden Worten. — Langsam stieg da vor seinen Augen, lockend und verheißend, ein Bild auf: er sah ein weißes Landhaus am Fuße des Gebirges droben auf der Hochebene, drin wohnte eine Frau, die schönste der Insel, die wonniglich warme, die Frau, die seiner stets harrte mit zärtlich geöffneten Armen und wartenden Lippen, die Frau, die weiche, einschläfernde Worte kannte. — An sie wieder denken zu dürfen, empfand der König schon als Trost, und die Königin hatte es ja nicht anders gewollt!

Er erhob sich: „So gelte wie so oft auch heute dein Wille!“ sagte er, „ich ziehe zur Entscheidung auf die Hochebene.“

Er beugte sich nieder, um die Königin zum Abschied zu küssen. Doch da, im Augenblick, als sein Antlitz sich dem ihren näherte, war es ihr, als schöbe sich plötzlich etwas ungreifbar Durchsichtiges und doch unerbittlich Trennendes zwischen sie beide. Zu des Königs Augen aufschauend, fuhr sie zurück; denn wie eine Fata Morgana von flimmernder Luft an den azurenen Himmel gemalt wird, so schienen sich durch seltsamen Zauber des Königs Gedanken auf dem Spiegel seiner blauen Augen zu sichtbarem Bilde verdichtet

zu haben; ganz deutlich glaubte die Königin zu erkennen, was eine innere Vision ihm eben jetzt vorzauberte: auf seinen Augen gewahrte sie das Abbild der schönsten Frau der Insel, mit den wartenden Lippen und wonniglich weichen Armen!

Da überkam die Königin große Bitternis; doch es war weniger noch die gekränkte Eifersucht darob, daß der König sie küssen wollte, während er einer andern gedachte, als daß sie glaubte, er hätte sich entschlossen, nunmehr doch zum Kampf im Lande zu verharren, nicht wegen des Gewichts ihres eigenen Rates, sondern wegen der Nähe der andern. Daß Donna Miranda über einen Teil des Lebens des Königs herrschte, wußte die Königin, und sie ertrug das, ohne sich selbst einzugestehen, wie sehr sie darunter litt; aber daß diese Frau nun gar auf dem Gebiete, das sie als ihr ureigenstes ansah, die Entscheidung in des Königs Sinn geben sollte, das dünkte die Königin unerträglich. Die äußere Gestaltung seines Geschickes war ihr ja, was dem Künstler sein Werk ist. Was sie sonst vor allen verbarg und selbst zu vergessen trachtete, jetzt erinnerte sie sich daran, erinnerte sich, daß sie ihn gemacht hatte! Vom träumenden Schwärmer an heimatlichem, nordischen Gestade war er nur durch sie zum Herrscher dieses Fremdlandes geworden! Sie hatte für ihn gestrebt, ehrgeizig geplant, Freunde erworben und seine eigene Phantasie für die glänzende Aufgabe geweckt. — Früh schon hatte sie ja in ihm den Schwachen erkannt, seine rasche Begeisterung, sein schnelles Erlahmen. Aber nicht zu jenen Frauen gehörend, die es vermögen, sich, einer Mutter gleich, mit Erbarmen über einen Schwächeren zu neigen und ihn zu lieben, wie er eben ist, hatte sie den König stets weiter getrieben und angestachelt. Auf daß ihre Kräfte ausreichten, wo seine versagten, hatte sie in sich selbst hartes Wollen und zähes Ausharren groß gezogen. So hatte hinter all seinen Handlungen stets ihr reger Wille gestanden. — Doch nun in dieser schicksalsschwersten Stunde mußte sie es erleben, daß er sich nicht auf ihre Kraft stützte, daß nicht ihr Rat entschied, sondern daß das einer Vision gleich in ihm aufsteigende Bild einer andern den Ausschlag gab. Sein Entscheid entsprach zwar ihrem eigenen leidenschaftlich geäußerten Wunsche, aber die Frage selbst dünkte sie jetzt plötzlich gleichgültig neben der Kränkung, die Erreichung ihres Zieles dem Zauber dieser Tropentochter zu verdanken. Sie bedauerte nun, daß sie, statt zum Verweilen, nicht zum Entweichen geraten hatte, um erproben zu können, ob ihr Einfluß entscheiden oder die lockende Nähe der andern siegen solle.

Mühsam ihre widerstreitenden Gefühle verbergend, senkte die Königin das Haupt, während der König sich niederbeugte und seine Lippen ihr goldenes Haar zum Abschied berührten.

In diesem Augenblick aber fuhr ein Windstoß mit weithin hallender Klage durch die schwüle, träge Luft und schüttelte rauschend die Zweige der alten Stämme — und von den Mangobäumen fielen, einem Regen gleich, die kleinen Blüten auf die Königin herab. Da entsann sie sich der Sage von Tuspa und Malintzin, und sie glaubte wieder die Worte zu hören: „Wenn zwei unter blühenden Mangobäumen weilen, wird, der den andern zuerst geküßt, auch vor ihm in das Todesreich schreiten.“ — Es erfaßte sie

plötzlich eine namenlose Angst; sie wollte aufspringen, dem Könige nacheilen, ihn festhalten, ihn rufen — und sie vermochte doch nicht sich zu rühren, nicht die Lippen zu bewegen.

Als der Wind nun durch die Zweige rauschte und die Blüten auf sie herabstreute, war es, als wehe er mit ihnen der Königin neue Gedanken zu, die sie früher nie gedacht. Sie fühlte sich beklommen von dem, was sich auf sie herabsenkte. Mit der Hand strich sie über ihr Gewand, um die vielen Blümchen weg zu streifen, aber immer neue rieselten auf sie herab, bis sie es schließlich aufgab und regungslos sitzen blieb in dem duftenden Regen. Und mit den Gedanken ging es wie mit den Blumen; sie suchte gegen sie anzukämpfen, aber sie ließen sich nicht verscheuchen — die Königin mußte auch ihre Flut über sich ergehen lassen.

Aus dem Abgrund, über dem jetzt abendlicher Dunst lagerte, stiegen einzelne große Vögel auf. Sie hoben sich lautlos, hingen mit weitausgestreckten Schwingen einige Augenblicke in der Luft und tauchten dann wieder unter in das Gewirr der Äste und Lianen. Und so wie die dunklen Vögel aus dem Abgrund, stiegen aus der Königin Herz bange Fragen empor, standen wie dräuende Schatten vor ihr und versanken dann in der Tiefe, um andre erstehen zu lassen.

Den Zweifel hatte die Königin bisher nicht gekannt, denn es war ihr von klein auf gelehrt worden, sich vom Zweifel als von etwas Verderbenbringendem abzuwenden; es war ihr nie gesagt worden, daß es stets der Zweifel gewesen ist, der zu fortschreitender Erkenntnis geführt hat. Nun stand er aber unabweislich vor ihr und war der Führer all der sie bedrängenden Fragen. Was sie als Gott gegebene Pflicht und Mission angesehen, würde es nicht vielleicht dereinst nur als selbstgewähltes Abenteuer gelten? —

Für die Alltagstaten der Kleinen gibt es ein Gut oder Böse; aber die Unternehmungen der Größten der Erde bleiben namenlos, bis Erfolg oder Mißerfolg über sie entschieden. Dann werden sie je nach ihrem Ausgang gepriesen oder verdammt.

Große dürfen nicht unterliegen — das ist der Fluch derer, die sich über das Maß des Feststehenden erheben.

Und zum erstenmal empfand die Königin die Angst vor dem Unterliegen.

Aber woran lag es, wenn sie in dem Beginnen, an das sie all ihre Kräfte und Wünsche gesetzt, geschlagen wurde?

Sie kannte all die Einwände äußerlicher Natur, die gegen ihr Unterfangen erhoben werden konnten; unheimlicher als je früher erschienen ihr diese Gefahren. Aber eine Stimme in ihrem Innern sagte ihr doch, daß es nicht die äußeren Hindernisse seien, an denen sie untergehen würde, daß sie nur den Anlaß und nicht den tiefinnersten Grund bildeten. Sie erkannte, daß es keine Schwierigkeiten gibt, für die sich nicht auch Persönlichkeiten finden ließen, sie zu überwinden. Aber wie war die Persönlichkeit, die hier den Schwierigkeiten gegenüber stand?

Ein leicht zu entflammender Schwärmer, der durch Worte und Visionen in eine Lage gebracht worden, der er nicht gewachsen war. Die Königin

hatte früher immer gedacht: nur erst die Lage schaffen, dann würden sich auch bei dem König von selbst die nötigen Eigenschaften einstellen — sie dachte das von allen Menschen, besonders aber von Königen —, und sie selbst wollte ihm ein unversiegbarer Brunnen der Kräfte sein, drin er stets sollte schöpfen können. — Jetzt erkannte sie, daß sie der Natur selbst zuwider gedacht und geplant hatte; denn es vermag wohl eine Frau, von der Kraft eines Mannes getragen, sich zeitweilig über sich selbst zu erheben, aber umgekehrt ist das unmöglich. Die Flamme der Inspiration kann die Frau wohl entfachen, aber den frohen Willen zur Tat, die Kraft und Ausdauer muß der Mann zum Werke mitbringen. —

Über ihr eigenes Wesen begann sie nachzusinnen, wie sie so im Blütenregen des Abendwindes saß: was war es eigentlich, das diese rastlose Sehnsucht nach Taten in ihr gezeitigt hatte? was war sie selbst? war sie die Wiedererstehung einer jener sagenhaften Königinnen, die einst im uralten Indien ihre Heerscharen selbst in den Kampf geführt haben? oder war sie vielmehr eine verfrühte Erscheinungsform der künftigen Frau?

Harrend und bangend saß die Königin noch manchesmal im versiegenden Tageslicht auf der Steinbank im Garten. Regungslos starrte sie hinab in den Abgrund, wo Abendnebel wogten, als erschaue sie dort unten etwas Grauenhaftes, das nichts mehr abwenden konnte. — Schweigsam und scheu nur nahten sich ihr die schwarzäugigen Marien.

Da eines Tages, noch ehe die Mangoblüten alle verwelkt waren, ging plötzlich schaurige Kunde durch aller Mund; und nun kamen auch schon, entwaffnet und ermattet, die ersten Flüchtlinge. Die erzählten: des Königs Heer gesprengt und geschlagen, der König selbst, zu Tode verwundet, von seinen letzten Getreuen aus der Schlacht herausgetragen zu einem weißen Landhaus am Fuße des Gebirges; dort sei er aufgenommen worden von der Herrin des Hauses, die ganz allein da weilte, während all ihr Gesinde aus Angst vor der Schlacht in die Berge geflohen war; die einsame Frau habe über des sterbenden Königs letzte Augenblicke gewacht.

Das war das letzte, was die Königin je mit klarem Bewußtsein vernahm. Es brachen daran ihre stolze Kraft und ihr eherner Wille. Sie verstand nichts mehr — es war nur noch wie ein dumpfes Empfinden, als ob sie aus dem Garten in den Abgrund sänke, tiefer, immer tiefer hinab. — Sie hatte nicht mehr gehört, daß die Flüchtlinge das Nahen von Verfolgern meldeten, die sich der Königin bemächtigen wollten; sie erfuhr nie, wie einige letzte Anhänger sie an die Küste herab und auf ein Schiff gebracht hatten, — dasselbe Schiff, auf dem sie einst mit dem König von nordischem Heimatsgestade ausgefahren war zu der Insel des blumenverdeckten Verderbens. Mit schwarzem Wimpel segelte es nun zurück über den Ozean und trug die vertriebene Königin heim in ihr einsames Schloß an öder Felsenküste. Sie aber ahnte nichts von Reise oder Heimkehr, war tot und konnte doch nicht sterben. Der Geist, auf den sie sich stolz verlassen, war dahin, als sei er nie gewesen; doch der

Leib, den sie stets gering geachtet, der bestand weiter, klammerte sich ans Leben und wollte nicht davon lassen.

Seitdem sind viele Jahre an der Königin vorbeigeschlichen. Die Laute der Welt tönen nicht mehr zu ihr. Still ist es hinter den vergitterten Fenstern in dem düstern Schloß. Und niemand kommt und keiner fragt nach ihr.

Aber die letzten schwachen Wellen des großen heißen Meeresstromes, der den kalten Ozean seit Äonen durchquert, die dringen auch bis zu der fernen rauhen Küste, wo sich in Klippeneinsamkeit das Schloß der entthronten Königin erhebt. Und wenn dort oben im Norden die langen hellen Tage leuchten und auf den Felsen die Moose grünen, dann ist es zuweilen, als trügen jene warmen Wellen einen schwachen Duft von ferne her mit sich ans Land — wie einen Gruß von keimüberfüllter Erde, von schillernden Blumen, die in schwüler Luft an schmiegsamen Lianen schwingen. — An solchen Sommertagen mag es geschehen, daß in der Königin umnachtetes Gemüt ein Schimmer schwachen Lichtes gleitet. Durch die blassen Nebelschleier, die vor ihr über Abgrundtiefen lagern, geht ein Wehen und Wogen, und es steigen verschwommene Umrisse empor, wie matter Abglanz von längst Geschautem. Die Königin streckt sehnsüchtig die Hände aus nach den dämmernden Bildern, die vor ihr auftauchen, und die so schnell im Dunst verwehen — eben noch wähnte sie Blumen zu sehen — viele, viele Blumen — und einen fernen Garten — wo einst die Mangobäume blühten . . .

War das je Wirklichkeit? . . . Hat sie es alles nur geträumt? . . .

Die Memoiren von Madame de Boigne[1].

1781—1866.

Von

Lady Blennerhassett.

Häufig werden Leute, die viel unter Büchern leben, gefragt: „Was denn sollen wir lesen?“ Auf die Bitte, andeuten zu wollen, wohin zunächst die Neigung gehe, erfolgt in den meisten Fällen die Antwort, am liebsten lese man Denkwürdigkeiten, Memoiren. Dieser Vorliebe für das persönlich Erlebte und Geschilderte steht in den führenden europäischen Literaturen eine reiche Auswahl zu Gebote. Nirgends mehr als in Frankreich, wo kein Jahr vergeht, ohne der Fülle des Vorhandenen Neues hinzuzufügen. In dieser Überproduktion ist manches verhältnismäßig recht wertlos und scheint mehr mit der Schere als mit persönlichen Erinnerungen gearbeitet. Fälschungen sind nicht ausgeschlossen. Wir erinnern an die berühmten Memoiren von Madame de Maintenon und an ihre Briefe, die von La Beaumelle ganz oder teilweise so geschickt erdichtet wurden, daß selbst Historiker wie Ranke und Michelet sich täuschen ließen und das Bild der anonymen Königin von Frankreich über hundert Jahre lang unter der Verzerrung gelitten hat, bis ein gewissenhafter Forscher durch Wiederherstellung ihres authentischen Briefwechsels eine gerechte Würdigung ihres Charakters und ihrer historischen Rolle ermöglichte. Ein näher liegendes Beispiel aus dem 19. Jahrhundert bietet das „Manuscrit de Sainte-Hélène“. Es wurde 1817 anonym veröffentlicht und galt als das Werk Napoleons. Die Bonapartisten begrüßten es als das Manifest ihrer Partei. In Paris wurde es verschlungen und wirkte wie ein elektrischer Schlag. Männer, die den Kaiser genau kannten, Fontanes, der einstige Großmeister der Universität, Talleyrand, Marschall Marmont, verpfändeten sich für die Authentizität des Schriftstücks, in dem sie Napoleons Stimme wiederzuerkennen glaubten. Es war vom Genfer Lullin de Châteauvieux, dessen Autorschaft vor seinem 1842 erfolgten Tode festgestellt wurde.

[1] Récits d'une Tante. Mémoires de la Comtesse de Boigne née d'Osmond, publiés d'après le Manuscrit original par M. Charles Nicoullaud. Paris, Plon. 1907—1908. Quatrième Édition. 4 Vol.

Derartige Mystifikationen sind oft pikanter als echte Memoiren. Das Durchschnittspublikum, das meist nur die Unterhaltung müßiger Stunden sucht, ist nicht immer dankbar, wenn man ihm auseinandersetzt, daß es nicht Geschichte, sondern Geschichten vernommen hat. Zerstörer von Legenden sind, wir wissen es, selten willkommen. Die Unterscheidung zwischen Echtem und Falschem, die zuweilen dem Fachgelehrten nicht gelingt, ist Laien nicht zuzumuten. Die Aufgabe besteht vielmehr darin, ihm Gutes und Zuverlässiges zu empfehlen. In diese Kategorie gehören die Memoiren der Gräfin de Boigne, deren vier Bände der buchhändlerische Erfolg der beiden letzten Jahre sind. Einzelne Irrtümer und Gedächtnisfehler beeinträchtigen ihren Wert nicht. Sie bieten den Reiz, von einer sehr klugen Frau niedergeschrieben worden zu sein, die sich berechtigt glaubte, zu denken, was sie wollte, und zu sagen, was sie dachte. Sie verdient schon deshalb Gehör, weil sie den Ereignissen nahe genug stand, um mehr darüber zu wissen als die meisten, und weil sie durch im Ausland gewonnene Erfahrungen und ihren scharfen Verstand vor der Gefahr bewahrt blieb, an den Vorurteilen und Parteileidenschaften ihrer gesellschaftlichen Klasse und Umgebung zu scheitern.

Betonen wir es gleich, um es nicht wieder zu vergessen, denn auch Madame de Boigne vergißt es nie: Sie war eine d'Osmond, aus dem Normannengeschlecht, das Sizilien eroberte und mit Wilhelm von der Normandie bei Senlac — oder Hastings — siegte. Im Dom zu Salisbury schläft ein heiliggesprochener Erzbischof, Osmond. Der englische Zweig des Hauses erlosch. Die französischen Träger des Namens gelangten in Staat und Kirche zu hohen Ehren. d'Osmond, der Vater der Verfasserin der Memoiren, heiratete eine Dillon aus vornehmer irischer Familie, deren einer Zweig in Frankreich eingebürgert war. Zu ihr gehörte der Erzbischof von Narbonne, ein Führer derjenigen Fraktion des französischen Klerus und Episkopates, die nicht zum wenigsten dazu beitrug, den Sieg der Reformideen von 1789 durch ihre Haltung in der Nationalversammlung herbeizuführen. Von diesem Erzbischof erzählt seine Nichte wenig erbauliche, aber lustige Geschichten, und an den Namen Dillon knüpft sich eine Episode, die für uns Deutsche gewisses Interesse besitzt. Im Jahre 1817 war Graf Dillon, ein Onkel von Madame de Boigne, französischer Gesandter in Dresden. Sie sagt nicht, wo König Friedrich Wilhelm III. von Preußen Dillons Tochter kennen lernte, aber sie erzählt, daß er sich, wie es scheint in Karlsbad, in das junge Mädchen verliebte und ihr durch den Fürsten Radziwill eine morganatische Ehe antragen ließ. Sie sollte den Titel einer Herzogin von Brandenburg führen, aber zur lutherischen Kirche übertreten; und wenn sie dies, wie sie es tat, verweigerte, doch nur insgeheim den Vorschriften ihres katholischen Bekenntnisses folgen. Die Eltern Dillon ließen sich blenden und verbrachten, auf des Königs Wunsch, acht Tage mit ihrer Tochter in Berlin, wo sie vom Monarchen und von der königlichen Familie mit Auszeichnung empfangen und in ihren vertrauten Kreis aufgenommen wurden. Die junge Dame allein blieb selbstbeherrscht und taktvoll; sie schreckte vor den Verantwortlichkeiten der ihr angebotenen schwierigen Stellung zurück. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge;

dem König wurde vorgestellt, daß die Heirat mit einer Französin und Katholikin wenig wünschenswert sei; seine Neigung, sa fantaisie, wie Madame de Boigne es ausdrückt, erlosch, und Dillon ließ sich nach Florenz versetzen, wo er die Erziehung der noch nicht Siebzehnjährigen vollendete. Es brach ihr das Herz nicht, als sie 1824 vernahm, daß Gräfin Harrach unter dem Titel Fürstin von Liegnitz an die ihr einst zugedachte Stelle getreten sei.

Wir haben den Ereignissen vorgegriffen und wenden uns zum Zeitpunkt der Geburt von Adèle d'Osmond, 1781, zurück. Ihre Mutter war Hofdame einer Tante Ludwigs XVI. und lebte mit ihrem Gatten zu Versailles, wo die Tochter, ihren eigenen Worten nach, auf dem Schoß der königlichen Familie heranwuchs. Wir müssen ihr glauben, wenn sie hinzufügt, daß sie als dreijähriges Wunderkind Stellen aus klassischen Tragödien deklamierte und dafür geherzt und geküßt wurde. Diesen Tagen froher Kindheit bereiteten die Ereignisse von 1789 ein jähes Ende. d'Osmond, der Vater, der zeitlebens ein kluger einsichtiger Mann blieb, weigerte sich, am Tage der Eröffnung der Generalstaaten seinen Schlafrock für seine Uniform zu vertauschen. Über den Grund dieses etikettewidrigen Verhaltens befragt, entgegnete er, Begräbnisfeierlichkeiten seien nicht nach seinem Geschmack. Seine frondierende Haltung richtete sich nicht gegen die Gewährung notwendiger Reformen, sondern gegen die Kopflosigkeit der Regierung, die ohne bestimmtes Programm sich ins Ungewisse stürzte. Nicht sechs Monate später, am 6. Oktober, verödete der Angriff des Pariser Pöbels auf Versailles das Königsschloß Ludwigs XIV. für immer. Im Gefolge der aus Frankreich geflüchteten Prinzessinnen führte die Familie d'Osmond ein Wanderleben in Rom und Neapel, trennte sich hierauf von den mittellos gewordenen fürstlichen Frauen, denen sie nicht zur Last fallen wollte, und ging nach England. Das Leben und Treiben der französischen Emigration in London, die törichten und eitlen Hoffnungen, mit denen sie täglich, fast stündlich eine Reaktion in Frankreich und die Wiederkehr früherer Zustände für sie selbst erwartete, sind so oft geschildert worden, daß Neues darüber in diesen Denkwürdigkeiten nicht zu finden ist. Zu ihrem Heil teilte die Familie d'Osmond die Verblendung ihrer Freunde und Standesgenossen nicht. Verwandtschaftliche Beziehungen zu englischen Familien trugen dazu bei, sie vor solchen und ähnlichen Täuschungen zu bewahren, und überdies drängte die Not zu praktischen Lösungen. Die pekuniären Hilfsmittel der Familie gingen 1797 zu Ende. Die nunmehr sechzehnjährige Tochter Adèle, sprachkundig, sehr musikalisch und im Besitz einer schönen Stimme, muß, nach einem von ihr beigegebenen Jugendbild zu urteilen, reizend hübsch gewesen sein, in der Fülle blonder Locken, mit großen, dunklen Augen, blendend weißer Hautfarbe und Grazie in jeder Bewegung ihrer jugendlichen Gestalt. Sie hing mit wärmster Zuneigung an den Ihrigen und beschloß, sich ihnen zu opfern.

Seit einigen Jahren lebte in London ein damals nahezu fünfzigjähriger Savoyer, Sohn eines Pelzhändlers aus Chambéry, der eigentlich Leborgne hieß, aber unter dem Namen eines General de Boigne bekannt war. Nach manchen Abenteuern gelangte er nach Indien, organisierte die Armee des

Mahrattafürsten Sindia und wurde für seine Dienste aufs großmütigste belohnt. Jedenfalls betrug das Vermögen, das er mit sich nach Europa rettete, kaum weniger als zehn Millionen [1]).

Dieser erfolgreiche Kondottiere lernte Adèle d'Osmond kennen und trug ihr, nach zweimaliger Begegnung, seine Hand an. Sie ersparte ihren Eltern die undankbare Rolle, die einst Agamemnon durchgeführt hatte und verhandelte über ihre Hinschleppung zum Altar allein und mit einer Umsicht, die jedem Rechtsanwalt zur Ehre gereicht haben würde. General de Boigne mußte sich zur Auszahlung eines Jahrgehalts an ihre Familie und zu einer hohen Mitgift an seine künftige Gemahlin verpflichten. Erst nachdem das alles gerichtlich festgelegt war, versprach die junge Dame, ihm dafür zeitlebens dankbar zu sein, da sie sich weder jetzt noch künftig imstande fühlen werde, ihn zu lieben. Zwölf Tage später begann das Experiment dieser Ehe, die ihre schlimmsten Erwartungen überboten zu haben scheint. Ihr Gatte, sagt sie, sei ein loyaler, ehrenwerter Charakter gewesen. Aber seit einer schweren Erkrankung machte er unmäßigen Gebrauch von Opium. Eifersüchtig wie ein Orientale, quälte er sie durch beständige Auftritte und brutale Manieren. Bald schickte er sie in einem seiner Zornausbrüche ihren Eltern zurück, bald holte er sie wieder, und das alte Spiel begann von neuem. Die junge Frau, die 1797 fast noch ein Kind war, wußte sich nicht zu helfen. Sie fügte sich jahrelang den Launen ihres Gatten und harrte bis 1812 bei ihm aus. Von diesem Jahre ist ein Brief in den Memoiren abgedruckt, in dem sie ihn erinnert, daß seine Einnahmen und ihre Ausgaben gestiegen seien und dem Wunsch nach einer friedlichen Auseinandersetzung zwischen ihnen Ausdruck gibt. Was General de Boigne zu erwidern gehabt hätte, erfahren wir nicht. Von da an überließ er ihr seinen Hausstand in Paris und einen Landsitz in der Nähe der Hauptstadt. Er selbst zog sich nach seiner Heimat Savoyen und nach Chambéry zurück und verließ sie nicht wieder. Für zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten, die er dort ins Leben rief, errichteten ihm seine dankbaren Mitbürger ein Denkmal, und der König von Sardinien verlieh ihm den Grafentitel. Solange er dort lebte, pflegte seine Frau ihn alljährlich auf einige Wochen zu besuchen. Vor seinem Ende, 1830, wurde sie nicht mehr gerufen. Entschädigungen für den Schiffbruch ihres weiblichen Glückes verschmähte Madame de Boigne in der Jugend. Sie lebte mit den Ihrigen und tröstete sich mit der Tatsache, daß schlechte Heiraten für die Töchter zu den Überlieferungen des Hauses Osmond gehörten. Gesellschaftliche Interessen, reger Anteil an der Politik, Verkehr mit bedeutenden Männern, wohl auch ein gewisses Vergnügen an Klatschgeschichten genügten der Frau, die mehr mit dem Kopf wie mit dem Herzen lebte und die kalten Überlieferungen des 18. Jahrhunderts in bezug auf eine fast feindselige Ablehnung des religiösen Motivs beibehielt.

Was sie vor allem auszeichnet, ist eine zunehmend unparteiische Beurteilung der Ereignisse, die sich zwischen 1812 und 1848 in Frankreich abspielten, und bei welcher eine genaue Kenntnis mehrerer europäischer Höfe ihr zustatten kam. Staatsmänner, wie Napoleons geschworener Feind, Pozzo di Borgo, Bot-

[1]) H. G. Keene, „Hindustan under free Lances".

schafter des Zaren in Paris, wie der Kanzler Pasquier, der sich der Restauration anschloß und seine Memoiren zu einem Geschichtswerk über die Zeit erweitert hat, Thiers, den sie viel und gern sah und nicht überschätzte, Guizot, der ihrer mit warmer Anerkennung erwähnt, dachten hoch genug von der Begabung von Madame de Boigne, um in kritischen Tagen sich ihres Rates, wo nicht ihres Einflusses zu bedienen. Bei Frau von Staël war sie in Coppet willkommener Gast, und mit anmutiger Lebendigkeit hat sie geschildert, was sie dort erlebte. Auch wo sie nichts Neues zu berichten hat, fesselt sie durch die natürliche, gewandte Art, es zu erzählen.

I.

Im Jahre 1835, folglich als alternde Frau, begann Madame de Boigne die Niederschrift der an einen Neffen gerichteten und deswegen „Récits d'une Tante" genannten Memoiren. Erst 1907 wurden sie gelesen. Infolgedessen sind inzwischen besser unterrichtete Berichterstatter, deren bloße Namen ganze Seiten füllen würden, zu Wort gekommen, so daß vieles von dem, was Madame de Boigne erzählt, entweder gänzlich veraltet oder wertlos geworden ist. So z. B. die Abschnitte des ersten Bandes über die Flucht nach Varennes, über die sehr eingehend behandelten diplomatischen Verhandlungen von 1814, usw. Arge Gedächtnisfehler, die in den ersten Auflagen unbeachtet blieben, hat der Herausgeber, Herr Nicoullaud, erst in den folgenden zum Teil richtig gestellt. Andre sind ihm entgangen. Band I, S. 248, heiratet Benjamin Constant eine Gräfin Magnoz. Die wohlbekannte Dame, mit ziemlich stürmischer Vergangenheit, war eine geborene Hardenberg. Sie vermählte sich mit einem Herrn von Marenholtz, verließ ihn, um die Frau des Generals du Tertre zu werden und wagte das Abenteuer einer dritten Ehe mit dem blasierten Liebling von Frau von Staël, die die Schale ihres Zornes über die Rivalin ausgoß, während Benjamin Constant in rasender, vergeblicher Leidenschaft zu Madame Récamier entbrannte, ohne die Geduld seiner recht minderwertigen, aber dieses Mal treuen Gattin zu erschöpfen. S. 252 desselben Bandes I eignet sich Madame de Boigne die längst bekannte Anekdote an, wo Frau von Staël, auf einer Wagenfahrt zwischen Chambéry und Aix, die Unterhaltung mit so hinreißender und beredsamer Lebendigkeit führte, daß niemand ein entsetzliches Gewitter bemerkte, das zur selben Stunde sich entladend, die Reisenden in Gefahr brachte. S. 255 fällt ihr Sohn, Albert von Staël, in Schweden einem Duell zum Opfer. Auch das ist unrichtig. Der Säbelhieb eines Kosakenoffiziers enthauptete buchstäblich, wie Varnhagen erzählt, den jungen Mann, der unter Tettenborn diente. Das Duell fand 1812 zu Hamburg statt. S. 229 ist der Name der Geliebten verschwiegen, die dem aus dem gelobten Lande zurückkehrenden Chateaubriand 1808 und im Löwenhof der Alhambra zu Granada das berühmte Stelldichein gab, von dem auch die „Mémoires d'Outre-Tombe" berichten. Die in diesen Aufzeichnungen nicht gewöhnliche Diskretion verfehlt ihren Zweck. Es ist längst bekannt, daß die Gräfin de Noailles, seit 1814 Herzogin von Mouchy, eine geborene Laborde, die in Wahnsinn endete, in Chateaubriands „Itinéraire de Paris à Jérusalem"

gemeint ist, wo es heißt, den Pilger habe nicht die Sehnsucht nach dem Erlöser, sondern das Bild einer Frau, „le miracle de son sourire", gerufen! Nicht Chateaubriand, sondern andre, unter diesen Madame de Boigne, fügen hinzu, daß ihm die undankbare Aufgabe zufiel, in der Alhambra Tränen zu trocknen, die nicht für ihn, sondern für einen inzwischen aufgetauchten und gestorbenen Tröster vergossen wurden.

Solche und ähnliche Geschichten verzeichnen diese Denkwürdigkeiten bis zum Überdruß. Sie verlieren jegliches Interesse, wenn sie sich, was sehr oft der Fall, auf vergessene Privatpersonen beziehen. Sie sind leider nicht zu umgehen, wenn sie den Charakter historischer Persönlichkeiten berühren. Für Madame de Boigne, einer Royalistin durch Geburt und Tradition, ist nichts charakteristischer als ihre Abneigung gegen die ältere Linie der Bourbons. In der Verbannung und nach der Restauration sah sie den Hof bei allen offiziellen Gelegenheiten und die Prinzen fast in der Intimität. Die Eindrücke, die ihre Eltern vor 1789 und zu Versailles empfingen, ergänzten, was sie selbst nicht wissen konnte.

Adèle d'Osmond war ein neunjähriges Mädchen, als die Königin 1790 zum letzten Male nach dem Schloß Bellevue, zu den Tanten Ludwigs XVI. kam. Damals war die königliche Familie bereits auf Schritt und Tritt von Nationalgarden überwacht. Die Kleine brach beim Anblick der ihr wohlbekannten Königin in Tränen aus. Diese kniete nieder und schloß, ebenfalls weinend, die Spielgenossin ihrer Kinder in die Arme. So hielten sich die beiden lange umfaßt, während Adèles blondes Haar wie ein Schleier über die Abschiedsszene fiel, die Marie Antoinette vor den Nationalgarden mit dem Bemerken entschuldigen zu müssen glaubte, ihr Schmerz sei durch die Erinnerung an den ältesten Sohn, den kürzlich verstorbenen Dauphin hervorgerufen. Die Königin, fährt Madame de Boigne nach Schilderung dieser Szene fort, hatte eine Leidenschaft: sie wollte in der Mode sein und als die schönste Erscheinung ihres Hofes betrachtet werden. Aus Schwäche für ihre frivole Umgebung beteiligt sie sich am Kartenspiel, bei dem sie ungeheure Summen verlor, ohne sonderliches Interesse daran zu nehmen, und umgab sich mit leichtfertigen jungen Leuten, denen sie erlaubte, sich in ihrer Gegenwart über die linkischen Manieren des Königs lustig zu machen.

Welcher Art sie waren, bestätigt Madame de Boigne durch folgende Erzählung: Die Etikette Ludwigs XIV. war zu Versailles beibehalten worden, aber die nie versagende Würde, durch die er die Sonderlichkeiten des Zeremoniells vor Lächerlichkeit bewahrt hatte, fehlte dem Nachfolger gänzlich.

Nach wie vor geizten die ersten Würdenträger der Krone um die Ehre, den Monarchen nach Vorschrift an- und auszukleiden. War letzteres des Abends erreicht, so stand der König, bis zu den Hüften entblößt, vor einem Kreis von Auserwählten, worunter zuweilen vornehme Fremde, und kratzte sich den Rücken, als ob er allein gewesen wäre. Nur ein Prinz von Geblüt durfte ihm hierauf das Hemd reichen. Bei dieser Gelegenheit wich der König lachend aus, lief im Gemach umher und hielt, wenn es endlich gelungen war, ihm das Kleidungsstück überzuwerfen, durch herabgleitende Hosen im Gehen

behindert, allabendlich den Cercle, mit dem er die Anwesenden verabschiedete. Sie sahen noch, wie er sich schwerfällig in einen Lehnstuhl warf, um auch der Schuhe feierlich entledigt zu werden, womit das Coucher du Roi seinen Abschluß fand.

Einem solchen Mann gegenüber, der selbst die schlechte Erziehung, die man ihm gegeben hatte, beklagte, aber zu schüchtern und ungeschickt war, um einer Gattin die peinlichsten Erfahrungen zu ersparen, war die Stellung von Marie Antoinette mehr als schwierig. Sie sei arg und ohne Grund verleumdet worden, bestätigt, auf das Zeugnis ihrer Eltern sich berufend, auch Madame de Boigne. In einer Flut von anonymen Pamphleten und Spottgedichten, die Frankreichs Königin zu einer Messalina herabwürdigten und deren Urheberschaft bis auf des Königs Bruder, den Grafen von Provence zurückgeleitet wurde, beschworen unversöhnliche Feinde das Schicksal der unglücklichen Monarchin auf sie herab, längst bevor die Halsbandaffäre gegen sie ausgebeutet wurde. An die Möglichkeit eines innigen Verhältnisses zum Gatten, von dem man Madame de Souza — Flahault[1]) in ihrer gleichfalls erst jetzt erschienenen Biographie berichten läßt, daß er sich einmal wenigstens und in der ersten Jugend, als Dauphin, Tätlichkeiten gegen seine Frau erlaubt habe, glaubte niemand. Der Angriffe und Verdächtigungen gegen sie waren so viele, daß die Art der Anklagen dem Inhalt derselben die Spitze abbrach. Es blieb ein Verdacht, begründeter als die andern. Marie Antoinette, schreibt Madame de Boigne, hatte eine ernste Neigung, „vielleicht eine Schwäche", von der alle Augenzeugen wußten. Der Gegenstand derselben war Graf Axel Fersen, ein junger schwedischer Edelmann von seltener Schönheit und Vornehmheit der Gesinnung, der wie so manche seiner Landsleute in den achtziger Jahren nach Paris und Versailles kam. Die Neigung, die er im Herzen der Königin erweckte, blieb ihm nicht verborgen.

Was er selbst empfand, genügte, um ihn zu ritterlicher Flucht vor drohender Gefahr zu veranlassen. Er schloß sich den jungen Edelleuten an, die mit La Fayette über das Meer zogen und eine Republik begründen halfen, der das vorrevolutionäre Frankreich zujubelte. Der schwedische Gesandte in Paris, Graf Creutz, berichtete seinem Monarchen Gustav III. vom tadellosen Verhalten des jungen Mannes. Aber er kehrte wieder, „früh gealtert, leidend, in einem Zustand, der die Königin rührte. Jedenfalls ist es für die Intimen nicht zweifelhaft, daß sie ihrer Leidenschaft für Fersen nachgab. Er atmete nur für sie, tat alles, um sie nicht zu kompromittieren, und das Verhältnis zwischen ihnen wurde nie zum Ärgernis." So weit Madame de Boigne (Band I, S. 32).

Längst vor ihr hatte wieder eine Frau sich noch bestimmter ausgesprochen. Madame Campan, die Kammerfrau Marie Antoinettes, die ihre Zuneigung genoß und mit ihr musizierte, trennte sich am 10. August 1792 von der königlichen Familie, die nach Einnahme der Tuilerien im ehemaligen Kloster der Feuillants, wo die Nationalversammlung tagte, gefangen gehalten wurde. Ihr übergab Ludwig XVI. seine geheimsten Papiere. Madame Campan, die

[1]) Baron de Maricourt, „Madame de Souza et sa famille" 1761—1836. S. 132.

sehr gebildet war, widmete sich, um ihr Leben zu fristen, der Erziehung junger Mädchen, unter diesen Hortense de Beauharnais, Stieftochter Napoleons. So wurde er auf Madame Campan aufmerksam und übergab ihr die Leitung des zu Ecouen für die Töchter seiner Offiziere gegründeten Institutes, das nach dem Vorbild des von Madame de Maintenon einst ins Leben gerufenen Saint-Cyr gedacht war. Als die Bourbons wiederkehrten, fiel Madame Campan, weil sie in Napoleons Dienste getreten war, in Ungnade, und starb, in die Provinz zurückgezogen, 1822. Sie hinterließ Memoiren über Marie Antoinette, die nichts für die Königin Kompromittierendes enthalten. Im mündlichen Verkehr und vielleicht durch die vom Königshaus ihr wiederfahrene Behandlung gereizt, äußerte sich die einstige Kammerfrau anders. Lord Holland[1]) verzeichnet in seinen 1850 veröffentlichten Erinnerungen ehrenrührige Mitteilungen von ihr über die Königin. Fersen, so lautete eine derselben, habe die Nacht vom 5.—6. Oktober, folglich während der Pariser Pöbel gegen Versailles heranrückte, bei der Königin verbracht und sie selbst, Madame Campan, ihm die Verkleidung verschafft, in der er, mit Gefahr des Lebens, aus dem Schlosse geflüchtet sei. „Dieses", so fügt Lord Holland hinzu, „wurde mir zweimal von Talleyrand mit der Versicherung erzählt, er habe es von Madame Campan gehört." Talleyrand selbst erwähnte der Sache nie und wich in seinen Memoiren, mit wenigen Ausnahmen, allen derartigen Mitteilungen mit dem Takt des Weltmanns, der überdies in einem Glashaus wohnte, aufs sorgfältigste aus. Der Bericht von Madame Campan begegnete, trotz der Bestimmtheit der Angabe, doch begründeten Zweifeln, auf die näher einzugehen hier schon der Raum verbietet.

Fersen blieb vom Ausbruch der Revolution bis zum Schluß des Dramas der, wenn nicht einzige, so doch treueste und opferwilligste Freund der königlichen Familie und fiel selbst 1809 zu Stockholm, unter dem Verdacht an einer Verschwörung sich beteiligt zu haben, der blinden Wut des Pöbels zum Opfer, der ihn grausam im Hof des Ritterhauses hinschlachtete. Seine edle, in Trauer um die Vergangenheit beschlossene Laufbahn lebt in der Biographie wieder auf, die sein Landsmann, Baron Klinkowström, ihm mit Benutzung seines Nachlasses gewidmet hat. Darin veröffentlichte Bruchstücke von Briefen der Königin an den Mann, der stets bereit blieb, sein Leben für das der Ihrigen und für sie selbst zu wagen, verrieten unbegrenztes Vertrauen, nicht mehr. Weggelassene oder von Fersen selbst bis zur Unkenntlichkeit durchstrichene Stellen bezogen sich, nach Klinkowströms Erklärungen, auf Vorschüsse und Geldsendungen, die er, der über ein großes Vermögen verfügte, dem Königspaar hatte übermitteln lassen, und von denen nach des Grafen Wunsch keine weitere Erwähnung geschehen sollte.

Während einer Anwesenheit der Verfasserin dieser Zeilen in der schwedischen Hauptstadt, 1902, starb Baron Klinkowström, und man vernahm, daß er kurz vor seinem Tode alle in seinem Besitz befindlichen Originalbriefe der Königin an den Grafen Fersen zerstört habe. Einige Fragmente von ihrer Hand und

[1]) Lord Holland, „Foreign Reminiscences". London 1850. S. 18, Note.

Kopien von Briefen waren dennoch ihm entgangen und fanden sich auf seinem Schlosse Staffund. Mit Erlaubnis des nunmehrigen Besitzers, seines Sohnes, nahm der französische Schriftsteller Herr Lucien Maury Kenntnis davon und veröffentlichte, nach dem Erscheinen des ersten Bandes von Madame de Boigne, folgenden nur in Abschrift vorhandenen undatierten Brief Marie Antoinettes an den Grafen Fersen in der „Revue bleue" vom 27. April 1907: „... Ich kann Ihnen sagen, daß ich Sie liebe und habe thatsächlich nur dafür Zeit. Ich bin wohl, beunruhigen Sie sich wegen mir nicht. Ich wollte, ich wüßte ein Gleiches von Ihnen. Schreiben Sie mit Chiffre (folgen Adressen), lassen Sie mich wissen, an wen ich gegebenen Falles Briefe für Sie senden kann, denn ohne das kann ich nicht mehr leben. Adieu, geliebtester und liebendster aller Menschen. Ich umarme Sie aus ganzem Herzen." So ist denn der Schleier gelüftet und das Geheimnis zweier Menschen preisgegeben worden, die Erdenglück und Erdenleid in ungewöhnlichem Maß zu erschöpfen bestimmt waren. Uns will es bedünken, als ob etwas besonders Peinliches darin liege, daß der Anlaß dazu von derjenigen ausging, deren Kinderantlitz Marie Antoinette einst mit Küssen und Tränen bedeckt hatte.

Wenngleich in andrer Weise, ergeht es in diesen Memoiren der Tochter der Königin nicht besser als dieser selbst.

Die 1778 geborene Marie Therese von Frankreich, l'orpheline du Temple, wie man sie nannte, war die einzige ihrer Familie, die nach mehr als dreijähriger Haft das Gefängnis lebend verließ. Sie wurde am 9. Juni 1795 gegen Kriegsgefangene ausgewechselt und nach Wien geschickt, wo sie unter Obhut ihres Vetters, Kaiser Franz, drei ein halb Jahre verbrachte. Im Jahr 1799 vereinigte sie sich zu Mitau mit dem dort in der Verbannung lebenden Ludwig XVIII. und der Familie seines Bruders Karl, Grafen von Artois, der zwei Söhne hatte. Unter dem Einfluß des Königs, nach langen vorhergegangenen Verhandlungen, heiratete sie, wenige Tage nach ihrer Ankunft zu Mitau, den ältesten ihrer beiden Vettern, Louis-Antoine, Herzog von Angoulême. Von da an teilte sie das Los der verbannten älteren Bourbons, die endlich in England eine Heimstätte bis zu dem Augenblick fanden, wo die Ereignisse von 1814 sie nach Frankreich zurückriefen[1]).

Dort hatte man, nach zweiundzwanzigjähriger Unterbrechung der monarchischen Ordnung, die Persönlichkeiten ihrer Träger so völlig vergessen, daß im Bewußtsein des Volkes kaum etwas andres als die unbestimmte Legende überlebte, die sich um die Gestalt der Tochter Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes gewoben hatte. Ludwig XVIII. wußte das so gut, daß Madame de Boigne ihn geradezu und nicht ohne Grund beschuldigt, mit theatralischer Übertreibung die Schicksale der Antigone seines Geschlechtes zur Wiederbelebung seiner eigenen Popularität ausgenützt zu haben. Bei dem Einzug in Paris unter andrem hörte er nicht auf, die neben ihm im Wagen sitzende Prinzessin dem Volke zu zeigen, und man erzählte sich, wie sie beim Betreten der

[1]) A. Nettement, „Marie Thérèse de France etc.". — E. Daudet, „Histoire de l'Émigration". — Le Nôtre, „La Duchesse d'Angoulême". — Baronne du Montet, „Souvenirs" und viele andre Quellen.

Tuilerien, von schmerzlichen Erinnerungen überwältigt, bewußtlos zusammengebrochen sei.

Einige gewinnende weibliche Vorzüge würden genügt haben, der Trägerin eines so furchtbaren Schicksals die Herzen zuzuwenden. Leider besaß sie nichts von dem, was der ihr zugedachten Rolle entsprochen hätte. Äußerlich wie innerlich hatte sie etwas Männliches, das Achtung erzwang und Neigung zurückwies. Den Mangel an Schönheit ersetzten weder Anmut noch Liebenswürdigkeit; die in früher Jugend erduldeten Qualen hatten das Gemüt dieses Opfers menschlicher Grausamkeit anscheinend so völlig verhärtet, daß der Eindruck blieb, nie habe sie das von den Franzosen den Ihrigen zugefügte Leid vergessen können.

In der Politik wußte man sie unversöhnlich; die einzelnen, die ihr nahen durften, fanden sie hart, schroff, unzugänglich. „Den einzigen Mann unter den Bourbons" nannte sie Napoleon, gegen den sie während der hundert Tage Bordeaux zu halten suchte; von solcher Tapferkeit sollte sie noch mehr als eine Probe geben, aber Regungen des Mitleides und der Großmut verriet sie kaum, und vergebens flehte Labédoyères unglückliche Frau zu ihren Füßen um das Leben des Gatten. Mehr als der Kälte des Gemütes schreibt Madame de Boigne solche und ähnliche Vorkommnisse dem Mangel an Verstand zu. Die Herzogin von Angoulême war, ihres Erachtens, nicht nur sehr borniert, sondern dem Andenken der Mutter gegenüber gefühllos, ja fast feindselig. Für letztere Behauptung beruft sie sich auf folgendes.

Das Testament, welches die Königin in der Nacht vor der Hinrichtung niederschrieb, wurde bekanntlich erst 1815 und durch den Konventionellen Courtois dem Polizeiminister Decazes eingehändigt. Sein Inhalt war so ergreifend, daß kaum ein Auge trocken blieb, als es den Kammern mitgeteilt wurde. Großartiger und versöhnter hat kaum jemand vom Leben Abschied genommen als hier die schon vor dem Schafott zu Tode gemarterte Königin. Nur die eigene Tochter, „die wenig Liebe für das Andenken der Mutter zeigte und streng über sie urteilte", hätte, nach Madame de Boigne, den letzten Willen derselben dem Minister mit den kalten Worten zurückgegeben, sie erkenne die Echtheit der Handschrift, sich dann aber nicht weiter mit demselben befaßt.

Es liegt ein Dokument vor, das die Wahrheit dieser Behauptung zu prüfen gestattet. Über die Tragödien, die sich während der Flucht nach Varennes und hierauf 1792—93 im Tempel abspielten, hatte „Madame", wie die Prinzessin seit 1814 genannt wurde, kurze Erinnerungen niedergeschrieben, die Ludwig XVIII. nicht nur las, sondern korrigierte und mit Noten versah.

Bei Anlaß der Erzählung von der Flucht nach Varennes hatte die Verfasserin die Hingebung Fersens für ihre Mutter erwähnt. Ihr Onkel bemerkte hierzu: „Aus tausend Gründen, die meine Nichte nicht kennt und, wie ich hoffe, nie kennen wird, ist es angezeigt, daß sie Teilnahme für den Mann äußere, der an jenem Tag so große Hingebung zeigte." Ob diese Gründe, auf die Ludwig XVIII. unbegreiflicherweise bei solcher Gelegenheit und so unverblümt anspielt, nicht doch zur Kenntnis der Tochter Marie Antoinettes kamen, läßt sich nicht nachweisen. Wohl aber enthielt das gegen ihren Willen

1817 zuerst der Öffentlichkeit übergebene „Mémoire“ über die Gefangenschaft im Tempel so viel wärmere Äußerungen der Liebe zum Vater als zur Mutter, daß der Herausgeber durch einige rührende Zusätze dem Mangel abhelfen zu müssen glaubte[1]). Seine Interpolationen fielen selbstverständlich weg, als die Veröffentlichung des Originaltextes mit den Korrekturen und Zusätzen Ludwigs XVIII. erfolgte[2]). Die Prinzessin, die sich auf nüchterne Darstellung der Ereignisse beschränkt, berichtet über das Ende der Königin: „Meine Mutter, die seit ihrem Eintritt in die Conciergerie (!) große Frömmigkeit (beaucoup de religion) zeigte, vernahm ihr Urteil ruhig und mutig.“ Nur einmal, wo noch von ihr die Rede ist, nennt sie die Tochter „ma vertueuse et auguste Mère“. Auffallend dagegen ist die Heftigkeit der Äußerungen des Tagebuches über den blutsverwandten Kaiser Franz II. Unter seinem Dache, zu Schönbrunn, spricht die französische Prinzessin von „der unwürdigen Haltung des Kaisers“; an andrer Stelle nennt sie ihn „den Feind ihres Hauses“. Solche Anschauungen, die Königin Marie Antoinette der Haltung ihres Bruders Leopold gegenüber kaum weniger schroff geäußert hat, sowie die unverhohlene Antipathie gegen alle Royalisten, die emigriert waren, sind Züge, die „Madame“ viel mehr von der Mutter wie vom Vater erbte. Der einzige Lichtstrahl in ihrer tragischen, heillos verdüsterten Existenz war aufrichtige Zuneigung für ihren Gatten, die dieser erwiderte. Dem Herzog von Angoulême, der nach dem Sturze Karls X., seines Vaters, auf den Thron verzichtete, hat die Geschichte ein sehr flüchtiges Andenken bewahrt. Das Gute, das sie von ihm zu berichten weiß, bestätigt Madame de Boigne durchaus. Er war, sagt sie, häßlich wie ein Affe, klein und unansehnlich von Gestalt, aber tapfer, bescheiden und, wenn sich selbst überlassen, auch gemäßigt und vernünftig in seinen politischen Gesinnungen. Nie habe er, der aufrichtig fromm und von tadelloser Lebensführung war, das Gebaren der Ultras und der von ihnen ins Dasein gerufenen Kongregation gebilligt; während des spanischen Feldzugs bewährte er nicht nur militärische Eigenschaften, sondern staatsmännische Einsicht und würde die Situation gerettet haben, wäre sein Einfluß nicht brach gelegt worden. Zu seinem und des Landes Unglück war aber dieser pflichttreue, gute Soldat ein so blind gehorsamer Sohn, daß er, nach der Thronbesteigung seines Vaters, jedem Widerstand entsagte und sich willenlos den visionären Tollheiten des Systems Polignac unterordnete.

Madame de Boigne, die nichts andres beansprucht, als persönlich Erlebtes zu schildern und ihre Eindrücke über Zeitgenossen wahrheitsgetreu wiederzugeben, macht in bezug auf die Verhandlungen eine Ausnahme, die 1814 die Restauration ermöglichten. Ihre Freundschaft für Marschall Marmont und Pozzo di Borgo, die in Heer und Diplomatie eine so ausschlaggebende Rolle spielten, veranlaßte sie, mit Hilfe der damals von ihnen erhaltenen Mit-

[1]) „Mémoire écrit par Marie Thérèse de France sur la captivité etc. 10 Août 1792, Juin 1795“. Édition Beaudouin dans „Mémoires relatifs à la Révolution française“. 1817. (Fautive et incomplète.)

[2]) „Journal de Marie Thérèse de France, corrigé et annoté par Louis XVIII“. 1 Vol. Paris, Plon. 1893. — Le Nôtre, „La fille de Louis XVI“. p. 120.

teilungen ein zusammenhängendes Bild der Tage zu entwerfen, während der Frankreichs Schicksal in der Wagschale zitterte. Nicht durch die Schuld von Madame de Boigne sind während der Jahrzehnte, wo man sie in Schweigen verharren ließ, die Mithandelnden selbst zu Worte gekommen. Die Depeschen des Herzogs von Wellington, die Denkwürdigkeiten des Grafen Toll, die Memoiren und Briefe von Vitrolles, Pasquier, Barante, Guizot, Chateaubriand, jene Pozzos und Marmonts selbst, um nur diese zu nennen, haben die zusammenfassenden Werke Viel Castels, Houssayes, Daudets und andrer ermöglicht. Der Verfasserin der „Récits d'une Tante" bleibt das Verdienst, viel mehr gewußt und viel klarer gesehen zu haben als ihre in Vorurteilen befangene Umgebung, obwohl auch sie sich nur langsam zur Erkenntnis emporarbeitete, daß die Politik der Reaktionen unwiderruflich verurteilt sei und Frankreich das Recht besaß, vom Monarchen, der die Charte gegeben und beschworen hatte, die Erfüllung seines Eides zu verlangen. Immerhin bezeichnet sie sich schon 1814 als eine Royalistin, deren Standpunkt ihr selbst nicht klar, aber keinesfalls der einer reaktionären Französin gewesen sei. Er wurde ihr dadurch erleichtert, daß sie nicht nur den religiösen Leidenschaften, sondern, wie gesagt, auch den religiösen Überzeugungen ihrer Welt und Generation in einer Weise fernstand, die den Herausgeber ihrer Memoiren veranlaßt hat, manche ihrer Äußerungen zu unterdrücken. In den Leserkreisen, auf die er vorzugsweise rechnete, hätte er augenscheinlich eine Beeinträchtigung des buchhändlerischen Erfolges gefürchtet, wenn er diese offen von ihm zugestandene Zensur nicht geübt hätte. So lesen wir einen expurgierten Text.

II.

Die politischen Erfahrungen von Madame de Boigne zwischen 1814 und 1820 sind zum großen Teil im Ausland gemacht worden. Ihr Vater war ein intimer Freund Talleyrands, dem Minister des Äußern der ersten Restauration. Gegen den Wunsch der Seinen willigte der Marquis d'Osmond darein, vorläufig den Gesandtenposten am Turiner Hof zu übernehmen. Seiner Tochter kam der Aufenthalt in einer kleinen italienischen Hauptstadt der Verbannung gleich. Lieber jedoch als sich von den Ihrigen zu trennen, ergab sie sich ins Unvermeidliche und reiste ab, nach Turin. Auf dem Weg, zu Lyon, verzeichnet sie ein Erlebnis, das viele diplomatische Zwischenfälle aufwiegt. Während ihre Jungfer sie ankleidete, wurde dieser der Besuch einer alten Bäuerin gemeldet. Mit dem Freudenruf: „Es ist Marion!" eilte sie ihr entgegen und küßte ehrfürchtig den Stumpf des fehlenden Armes der noch rüstig aussehenden Greisin. Madame de Boigne, die den Vorgang erstaunt mit ansah, vernahm folgende Geschichte. Während des Schreckens war ein Pfarrer der Umgegend in Lyon eingekerkert worden. Marion, seine Dienerin, fand trotz ihrer Armut Mittel und Wege, täglich einen Korb mit Lebensmitteln in sein Gefängnis zu schmuggeln. Ein Wache haltender Sansculotte ertappte sie auf einem solchen Gang und suchte ihr den Korb zu entreißen. Sie setzte sich zur Wehr, der Unmensch zog seinen Säbel und hieb ihr unter dem Gelächter seiner Kameraden den Arm ab. Marion kam blutend zu den Eltern der Jungfer von Madame de Boigne, die einen Chirurgen holten und sie

verbinden ließen. Keine Klage entrang sich ihren Lippen; wenige Stunden nach der Operation hatte sie wieder einen Korb am Arm, der ihr blieb. „Was willst du tun, Marion?“ fragten verblüfft ihre Hausfreunde. „Zum Herren gehen, es ist ja nicht weit,“ erhielten sie zur Antwort, und sie ging. Einige Minuten später war sie wieder da: „Wickelt mir ein Tuch um die Schultern, damit der arme gute Herr nicht gewahr werde, daß der eine Arm fehlt,“ bat sie; „er hat ohnedies genug zu tragen und ist so einfältig, daß er sich immer noch für andre unnötigen Kummer macht.“ Von dieser Stunde an sorgte sie nach wie vor für ihn, bis er aus seiner Haft befreit wurde und sie zu ihm zurückkehren konnte. Das Außerordentliche ihrer Handlungsweise kam ihr nie zum Bewußtsein. Sie empfand vielmehr Gewissensbisse darüber, ihn lange Zeit hindurch ihrer Verstümmelung wegen getäuscht zu haben! Schon Taine hat in den „Origines de la France contemporaine“ nachgewiesen, daß die Schreckenszeit nicht nur in den höheren Ständen, sondern auch im Volke zahllose Opfer gefordert und stillen Heldenmut geweckt hat. Marions Geschichte würde, hätte er sie gekannt, eine Stelle in seinem Werk verdient und gefunden haben.

Ein so menschlich rührendes, erhebendes Geschehnis mutet in diesen Blättern an wie eine Oase in der Wüste. In Turin fand Madame de Boigne ihre schlimmsten Erwartungen noch übertroffen und den piemontesischen Hof rückständiger, als sie gefürchtet hatte. Viktor Emanuel I. war mit dem Entschluß aus seiner sardinischen Verbannung zurückgekehrt, die Dinge so wiederherzustellen, wie sie vor der französischen Herrschaft novant-ott, wie er zu sagen pflegte, gewesen waren. Seine Pagen von damals, inzwischen fast ergraute Männer geworden, mußten ihren Dienst in gleicher Eigenschaft wieder antreten. Die Gerichtspflege wurde nach Gutdünken gehandhabt, je nachdem der Code Napoleon oder die alte Gesetzgebung sich des Königs Willen besser anbequemten. Die wissenschaftlichen Sammlungen wurden zerstört. Eine einzige Neuerung der Franzosen, die sehr erhebliche Erhöhung der Steuern, fand Gnade in den Augen des Monarchen. Kein Piemontese, der den Fremden gedient hatte, wurde verwendet, was dem Ausschluß aller Talente von der Verwaltung gleichkam. Die französische Gesandtschaft mieden alle Wohldenkenden, denn Ludwig XVIII. galt, seit Gewährung der Verfassung, für einen gefährlichen Abtrünnigen und Revolutionär. Diesen Boykott begrüßte Madame de Boigne mit unverhohlener Freude; er enthob sie der Mühe, im Haus ihrer Eltern eine Gesellschaft zu empfangen, deren Torheit und Unwissenheit zur Zielscheibe ihres Spottes wurde. Die Proben, die sie davon gibt, rechtfertigen ihren Unmut.

So bestimmte unter anderm der Beichtvater des Königs die Vergebung der Logen im Hoftheater, um alle bürgerlichen Elemente von einer Ehre auszuschließen, die nichtsdestoweniger teuer bezahlt werden mußte. Monate hindurch hörte man die Frage diskutieren, ob ein Kronleuchter, der zur Zeit Napoleons angebracht worden war, ferner geduldet werden sollte. Er war im Besitz des Fürsten Borghese: „dieser schlug abwechselnd vor, ihn zu verschenken, zu verkaufen, auf seine Kosten entfernen zu lassen, jeden Preis, den

der König bestimmen werde, anzunehmen oder endlich dafür zu sorgen, daß seiner überhaupt nicht mehr erwähnt werde. Letzteres Auskunftsmittel wäre mir das liebste gewesen," versicherte Madame de Boigne, deren Geduld längst erschöpft war. Unter den Ausnahmen in diesem Bilde sozialen Niederganges nennt sie die Familien Balbo und Cavour, deren Söhne noch bei Lebzeiten der Memoirenschreiberin das neue Italien schufen. Sie hatte sich zu Rom, viele Jahre früher, mit Kardinal Consalvi befreundet, für dessen Charakter und Befähigung sie stets aufrichtige Bewunderung an den Tag legte, und dessen Staatskunst, solchen Verhältnissen gegenüber, in doppelt vorteilhaftem Licht erschien. Er war in London, als mit der Rückkehr von Elba die offizielle Tätigkeit d' Osmonds zu Turin den historischen Abschluß fand. Er und die Seinen hatten den König nach Genua begleitet, als er dort, während eines Konzerts, die Nachricht von Napoleons Einschiffung erhielt und durch Eilboten nach Wien an Talleyrand, hierauf durch den eigenen Sohn an den zu Nîmes befindlichen Herzog von Angoulême weiterbeförderte. In jener Nacht verwendete er seine Tochter zur Niederschrift von Depeschen, die, trotz aller Bemühungen, nicht so schnell als Napoleon selbst ans Ziel gelangten. Zu Turin, wohin d'Osmond noch einmal mit Frau und Tochter zurückkehrte, erwartete sie ein eigentümliches Schauspiel. Dahin war Papst Pius VII. vor Murats Neapolitanern geflüchtet. Madame de Boigne, die so hoch von Consalvi dachte, hatte keinerlei Vorurteile zugunsten seines ehrwürdigen Gebieters. Als sie jedoch von ihm selbst nur Worte geduldiger, demütiger Ergebung und des Bedauerns darüber vernahm, daß er gezwungen gewesen sei, den Kaiser Napoleon mit der Verantwortung für sein schweres Schicksal zu belasten, entrangen sich ihr die Worte: „In allen seinen Reden sprach eine so edle und väterliche Mäßigung, daß sie ihm von oben eingegeben schien, denn in jeder andern Beziehung zeigte er keine ähnliche Überlegenheit. Der Ausdruck serenitas bezeichnet ihn am besten. Er flößte mir aufrichtige Verehrung ein." In der Kapelle des königlichen Palastes und in einem goldenen Schrein wird bekanntlich eine Reliquie aufbewahrt, das Leichentuch des Herrn, über dessen Authentizität und Beschaffenheit erst vor einigen Jahren eine Aufsehen erregende Polemik für und wider die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt hat. Da nur der Papst selbst oder ein von ihm delegierter Kardinal den Schrein öffnen und die Reliquie berühren darf, so wurde die Anwesenheit des Papstes zur Vornahme einer Ausstellung derselben benützt, die mit größter Feierlichkeit, unter Mitwirkung aller geistlichen und weltlichen Würdenträger des Reichs und in Gegenwart herbeigeströmter Volksmassen stattfand. Bei der Eröffnungszeremonie war Madame de Boigne in dem Saal, wo die Ausstellung vorgenommen wurde, anwesend und blieb, obwohl sie des Papstes Hände bei Berührung des heiligen Tuches zittern sah, so ungerührt, daß sie schreibt, alle diese Förmlichkeiten, die in einer Kirche am Platz gewesen wären, hätten in weltlicher Umgebung an Würde eingebüßt und „einer Pantomime" geglichen. Dann erzählt sie weiter: „Man hat mir gesagt, die blutigen Spuren der Gestalt, der Hände und Füße und selbst der Seitenwunde seien auf dem ausgebreiteten Leichentuch ziemlich deutlich zu sehen gewesen. Ich konnte darüber

nicht urteilen, weil ich in der Nähe des Papstes an einem Fenster stand, während er der knienden Menge die Reliquie entgegenhielt." Als hierauf Pius VII. durch den ihn begleitenden Kardinal Pacca den Anwesenden anbieten ließ, fromme Gegenstände vor Schließung des Schreins mit der Reliquie in Berührung zu bringen, fand Madame de Boigne, die darauf nicht vorbereitet war, daß sie „kein ähnliches Möbel" besitze, und ließ ihm Ringe und andern weltlichen Schmuck reichen, den er freundlich entgegennahm.

Dieser Aufenthalt in Turin bestärkte Madame de Boigne in ihrer heftigen Abneigung gegen absolute, arbiträre Regierungen. Sie atmete auf, als sie, nach zwölfjähriger Abwesenheit, das ihr zur zweiten Heimat gewordene England 1816 wiedersah. Der Botschafterposten in London war die dem Marquis d'Osmond vorbehaltene Entschädigung für Turin, und seine Tochter verbrachte die nun folgenden Jahre bis 1819 abwechselnd bei ihren Eltern und in Frankreich. Ihre Aufzeichnungen beziehen sich vorwiegend auf den Hof von Saint-James, der ihrer Beobachtungsgabe Stoff in Fülle lieferte. Für den geistig umnachteten Georg III. führte der Prinz von Wales die Regentschaft, und die Erbin seiner Krone, Prinzessin Charlotte, vermählte sich 1816 mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg. Des Regenten Gemahlin, die berüchtigte Karoline von Braunschweig, hatte Madame de Boigne 1814 zu Genua begegnet und also beschrieben: Die Prinzessin fuhr in einer Equipage durch die Stadt, der man die Gestalt einer riesigen, mit blauem Samt ausgefütterten Muschel gegeben hatte. Die Pferde lenkte ein als Amor gekleideter Knabe. Karoline, die damals nahezu fünfzig Jahre alt, sehr untersetzt und korpulent war, trug ein tief ausgeschnittenes, nur bis zu den Knien reichendes rosa Kleid; ein Hut von derselben Farbe, mit sieben bis acht riesigen vom Winde bewegten Federn, schmückte ihr Haupt; die dicken, unförmlichen Beine bekleideten hohe, gleichfalls rosafarbene Schnürstiefel. Das stark gerötete Gesicht der Prinzessin hat der berühmteste Porträtmaler der Zeit, Lawrence, mit so erschreckender Ähnlichkeit wiedergegeben, daß es sich der Erinnerung in unvergeßlichen Zügen einprägt. Zu Genua wurde der Eindruck des Mummenschanzes, den diese Auffahrt erweckte, noch dadurch gesteigert, daß ein Unbekannter, der Murats phantastisches Kostüm trug, vor dem Wagen einherritt. Es war kein andrer als der ehemalige Unteroffizier Bergami, der 1820 im Ehescheidungsprozeß zwischen Georg IV. und seiner Gemahlin wieder auftauchen sollte. Damals in Italien aber schwärmte die Prinzessin von Wales, wenigstens vorgeblich, noch für Murat, für den sie dermaßen intrigierte, daß der englische Gesandte ihre Ausweisung verlangte und erhielt. Kurz vor der Verheiratung ihrer Tochter, 1816, verließ sie abermals England, wie der König hoffte, für immer: aber sie kehrte nach dem frühen Tode der Prinzessin wieder, und London erlebte den Skandal des Prozesses zu Westminster. Die Beredsamkeit Broughams, ihres Verteidigers, rettete die Königin, die vom Volk als Märtyrerin gefeiert wurde. Eine Anekdote kennzeichnet die Situation. Auf dem Weg zum Oberhaus, vor dem die Gattin des Monarchen gerichtet wurde, hielt eine aufgeregte Volksmenge den Wagen des Herzogs von Wellington auf. Vergebens peitschte sein Kutscher die Pferde und suchte sich den Weg

zu bahnen. Die Leute drängten heran, und mit dem Ruf: „Drei Cheers für die Königin!“ zwangen sie den Herzog, auszusteigen: „Nun gut, three cheers for the queen,“ rief dieser endlich, „und mögen alle eure Weiber ihr gleichen.“ Ein Jahr später, 1821 im Mai, wurde dem König der Tod seines größten Feindes gemeldet: „Wann denn ist sie gestorben?“ rief Georg IV. Er jubelte um drei Monate zu früh; die Königin starb am 7. August. Der Feind, dessen er entledigt worden war, hieß Napoleon.

Solche und ähnliche Ärgernisse würden genügt haben, den Thron in Frankreich zu erschüttern. Madame de Boigne wußte ihn vom Augenblicke an bedroht, wo der Graf von Artois 1824 als Karl X. die Nachfolge seines Bruders antrat.

Sie kannte diesen Fürsten seit den Tagen der Emigration, wo er nach dem Tode einer geliebten Frau den Leichtfertigkeiten seiner Jugend für immer entsagt hatte, aber durch engherzige Frömmigkeit unter die Leitung unfähiger und gefährlicher Ratgeber geglitten war.

Schön, liebenswürdig und von gewinnender Anmut im persönlichen Verkehr, zeigte er in allen wichtigen Angelegenheiten einen so törichten Unverstand, daß unparteiische Beobachter schon damals überzeugt waren, er werde zum Fluch seines Landes und seiner Familie in den Lauf der Dinge eingreifen. Seit Quiberon, wo er 1795 den treuen Royalisten, die von seiner Landung an der bretonischen Küste ihre letzte Rettung erwarteten, gänzlich versagt hatte, wußte man überdies, daß es ihm an persönlichem Mut gebrach. Madame de Boigne erwähnt noch eine andre den Prinzen belastende Episode. Im Jahr 1782, während des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes, belagerten die Franzosen Gibraltar. Die Haltung des der Expedition beigegebenen Grafen von Artois war so kläglich, daß Maillebois, der die Franzosen befehligende General, die Engländer, wie es hieß, jedesmal, wo der Prinz sich an die Schanzen heranwagte, das Feuer einzustellen ersuchte. Über dieses ungewöhnliche Verfahren zur Rede gestellt, erwiderte Maillebois, „das sei immer noch besser, als die Grimasse mit ansehen zu müssen, die der Prinz am ersten Tag geschnitten habe“.

Seine Jugend — er zählte 1782 bereits 25 Jahre — konnte nicht als Entschuldigung gelten. Es fand sich auch keine für sein Verhalten gegen den Herzog von Richelieu, vier Jahrzehnte später.

Keinen Staatsmann der Restauration hat Madame de Boigne so aufrichtig bewundert wie diesen. Sie gibt merkwürdige Einzelheiten über sein Privatleben und betrachtet ihn mit Recht als den typischen Vertreter der gemäßigten Monarchie. Nach der Befreiung des französischen Gebietes von fremder Okkupation und dem Kongreß von Aachen war Richelieu, den die Ultras weder verstanden noch unterstützt hatten, mit dem festen Entschluß von den Geschäften zurückgetreten, nie mehr die Leitung derselben zu übernehmen. Sein Nachfolger wurde Decazes, der Liebling Ludwigs XVIII., der eine Politik der Mäßigung und Versöhnung durchzuführen unternahm. Da fiel 1820 der Herzog von Berry, zweiter Sohn des Grafen von Artois, im Opernhaus zu Paris unter der Mörderhand Louvels, und Decazes, von den

Ultras und selbst von Royalisten wie Chateaubriand für die Tat verantwortlich gemacht, wich dem Ansturm seiner Feinde. In dieser kritischen Lage wandten sich nicht nur der König, sondern auch sein Bruder an die Opferwilligkeit des Herzogs von Richelieu. Er allein, hieß es, könne die Monarchie retten. Dennoch widerstand dieser, der allen Grund hatte, den Bourbons zu mißtrauen, den Bitten und Vorstellungen seiner Freunde und den Anforderungen des Monarchen selbst, der ihn persönlich nicht mochte. Da entbot ihn der Graf von Artois zu sich. Er flehte, nicht etwa metaphorisch, erzählt Madame de Boigne, sondern tatsächlich auf beide Kniee sinkend, Richelieu möge sich durch Übernahme des Ministeriums der Dynastie und dem Lande opfern. Auf der blutigen Leiche seines Sohnes, durch das Ehrenwort eines Edelmanns zum andern, verpflichte er sich, die Regierung Richelieus in jeder Weise zu unterstützen. Dieser, aufs tiefste erregt, gab endlich nach, wählte Kollegen von Talent und Charakter und versuchte noch einmal die Versöhnung der Parteien auf verfassungsmäßiger Grundlage. Schon nach drei Monaten hielt er Beweise in der Hand, daß der Graf von Artois sowohl bei seinem Bruder als in den Kammern die alten Intrigen gegen ihn wieder aufnahm. Es währte nicht lange, so nötigte ihn die Opposition der Ultras, deren geheime Fäden in den Händen des Thronerben zusammenliefen, diesen zur Rede zu stellen. Richelieu erinnerte an das feierlich ihm gegebene Wort. „O," sagte der Prinz, „Sie nehmen die Dinge zu genau. Damals standen sie so schlimm, daß wir auf Sie angewiesen waren. Das, lieber Herzog, konnte nicht dauern und Sie müssen es verstehen." Richelieu erwiderte kein Wort, drehte dem Prinzen den Rücken, schlug bei Verlassen des Gemachs die Tür hinter sich zu und sagte zu seinem Kollegen Pasquier: „Er hat sein Wort, das Wort eines Edelmannes, gebrochen." So fiel das zweite Ministerium Richelieu. Er selbst starb ein Jahr später, 1822.

Von da an, schreibt Madame de Boigne, ging die Regierung Ludwigs XVIII. zu Ende; er wurde das Werkzeug seines Bruders, der selbst das der Kongregation war. Sie wäre dennoch keine Frau und auch keine Patriotin gewesen, wenn die Geburt des posthumen Sohnes ihres Gönners, des gemordeten Herzogs von Berry, sie nicht mit Freude erfüllt hätte. Aber Pozzo de Borgo dämpfte den Ausdruck derselben: „Mit den Glocken, die seine Geburt einläuten," bemerkte er, „vernehmen Sie die Totenklage des Hauses Bourbon." Noch schärfer äußerte der Herzog von Wellington, das Aussterben der älteren Linie sei die einzige Hoffnung der Restauration.

III.

Madame de Boigne, die während der Revolution längere Zeit mit ihren Eltern in Neapel verbracht hatte, war dort Spielgenossin der fast gleichaltrigen Tochter des Königs, späterer Gemahlin des Herzogs von Orléans geworden. Die Jugendfreundschaft zwischen ihnen führte zu dauernder Intimität, und die allgemeine Verehrung, die diese Fürstin erweckte, war so verdient, daß selbst die Herzogin von Angoulême ihr zuliebe die krankhafte Abneigung gegen die Familie Egalités überwand und die Freundin ihrer vor-

trefflichen Cousine wurde. Schöne und begabte Kinder, fünf Söhne und drei Töchter, wuchsen dem in glücklichster Ehe lebenden Elternpaar heran. Die Seele und der leitende Kopf der Familie Orléans war des Herzogs Schwester, Madame Adelaïde, eine Frau, die mit leidenschaftlicher Zuneigung ihm und den Seinen ergeben war und durch männlichen Geist und nie versagende Energie einen Einfluß ausübte, dem ehrgeizige Absichten für die Zukunft nicht fernlagen. Auch wo solche nicht bestanden, wurden sie vorausgesetzt. Ludwig XVIII. hörte nie auf, das Verhalten des Herzogs zu verdächtigen und durch kleinliche Zurücksetzungen und Nörgeleien ihn zu erbittern. Bis 1817 fand dieser es angezeigt, mit seiner Familie in England zu bleiben, um die peinlichen Eindrücke vergessen zu machen, die eine 1814 in Betracht gekommene orleanistische Thronkandidatur zurückgelassen hatte. Dort und nach der Rückkehr in ihre Pariser Residenz, dem Palais Royal, sah Madame de Boigne die fürstlichen Damen beständig. Ihre bewundernde Ergebenheit für sie verschloß sich der Einsicht nicht, daß das feindselige Verhalten des Königs gegen den Herzog diesen mehr und mehr in die Opposition drängte, und daß sein Hof zum Mittelpunkt der Unzufriedenen wurde. Er konspirierte niemals ernstlich, sagt sie, aber er wies die gefährliche Ehre nicht zurück, als das natürliche Haupt der Liberalen betrachtet zu werden. Es war augenscheinlich, daß er sich in dieser Rolle gefiel.

Mit der Thronbesteigung Karls X. schien eine Wendung zum besseren gekommen. Die Familie Orléans erhielt Beweise königlicher Gunst. Die Berufung Martignacs, dessen Politik auf die Überlieferungen des Ministeriums Richelieu zurückführte, beruhigte die Gemäßigten, ohne in der Kammer den starken Rückhalt einer geschlossenen Majorität zu gewinnen. Dennoch fanden die geistlichen Ratgeber des Königs es angezeigt, der öffentlichen Meinung ein, wie sie meinten, vorübergehendes Opfer zu bringen und sein Gewissen über den Erlaß der Juniordonnanzen von 1828 zu beruhigen. Durch dieselben wurde der in Frankreich gesetzlich nicht geduldete Jesuitenorden von der Leitung der Unterrichtsanstalten ausgeschlossen und diese sämtlich der Universität unterstellt. Der Kanzler Pasquier, um nur ihn, den Freund von Madame de Boigne, zu nennen, stimmte mit ihr in der Ansicht überein, daß die Kongregation und die Ultras vor dem Sturm das Haupt beugten, weil sie den König kannten und mit Sicherheit auf eine eklatante Revanche rechneten. Ihre Voraussicht erwies sich als völlig begründet. Karl X., der einst während der Regierung seines Bruders die Zumutung, er denke an ein Ministerium Polignac, lachend als schlechten Spaß zurückgewiesen hatte, erwog seit dem Erlaß der ihm verhaßten Ordonnanzen die Notwendigkeit, durch Berufung dieses Ratgebers in reaktionäre Bahnen zurückzulenken. Polignac war Botschafter in London und kam und ging zwischen dort und Paris hin und her. Im Februar 1829 verzeichnet Madame de Boigne die Stelle aus seiner Rede vor den Pairs, worin er versicherte, daß seine Kinder in der Charte lesen lernten! Sie kannte ihn seit den Tagen seiner Jugend und hielt ihn für den unfähigsten aller ihr bekannten Menschen, aber auch für einen der ehrgeizigsten und dabei von so tollkühner Verachtung der Gefahren, die er heraus-

forderte, daß alles von ihm zu fürchten war. Bereits während jenes Winters versuchte er die Bildung eines Ministeriums, fand aber keine Kollegen, die bereit gewesen wären, den Sprung ins Dunkle unter seiner Führung zu wagen, und kehrte nach London zurück. Der Bestand des Kabinetts Martignac schien noch einmal gesichert, und dieser begegnete dem Angriff eines Ultra gegen die Ordonnanzen mit der Erklärung, die Regierung des Königs werde sie aufrecht erhalten. Damit, sagt Madame de Boigne, unterschrieb er sein Todesurteil. Die Kammer, deren liberale Fraktion den ungeheuren Fehler begangen hatte, ihn nicht energisch genug gegen seine Feinde von der Rechten zu unterstützen, beendigte im Mai ihre Session, und am 7. August erfuhr Madame de Boigne durch den bestürzten Pasquier die Berufung Polignacs. Die Ministerliste, mit welcher der König ihn empfing, soll selbst ihn erschreckt haben, aber Einwände vernahm Karl X. nicht, und das Experiment begann. Die Expedition nach Algier gewährte der Regierung eine Frist und den Nimbus militärischen Erfolges, aber die Wahlen kamen einer Kriegserklärung des Landes gegen das ihm aufgedrungene Ministerium gleich.

Karl X. ließ die Warnung unbeachtet. Er war der Gast des Herzogs von Orléans bei Gelegenheit eines großen Festes, das dieser zu Ehren seiner neapolitanischen Verwandten im Palais Royal gab. Die Gärten wurden für das Pariser Volk illuminiert, der Herzog mehrmals von der Menge gerufen und applaudiert; in den Sälen, wo die Eingeladenen sich drängten, begegnete der Monarch allen Gegnern seiner Politik. Das Fest sei ganz neapolitanisch, bemerkte einer der Anwesenden dem Deputierten Salvandy. „Jawohl," erwiderte dieser, „wir tanzen auf einem Vulkan." Madame de Boigne zog sich früh und sehr verstimmt zurück und äußerte noch am selben Abend gegen ihre Mutter, sie könne sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Herzog von Orléans um die Gunst des Volkes buhle.

Merkwürdigerweise war es jetzt die Herzogin von Angoulême, seit 1824 Dauphine, die sich Rechenschaft von der Waghalsigkeit der Politik ihres Schwiegervaters gab. Polignac, der Sohn der besten Freundin Marie Antoinettes, war der Dauphine nie sympathisch. Im Juni 1830 reiste sie ab ins Bad nach Vichy und entrang Karl X. vorher das Versprechen, während ihrer Abwesenheit keine wichtige Entscheidung zu treffen.

Einige Tage später, am 5. Juli, fiel Algier. An der Schwelle der Kathedrale von Paris, wo der Sieg durch ein feierliches Te Deum gefeiert werden sollte, empfing der Erzbischof den König und versprach ihm den Beistand der heiligen Jungfrau gegen den innern wie gegen den äußern Feind. Am 25. Juli erschienen vier Ordonnanzen. Sie schafften die Preßfreiheit ab, lösten die neugewählte Kammer vor ihrem Zusammentritt auf, erließen ein neues Wahlgesetz und bestimmten die Termine der Neuwahlen und der Eröffnung der nächsten Session. Als der englische Botschafter am andern Morgen die Ordonnanzen im Moniteur las, glaubte er, wie übrigens alle Welt, der Minister werde, in Voraussicht des Staatsstreichs, seine Vorkehrungen getroffen haben. Am selben 26. Juli in der Frühe erschien Marschall Marmont bei der zufällig in Paris anwesenden Madame de Boigne und übergab auch

ihr den Moniteur. Der Marschall kam aus Saint Cloud, von wo der König sich nach dem Jagdschloß Rambouillet begeben hatte, ohne dem vorbestimmten Verteidiger seiner Sache ein Wort zu sagen: „Sie sind verloren, sie kennen weder das Land noch die Zeit; man kann nicht einmal versuchen sie aufzuklären," klagte in höchster Erregung Marschall Marmont. Madame de Boigne entgegnete: „Auch Sie selbst sind verloren und rettungslos kompromittiert, denn Ihre Rechtfertigung für 1814 bestand darin, daß Sie sich opfern mußten, um dem Lande freiheitliche Institutionen zu sichern. Wo sind diese jetzt?" Der Marschall widersprach nicht, aber er hoffte auf gesetzlichen Widerstand durch Steuerverweigerung und auf Vermeidung einer militärischen Intervention. Am nächsten Tag erschien Pozzo, der Botschafter Rußlands und einst der treue Anwalt der Legitimität. Obwohl Madame de Boigne von Freunden umgeben war, sprach er laut mit äußerster Heftigkeit und vor ihnen allen vom Recht des Volkes, meineidige Fürsten zu strafen. Er rügte das Verhalten Marmonts, der als Gouverneur von Paris den endlich erhaltenen Befehlen gehorchend, die bewaffnete Macht gegen die beginnende Insurrektion in den Tuilerien zusammenzog. Ein einziger Mann in Paris blieb ruhig, zuversichtlich, ja freudig gestimmt. Es war Polignac. „Seien Sie unbesorgt, Herr Botschafter," sagte er zu Pozzo. „Frankreich ist bereit, des Königs Willen zu tun und ihn dafür zu segnen." Karl X. beruhigte seinerseits einen seiner treuesten Diener, als dieser ihm noch zu Saint Cloud von der wachsenden Aufregung der Bevölkerung sprach, mit den Worten: „Graf de Broglie, Sie sind ein Gläubiger. Haben Sie Vertrauen. Jules (Vorname Polignacs) hat noch in der vergangenen Nacht die Mutter Gottes gesehen. Sie befahl ihm auszuharren und versprach, daß alles gut enden werde."

In Paris baute das Volk Barrikaden. Es war bereits Blut geflossen, als Pasquier und einige gleichgesinnte Royalisten den Marschall Marmont durch schriftliche Vermittlung von Madame de Boigne beschwören ließen, einen Zusammenstoß zwischen den Truppen und den Parisern vor allem im Interesse der Dynastie selbst zu vermeiden. Der Brief gelangte in des Marschalls Hände. Er schickte seiner Korrespondentin einen Vertrauensmann mit dem mündlichen Bescheid, es sei zu spät! Auf die Gefahr hin, von der Monarchie für so unwillkommene Dienste geopfert zu werden, müsse er den an ihn ergangenen Befehl ausführen, nachdem alle Versöhnungsversuche gescheitert seien. Sein Auftraggeber hatte Madame de Boigne kaum verlassen, als der erste Kanonenschuß den Beginn des dreitägigen Kampfes anzeigte. Sie beschreibt, was sie sah und hörte, und bekennt offen, wie die Haltung des Volkes, das weder plünderte noch Grausamkeiten beging, sie mit Begeisterung erfüllte. Der Widerstand war organisiert, aber nur auf dem Stadthaus wollte man die Revolution. In den Straßen riefen die Leute: „Es lebe die Charte", und Madame de Boigne war fest überzeugt, daß noch am 29. Juli der König jubelnd empfangen worden wäre, wenn er die Ordonnanzen zurückgenommen und sein Ministerium entlassen hätte. Sie läßt die Frage offen, ob er nach einem solchen Zugeständnis noch imstande gewesen wäre, die Regierung fortzuführen, und erzählt, wie sie selbst diese

ganze Woche hindurch vor Erregung keinen Augenblick geschlafen habe, ohne Müdigkeit zu fühlen. Als Karl X. endlich nachgab und der Herzog von Mortemart mit Vollmachten zur Bildung eines Ministeriums in der von den Truppen verlassenen Hauptstadt erschien, war bereits eine provisorische Regierung eingesetzt und der Herzog von Orléans zu ihrem Haupt bestimmt. Sein Minister des Äußern sollte General Sebastiani sein. Zwischen ihm und Pozzo herrschte eine korsische Vendetta. Wenn daher Sebastianis Wahl sich vollzog, so gab Pozzo, der offen erklärte, das einzig mögliche Heil für Frankreich sei die Berufung des Hauses Orléans, die Sache desselben dennoch preis. Am 27. Juli war Madame de Boigne bei den Prinzessinnen in Neuilly gewesen und hatte dieselben in Verzweiflung über den Staatsstreich gefunden. Von der Umgebung von Madame Adelaïde hörte sie mehr: Der Herzog, so wurde versichert, werde zwar dem König treu bleiben, aber nie wieder ihm ins Ausland folgen. Am 30. Juli siegte der Aufstand, und die Wahl lag bereits zwischen der Republik und einer Statthalterschaft des Herzogs von Orléans. Seine Stellung wurde ungleich schwieriger, wenn das diplomatische Korps, das mit Ausnahme der Vertreter von Österreich und Sardinien unter Pozzos Einfluß stand, dem König, der es übrigens gar nicht zu sich berief, dennoch nach Rambouillet folgte. Madame de Boigne, die Karl X. verloren gab, benachrichtigte ihre fürstlichen Freundinnen zu Neuilly von der Notwendigkeit des Ausschlusses Sebastianis. Am 30. Juli begab sie sich selbst zu Fuß und nicht ohne Gefahr zu ihnen. Sie fand dieselben in sehr verschiedener Stimmung. Die Herzogin von Orléans war in Tränen, tiefbekümmert über das Schicksal der königlichen Familie und vor allem der Dauphine, die sie auf der Heimreise von Vichy, aber noch nicht mit den Ihrigen vereinigt wußte, im übrigen fest entschlossen, in allen Dingen dem Willen des geliebten Gatten sich zu unterwerfen und keinen Augenblick ihr Schicksal von dem seinen zu trennen. Madame Adelaïde, erregt und entschlossen, bestimmte, was zu geschehen habe. Ihr Bruder, so erklärte sie, müsse ferneres Blutvergießen verhüten und das Land retten. Von seiner Erhebung auf den Thron war noch nicht die Rede. Dann zeigte sie Madame de Boigne einige Zeilen von seiner Hand, worin er den Auftrag gab, Pozzo so bald als möglich davon in Kenntnis zu setzen, daß Sebastianis Wahl aufgegeben sei. Madame de Boigne eilte zurück nach Paris und zu Pozzo. Sie komme aus Neuilly, sagte sie, und sei bevollmächtigt, ihm von dort für seine guten Absichten Dank auszusprechen. Es kam ihr nicht unerwartet, den Botschafter Rußlands verändert, kühl und zurückhaltend zu finden. Er gebrauchte Ausflüchte und gab zu verstehen, das diplomatische Korps werde wohl genötigt sein, dem Souverän, bei dem es akkreditiert sei, zu folgen. Madame de Boigne erwiderte, sie sei überzeugt, Pozzo werde stets das Beste beschließen; dann fügte sie, als sei ihr der Gedanke plötzlich gekommen, anscheinend gleichgültig hinzu: „À propos, ich weiß bestimmt, daß Sebastiani nicht Minister werden wird."

Pozzo faßte sie einen Augenblick hindurch scharf ins Auge, ergriff dann ihre beiden Hände und rief: „Tot oder lebendig gehöre ich ihnen; sie wollen herrschen, nicht wahr?" „Sie sagen das Gegenteil." „Sie haben unrecht.

Das allein ist vernünftig, und das allein ist möglich. In diesem Sinne müssen wir handeln." Madame de Boigne, die nur über die Plötzlichkeit der Wandlung staunte, verlangte und erhielt die Erlaubnis, die Familie Orléans der Hingebung des Botschafters von Kaiser Nikolaus zu versichern, und noch am selben Abend las man zu Neuilly den Bericht über eine gelungene diplomatische Mission. Zwei Tage später, am 2. August, begannen, zunächst unter dem Dache von Madame de Boigne, geheime Zusammenkünfte zwischen Madame Adelaïde und Pozzo di Borgo. Die Prinzessin begegnete sich am selben Tage mit Pasquier, dem einstigen Kollegen Richelieus, der ohne Begeisterung und nicht zum ersten Male sich in die unvermeidlichen Folgen einer politischen Katastrophe fügte, die kein Menschenwitz aufzuhalten vermocht hatte. Am gleichen Tag hatte Madame de Boigne eine merkwürdige Begegnung mit dem glänzendsten aller Royalisten, mit Chateaubriand. Werde er, so fragte sie, die Regierung unterstützen, die der einzige Schutz gegen Anarchie sei? Der Schöpfer der katholischen Romantik Frankreichs, der Verteidiger des Throns, des Altars und der Charte wies mit der Hand auf eine Bücherstelle: „Und was könnte ich den mich anstarrenden 30 Bänden meiner Werke erwidern?" brach er los. „Nein . . . nein . . . sie verurteilen mich, mein Schicksal mit diesen Elenden zu verknüpfen! Wer kennt, wer verachtet, wer haßt sie so wie ich? Aber vom Dogma der Legitimität, das ich so laut verkündigt habe, kann ich mich nicht mehr befreien." Madame de Boigne erreichte nur so viel, daß eine wütende Rede, die Chateaubriand vorbereitet hatte, ungesprochen blieb und statt dessen die Pairs versöhnlichere Worte vernahmen. Aber mit dem berühmten Ausruf: „Madame, votre fils est mon roi", die an Heinrichs V. Mutter, die Herzogin von Berry, gerichtet wurden, spielte Chateaubriand vor Europa die offizielle Rolle weiter, an die er selbst nicht mehr glaubte. Auch Pozzo [1]) fand es angezeigt, seinem Freund Nesselrode im September 1830 zu schreiben, daß die Vorgänge in Paris, die mit dem Königtum Louis Philipps am 8. August ihren vorläufigen Abschluß gefunden hatten, ihn tödlich schmerzten: „J'ai pensé mourir de douleur". Die an den russischen Staatskanzler gerichteten Worte waren auf Kaiser Nikolaus berechnet. Dieser hatte unter dem Einfluß Mortemarts, des französischen Gesandten in Petersburg, und Nesselrodes selbst bereits im Mai 1830 in Paris erklären lassen, daß im Fall die Regierung den Wahnsinn begehen sollte, die Verfassung umzustürzen, der Zar sich durch keine Verträge gebunden erachte, die Bourbons zu halten. Die letzten Stützen der franko-russischen Entente während des Krieges gegen die Türkei waren die liberalen Staatsmänner der Restauration, Martignac, La Ferronnays, Mortemart gewesen. Die Revolution in Belgien, der Aufstand in Polen gaben Pozzos Versicherungen Gewicht, nur durch die Anerkennung Louis Philipps sei die Republik in Frankreich verhindert worden. Aber die Abrechnung mit ihm war dennoch nur verschoben. Als Kaiser Nikolaus ihn 1834 vom Pariser Posten abrief und zu seinem Botschafter in London ernannte, wußte sich Pozzo von der kaiserlichen Ungnade getroffen. Nach

[1]) Maggiolo, „Corse, France, Pozzo di Borgo". S. 318 ff.

einigen Jahren trat er zurück und endigte sein Leben als Privatmann in Paris. Den dritten Band der Memoiren von Madame de Boigne beschließt die auf positiven Informationen beruhende Mitteilung, am 1./2. August seien Versuche gemacht worden, sowohl Karl X. als seinen Sohn, den Dauphin, zur Abdankung zu bewegen. Wäre sie bereits damals erreicht worden, so würde Louis Philipp, ohne die Verantwortung einer direkten Anfrage in diesem Sinne auf sich zu nehmen, den Thronerben, Herzog von Bordeaux, aber allein und ohne seine reaktionären Erzieher aufgenommen und folglich ihm die Krone als sein Vormund gesichert haben: „Seine Frau hätte eine solche Lösung mit Wonne begrüßt und den Knaben mit mütterlicher Liebe umgeben; aber die Antwort, die zu Rambouillet erteilt wurde, lautete hart bis zur Insulte.“ Es liegt ein versöhnender, echt menschlicher Zug darin, daß Königin Marie Amelie und die Dauphine von ferne in Freundschaft verbunden blieben und ihr Leid zusammen teilten.

Es brach zunächst in einer Weise herein, die zu den Vorkommnissen gehört, bei denen der Roman, auch der kühnste, vom historischen Geschehnis überboten worden ist.

Wir sprechen vom Versuch der Herzogin von Berry, die Bevölkerungen des französischen Westens, und zwar zunächst der Vendée, zur Rettung und Wiederherstellung der Legitimität aufzurufen. Marie Karoline von Neapel, eine Tochter des Bruders der Gemahlin Louis Philipps und Mutter des Thronerben, Heinrich Herzogs von Bordeaux, den die Welt als Grafen von Chambord kennt, besaß eine königliche Eigenschaft: sie kannte keine Furcht. Eines Tages, als ganz junge Frau, gingen während einer Spazierfahrt, die sie mit ihrem Manne machte, die Pferde durch und brachten das fürstliche Paar in höchste Gefahr, am nächsten Rinnstein zu verunglücken. Die Prinzessin unterbrach das Gespräch nicht. „Karoline,“ rief ihr Gatte, „siehst du nicht, was geschieht?“ „Nun ja,“ erwiderte sie, „wir können nichts daran ändern,“ und sprach weiter. Die Prinzessin wußte, wie die Bourbons bei entscheidenden Wendungen ihre Anhänger der Vendée im Stich gelassen hatten. Der Aufruhr und die Choleraepidemie, die unter andern den Reformminister der Julimonarchie, Casimir Perier, hinraffte, warfen drohende Schatten auf den Bestand des neuen Thrones. Die Herzogin von Berry war in Italien, die königliche Familie von Frankreich in Edinburg. Chateaubriand nannte die Herzogin „eine Seiltänzerin“, trat aber nichtsdestoweniger in das Komitee, das mit ihr eine Erhebung plante. Über das sittliche Verhalten der Prinzessin bestand bei den Eingeweihten längst kein Zweifel. Karl X. hatte sie vergebens überwachen lassen, auch nach der Trennung von ihr. Madame de Boigne spricht S. 125 des vierten Bandes eine Beschuldigung aus, die auf die Tage der zweiten Restauration und der Monarchie Karls X. zurückführt. Seine Schwiegertochter war eine jener unbändigen Naturen, die keine Schranken kennen. Am 29. April 1832 landete sie, von Massa kommend, an Bord des „Carlo Alberto“, wo man sie vergebens suchte, in der Nähe von Marseille. Mit einem falschen Paß durchquerte sie Frankreich. Vor dem 20. Mai erreichte sie Nantes. Was nun folgte, bezeichnet Madame de Boigne als „Chronik“, der jedoch historischer Wert zu-

kommt, und die zu dem pikantesten gehört, was sie geschrieben. Der über hundert Seiten füllende Abschnitt ihrer Memoiren ist in einigen Heften der diesjährigen „Revue des Deux Mondes“ abgedruckt und ihren Lesern besonders zu empfehlen. Er enthält manches, was bisher den Historikern unbekannt geblieben ist, über die romantische Eskapade, die bekanntlich damit endete, daß die Prinzessin, von ihrem Vertrauensmann Deutz verraten, nach sechsmonatlichen Abenteuern, in der Rückwand eines Kamins verborgen, in dem Feuer angezündet wurde, sich ihren Verfolgern endlich ergeben mußte. Das geschah zu Nantes im November. Madame de Boigne war nicht passiv geblieben. Im sogenannten großen Ministerium, das der König nach Periers Tod berufen hatte, war Thiers Minister des Innern. Madame de Boigne und ihr Freund Pasquier boten ihren ganzen Einfluß auf, um Thiers zu überzeugen, daß es im Interesse der Dynastie sei, die Herzogin von Berry entwischen zu lassen. Man befürchtete das Äußerste von ihrem verzweifelten Mut und was geschah, wenn sie den Tod suchte und fand? Thiers blieb andrer Meinung. Die Mitteilungen von Madame de Boigne lassen keinen Zweifel darüber, daß er noch im November, nach der Festnahme der Herzogin von Berry, den Skandal, der bevorstand, nicht fürchtete. Sie war es, die kurz darauf in ihrem Gefängnis zu Blaye und im Februar 1833 die Erklärung abgab, sie sei insgeheim verheiratet. Die Schwierigkeit war, den Gatten zu finden. Ein solcher war nicht vorhanden, und die Vaterschaft der Tochter, die zu Blaye geboren wurde, blieb ein ewiges Geheimnis. Aber ein Gemahl wurde im Haag und in der Person des italienischen Diplomaten Grafen Lucchesi-Palli gefunden und gezahlt.

Er war, sagt Madame de Boigne, achtzehn Monate ununterbrochen in Holland anwesend und begegnete der Prinzessin, der er einst zu Massa den Hof gemacht hatte, erst im Juli 1833 zu Palermo: die französische Regierung hatte keinen Grund mehr, die Heldin der Vendée gefangenzuhalten. Madame de Boigne spricht ihr Erstaunen darüber aus, daß diese es nicht vorgezogen habe, sich vom Wall der Festung Blaye herabzustürzen; aber, fügt sie hinzu, das Ungeheuerliche ihres Falles kam ihr nie zum Bewußtsein; es war nicht der erste, und sie kam nie zur Erkenntnis, daß ein solcher Zwischenfall ihre politische Rolle ernstlich gefährdete. Tränen flossen, nicht aus den Augen der Herzogin von Berry, sondern im Tuilerienpalast, wo die Königin den Schimpf beweinte, den die Nichte über ihr ganzes Haus, vor allem über die unglückliche Dauphine ausgegossen hatte, deren Schmerz an Verzweiflung grenzte.

Vom Familienleben der Orléans zeichnet der vierte Band dieser Memoiren ein sehr verschiedenes und wohltuendes Bild. Der Herzog von Orléans und nunmehrige Thronerbe Louis Philipps, führte 1837 die deutsche Fürstentochter Helene von Mecklenburg-Schwerin als seine Braut heim. Die junge Herzogin, obwohl auf den ersten Blick nichts weniger als schön, besaß Grazie, Takt und alle Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die ihre hohe Stellung erforderte. Sie blieb protestantisch und fand an der Seite des schönen, ritterlichen und sehr begabten Prinzen und in der Familie, in der alle acht Kinder sich mit größter Liebe um ihre Eltern scharten, ein für Personen ihres Ranges

doppelt seltenes Glück. Madame de Boigne erzählt jetzt kaum mehr Politik, sondern Episoden, die sie mit dem Hause Orléans erlebte. So hat sie denn auch eingehend die Katastrophe geschildert, durch welche ein tödlicher Sturz aus dem Wagen auf der Fahrt nach Neuilly, 1842, den Herzog von Orléans hinraffte. Er war sehr populär, besonders in der Armee, und der überwiegende Einfluß, den seine Tante so lange auf den König ausgeübt hatte, war auf ihn übergegangen. Dem herzzerreißenden Jammer, den sein Verlust erregte, und dem tragischen, plötzlichen Verschwinden dieses Sohnes von der Bühne schreibt Madame de Boigne eine verhängnisvolle Veränderung in der Haltung Louis Philipps zu. Diese Anschauung hängt mit ihrer Abneigung gegen des Königs liebsten Ratgeber, den Minister Guizot, zusammen. Sie beschuldigt ihn, sich durch Verzicht auf jede Opposition gegen den Willen des Monarchen diesem unentbehrlich gemacht zu haben, bis seine Entscheidung in der Angelegenheit der spanischen Heiraten die Besorgnis von Männern wie Pasquier erweckte, der, obwohl Kanzler und Mitglied der Regierung, vorher nichts davon erfahren hatte. Dieser Bund eines Sohnes Louis Philipps mit der spanischen Infantin kostete die Freundschaft Englands und, was schlimmer war, auch das Vertrauen in des Königs Wort. Von allen regierenden Häuptern war keiner so oft als Louis Philipp von Meuchelmördern bedroht worden, und niemals durfte seine fragliche Popularität vom Glück verlassen bleiben. Dem demokratischen Königstum blieb der Stachel seines Ursprungs, und die Minorität der bürgerlichen Wähler, einige hunderttausend Stimmen, an denen Guizot mit dem starren Optimismus des Doktrinärs festhielt, glich einer schwachen Schranke, die beim ersten Anprall fallen mußte. Zu Beginn des Jahres 1848 nahte der Sturm. Werde der König in der Frage der Ausdehnung des Wahlrechts nachgeben? Er tat es zu spät, und bevor ein andres Ministerium gebildet werden konnte, hatte der Aufstand gesiegt und ihn und die Seinen zur Flucht aus den Tuilerien gezwungen. „Wie Karl X., wie Karl X." soll Louis Philipp ausgerufen haben, als er für immer aus Paris ging. Dieses Mal verliefen die Dinge anders als während der „glorreichen Julitage" von 1830. Scharen von Banditen plünderten und verheerten Paläste und Ministerien. Die provisorische Regierung verhinderte nichts; Lamartine begeisterte die Massen mit jener feurigen Beredsamkeit, die sie hinriß, aber auf die Dauer nicht beherrschte. Arago glaubte den König bei Madame de Boigne versteckt und brachte Pässe, während dieser und die Königin, an der Küste verborgen, auf den Augenblick warteten, wo das von Stürmen gepeitschte Meer die Überfahrt nach England in die Verbannung gestatten werde. Es währte drei Tage, bis das gelang.

Auch Madame de Boigne wandte sich, von Entsetzen über das von der Hauptstadt ihr gebotene Schauspiel ergriffen, zur Flucht. Infolge eines Unfalles war sie seit 1846 am Gehen behindert. Sie läßt keinen Zweifel darüber, daß, seit vielen Jahren, eine intime Freundschaft sie mit dem Kanzler Pasquier verband, dessen Herzenseigenschaften sie nicht weniger als seine geistige Begabung fesselten. Viele Züge der Übereinstimmung zwischen ihren Denkwürdigkeiten und den seinen bestätigen die zwischen ihnen waltenden Beziehungen. Sie

hatte für sein Leben gezittert und alles zu seiner Sicherheit aufgeboten, bevor sie Paris verließ. In Tours, wo er sich nicht verbarg, fand sie ihn wieder. Er war, wie sie selbst, ein Gegner der Politik Guizots und hatte die Katastrophe kommen sehen, die Frankreich in eine Republik verwandelte. Im Spätherbst des Jahres 1848 kehrten beide in die Hauptstadt zurück.

Die Nachrichten, die von der verbannten Königsfamilie aus England kamen, lauteten trübe. Treue Diener, Freunde von Madame de Boigne, raffte dort der Tod hinweg. Sie selbst beschuldigt die Herzogin von Orléans, mit ungemessenem Ehrgeiz die Anerkennung einer Regentschaft für ihren Sohn erstrebt zu haben. Der alte König verweigerte sie, weil sie dem Gesetz zuwiderlief, das 1842 den nächsten Thronerben zum Regenten ihres minderjährigen Sohnes bestellte. Der Regent von Frankreich, hatte der Herzog von Orléans gesagt, muß stets bereit sein, zu Pferd zu steigen. Der König starb im August 1850. Zu Laeken, wo seine Witwe bald darauf einer geliebten Tochter, der Königin von Belgien, die Augen schließen sollte, sah Madame de Boigne Marie-Amelie ein letztes Mal wieder. Sie kam mit einem Auftrag, den zuerst kein andrer als Thiers im August 1848 zur Kenntnis Louis Philipps gebracht hatte. Die Orleanisten seiner Farbe, die keine Sympathien für die Legitimität hatten, verlangten dennoch die Fusion, die Versöhnung mit der älteren Linie, der Louis Philipp geneigt gewesen war. Die Königin lehnte jede Einmischung in der Sache mit der Erklärung ab, sie vermöge nichts über die politische Haltung ihres Hauses, und Madame de Boigne verstand sie dahin, daß die Einwilligung ihrer Söhne durch die Opposition der unabhängig von ihnen handelnden Herzogin von Orléans wertlos gemacht werden würde. Sie war in Deutschland und entschlossen, das Recht ihres Sohnes zu verteidigen. Als das Kaiserreich die Republik überwand, berief sich die kluge Opportunistin, der wir so lange gefolgt sind, auf ihren Vater und auf Pasquier, um sich in eine neue Ordnung zu ergeben, die Ruhe und Sicherheit versprach. „In der Leere zu haschen" war ihr stets unerträglich erschienen, und die Waffe der Intrige und der Verschwörungen schien ihr ein unwürdiges Angriffsmittel.

Sie überlebte Pasquier, der sechsundneunzigjährig 1862 starb, und den geliebten Bruder, auf dem die Hoffnungen ihres Hauses ruhten. Das Dasein erschien ihr jetzt dunkel und monoton, nicht weniger von einförmiger, trüber Langeweile, weil sie sich ohne Murren in den Willen Gottes ergeben wollte. Sie versenkte sich, die Feder in der Hand, noch einmal in die Vergangenheit. Der letzte Band der Memoiren ist das Werk einer über achtzig Jahre alten Frau und verrät keine Spuren des Verfalles. Im Jahre 1866 trat auch sie ab von der Bühne. Unter dem Neffen, für den sie schrieb, erlitt das Haus Osmond den Schiffbruch, dessen Erlebnis das Schicksal ihr ersparte. Er starb unvermählt und ruiniert. Was von dem alten Namen der Zukunft erhalten ist, bleibt mit den Blättern verbunden, in denen oft schonungslos, nicht unwahr, die Geschichte von Generationen von Königen erzählt ist, die die alte Zeit begraben und eine neue Ordnung, wenn auch gegen ihren Willen, vorbereiten halfen.

Betrachtungen über den Fortschritt der Menschheit.

Von

Otto Seeck.

I. Schönheit und Zweckmäßigkeit.

Wer in unserm heimischen Norden durch die Felder geht, der wird auf den ersten Blick erkennen, wo die rationelle Landwirtschaft des Gutsbesitzers oder des Großpächters aufhört und der primitive Ackerbau des kleinen Mannes beginnt. Dort das Getreide in einförmiger gelber Fülle, kaum daß in weiten Abständen ein paar einsame Kornblümchen dazwischen sichtbar werden; hier ein buntes Gemisch von blauen und roten, goldigen und schwefelgelben Flecken, unter denen die Ähren mitunter ganz verschwinden. Es ist ein Entzücken für jedes farbenfreudige Auge, einen solchen verwahrlosten Acker anzusehen; aber der Bauer jammert, und die Ernte ist dünn. In demselben Maße, wie die Schönheit der Felder wächst, vermindert sich ihre Nützlichkeit.

Und ist es auf andern Gebieten nicht ebenso? Was ist schöner, ein Fußpfad, der sich durch Wälder und Wiesen schlängelt, oder eine staubige Landstraße? eine Landstraße, die den Windungen der Bäche folgt und die Hügel in anmutigen Bogen umgeht, oder eine schnurgerade Chaussee? eine Chaussee mit ihren Pappeln und Fruchtbäumen oder eine rußige Eisenbahn? Aber das Volk drängt sich zu diesem häßlichsten aller Verkehrswege, und die andern werden desto einsamer, je schöner sie sind. Ein Urwald gefällt uns viel besser als ein gut gehaltener Forst mit seinen geordneten Baumreihen; aber dieser bringt seinem Eigentümer reichen Ertrag, während jener nur nützlich wird, soweit er aufhört, Urwald zu sein. Will der Bewohner der fruchtreichen Ebene sein Auge erquicken, so reist er zu den wilden Schluchten Norwegens oder zu den Gletschern der Alpen: die Landschaft bietet ihm um so mehr Reize, je schlechter sie ihre Bevölkerung zu ernähren imstande ist. Selbst das üppige Campanien macht nur scheinbar eine Ausnahme; denn was ihm Schönheit verleiht, ist nicht seine Fruchtbarkeit, sondern der schaurige

Feuerberg in seiner Mitte und die rauhen Felsen, die es umgeben. Die Lombardei mit ihren Weinpflanzungen und Reisfeldern, die deutschen Ebenen mit ihrem Korn- und Rübenbau findet jeder Reisende langweilig, während von der Schönheit der Lüneburger Heide oder gar der Wüste, obgleich sie noch einförmiger sind, alle, die sie gesehen haben, begeisterte Schilderungen geben.

Also die Natur ist desto schöner, je weniger sie uns nützt, mit andern Worten, je unvollständiger sie sich unsern menschlichen Zwecken unterwerfen läßt. Sollen wir dies etwa so deuten, daß eben der Kampf gegen sie es ist, der uns ästhetisch ergötzt, und das in um so höherem Grade, je mehr sie Siegerin bleibt? Wer ihn selbst zu führen hat, empfindet freilich anders. Der Bauer hat kein Vergnügen an den Kornblumen und dem Mohn, die sein Getreide überwuchern, und der Campaner sieht in dem Vesuv viel eher den bösen Gesellen, dessen Aschenregen und Lavaströme seine Felder verwüsten, als den Schmuck seiner Landschaft. Also nur der unbeteiligte Zuschauer fände eine schadenfrohe Lust an den Niederlagen seiner eigenen Art? Es scheint fast so. Denn auch eine zerfallene Hütte finden wir malerischer als ein schmuckes, wohlgehaltenes Bauernhaus, eine zerbröckelnde Burgruine schöner als ein glänzendes Schloß; wir ergötzen uns also an den Zerstörungen, mit denen die Natur das Menschenwerk heimgesucht hat. Freilich kommt uns fast nie zum Bewußtsein, daß dies im Grunde eine böse Lust ist. Bei dem Blütenreichtum des Kornfeldes denken wir nicht daran, daß er seinen Besitzer arm macht, bei der Ruine nicht an die Greuel der Verwüstung, die sie zur Ruine gemacht haben. Es ist also nur ein unbewußter Drang, ein natürlicher Instinkt, der uns das Wilde, Unbezwungene, Schädliche schön erscheinen läßt.

Auch in der Seele unsrer Mitmenschen sind es vielmehr die zerstörenden Kräfte, die unser ästhetisches Wohlgefallen erregen, als die schaffenden und erhaltenden. Nichts ist für das Gedeihen des einzelnen wie für den Fortschritt der Menschheit wichtiger als Sparsamkeit. Denn nur dadurch entsteht Kapital, daß wir von den Früchten unsrer Arbeit einiges unserm Genuß entziehen, um es zu neuer, noch fruchtbringenderer Arbeit zu verwenden, und auf dem Kapital beruht unsre ganze Zivilisation. Trotzdem hat noch nie ein Dichter einen Sparsamen zum Helden eines Romans oder eines Dramas gemacht, und keiner konnte es tun, weil ein solcher Mensch seinen Lesern und auch ihm selbst kleinlich erschienen wäre und nicht das mitfühlende Interesse hätte gewinnen können, das der Held einer Dichtung in Anspruch nehmen muß. Dem gegenüber denke man an jenen Saladin, in dem Lessing sein Ideal einer schönen Seele gezeichnet hat: wie unsinnig wirft er das Geld weg, wenn er welches hat, was allerdings fast nie der Fall ist. Und einen ähnlichen Hang zur Verschwendung findet man bei allen poetischen Helden, sobald der Zweck der Dichtung nur gestattet, diesen Zug hervortreten zu lassen: sie werfen Bettlern goldgefüllte Börsen zu, ruinieren sich aus Großmut oder Freundschaft und finden nie ein Vergnügen zu teuer. Selbst die Bibel ruft uns ihr „Sorget nicht für den andern Morgen" zu, das in seiner strengen Durchführung jede Kultur vernichten müßte. — Die wilde Leidenschaft der Liebe

oder des Hasses, die nach vielem andern endlich auch ihr eigenes Gefäß zerstört, bildet den Gegenstand unzähliger Dichtungen, während ein ruhiges Maßhalten, das nie anders als heilsam wirken kann, immer etwas Philisterhaftes an sich trägt. Das ewige Unzufriedensein eines Faust ist sehr viel poetischer als das ruhige Glück eines braven, nützlichen Staatsbürgers. Den ehrgeizigen Eroberer, der sich nicht bedenkt, das Glück von Tausenden seinem Ruhme zu opfern, werden manche, wenn auch lange nicht alle, sittlich verurteilen, aber unschön wird ihn keiner finden. Die blonde Bestie der Nietzschianer, die „sich ausleben" will und dazu rücksichtslos über die Rechte aller andern hinwegschreitet, zerstört nicht nur das Leben dieser andern, sondern endlich auch das eigene; denn „sich ausleben" heißt sich verbrauchen; trotzdem ist sie unstreitig eine schöne Bestie, wie Löwe und Tiger. Kurz, auf den meisten Gebieten wiederholt es sich, daß das Schädliche und Zweckwidrige mit dem Schönen zusammenfällt.

Auf den meisten, nicht auf allen: gerade dasjenige Gebiet ist ausgenommen, auf dem die Schönheit uns am tiefsten und folgenreichsten ergreift. Während wir bei dem Manne oft genug unheilvolle Eigenschaften tadelnd bewundern, ist die Frau immer am schönsten, wenn sie ihrem Zweck am vollkommensten entspricht. Es ist sehr schwer, die weibliche Schönheit, äußere wie innere, überzeugend zu zergliedern, schon weil sie weniger aus den Einzelheiten, als aus der vollendeten Harmonie des Ganzen hervorgeht. Auch kann dasselbe Weib, das den einen mächtig anzieht, den andern abstoßen; denn zu unserm Glück tritt die Verschiedenheit des Geschmackes gerade in unserm Verhältnis zum andern Geschlecht am allerkräftigsten hervor. Trotzdem werden sich gewisse Züge finden lassen, die alle oder fast alle als schön anerkennen, und nur auf diese wollen wir unsre Schlüsse bauen. Beginnen wir mit dem Körper des Weibes, so sind die Eigenschaften, die das Schönheitsgefühl der Männer am stärksten erregen, breite Hüften und eine wohlgebildete Brust, also dasjenige, was das leichte Gebären des Kindes und seine natürliche Ernährung begünstigt. Die schmalhüftigen Schönheiten der japanischen Kunst verraten einen perversen Geschmack, wie er sich bei Malern, die sich von den Geishas des Joschiwara inspirieren ließen, nur zu leicht entwickeln konnte. Was uns sonst noch gefällt, ist Schlankheit ohne Magerkeit, Fülle ohne Dickleibigkeit, eine reine Haut, rote Lippen und Wangen, weiße Zähne, starkes Haar, lauter Zeichen von Kraft und Gesundheit, bei denen wir hoffen müssen, daß sie sich auch auf die Kinder vererben werden. Doch alles dies tritt zurück hinter dem Gesamteindruck des Gesichts. Ob die Stirn hoch oder niedrig ist, die Augen blau, braun oder schwarz, die Nase stumpf, gerade oder gebogen, die Lippen schmal oder voll, das ist ziemlich gleichgültig, oder richtiger, der individuelle Geschmack des einzelnen Mannes wird bald das eine, bald das andre vorziehen, aber auch dieses nur, insofern jeder dieser Teile zu jenem Gesamteindruck beiträgt. Dieser aber beruht wesentlich auf dem geistigen und seelischen Inhalt, der sich in den Zügen verrät. Er kann sehr mannigfach und dennoch immer schön sein: Unschuld und Schlauheit, Schalkheit und Ernst, Sanftmut und Strenge, Klugheit und Naivität, Heiterkeit und sinnende

Schwermut, alles das kann anziehend wirken, aber verschieden auf verschiedene Männer. Denn die feinste Schönheit des Weibes ist eben die individuelle, die sich nicht jedem in gleicher Weise als Schönheit zu erkennen gibt. So wird jeder durch den Ausdruck der Eigenschaften angezogen, die seinem eigenen Wesen die gemäßesten sind, und dasjenige, was er als schön empfindet, leitet ihn bei der passenden Auswahl seiner Lebensgefährtin.

Damit sind wir von der äußeren Schönheit der Frau schon zu der inneren gelangt und können uns hier wieder auf die Zeugnisse der Dichter berufen. Bei dem Manne finden wir eine ganze Anzahl glänzender Laster, die sie verherrlichen oder doch mit Sympathie schildern, bei der Frau kein einziges. Der sparsame Wirt hat niemals seine poetische Würdigung gefunden, wohl aber die sparsame Hausfrau. Was unsre Dichtungen sonst an dem Weibe preisen, ist jungfräuliche Unschuld, liebende Hingabe, eheliche Treue, mütterliche Fürsorge, Eigenschaften, von denen einzelne zwar auch, wie bei Gretchen oder Julia, verderblich wirken können; doch ist dies immer die Schuld des Mannes oder der Verhältnisse, und an sich sind sie alle geeignet, dem Weibe selbst wie denen, die sie umgeben, Glück zu schaffen und zu erhalten. Wir bewundern die tragischen Helden, aber kaum einer würde damit zufrieden sein, wenn er selbst oder einer seiner Söhne ihnen ähnlich wären; doch eine Frau wie Klärchen und Desdemona kann jeder sich wünschen. Die schöne blonde Bestie ist nur in männlicher Gestalt denkbar.

Aber sind Lady Macbeth, Adelheid, Philine nicht auch schön? Gewiß, aber nur in demselben Sinne, in dem auch die häßlichste Alte schön wird, wenn ein Rembrandt sie malt. Wir erfreuen uns an der Darstellung, nicht an ihrem Gegenstande. Für einen Faust, einen Mark Anton, selbst für einen Richard den Dritten fühlen wir bewundernde Teilnahme trotz ihrer verderblichen Eigenschaften; die dämonische Macht einer Lady Macbeth oder einer Adelheid erfüllt uns mit unheimlichem Grauen, und für die lustige Philine haben wir keine Sympathie, sondern nur lächelnde Nachsicht.

Wenn ich vorhin sagte, der Mann lasse sich durch den Gesichtsausdruck eines Mädchens bei der Wahl seiner künftigen Genossin leiten, so war damit natürlich nicht gemeint, daß er ihre Züge nach den Regeln Lavaterscher Physiognomik studiere und dann in klarer Erkenntnis des Charakters seinen Entschluß fasse. Das Gesicht gefällt ihm einfach, ohne daß er sich klar wird, warum. Auch hier leitet der Instinkt, und selten geht er fehl. Die Geschichte von Romeo und Julia entspricht durchaus der Wirklichkeit. Ich selbst habe es erlebt, daß ein Pärchen, das nur ein einziges Mal auf einem Balle zusammengetroffen war, sich schon am nächsten Tage verlobte, und daß eine äußerst glückliche Ehe die Folge war. Wenn das nicht öfter vorkommt, so liegt das wohl nur an der Furcht vor dem Korbe, die viele Jünglinge veranlaßt, den Gegenstand ihrer Zuneigung lange scheu zu beobachten, bis sie endlich ihrer Sache sicher genug sind, um das entscheidende Wort zu wagen. Oft freilich wirkt der Instinkt auch langsamer; ein Mädchen, das wir anfangs kaum beachtet haben, wird uns bei näherer Bekanntschaft lieb und wert, und dann erst gewinnen auch ihre Gesichtszüge für uns Reize, die sie früher

nicht besessen haben. Doch auch wer in solcher Weise eine eheliche Verbindung schließt, muß sich bewußt sein, daß er damit in einen Lostopf greift. Denn welcher Mann darf sich rühmen, ein Weib zu kennen, ehe er mit ihr verheiratet ist! Der blinde Instinkt bleibt also doch der sicherste Führer. Allerdings kann auch er die unglücklichen Ehen nicht ganz verhindern; wie wäre das aber auch möglich! Gibt es doch Leute, die sich mit keinem andern dauernd vertragen können und daher in jeder Gemeinschaft unglücklich sein müssen, selbst wenn sie mit einem Engel Gottes geschlossen wäre.

Zu der Anziehung, die das Schönheitsgefühl bewirkt, steht die abstoßende Kraft im Gegensatz, die wir Widerwille und in höherer Steigerung Ekel nennen. Letzterer wird hervorgerufen durch die Absonderungen des menschlichen und tierischen Körpers, durch faulende Organismen und Schmutz jeder Art; alles, wie man sieht, Bazillenträger. So hat lange Jahrtausende, ehe die Wissenschaft in diesen unsichtbaren Lebewesen die Ursache der Krankheiten erkannte, der natürliche Instinkt vor ihnen gewarnt. Widerwillen empfinden wir gegen zahlreiche Insekten; mit gutem Grunde, denn Mücke und Stechfliege sind die Verbreiter sehr gefährlicher Krankheitskeime. Wenn er sich auch auf die Spinnen und manches andre ganz unschuldige Gewürm überträgt, so ist dies eine sehr erklärliche Mißleitung des Instinkts. Er ist eben nicht bestimmt genug, um die schädlichen Arten deutlich zu unterscheiden, und warnt daher vor allem, was ihnen, wenn auch nur sehr entfernt, ähnlich ist. Dasselbe ist auch der Grund, warum viele nicht nur die giftige Schlange, sondern auch den Frosch und die Kröte scheuen, die ihr in der Kälte und Glätte der Haut gleichen. Gifte stoßen meist durch widrigen Geschmack ab, wenigstens soweit sie in der Natur vorkommen; denn auf die chemisch hergestellten kann der Instinkt nicht vorbereitet sein. Auch verdorbene oder schädliche Speisen widerstehen dem Gaumen, wobei es freilich vorkommen kann, daß, was dem einen zuwider ist, dem andern vortrefflich schmeckt. Aber auch der Gesundheitszustand der einzelnen Menschen wird durch die gleiche Einwirkung ganz verschieden beeinflußt. Es ist daher sehr töricht, wenn man Kindern Speisen einzwingt, die sie nicht mögen. Denn was die Natur zurückweist, ist ihr gewiß nicht zuträglich, mag auch der Schaden so gering sein, daß er sich medizinisch nicht nachweisen läßt. Doch um mit dem Kapitel des Widerwillens abzuschließen, so empfinden wir ihn häufig gegen einzelne unsrer Mitmenschen, ohne daß ein faßbarer Grund dafür vorläge. Dies werden wir als ein Zeichen betrachten dürfen, daß unsre Charaktere nicht zu dem ihren passen, und daß wir uns folglich von ihnen fern zu halten haben, mögen sie auch an sich durchaus untadelige Leute sein.

Also der Widerwille leitet uns fast immer richtig; das Schönheitsgefühl ist dort, wo es sich um das Weib handelt, zwar nicht unfehlbar, aber doch im Ganzen ein brauchbarer Führer; bei den andern Dingen, die uns umgeben, empfiehlt es dagegen meist das Unzweckmäßige oder gar das Schädliche. Wie ist dieser sonderbare Widerspruch zu erklären? Zunächst wird es auffallen, daß die gute Führung eintritt, wo vitale Interessen im Spiele sind, die schlechte bei relativ unbedeutenden Sachen. Ob ich an dem Unkraut eines

übel bestellten Ackers meine Freude habe, ist ziemlich gleichgültig, falls ich nicht selbst sein Besitzer bin, und Richard den Dritten kann ich ruhig bewundern, ohne daß sich die Neigung in mir regte, ihn nachzuahmen. Selbst Nietzsches blonde Bestie hat weniger geschadet, als manche meinen. Wohl hat sie einzelnen zur Entschuldigung gedient, die schon an sich solche Bestien waren, aber keinen wird sie dazu gemacht haben. Denn auch unser sittliches Verhalten wird viel mehr durch angeborene Instinkte als durch gute oder schlechte Lehren bestimmt. In allen diesen Fällen handelt es sich also nur um ein müßiges Spiel der Gedanken und Empfindungen, das uns angenehm beschäftigt, vielleicht nicht ganz unschuldig, aber doch ohne gar zu schwere Folgen. Dagegen ist es für die Erhaltung unsres Lebens von höchster Wichtigkeit, daß wir uns vor Giften und Bazillen schützen, und bei der Auswahl unsrer Frau steht nicht nur unser eigenes Wohl, sondern auch das unsrer fernsten Nachkommenschaft auf dem Spiel. Der Instinkt sorgt also nur für das Notwendige; in den Nebensachen läßt er dem Irrtum freie Bahn.

Doch diese Erklärung ist nicht genügend, weil sie zu vieles unerklärt läßt. Instinkt nennen wir bei Tieren den angeborenen Trieb, unbewußt zu tun, was ihnen nützt, und zu meiden, was ihnen schadet. Dieser aber ist den Lebensbedingungen jeder Art bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein aufs genaueste angepaßt, und das Gleiche müßte vom Menschen gelten, wo er durch Instinkte, nicht durch Überzeugungen, gelenkt wird. Daß sie in Ausnahmefällen irre führen, ist denkbar, nicht aber daß sie regelmäßig zum Unzweckmäßigen leiten, wie wir das bei dem Schönheitsgefühl, soweit es sich nicht auf das Weib richtete, beobachten konnten. Tritt dies dennoch ein, so müssen dem ganz besondere Verhältnisse zu Grunde liegen, und solche lassen sich auch im Tierreich bei verwandten Erscheinungen beobachten.

Die Motte treibt ihr Instinkt, ins Licht zu fliegen, das ihr den Tod bringt. Doch Feuer anzuzünden, ist eine Erfindung des Menschen, die noch nicht gemacht war, als jener Trieb sich bildete. Er führte das Tier zu den weiß leuchtenden Blumen der Nacht, die ihm Nahrung boten, und wurde ihm erst verderblich, als noch hellere Lichtpunkte auftauchten, vor denen sich zu hüten es nicht gelernt hatte. Sollte nicht ebenso das mißleitete Schönheitsgefühl des Menschen in einer fernen Urzeit seine Wurzel haben, also historisch zu erklären sein? Doch diese Frage können wir erst beantworten, nachdem wir es auch in seinem Verhältnis zur Kunst von dem gleichen Gesichtspunkt aus betrachtet haben.

II. Neue, alte und älteste Kunst.

Im Kunstgewerbe ist neuerdings eine Richtung zur Herrschaft gelangt, die, im schroffsten Gegensatze zu dem oben Dargelegten, die Zweckmäßigkeit als einzig berechtigtes Prinzip der Schönheit proklamieren will. Der Schmuck des Möbels wird aufs äußerste beschränkt oder ganz verbannt; nur durch edles Material, durch präzise Arbeit und dadurch, daß es in der Form seine Bestimmung klar zum Ausdruck bringt, soll es ästhetisch wirken. Wie dies

auf Gegenstände anwendbar ist, die gar keine andre Bestimmung haben, als zum Schmuck zu dienen, z. B. Vasen und Tafelaufsätze, mag hier unerörtert bleiben. Jedes Prinzip läßt mit sich handeln, und dieses wird seine Forderungen wohl erfüllt glauben, wenn auch bei reinen Prunkstücken Einfachheit in Form und Ornament an die Stelle der früheren Überladung tritt. Ich bin zu sehr ein Kind meiner Zeit, um mich dem Reiz entziehen zu können, den jene schlicht praktischen Geräte auf mich, wie auf viele andre, ausüben; doch wenn man das Prinzip, nach dem sie gebaut sind, für das allein zulässige erklären will, so muß ich dem entschieden widersprechen. Denn die Kunst ist dazu da, uns zu ergötzen, und tut sie dies, so ist sie zweckmäßig, ob sie es mit einfachen oder mit überladenen Formen erreicht. Ich kann daher kein allgemeingültiges Kunstprinzip anerkennen außer dem alten Wort Goethes: „Erlaubt ist, was gefällt.“ Da also ganz andres zu andern Zeiten gefallen hat, so ist auch dies künstlerisch schön gewesen und hat erst aufgehört es zu sein, seit uns der Sinn für seinen Reiz geschwunden ist.

Denn die Schönheit des Kunstwerks ist ebenso wenig etwas Absolutes wie die Schönheit der Frau; wer die seine lieb hat, dem ist sie schön, mögen auch alle andern sie häßlich finden. Nur ist bei jenem der Geschmack nicht ganz so individuell, weil die Mode eine Massensuggestion ausübt, der auch der stärkste Geist nicht ganz zu widerstehen vermag. Daher unterscheiden sich die Richtungen des Kunsturteils weniger nach einzelnen Menschen als nach Zeitaltern, und niemals haben sie schneller gewechselt als in dem halben Jahrhundert, das ich durchlebt habe.

Die Napoleonischen Kriege hatten eine drückende Armut hinterlassen, die nicht erlaubte, viel auf den Schmuck des Möbels zu verwenden. Man begnügte sich daher mit den einfachsten Formen; kaum, daß ein Kränzchen oder ein Laubgewinde die Uhr oder die silberne Zuckerdose schmückte. Dieser Biedermeierstil, der jetzt wieder Mode geworden ist, hat sich verhältnismäßig lange gehalten; in meiner frühesten Jugend herrschte er noch. Das Möbel war eben so unscheinbar, daß man seine Form kaum bemerkte und aus reiner Gleichgültigkeit an keine Veränderung dachte. Zudem ließ es sich billig beschaffen, weil alle Werkstätten und Fabriken auf diesen Stil eingearbeitet waren. Da kam der französische Krieg; der Milliardensegen ergoß sich über Deutschland, und der neugewonnene Reichtum wollte sich zur Schau stellen. Dazu brauchte er ein Kunsthandwerk, das üppig und prunkvoll war. Die deutsche Renaissance mit ihrer Überfülle zierlicher Ornamente, die dem Holzschnitzer Gelegenheit gab, viel zu verdienen, und dem Besteller, sein Geld loszuwerden, wurde auf den Schild erhoben, und der Väterhausrat wanderte in die Rumpelkammer. Man schalt ihn kahl und nüchtern und meinte erst jetzt den rechten Geschmack zu besitzen. Ich erinnere mich noch in stillem Mitleid, mit welcher hellen Begeisterung einzelne Freunde, die damals ihr Hauswesen gründeten, die Ausstattung desselben im neuesten Stil betrieben; wie sie sich jedes Stück zeichnen ließen, jedes bewunderten und so an einer Einrichtung ihre stolze Freude hatten, die heutzutage kein Mensch mehr ansehen mag. Denn das Schicksal schreitet schnell, vor allem in Sachen der

Mode. In wenigen Jahren hatte man die Masken und Löwenköpfe, die einem überall entgegenstarrten, gründlich satt und verlangte nach etwas anderm; doch reich und prächtig mußte es noch immer sein. So wandte man sich denn den leicht bewegten Muscheln und Ranken des Rokoko zu, aber nur um sehr bald darauf in schroffer Reaktion die steife Gradlinigkeit und das kalte Antikisieren des Empire zu bevorzugen. Dazwischen tauchte auch ein bißchen Gotik, ein bißchen Romanisches, ein bißchen Japan auf, bis man es beschämend fand, daß man nur immer Dagewesenes nachahmen, keinen modernen Stil schaffen könne. Der sogenannte Jugendstil wollte diese Neuschöpfung bringen; aber ihm war es noch kürzere Zeit vergönnt, sich breitzumachen, als seinen Vorgängern. Endlich hat man alle denkbaren Arten von Ornamentik durchgekostet; die Reaktion ist eingetreten, und wie könnte ihre Parole anders lauten als: „Gar kein Ornament!" Der neue Zweckmäßigkeitsstil bezeichnet nichts andres als den Katzenjammer, der unvermeidlich war, nachdem man sich am Schwelgen in allen möglichen Zieraten gründlich übernommen hatte.

Er knüpft an den Biedermeier an; aber dieser war aus wirklicher Armut hervorgegangen, während sich bei jenem der Reichtum nur hinter schlichten Formen versteckt. Denn das wertvolle Material und die sorgfältige Arbeit, die verlangt werden, kosten mehr als das frühere Ornament. Nicht mit Unrecht hat man daher von den „Armeleutstil für Millionäre" gesprochen. Unstreitig liegt ein Stückchen gezierter Absichtlichkeit in diesem kostspieligen Ärmlichtun.

Ist darum dieser Stil zu verwerfen? Warum, wenn er gefällt? Und gegenwärtig tut er das zweifellos. Nur bilde man sich nicht ein, wie manche begeisterte Sanguiniker tun, in ihm das einzig wahre Kunstprinzip gefunden und etwas für alle Zeiten Gültiges geschaffen zu haben. Bald wird man von der Einfachheit ebenso übersättigt sein, wie vorher von der Fülle, und der alte Kreislauf beginnt in neuer Gestalt. Zweckmäßigkeit ist ein schönes Stichwort; aber auch das andre hört sich nicht übel an, daß die Kunst zum Schmucke des Lebens da sei und folglich nach Schmuck verlangen müsse. Je nach der Richtung der Zeiten wird man bald dem einen, bald dem andern Prinzip den Vorzug geben, und unberechtigt ist keines von beiden. Ich bin noch nicht zu alt, um es zu erleben, daß man den „Armeleutstil" dürftig und nüchtern findet und wieder nach buntem Reichtum verlangt.

Denn jede Kunstepoche schmäht diejenige, von der sie sich eben abgewandt hat, und muß es tun, da sie ja sonst keinen Grund zu diesem Abwenden gehabt hätte. So nannte die Renaissance ihre Vorgängerin „gotisch", das bedeutete in ihrem Sinne „barbarisch" im Gegensatze zu der neuen „antikischen Art", und das steife Empire sah höchst verächtlich auf die lustigen Schnörkel des Rokoko herab. Nur wenn die jüngere Generation sich in einer matten Nachahmung der älteren gefällt, wie dies bei den Manieristen und Eklektikern des sechzehnten Jahrhunderts eintrat, macht sie sich jener Ungerechtigkeit nicht schuldig; hat sie eigenes Streben und neue Ziele, so wird sie sich immer über die vorhergehende Richtung erhaben fühlen, mag sie tatsächlich auch hinter ihr zurück-

stehen. Ein gerechtes Urteil über die Kunst, welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat, können wir daher noch gar nicht fällen, weil das zwanzigste mit innerer Notwendigkeit zur ihr im Gegensatze stehen muß.

Über die erste Hälfte urteilen wir bekanntlich günstiger; ob darum gerechter, muß aber mehr als zweifelhaft bleiben. Denn da die zweite die Reaktion gegen die erste bezeichnet und unsre Zeit wieder die Reaktion gegen jene, so versteht es sich von selbst, daß wir die besiegte Feindin unsrer Feindin als Bundesgenossin begrüßen. Ganz ähnliches hat sich ja auch in früheren Zeiten ereignet. Michelangelo sagte von den Bronzetüren des Ghiberti, der ein volles Jahrhundert vor ihm gelebt hatte, sie seien würdig, die Pforte des Paradieses zu schmücken; daß er ein Werk des Donatello oder des Verrocchio ebenso gepriesen habe, ist nicht überliefert und auch sehr unwahrscheinlich. Denn er und die andern Bildhauer der Hochrenaissance, namentlich die beiden Sansovini, knüpften wieder an den idealen Stil des Ghiberti an, nicht an den kecken Realismus ihrer unmittelbaren Vorgänger[1]). Es gibt nichts Neues unter der Sonne!

Aber in diesem Streit des jedesmal Modernen gegen dasjenige, was eben unmodern geworden ist, gibt es doch eins, worin beide Gegner einig zu sein pflegen: das ist die Bewunderung vor den großen Alten. Wie alt diese sein müssen, um sie zu verdienen, das ist nach den Epochen verschieden. Die Renaissance stand zum ganzen Mittelalter im Gegensatz und ließ nur die Antike gelten; unser schnellebiges Jahrhundert ist mit kürzeren Zeiträumen zufrieden. Es krönt schon mit der Weihe des Altertums, was nur fünfzig Jahre hinter uns zurückliegt. Jeder Schrank, jede Zuckerzange, jedes Glas, das unsre Großmütter gebraucht haben, ist wertvoll geworden. Man stöbert voll Begierde in den Rumpelkammern alter Häuser, kauft in Dörfern und abgelegenen Kleinstädten, zu denen der „gute Geschmack" noch nicht gedrungen ist, allen möglichen Krimskrams zusammen, und keiner ist auf seine Einrichtung stolzer, als der sie aus Urväterhausrat hat bilden können. Zwar schätzt man die Geräte der verschiedenen Kunstepochen nicht ganz gleich, sondern bevorzugt je nach dem Wechsel der Mode bald die eine, bald die andre; aber schön ist alles, was alt ist, von der Antike bis auf den Biedermeier herab. In der Malerei und Plastik ist das freilich anders; hier hat man gelernt, die Werke der führenden Geister von der Nachahmerarbeit zu unterscheiden. Der Ruhm heftet sich daher an gewisse Namen, und nur darin tritt die Bewunderung für das Altertum in ihr Recht, daß man, schwerlich mit Grund,

[1]) Kürzlich ist das Original der Bilderbibel, die Leo X. auf dem berühmten Bildnis des Palazzo Pitti durch sein Augenglas betrachtet hat, im Berliner Kupferstichkabinett entdeckt worden. Ohne Zweifel galt dem Papste die Handschrift, vor der er sich von Raffael malen ließ, als ein ganz besonders kostbares Stück seines reichen Kunstbesitzes. Doch gehört sie nicht dem Anfang des 16. Jahrhunderts oder dem Ende des 15. an, sondern geht noch in das 14. zurück. Also auch der kunstsinnige Mediceer schätzte Werke, die aus den Tagen seiner Urgroßväter herstammten, höher als diejenigen, die seine eigene Zeit und die unmittelbar vorhergehende hervorgebracht hatten, obgleich gerade diese nach heutigem Urteil den höchsten Höhepunkt der italienischen Miniaturmalerei bezeichnen.

behauptet, alle frühere Kunst stehe turmhoch über der modernen. Im Kleingewerbe dagegen, wo die Meisternamen sich fast niemals nachweisen lassen, hört auch jene Unterscheidung auf. Die Apostelkrüge des siebzehnten Jahrhunderts sind höchst ärmlich in der Erfindung — denn immer zeigen sie dieselben zwölf Apostel mit denselben Attributen und in sehr ähnlichen Stellungen —, ihre Form ist plump, die Bemalung grell, die Zeichnung unrichtig; trotzdem bezahlt man sie hoch, und wer ein solches Stück besitzt, stellt es gern auf seinem Bort zur Schau, nicht etwa als bloße Merkwürdigkeit, wie man auch mit Negerspeeren und Indianermasken die Wände dekoriert, sondern als Kunstwerk.

Diese Vorliebe für das Alte darf als ein weiterer Beweis dafür gelten, daß das Schönheitsgefühl zum Unzweckmäßigen neigt. Denn ohne Zweifel müssen Gegenstände, die für die heutigen Bedürfnisse geschaffen sind, ihnen besser entsprechen als solche, die aus den ganz verschiedenen Anforderungen andrer Zeiten hervorgingen. So ist z. B. die moderne Kommode jedenfalls ein viel bequemerer Aufbewahrungsort als die altertümlichen Truhen, mit denen „geschmackvolle" Hausfrauen so gern ihre Wände vollstellen. Noch deutlicher tritt dies in der Architektur hervor. Ein italienischer Säulenhof bietet einen prächtigen Anblick; aber er verdunkelt die Zimmer, die ihn umgeben, widerspricht also dem Zwecke des Hofes, den inneren Gemächern Licht zuzuführen; erträglich konnte er nur für eine Zeit sein, in der Lesen und Schreiben noch nicht in solchem Umfange zum Lebensbedürfnis geworden war wie heutzutage. Wer als Reisender in eine fremde Stadt kommt, der freut sich, wenn er recht viele alte Häuser in ihr findet, je älter, desto besser; aber dauernd bewohnen mag man sie nur, wenn sie im Innern recht gründlich modernisiert sind und nur noch die Fassade von ihrem vornehmen Altertum Zeugnis gibt. Am besten erhalten pflegen daher solche Städte zu sein, die in ihrer Entwickelung zurückgegangen sind und ihren früheren Reichtum eingebüßt haben, wie Siena oder Rothenburg an der Tauber. Und blühen sie weiter, wie Nürnberg, so findet man ihre besterhaltenen Teile meist in den Armenvierteln, weil die alten Häuser den Komfort, den der Wohlhabende beansprucht, nicht bieten können.

Wir haben vorhin die Vermutung ausgesprochen, daß das Unzweckmäßige in unserm Schönheitsinstinkt historisch zu erklären sei. Wenn wir jetzt gefunden haben, daß er sich gern an das Historische heftet, so dürfen wir dies wohl als Bestätigung ansehen. Doch ehe wir diesen Gedanken weiterverfolgen, müssen wir den Versuch wagen, uns über die ersten Anfänge der Kunst, so weit es geht, klar zu werden.

Irgendeine Form des Schönheitsgefühls können wir schon bei vielen Tieren beobachten. Die Nachtigall singt, um sich ihre Gattin zu gewinnen; darin liegt doch, daß diese für den Reiz der Töne empfänglich ist. So erscheint die Musik in ihrer primitivsten Gestalt als Waffe in dem Kampf, den Nebenbuhler um die Gunst des Weibchens führen.

Am schärfsten muß er natürlich bei den polygamen Tieren ausgefochten werden. Denn hier wird der Liebesgenuß, nach dem alle dürsten, nur einem

kleinen Teil gewährt, weil jedes Männchen mehrere Weibchen für sich in Anspruch nimmt und seine Eroberungen mit wilder Eifersucht verteidigt. Bei solchen Arten pflegt es nicht nur stärker und mutiger zu sein, damit es seine Gegner wirksam bekämpfen könne, sondern auch viel prächtiger geschmückt, als seine unscheinbaren Genossinnen. Ich erinnere nur an den Haushahn, den Pfau, den Fasan. Die Naturauslese wirkt eben hier viel kräftiger auf das männliche Geschlecht als auf das weibliche, weil von diesem alle oder doch fast alle, von jenem nur sehr wenige zur Fortpflanzung gelangen können. Aber wenn sie nicht allein Kühnheit und Stärke, sondern auch die Schönheit befördert, so muß auch diese eine Waffe im Kampf ums Dasein darstellen; mit andern Worten, die Hennen müssen schönere Männchen den minder schönen vorziehen, also Schönheitssinn besitzen.

Bei den Menschen werden noch heute mehr Knaben geboren als Mädchen; auch bei ihnen steht die Vielweiberei am Anfang ihrer Geschichte. Der Mann ist daher stärker als das Weib, höher gewachsen, geistig begabter; ob auch schöner, können wir selbst, deren Augen durch die Reize des andern Geschlechts geblendet sind, nicht entscheiden. Doch bedurfte er auch der natürlichen Schönheit weniger, weil seine Erfindungskraft ihm die Mittel gab, sich eine künstliche zu schaffen. Der Hahn mußte Jahrtausende warten, bis das langsame Walten der Naturauslese ihm zu seinen prächtigen Schwanzfedern verhalf; der Mann bedurfte nur eines schnellen Einfalls, um sie ihm zu entreißen und sich selbst als glänzenden Schmuck ins Haar zu stecken. Er brauchte nicht untätig zu harren, bis sich leuchtende Farben an seinem Körper ausbildeten, sondern konnte ihn mit bunten Erden und Pflanzensäften hübsch bemalen. Dies war aller Wahrscheinlichkeit nach seine erste Kunstleistung; nur eine gibt es, die ihr vielleicht noch vorangegangen ist, das werbende Liebeslied, wie es die Nachtigall singt. Kosmetik und Gesang, die beiden Mittel, die das Weibchen locken, stehen auf der Schwelle aller Kunstgeschichte.

Denn auf der niedrigsten Kulturstufe ist es in erster Linie der Mann, der sich schmückt, wie man noch heute bei wilden Völkern beobachten kann. Das Geschlecht, das wir das schöne nennen, ahmt ihm nur in bescheidenem Maße nach, wie in vielen Vogelarten ja auch die Weibchen das Singen gelernt haben. Denn wo die Polygamie herrscht und daher Weiber schwer zu haben sind, ist jede, die einigermaßen normal gebaut und nicht durch Krankheit entstellt ist, eines Bewerbers sicher; sie braucht sich also nicht anzustrengen. Wenn bei uns die Putzsucht bei den Männern, mit Ausnahme weniger in der Kultur zurückgebliebener Exemplare, fast ganz geschwunden ist und sich dafür der Weiber um so mehr bemächtigt hat, so liegt dies daran, daß die Verhältnisse der Naturauslese sich umgekehrt haben. Denn infolge unsrer monogamen Zivilisation ist die Nachfrage nach Frauen sehr zurückgegangen, und das Angebot hat sich doch nicht vermindert. Konnte früher fast jedes Mädchen einen Mann, aber nicht jeder Mann eine Frau bekommen, so dürfen heutzutage selbst Lahme und Krüppel, wenn sie nur heiraten wollen, der Ehe sicher sein, während viele Jungfrauen vergebens des Bewerbers harren. So ist das weibliche Geschlecht in die Lage gekommen, durch Schön-

heit locken zu müssen, und wie früher der Mann es tat, sucht es nun seinerseits, die natürlichen Reize durch künstliche zu erhöhen oder zu ersetzen.

Wir haben oben gesehen, daß die körperlichen und geistigen Vorzüge der Männer der strengeren Auslese zuzuschreiben sind, der ihre Fortpflanzung infolge der Polygamie unterlag. Da jetzt das Weib dieser größeren Strenge zum Opfer fällt, wenn auch nicht in demselben Maße, so dürfen wir erwarten, daß dies auch bei ihm eine Hebung der Rasse herbeiführen wird, und tatsächlich sind Anzeichen dafür vorhanden. Zwar ob die Frauen in den letzten Jahrhunderten schöner und körperlich kräftiger geworden sind, dürfte sich kaum ausmachen lassen; doch wenn sie jetzt nach männlicher Bildung streben und mehr und mehr bemüht sind, die Geschäfte des Mannes an sich zu reißen, so weist dies zweifellos darauf hin, daß sie ihm geistig näher gekommen sind. Unsre Frauenrechtlerinnen, die das Altjungferntum so eifrig befördern, tragen also wirklich zur Hebung des weiblichen Geschlechtes bei, obgleich in andrer Weise, als sie selbst meinen. Denn indem jedes Mädchen, das eine männliche Stellung für sich in Anspruch nimmt, einen Mann der Möglichkeit beraubt, ein andres Mädchen zur Frau zu machen, verschärfen sie die Naturauslese, und dies ist zwar grausam, aber durchaus zweckentsprechend.

Die Damen unter meinen Lesern werden das oben Gesagte vermutlich so verstehen, als wenn ich meinte, sie putzten sich nur, um Männer zu fangen, und dies mit Entrüstung zurückweisen. Sie mögen sich beruhigen; von diesem unwürdigen Vorwurf spreche ich selbst sie frei. Vorher aber noch die bescheidene Frage, ob er denn wirklich so gar unwürdig ist. Jeder Mensch darf und soll die Gelegenheit suchen, die ihm gestattet, das zu leisten, was er als seinen Lebensberuf erkennt; nur dem Weibe wird es verübelt, wenn es danach, was unstreitig der Beruf des Weibes ist, irgendein Streben bemerken läßt. Ist das gerecht? Der Jüngling darf ungescheut die Annäherung an ein Mädchen suchen, das Mädchen nie an einen Jüngling oder doch niemals so, daß es auffällig wird. Diese törichte Regel hat schon viel Glück zerstört. Denn nicht selten kommen Paare, die sehr gut zueinander passen würden, nur deshalb nicht zusammen, weil er keine Erklärung wagt, ehe ihm ein deutliches Zeichen ihrer Liebe zuteil geworden ist, und sie aus Furcht, sich etwas zu vergeben, desto steifer und ablehnender erscheint, je mehr sie sich zu ihm hingezogen fühlt. Denn ihm auf halbem Wege entgegenzukommen, wäre ja unschicklich oder, was so ziemlich dasselbe bedeutet, unschön. Auch hier finden wir also das Schöne als Feind des Zweckmäßigen, und in diesem Falle läßt sich deutlich erkennen, warum es das wurde.

In jenen fernen Urzeiten der Polygamie, wo für die Mehrzahl der Männer ein Weib nicht leicht zu erringen war, fiel natürlich ihnen die Aufgabe zu, sich um diesen kostbaren Besitz zu bemühen. Die Jungfrau wurde in den meisten Fällen die willenlose Beute des Stärkeren oder des Reicheren; doch wenn sie wählen durfte, stand ihr immer die Auswahl zwischen mehreren Bewerbern frei, von denen jeder seine Absichten unzweideutig ausgesprochen hatte. Im ersteren Falle mußte sie hinnehmen, was ihr beschieden war, im zweiten konnte sie ruhig abwarten, bis sich der genehme Freier nahte; und

kam er nicht, so fand sich ein andrer, denn Sitzenbleiben war so gut wie ausgeschlossen. Unter allen Umständen war also ein passives Verhalten für sie das Gegebene, und was damals normal und zweckentsprechend war, ist bis auf den heutigen Tag das Schöne und Schickliche geblieben, obgleich die Verhältnisse, aus denen es hervorging, schon seit Jahrtausenden ganz verschiedenen Platz gemacht haben.

Damit sind wir der Lösung unsres Problems um einen großen Schritt nähergerückt; doch wollen wir sie nicht weiter verfolgen, ehe wir unsern beleidigten Leserinnen volle Genugtuung gegeben haben. Also ich glaube nicht, daß sie sich schmücken, um Männer zu bekommen; denn auch zu einem Damenkaffee tun sie es mit nicht geringerer Sorgfalt und fahren unentwegt damit fort, wenn sie schon längst Männer haben. Sie schmücken sich einfach, weil ihnen das Schmücken an sich Vergnügen macht. Doch was nicht mehr bewußter Zweck dieser Neigung ist, kann doch die Ursache ihres Entstehens gewesen sein. Als der Hund noch ein wildes Tier war, jagte er, um seinen Hunger zu stillen; aber auch jetzt setzt er diese Beschäftigung mit glühendem Eifer fort, obgleich sein Herr ihn ernährt und dafür die Jagdbeute in die Tasche steckt. Eine Tätigkeit, die einer Art lange Zeit von Nutzen war, entwickelt eben in ihr einen instinktiven Trieb und wird daher fortgesetzt, auch wenn ihr ursprünglicher Zweck weggefallen ist. Daher kommt es, daß nicht nur die Frauen, denen ihre Putzsucht noch immer Vorteil bringt, sondern auch viele Männer sie bewahrt haben, obgleich sie ihnen längst unnütz geworden ist; ja man darf sich wundern, daß dieser atavistische Trieb sich bei der Mehrzahl nicht erhalten hat. Es ist dies ein Zeichen dafür, daß die Instinkte des Menschen relativ schnell absterben oder sich neu bilden; denn ein paar Jahrtausende sind für die Rückbildung oder Entstehung eines Naturtriebes keine lange Zeit.

Wie wir sehen, waren die ältesten Künste, Gesang und Kosmetik, Werkzeuge der Liebe; ihnen trat schon in unvordenklich früher Zeit der Tanz an die Seite, der ihr noch heute dient. Denn daß ein Ball der trefflichste Gelegenheitsmacher ist, weiß jedermann und noch besser jede Frau. Doch die Ausübung dieser Künste wurde zum Instinkt und machte daher auch da Freude, wo ihr ursprünglicher Zweck nicht in Betracht kam. Der Mann sang daher nicht nur schmachtende Sehnsuchtslieder, sondern auch Schlachtgesänge, und führte Kriegstänze auf, um sich für den Kampf in die gehobene Stimmung zu versetzen, die den Sieg begünstigte. Er bemalte sich den Leib und erhöhte seinen Wuchs durch nickende Federbüsche, nicht nur um den Frauen schön, sondern auch um den Feinden schrecklich zu erscheinen, vor allem aber um in sich selbst das stolze Hochgefühl des Geschmücktseins zu erwecken. Und um den Gesang zu unterstützen und mit ganz neuen Mitteln den Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, wurden Musikinstrumente erfunden; doch auch ihre Handhabung bereitete an sich Vergnügen und wurde daher zum Selbstzweck. Was man dem ersehnten Weibe zu Gefallen tat, mußte natürlich etwas Angenehmes sein; weil es aber angenehm war, tat man es auch unabhängig von der Werbung um die Frau, und die Kunst löste sich so allmählich von ihrer Wurzel, der Liebe.

Und wie es das Mädchen dem Manne geneigt machte, wenn sie seine Tänze sah und sich in seinen Liedern preisen hörte, so erwartete man das gleiche auch von der Gottheit, und die religiöse Kunst trat neben die weltliche.

Warum hielt man die Buntheit des bemalten oder bekleideten Leibes für schöner als die natürliche Farbe der Haut? Warum sah und sieht man Tanzbewegungen mit Vergnügen und empfindet Musik als angenehm? Warum wirkt die Vereinigung gewisser Töne harmonisch, andrer als häßliche Dissonanz? Warum ist für uns die Zusammenstellung gewisser Farben schön, andrer grell oder matt? Alle diese Fragen hat bis jetzt keiner beantwortet, und wenn einmal die Antwort gefunden wird, kann es nur der Physiologe sein, der sie gibt, nicht der psychologische Ästhetiker.

Aber andre Seiten der Kunst, die wir noch nicht berührt haben, dulden vielleicht schon jetzt eine Erklärung. Bereits aus der Zeit, wo noch der Mammut in Europa zu Hause war, besitzen wir Schnitzereien von Jagdtieren und entsprechende Zeichnungen, die mit scharfen Steinen in Elfenbeinplatten oder weichere Steine eingeritzt sind. Und so lange es denkende Menschen gibt, haben sie sich am Erzählen von Geschichten ergötzt, die sich von der epischen Dichtung nur durch den Mangel des Verses unterschieden. Doch auch dieses Hilfsmittel der Wirkung, das aus dem Liebesgesang hervorgegangen war, ist wohl schon sehr früh auch für die Erzählung verwendet worden. Daß diese Formen der Kunst mit dem Kampf um die Frau gar nichts zu schaffen haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Denn auch ein fesselnder Erzähler und ein geschickter Bildner können durch die Ausübung ihrer Tätigkeit Herzen gewinnen, und etwas, was sich der bildenden Kunst wohl vergleichen läßt, steht auch bei einzelnen Vogelarten im Dienste der Liebe. Sie tragen nämlich bunte Steinchen, glänzende Scherben und ähnliche hübsche Dinge zusammen, ordnen sie nebeneinander und führen dann die Weibchen zwischen diesen Herrlichkeiten spazieren. Doch ob auch jene Künste die Mädchen locken sollten oder ohne diesen Zweck entstanden, jedenfalls beruhte ihr Reiz darauf, daß sie im Gedächtnis angenehme Bilder hervorriefen. Es war die Lust des Jägers, eine Beute zu erblicken, und seine Gattin freute sich, wenn sie ihr als Braten in die Hütte gebracht wurde; und diese Freude erwachte in der Erinnerung, wenn sie das Jagdtier als Schnitzwerk oder Zeichnung vor sich sahen. Und die erzählende Dichtung rühmte die Taten des Helden oder seiner Väter und ließ ihn mit Stolz dessen gedenken, was er und sein Geschlecht Rühmliches geleistet hatten. So konnte auch die Darstellung des Wirklichen zu einem Quell der Freude werden.

Zum Reize der Epik mochte auch die Begier nach Neuem beitragen, wenn sie von Dingen berichtete, die den Hörern noch unbekannt waren; doch für die künstlerische Wirkung kommt dies Moment nur ganz in zweiter Linie in Betracht. Denn wie jede Mutter weiß, kann man Kindern dieselbe Geschichte zwanzigmal erzählen, ohne daß sie des Zuhörens müde würden, und die Menschen jener Zeit waren Kinder. Doch auch wir selbst sind imstande, ein gutes Buch immer wieder zu lesen, auch wenn wir es schon halb auswendig

kennen. Und auch ein Gemälde ergötzt uns viel mehr, wenn es uns die wohlbekannten Gesichter lieber Freunde oder die Landschaft unsrer Heimat, als wenn es uns Fremdes und Exotisches zeigt. Was man uns ganz Neues mitteilt, mag uns nützlich belehren, echt künstlerisch aber wirkt nur die Erweckung von Erinnerungsbildern.

Demselben Zwecke diente ursprünglich auch das Ornament. Denn wie neuere Forschungen ergeben haben, waren die Linien und Zacken, aus denen es bestand, anfangs nur vereinfachte Darstellungen wirklicher Gegenstände. Wenn sie wahrscheinlich schon recht bald unverständlich wurden, so erlitten sie ganz dasselbe wie unser Alphabet, das ja gleichfalls aus Bildern hervorgegangen ist; z. B. war das A die Darstellung eines gehörnten Ochsenkopfes, was man ihm jetzt freilich nicht mehr ansieht. Wenn später nicht mehr die Erinnerungsbilder, die für das Ornament die Motive hergegeben hatten, sondern nur noch die angenehme Belebung der Fläche künstlerisch wirkte, so tritt hierin, wie in der Bemalung des menschlichen Körpers, jene Freude am Bunten hervor, die wir schon oben konstatieren, aber nicht erklären konnten.

Doch es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, die Gründe des Künstlerischen abschließend zu erörtern; wohl aber müssen wir im Sinne dessen, wovon wir ausgegangen sind, die Frage stellen, inwiefern es nützlich ist. Daß es im Kampf um die Frau seine Stelle sehr zweckentsprechend ausfüllte, haben wir schon gesehen, und ganz hat es diese Bedeutung auch heute nicht eingebüßt. Der Tanz führt noch immer die Paare zusammen; das lyrische Gedicht preist und entzündet Liebe; die Serenade ist als Mittel der Werbung wenigstens bei den Völkern des Südens noch nicht ganz ausgestorben; jedes künstlerische Vermögen ist geeignet, Neigung zu erwecken; die Kosmetik verfehlt ihre Wirkungen nicht, nur daß sie jetzt bei dem Weibe im Kampf um den Mann zur Geltung kommen. Doch als Erreger verliebter Leidenschaft haben sich alle diese Mittel recht gründlich abgestumpft, und viele andre durchaus unkünstlerische sind wirksamer geworden. Jedenfalls steht der Nutzen, den die Kunst auch heutzutage auf diesem Gebiete schafft, in gar keinem Verhältnis zu dem ungeheuren Aufwande an Interesse und Arbeitskraft, den sie bei ihrer gegenwärtigen Ausdehnung in Anspruch nimmt. Was nützt sie also? Nun, sie macht uns Freude, und jede Freude erfrischt und stärkt auch zu ernstem Tun. Doch daß sie uns Freude macht, ist nichts andres als ein Instinkt, entstanden zu einer Zeit, in der sie noch eine kräftige Waffe im Kampf ums Dasein war.

(Schluß folgt.)

Das Zeusbild im Tempel zu Olympia.

Von

Friedrich Adler.

Die griechische Plastik ist die erste der Welt, so lautet ein feststehender Satz der allgemeinen Kunstgeschichte. Ihre spätgeborene Tochter, die italienische Bildhauerkunst der Renaissance, hat ihr ruhmwürdig nachgestrebt, niemals aber die Mutter übertroffen. Und innerhalb ihres Gebietes und ihrer Epochen gibt es nur einen Gipfelpunkt in der Person des Phidias, des Charmides Sohn aus Athen. Ihm erkannte das Altertum jene hohe Ehrenstellung zu, und als sein größtes Meisterwerk galt einstimmig das Goldelfenbeinbild des Zeus im Tempel zu Olympia.

Schon zweihundert Jahre nach seiner Schöpfung kam dasselbe zu der seltenen Auszeichnung, in die Rangklasse der sieben Weltwunder aufzusteigen. Denn der Verfasser derselben, Philon v. Byzanz (um 250 v. Chr.) sagt: „Die übrigen Wunderwerke bewundern wir nur, dieses hier beten wir zugleich an."

Es wird sich um so mehr rechtfertigen lassen, von einer solch seltenen Kunstschöpfung in der „Deutschen Rundschau" zu reden, weil durch die deutschen Ausgrabungen zu Olympia von 1875—1881 und die weiteren daran geknüpften Untersuchungen neue und wichtige Beweise für die Beurteilung des Lokals, in dem es gestanden hat, gewonnen worden sind.

Was war Olympia den Hellenen?

1. Kultplatz für Götter und Heroen, von denen uns Zeus und Hera sowie Pelops und Herakles als die vornehmsten genannt werden.
2. Uralter Orakelort unter priesterlicher Leitung. Drei verschiedene Priestergeschlechter (die Jamiden, die Telliaden und die Klytiaden) sind uns bekannt.
3. Festplatz. Unter den heiligen Festplätzen auf dem Isthmus, in Delphi, Nemea und Olympia, war der letztere weitaus der besuchteste und einflußreichste. Keinen vollgültigeren Beweis gibt es als die Tatsache, daß man sehr früh — schon seit 776 v. Chr. — angefangen hat, nach Olympiaden zu zählen, weil das Fest nur alle vier Jahre stattfand. Diese Zeitrechnung hat mehr als tausend Jahre bestanden.

Niemals war Olympia eine Stadt, sondern überwiegend eine ländliche Ansiedlung von priesterlichen und politischen Behörden und ihrem Gefolge teils dauernd, teils zeitweise (von Elis her) bewohnt. In der Nordwestecke des Peloponneses belegen und von einem mächtigen Strome, dem Alpheios, von Osten nach Westen durchflossen, in den ein von Norden nach Süden fließender, sehr quellenreicher Bach, der Kladeos, mündete, öffnete sich hier ein breites Tal, von waldigen Höhen umringt, in denen außer wilden Ölbäumen hohe Meeresfichten und uralte Platanen den Hauptbestand bildeten. Von allen Seiten war dieses Tal auf natürlichen Straßen und gleichzeitig von der nahen See her bequem erreichbar. Ein in der nächsten Nähe dieser beiden Gewässer vorspringender Hügel, der erst dem Kronos, dann dem Zeus geheiligt war, scheint den ersten Altar getragen zu haben, der nachher an den Südfuß in die Ebene verlegt wurde und dauernd der Mittelpunkt der religiösen Verehrung geblieben ist.

Der aus Kleinasien, vom Sipylos stammende Pelops, Sohn des Tantalos, war bei seiner Bewerbung um die schöne Tochter des Oinomaos, Hippodameia, hierher gekommen und empfing dann, nachdem er glücklicher Sieger gewesen und Gründer einer Dynastie geworden war, an seinem Grabe dauernd Heroenverehrung. Ihm folgte Herakles, der Vertreter aller männlichen Tugenden von Kraft und Stärke, aber durch das Schicksal zu schwerem Dulden gezwungen. Wie man erzählte, hatte er den heiligen Hain, die Altis, mit seinen Füßen abgeschritten, und auch die ersten Kampfspiele mit seinen Gefährten gefeiert. Nachdem er von den Hyperboräern den wilden Ölbaum (Kotinos) geholt hatte, blieb es heilige Sitte, einen Kranz desselben als kostbarste Spende für jeden Wettkampf zu verteilen. Sein erster Pflänzling stand deshalb auch hinter der Cella des Zeustempels, von den Nymphen als Hüterinnen treu bewacht bis in die letzten antiken Zeiten. Von ihm wurden die einundzwanzig Siegeskränze geschnitten durch einen glücklichen Knaben — glücklichen, weil er noch Vater und Mutter besaß.

Da die Griechen früh den Grundsatz erkannt hatten, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper leben könne, so handelte es sich bei der Erziehung der Jugend in allen Staaten um die Ausbildung des Körpers und der körperlichen Fertigkeit zur Entwicklung der männlichen Tatkraft.

Nach dem ruhmwürdigen Ausgange der Perserkriege, bei dem die griechischen Stämme von neuem die Erfahrung gemacht hatten, daß die kriegerische Tätigkeit nur auf der gymnastischen Ausbildung der Jugend beruhe, so warf man sich seitdem mit doppeltem Eifer auf die Gymnastik und Agonistik, den Wettstreit im Kampfe. Kein Opfer wurde gescheut, um hierin das Höchste zu leisten, wobei freie Städte, wie Athen und Sparta, auch mit Tyrannenstaaten wie Syrakus und Kyrene wetteiferten. Selbst die kleinste Stadt besaß ihr Gymnasium nebst der Palästra. Das Fest zu Olympia fiel in die Monate Juni und Juli, gleich nach der Sommersonnenwende — also in die heiße Jahreszeit — so daß immer der Vollmond eine wichtige Rolle spielte wegen der kühleren Nächte, die man zunächst für Speise und Trank, sodann

für frohes Beisammensein bei den üblichen Chorgesängen verwendete. Denn bei Tage war man mit den Opfern oder den Wettkämpfen vollauf beschäftigt, also vor dem Zeusaltare, besonders aber vor dem Stadion und dem Hippodrom, zu denen man schon in der Dämmerung aufbrach, um sich einen möglichst guten Platz zu sichern.

In der ältesten Zeit war das Fest nur eintägig und bestand aus dem Wettlaufen; später war es vier- bis fünftägig geworden und umfaßte gymnastische Kämpfe, nämlich den Wettlauf, den Sprung, den Diskuswurf, den Ring- und den Faustkampf. Waren beide vereinigt, so hießen sie Pankration. An diese gymnastischen Wettkämpfe schlossen sich die ritterlichen aus Reit-, Streit- und Wagenkämpfen bestehenden an. Dazu kamen noch (am ersten Tage) die Prozessionen zu den Opfern am Zeusaltare und zu dem ernsten Schwure im Rathause (Buleuterion) für die Wettkämpfer, um die Kampfgesetze in keinem Punkte zu verletzen. Am letzten Tage endlich schloß das Fest mit der feierlichen Kränzung der Sieger im Zeustempel.

Aber schon viel früher mußte das Fest eingeleitet werden durch die Aussendung von heiligen Sendboten, die in Stadt und Land den Eintritt des heiligen Jahres und den Gottesfrieden zu verkündigen hatten. Erst wenn dies geschehen, trat in Griechenland völlige Waffenruhe ein, und jeder Festbesucher war seines Lebens und seines persönlichen Besitzes sicher. Auch wußten schon alle Kämpfer im Lenze des heiligen Jahres, daß sie ein oder zwei Monate vor Beginn des Festes nach Olympia kommen mußten, teils um an Ort und Stelle Lokal und Personen genauer kennen zu lernen, teils um ihre freie Geburt und ihre Sittenführung zu erweisen.

Bald nach den Perserkriegen im fünften Jahrhundert wurde wie in Athen der Parthenon auch in Olympia an Stelle eines älteren Heiligtums der stattliche Zeustempel in dorischen Formen von einem elischen Architekten Libon erbaut (468—456 v. Chr.) Als der Bau seiner Vollendung entgegenging, wurde Phidias, der Sohn des Charmides, aus Athen berufen, um darin das große Zeusbild von Gold und Elfenbein aufzustellen. Er hatte kurz vorher im Parthenon zu Athen ein gleiches Standbild der Athene mit seinen Schülern vollendet und besaß deshalb die reichste Erfahrung zu solch einem schwierigen und überaus kostbaren Werke. Unter seinen Schülern und Gehilfen werden Alkamenes, Panaenos sein Neffe, Kolotes und andre genannt.

Schon sehr lange vorher, vielleicht Jahrzehnte hindurch, hatten die Behörden von Elis die kostbarsten Materialien: Gold, Elfenbein, Edelsteine, Zypressenholz und andre wertvolle, besonders stark duftende Hölzer (wie Sandelholz) im Handel erworben. Auch war schon das Ergasterion, d. h. ein großes Atelier, mit dem Vorraum für den Künstler dicht hinter dem Zeustempel nach gleichen Abmessungen wie die Cella desselben erbaut worden. In seiner Nähe befanden sich auch die Werkstätten der Künstler und Handwerker für alle rauheren Arbeiten an Hölzern und Metallen. Alle diese Werkstätten waren möglichst monumental gebaut, weil sie Jahrhunderte lang zur Pflege und Erhaltung des Gottesbildes dienen

sollten. Beweis dafür ist die überlieferte Tatsache, daß Nachkommen des Phidias, genannt die Phädrynten (Bildpfleger), noch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, also 700 Jahre später, bei Pausanias erwähnt werden. In fünf Jahren hat Phidias das Götterbild vollendet: 436—431. Es war sein letztes Werk gewesen; denn er starb ein Jahr später im Gefängnis zu Athen, ein Opfer der Sykophanten[1]).

Der Tempel des Zeus war das größte und weitaus schönste Bauwerk in der ganzen Altis. Schon seine Lage hinter dem Prozessionstore gab ihm einen besonderen Vorzug, weil alle Festzüge an der südlichen Langseite entlangzogen, um nach der Ostseite, d. h. an den Eingang des Tempels zu gelangen. Er war in streng dorischen Formen aus Muschelkalk auf drei Stufen erbaut und hatte sechs Säulen in den Fronten und dreizehn in den Seiten. Er hieß Peripteros, weil ihn eine Ringhalle umgab. Nur die Dachziegel bestanden teils aus parischem, teils aus pentelischem Marmor, während alle übrigen Bauglieder innen und außen mit marmorartigem, hartem Stuck überzogen und in üblicher Weise reich gefärbt waren. Die beiden Vor- und Hinterhallen waren im Schema templum in antis, d. h. zwei Säulen zwischen zwei Anten (Wandpfeiler), gebaut. Auch fehlte es im Tempel nicht an plastischem Schmuck in Marmor. Die beiden Giebelfelder im Osten und Westen füllten Gruppen von je einundzwanzig Bildsäulen aus leuchtend weißem Marmor. Sie stellten dar an der Ostseite das letzte Opfer vor Zeus zwischen Oinomaos und Pelops und auf der Rückseite den Kampf zwischen den Kentauren und Lapithen bei der Hochzeit des Peirithoos, wobei Apollon als Friedensstifter erschien. Außerdem trugen die zwölf Metopen (quadratische Platten, glatt oder reliefgeschmückt), zwischen den Triglyphen (dreischlitzigen Pfeilern, die das Kranzgesims tragen) in der Vor- und Hinterhalle den Schmuck von Marmorreliefs mit den zwölf Taten des Herakles. Eine eherne und vergoldete Nike krönte den Ostgiebel und unter ihr hing ein goldener Schild, den die Lakedämonier als Weihgeschenk dem Zeus zur Erinnerung an die Schlacht von Tanagra gestiftet hatten (457 v. Chr.).

Daß wir diese Marmorfiguren und Reliefs gefunden haben, wenn auch mehr oder weniger beschädigt, ist ein unerwartetes Ereignis, ein wahrer

[1]) Von dem Goldelfenbeinbilde der Athena im Parthenon haben sich zwei kleine Nachbildungen in Marmor in Athen erhalten. 1. Die sogenannte Lenormantsche Statuette (Höhe mit dem Bathron [Unterbau] 41 cm. Sie entbehrt der Vollendung und ist halbroh fertiggemacht. 2. Die sehr viel bessere Varvakionstatuette (mit dem Bathron 1,035 m hoch). Namentlich die letztere, die wohl erhalten ist, denn es fehlt nur das Köpfchen der Nike und die leicht hinzuzudenkende Lanze, gibt nicht bloß wertvolle Einzelheiten, wie den Helm und seine Ausstattung, sondern auch Stellung und Haltung des Rundschildes, unter dem sich die heilige Schlange befindet. Alles ist deutlich erkennbar: die kriegerische Tracht, die feierliche Haltung, ja selbst das göttlich ernste und doch milde Gesicht. Mit ihrer Hilfe ist man imstande, sich eine höchst wertvolle Vorstellung von dem untergegangenen Originale zu machen. — Leider entbehren wir aller Hilfsmittel beim Zeus in Olympia. Nur kleine Erz- und Silbermünzen aus der Zeit des Kaisers Hadrian geben ganz andeutungsweise eine Abbildung aus Antiochien, welche Stadt schon in der Diadochenzeit eine Kopie des Goldelfenbeinbildes von Olympia erhalten hatte. Doch sind alle diese Hilfsmittel völlig ungenügend gegenüber denen von der Parthenos, und es bleiben uns im übrigen nur die literarischen Zeugnisse, um eine Zeichnung vom Zeus aufzubauen.

Glückszufall bei unsern Ausgrabungen gewesen; denn niemand konnte annehmen, daß trotz der Zerstörung des Tempels durch ein furchtbares Erdbeben noch soviel in der Erde stecke, wie diese kostbaren Trümmer der griechischen Plastik. Bisher, kann man sagen, ist der Zeustempel der einzige, dessen Giebelfelder und Metopen so weit gerettet sind, daß man sie genau erkennen und erklären kann.

Das östliche Giebelfeld mit seinen Bildsäulen wurde in Olympia zu Pausanias' Zeit dem Päonios zugeschrieben, und die Inschrift auf einem der dreieckigen Bathronsteine (Sockel) der gegenübergestandenen Nike, die wir gleichfalls gefunden haben, bestätigt diese Nachricht, weil ihr Künstler Päonios selbst ist. Seine Arbeit, das Giebelfeld, gehört der älteren Epoche an, denn sie atmet großartigen Ernst und feierliche Ruhe in allen Figuren, einschließlich der beiden Wettkämpfer, Oinomaos und seine Gemahlin Sterope einerseits, Pelops nebst Braut andrerseits, ferner den Wagenlenkern, den Viergespannen, Knechten und den als Zuschauer gedachten Flußgottheiten Alpheios und Kladeos.

Völlig das Gegenteil stellen die Figuren des Westgiebels dar, welche dem Alkamenes zugeschrieben wurden. Wenn dieses zutrifft — und ich halte es für richtig —, so muß er dieses Werk noch in sehr jungen Jahren geschaffen haben, denn so viel Leidenschaft und Kühnheit können nur junge hochbegabte Bildhauer zustande bringen. In der Mitte des westlichen Giebels steht Apollon als Friedensstifter, das leidenschaftslose Haupt nach rechts gewendet und den rechten Arm ausgestreckt, während rechts und links von ihm immer zu Gruppen von je zwei und drei Figuren vereinigt, die ganze tierische Brunst weintrunkener Kentauren und die äußerste Anstrengung der Lapithen, den Kampf gegen die Unholde tapfer zu bestehen, ausgeprägt sind. Fürwahr — eine Fülle von Motiven ist hier ausgebreitet, bei der selbst das Unschöne nicht gescheut wird. Daher war die Entdeckung dieses Giebels ein Ereignis für die griechische Kunstgeschichte.

Die zwölf Metopen mit den Taten und Leiden des Herakles sind von unbekannten Künstlern angefertigt worden. Sie illustrieren aber vortrefflich die Sagen und Geschichten, die wir von seinem Leben, Handeln und Dulden besitzen, so daß der Held als Vorbild der strebsamen und nie zu beugenden Jugend erscheint. Am schönsten ist die Atlasmetope, aus drei Figuren bestehend, die den Mythos von der Gewinnung der Hesperidenäpfel darstellt. Die außerordentliche Naivität und große Anmut sind zwei Hauptvorzüge dieses wohlerhaltenen Bildwerkes.

Zuletzt erwähne ich noch, daß die Spuren der einundzwanzig goldenen Schilde gefunden worden sind, die der Konsul Mummius dem Zeus als Weihgeschenk gestiftet hatte, wahrscheinlich als Sühne für die Kriegsfrevel bei der Belagerung und Zerstörung von Korinth. Jede Metope trug außen einen solchen Goldschild von 1,05 m Durchmesser, und zwar befanden sich an der Ostseite deren zehn, während die Südseite elf aufzuweisen hatte, weil dort die Feststraße entlang führte.

Der Tempel hatte in der Oberstufe 27,68 m Breite und 64,12 m Länge gemessen. Seine Höhe betrug 20,13 m. Die genaue Vergleichung aller im

gleichen Maßstab gezeichneten sechssäuligen dorischen Tempel ergab die auffallende Tatsache, daß kein andrer so gute, ja vortreffliche Verhältnisse besessen hat wie der Zeustempel. Man kann ihn also als ein wirkliches Meisterwerk bezeichnen, das selbst den vielgerühmten Parthenon in Athen in seiner Wirkung übertrifft.

Die größten Überraschungen waren uns noch vorbehalten. Zunächst stießen wir an der Ostseite des Tempels auf eine Rampe von 13 m Länge und 9 m Breite, welche bestimmt war, die Prozessionen ohne Störung in schräg aufsteigender Richtung an Stelle der drei 0,5 m hohen Stufen auf die Höhe der Ringhalle zu führen. Aber noch bedeutsamer war der Umstand, der erst viel später durch W. Doerpfelds Scharfsinn ermittelt wurde, daß weder der Tempel zu Olympia noch der Parthenon zu Athen Hypäthraltempel (Tempel mit Oberlicht) gewesen sind, sondern in Decke und Dach völlig geschlossen waren. In Olympia empfing die Cella nur durch die 5 m breite und 10 m hohe, also 50 qm messende Tür ein mildes, aber wohltuendes Dämmerlicht. Die Tür im Ergasterion des Phidias beträgt 4,54 m, hat also fast dasselbe Maß.

Man hatte bisher fast allgemein nach Professor Karl Böttticher angenommen, daß selbst größere Tempel, wie der in Olympia und der Parthenon zu Athen, stets hypäthral gewesen sind. Darauf fußend ist im Neuen Museum zu Berlin im griechischen Saale das in Wachsfarben von Pape gemalte Bild des Zeus zu Olympia dargestellt, das auf Restaurationsgedanken von Böttticher und Kaulbach beruht, aber niemals so ausgesehen haben kann. Denn zweifellos wäre das Goldelfenbeinbild unter einer großen Öffnung im Dache binnen kurzer Zeit wegen der elementaren Einflüsse zugrunde gegangen. Die alten Künstler wußten genau, wie schwer es war, ein so kostbares Kunstwerk mehrere Jahrhunderte zu erhalten.

Die 28,74 m lange und 13,26 m breite Cella war in drei Schiffe geteilt und zwar mittels sieben dorischer Säulen in zwei Stockwerken, in ein breites Mittelschiff von 6,53 m Breite und zwei schmalere Seitenschiffe von je 1,49 m Breite.

Zu den Obergalerien führten sehr enge Holztreppen, aber man konnte sowohl oben wie unten bis dicht an das Zeusbild herangehen. Das Mittelschiff bildete einen Vorraum von 7,50 m Tiefe; an der zweiten Säule sperrten metallene Schranken den Zugang, so daß man an dieser Stelle nur durch die Türen in die Seitenschiffe unten gelangen konnte, um das Zeusbild zu umwandeln. Die Schranken in der dritten bis fünften Säulenweite waren aus geputzten Porosplatten hergestellt und trugen an der Innenseite Bilder des Panänos. In diesem auch künstlerisch reich ausgestatteten Raum stand, wie Pausanias meldet, der Zeusaltar. Darauf folgte der Schauplatz der Kranzverteilung von 9,67 m Tiefe. Sein Fußboden bestand aus schwarzem, eleusinischem Kalksteine und war von penteliſchem Marmor eingefaßt. Den Schluß des Mittelschiffes bildete der Raum, wo sich das Bathron des Zeus erhob von 6,65 m Breite und 9,93 m Länge, aus demselben Kalksteine gefertigt. Da nun die Höhe bis zur Decke 13,8 m beträgt, das Bathron jedoch eine

solche von 1,09 m besaß, so gewinnt man die wichtige Tatsache, daß Phidias sein Gottesbild in siebenfacher Lebensgröße geschaffen hat. Denn Strabo führt ausdrücklich an, wenn Zeus aufgestanden wäre, so hätte er die Decke mitgenommen. Die Holzdecke war sicher als sogenannter Uraniskos ausgestaltet, d. h. mit tief profilierten quadratischen Kassetten versehen, auf deren dunkelblauem Grunde achtstrahlige Sterne aus echtem Golde befestigt waren. Dazu kamen die tiefgefärbten Wände an allen vier Seiten, die mit Ornamenten reich ausgestatteten Säulen und Anten, so daß der ganze Raum bei der größten architektonischen Einfachheit durch den Reichtum seiner Farben überwältigend erstrahlte. Das Ganze erschien als ein wahres und würdiges Gotteszelt für den Vater der Götter und Menschen. Pausanias beschreibt das einzige Kunstwerk wie immer einfach und nüchtern folgendermaßen:

„Der Gott, aus Gold und Elfenbein gefertigt, sitzt auf einem Thron. Auf seinem Haupte ruht ein Kranz von Ölzweigen. Auf seiner Rechten trägt er eine Siegesgöttin, ebenfalls aus Elfenbein und Gold, die in der Rechten eine Siegesbinde hält, einen Kranz auf dem Haupte. Von der Linken des Gottes umschlossen ist das Zepter aus allerhand Metallen bunt zusammengesetzt, und auf dem Zepter ruht ein sitzender Adler. Von Gold sind die Sandalen des Gottes und sein Mantel. Auf diesem Mantel sind Figuren und Blumen, namentlich Lilien, in eingelegter Arbeit angebracht.

„Der Thron ist buntfarbig von Gold und Steinen, buntfarbig von Ebenholz und Elfenbein. Auch auf ihm sind Tiere gemalt und Bildwerke angebracht. Vier Siegesgöttinnen in der Stellung von Reigentänzerinnen sind an jedem Fuße des Thrones und zwei desgleichen unten bei jedem Fuße. Auf einem jeden der beiden Vorderfüße liegen thebanische Knaben, die von Sphinxen gefaßt sind, unterhalb der Sphinxe die Kinder der Niobe, wie Apollon und Artemis sie niederschießen. Zwischen den Füßen des Thrones sind vier starke Stäbe, jeder von einem Fuße zum andern reichend. Auf demjenigen dem Eingange gegenüber sind sieben Figuren, von der achten weiß man nicht, auf welche Weise sie abhanden gekommen ist. Es mögen wohl Darstellungen der älteren Kampfarten sein, denn zur Zeit des Phidias waren die der Knaben noch nicht alle eingeführt. Die eine der Figuren, die sich selbst eine Binde um das Haupt windet, soll dem Pantarkes gleichen, einem elischen Knaben, der des Phidias Liebling war. Dieser Pantarkes errang in der sechsundachtzigsten Olympiade (436 v. Chr.) unter den Knaben den Sieg im Ringen. Auf den übrigen Stäben ist die Schar dargestellt, die mit Herakles gegen die Amazonen kämpft. Die Zahl der Figuren auf beiden Seiten beträgt neunundzwanzig, unter den Bundesgenossen des Herakles befindet sich auch Theseus.

„Die Füße des Thrones sind es aber nicht allein, die ihn tragen, sondern noch ebenso viele Stützen, die zwischen den Füßen stehen.

„Auf dem obersten Teile des Thrones, über dem Haupte des Götterbildes, hat Phidias auf der einen Seite die Charitinnen, auf der andern die Horen, je drei auf beiden Seiten dargestellt, denn auch diese letzteren werden in den epischen Liedern Töchter des Zeus genannt, und Homer dichtete in der ‚Iliade' noch dazu, daß die Horen die Obhut über den Himmel führen, gleichsam als Hüterinnen der Königsburg. An dem Schemel unter des Gottes Füßen — in Attika nennt man ihn Thranion — sind goldene Löwen angearbeitet und der Kampf des Theseus gegen die Amazonen, die erste Heldentat der Athener gegen Nichthellenen.

„Auf dem Bathron aber, das diesen Thron und all das Schmuckwerk um das Zeusbild herum trägt, sind goldene Bildwerke angebracht: Helios den Wagen besteigend, auch Zeus und Hera (Lücke im Text), neben ihm eine Charitin. Auf diese folgt

Hermes, auf Hermes Hestia, und nach der Hestia sieht man Eros, der die aus dem Meere aufsteigende Aphrodite empfängt; Aphrodite aber wird von Peitho bekränzt. Ferner ist hier dargestellt Apollon mit Artemis, Athena und Herakles, und schon auf der entgegengesetzten Seite des Bathrons Amphitrite und Poseidon sowie Selene, die nach meinem Dafürhalten auf einem Pferde reitet. Andre haben gesagt, es sei ein Maultier, worauf die Göttin reitet, und nicht ein Pferd, und berichten hierzu eine einfältige Sage über das Maultier.

„Die Maße des Zeus in Olympia nach Höhe und Breite sind, wie ich wohl weiß, aufgezeichnet worden, doch möchte ich jenen Maßangaben nicht beipflichten, da dieselben weit zurückbleiben hinter dem Eindruck, den das Bild auf den Beschauer macht, wie denn auch der Gott selbst sein Urteil über die Kunst des Phidias abgegeben haben soll. Als nämlich das Bild vollendet war, betete Phidias zum Gotte um ein Zeichen, ob das Werk nach seinem Sinne sei. Alsbald soll der Blitz in den Fußboden geschlagen haben, wo ein Schöpfbecken und bis zu meiner Zeit ein eherner Aufsatz war.

„Der Teil des Bodens vor dem Bilde ist nicht von weißem, sondern schwarzem Marmor; ringsum die schwarze Platte läuft eine Einfassung von parischem Marmor, um das auslaufende Öl zusammenzuhalten, denn in Olympia ist zur Erhaltung des Bildes Öl erforderlich, und durch Öl wird verhindert, daß das Elfenbein bei der sumpfigen Natur der Altis Schaden leide.

„Den wollenen Vorhang in Olympia, der mit assyrischen Webereien und phönizischer Purpurfärbung geschmückt ist, hat Antiochos gestiftet, derselbe, von dem auch in Athen die goldene Ägis über dem Theater und auf ihr die Gorgo als Weihgeschenk herrührt. Diesen Vorhang ziehen sie nicht wie im Tempel der Ephesischen Artemis hinauf zur Decke, sondern sie lassen ihn an Stricken auf den Boden hinab."

Dieser kostbare, wegen seiner Goldstickereien schwere Vorhang war von dem syrischen Könige Antiochos Epiphanes im Jahre 169 v. Chr. aus Jerusalem geraubt worden, woselbst er das Allerheiligste seit der Zeit des Neubaues unter Serubabel verschlossen hatte. Sicherlich ist dieses, wahrscheinlich aus babylonischen Werkstätten hervorgegangene (kostbare) Prachtstück nur als eine Erneuerung des früheren stets vorhanden gewesenen Vorhangs zu denken.

So wichtig Pausanias als erfahrener Reisender und Berichterstatter für uns ist, so versagt er doch in der Hauptsache, in der Angabe der zugrunde gelegten Kunstidee des Phidias, dagegen finden wir sie bei dem sehr viel älteren Strabo angedeutet, indem er meldet, nachdem Phidias den Auftrag für das Gottesbild erhalten, habe er rastlos danach gesucht, wie er den Gott für Olympia allgemein verständlich darstellen solle. Als er einmal zufällig über den Marktplatz ging, hörte er einen Rhapsoden das erste Buch der Ilias singen. Im Vorbeigehen trafen sein Ohr die drei berühmten Verse, in denen Zeus der flehenden Thetis die Gewährung ihrer Bitte bestätigt:

> Also sprach er und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion;
> Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
> Von dem unsterblichen Haupt, es erbebten die Höhn des Olympos.

Da war die Kunstidee in seiner suchenden Seele gefunden. In Olympia erwartete das ganze Hellenenvolk den gerechten Kampfrichter und seine gnadenreiche Milde dargestellt zu sehen, die sich schon auf des Künstlers Gebet in dem Blitzstrahl betätigt hatte.

Weil des Göttervaters Tochter, die Nike mit der heiligen Siegesbinde, nicht fehlen durfte, sondern auf seiner rechten Hand ruhen sollte, so mußte

wegen ihres großen Gewichtes der Thron starke Armlehnen erhalten; diese technische Schwierigkeit und ihre Überwindung hat Pausanias vollständig übersehen oder nicht erwähnt. Für das Standbild der Parthenos in Athen hatte der Künstler den Ausweg gefunden, daß der rechte Arm eine besondere Stütze in Gestalt einer reichgeschmückten Holzsäule empfangen hatte, um auf der Hand die goldelfenbeinerne Nike zu halten.

Ebenso verschweigt Pausanias, daß beide Kolossalbilder im Innern hohl waren, weil sich ein etwa vorhanden gewesener, zu großer Holzkern bei dem griechischen Klima verzogen und die Elfenbeinplatten in den Fleischteilen gesprengt hätte. Es war daher für die Künstler eine ernste Hauptpflicht, bei Goldelfenbeinbildern sehr trockenes Holz zu nehmen, oder dasselbe auf das geringste Maß zu beschränken.

Von größter Wichtigkeit war es endlich für Phidias' schöpferischen Genius, wenn er das phantasievolle Hellenenvolk in Olympia vollkommen befriedigen wollte, daß er außer der Majestät des erhabenen Gottes als Kampfrichter noch den prachtvollen Thron mit ebenso deutlicher wie sinnvoller Charakteristik ausschmückte.

Wenn unter den Armlehnen knabenraubende Sphinxe abgebildet waren, so bedeutete das: „Leben und Tod ruhen in seinen Händen, er entscheidet über das Schicksal der Menschen." Wenn ferner darunter in goldenen Reliefs der Untergang der Niobiden dargestellt wurde, so sah der Hellene darin die gerechte Strafe des Übermutes gegen die Gottheit. Auf dem Querstabe vorn hatte der Künstler in kleinen goldenen Figuren die älteren acht Kampfarten der Knaben angebracht, an den Querstäben rechts und links sah man in derselben Technik die wohlbekannten Kämpfe des Herakles und Theseus gegen die Amazonen, also eine ruhmwürdige Verewigung dieser beiden Nationalhelden dorischen und jonischen Stammes gegen die ältesten Barbaren als Vorbilder für Athleten und Wettkämpfer. Oben auf den Thronpfeilern standen Horen und Charitinnen, Töchter und Dienerinnen des Zeus, zugleich Pförtnerinnen des Himmels, denn Pindar sang in seinem vierzehnten olympischen Siegesgesange:

Von den begeisterten Lippen der Chariten strömt . . .
und Wo sie den ewig jungen Ruhm des olympischen Vaters feiern.

Beide stimmen also zur Festfreude, zum Frohsinn nach glücklich beendetem Kampfe beim fröhlichen Mahle, beim Klange der Saiten und Lieder. Die am Fußschemel angebrachten Löwen sind offenbar als Wächter gedacht und wurden allgemein verstanden. An diesem Schemel stand auch als die größte Auszeichnung für den Künstler folgende Inschrift:

„Phidias, Charmides Sohn aus Athen, hat mich verfertigt."

Endlich ist an dem schwarzen Postament mit größeren goldenen Figuren dargestellt die Einführung der Aphrodite in den Götterkreis des Olymp, also die Hervorhebung der Schönheit für die Wettkämpfer. Denn das ist der Kern des olympischen Festes, daß alle Kraft und Leibesgewandtheit im Banne der Schönheit erscheinen mußte, um siegreich zu wirken. Nur wer im höchsten Affekt des Kampfes das Maß zu halten wußte, empfing den

heiligen, das ganze Leben fortan beglückenden Kranz aus den Händen des Vaters der Götter und Menschen.

Auffallend, ja befremdend ist es für uns, daß die griechische Anthologie nur ein Epigramm enthält, das dem Philippos v. Thessalonich zugeschrieben wird und folgendermaßen lautet:

Dir sein Bild zu enthüllen kam Zeus hernieder zur Erde,
Aber du schauteſt den Gott, Phidias selbst im Olymp.

Cicero (106—43 v. Chr.) äußert sich:

„Auch hatte dieser Künstler, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, niemand vor sich, den er anschaute und nachbildete, sondern in seiner Seele saß irgend eine Idee von Schönheit, auf die sein Inneres geheftet war und nach deren Zügen seine Hand arbeitete."

Dionysios v. Halikarnaß (um 30 v. Chr.) preist an Phidias' Zeus das streng Ehrbare, Großartige und Würdevolle.

Selbst der Stoiker Epiktet (50 n. Chr.) ruft aus: „Geht nach Olympia, auf daß ihr den Zeus schauet und achtet es als ein Unglück, ihn nicht gesehen zu haben."

Nach Quintilian (35—100 n. Chr.) heißt es beim Zeusbilde:

„Im Gegensatze zu Polyklet besaß Phidias die Kraft (pondus), Gewaltiges zu schaffen, eine Kraft, die jenem abging, der ausgezeichneter in der Bildung der Menschen und Götter war. In der Elfenbeinarbeit war er ohne Nebenbuhler, hätte er auch außer der Pallas zu Athen und dem olympischen Zeus in Elis nichts weiter verfertigt. Durch letzteren scheint die Religion selbst ein neues Gewicht bekommen zu haben, so ganz stellt die Majestät dieses Werkes den Gott dar."

Übereinstimmend sprechen sich Cassius Dio (150—230 n. Chr.) und Plotinos (205—270) darüber aus. Der erste sagt, niemand, der Phidias' Zeus gesehen hat, kann sich leicht eine andre Vorstellung von dem Gotte machen. Der zweite äußert vom Zeusbilde, Phidias habe im Geiste verfaßt, wie Zeus gestaltet sein würde, „wenn er uns von Angesicht zu Angesicht sich offenbaren möchte."

Zuletzt mag Dion Chrysostomos, der Günstling des Kaisers Trajan, den langen Reigen schließen. Mehrere Male ist er in Olympia gewesen und hat das Fest besucht. Bei einer dieser Gelegenheiten hielt er eine längere Rede in der Hinterhalle des Tempels und sprach vom Zeusbilde also:

„Bester und trefflicher Künstler, daß du einen bezaubernden und lieblichen Anblick, einen einzig schönen Augengenuß allen Hellenen und Barbaren bereitet hast, so viele derselben zahlreich und oft hierher kommen, leidet keinen Widerspruch . . .

„Ist aber ein Mensch, dessen Seele vom Kummer ganz niedergedrückt wird, da er viel Mißgeschick und Leiden in seinem Leben erduldete, so daß der süße Schlaf ihn verläßt, auch dieser, glauben wir, wird, dieser Bildsäule gegenüberstehend, alles vergessen, was er im menschlichen Leben Schreckliches und Schweres zu erleiden hat. Fürwahr könnte die unsern Augen von dir vorgeführte Erscheinung ein Nepenthes („kummerverscheuchendes Zaubermittel bei Homer") genannt werden. Solches Licht und solche Anmut hat die Kunst über dein Werk verbreitet. Selbst Hephästos würde an demselben nichts zu tadeln finden. Ob du aber, einen schönen Stoff anwendend, die angemessene Gestalt, wie sie der göttlichen Natur zukommt, gebildet, ob du mit Recht den Gott als einen Mann, seine Gestalt überschwenglich schön, seine Größe kolossal, kurz alles so, wie es sein mußte, dargestellt hast, wollen wir jetzt betrachten . . .

Denn in Wahrheit sieht dieser Zeus völlig wohlwollend auf uns herab, um uns sich kümmernd und so belebt, daß er beinahe mir zu reden scheint."

Derselbe Redner nennt Phidias' Zeuskoloß an einer andern Stelle ein in Wahrheit glückseliges Bild, „das der Eleer Vorfahren mit überschwenglichem Aufwande und höchster Kunst ausführen ließen und errichteten, unter allen Bildern, so viele derselben auf der Erde sind, das schönste und Gott geliebteste."

Im Jahre 393 n. Chr. werden die olympischen Spiele zum letzten Male in hergebrachter Weise gefeiert. Dann aber erfolgte das Verbot des Kaisers Theodosius I. Wie Cedrenus berichtet, sei ein oder zwei Jahre später das Goldelfenbeinbild des Zeus nach Konstantinopel verpflanzt worden, um daselbst die Bäder im Palaste des Patriziers Lausos zu schmücken. Es sei dann zwei Jahrhunderte später durch eine große Feuersbrunst vernichtet worden.

Die letzte Nachricht von dem Bilde, an Ort und Stelle noch stehend, haben wir bei Themistion im Jahre 384 n. Chr. Folglich hat das Gottesbild 815 Jahre bestanden und unermeßlichen Segen verbreitet.

Die Nachricht bei Cedrenus ist jedenfalls falsch oder übertrieben, weil man solche kolossalen Werke aus Gold und Elfenbein aus technischen Gründen nicht verpflanzen kann.

Der Tempel bestand noch länger, beinahe zwei Jahrhunderte hindurch. Wahrscheinlich hat das furchtbare Erdbeben im Juli 551, das Griechenland ganz besonders hart betraf, aber auch Palästina, Syrien, Arabien erreichte, den noch feststehenden Tempel des Zeus von Olympia durch einen zentralen Stoß niedergeworfen. Die weiteren Schicksale von Olympia gehören nicht hierher.

Jene Schöpfungen, der Tempel und das Gottesbild, sind für immer dahin, wie das alte Hellas selbst mit seinem Kunsttriebe, der keine Ermattung, und seiner Begabung, die keine Schranke gekannt hat. „Das ist das Los des Schönen auf der Erde."

Die antibritischen Strömungen in Indien und ihre Bekämpfung.

Von

P. Walther,

Fregattenkapitän z. D.

Als vor etwa einem Jahre in einigen Teilen Indiens, in Bengalen und Punjab, Unruhen ausbrachen, fanden ihre Bedeutung und Ursachen die verschiedenartigste Beurteilung. Die Urteile der maßgebenden englischen Presse waren je nach dem Parteistandpunkte gefärbt, stimmten aber darin überein, daß die Unruhen an sich zwar bedeutungslos, als Symptom aber eine um so größere Bedeutung hätten. Die liberale Presse schob dabei die Schuld auf die falsche Behandlung der Eingeborenen durch den früheren konservativen Vizekönig Lord Curzon, insbesondere auf die von ihm vorgenommene Teilung der Provinz Bengalen in zwei selbständige Provinzen, die konservative Presse auf frühere Versprechungen der Liberalen, deren Einlösung sich nach ihrem Regierungsantritt als eine Unmöglichkeit erweisen mußte.

Im Gegensatz zu diesen subjektiven Urteilen erfuhr der Gegenstand im Parlament eine durchaus objektive Behandlung, da hier nach vielen üblen Erfahrungen Parteigegensätze zurückgestellt werden, sobald es sich um innere Angelegenheiten Indiens handelt. Die Unruhen selbst wurden in der Debatte nur beiläufig erwähnt, dafür aber auf die tieferen Ursachen eingegangen, die als eine Folge des englischen Regierungssystems, nicht der Parteien, hingestellt wurden und vom englischen Standpunkte aus die Kritik nicht zu scheuen brauchen.

Die Unruhen haben inzwischen durch ganz unenglische Mittel ihr Ende gefunden, die Mächte aber, die sie gezeitigt, sind geblieben, werden sich weiter entwickeln und den Engländern ein Problem aufgeben, dessen Lösung selbst der größten Staatskunst Schwierigkeiten bereiten muß. Dies Problem besteht in dem Ausgleich zweier anscheinend unausgleichbarer Gegensätze, nämlich einerseits die Wünsche der Eingeborenen Indiens nach Anteilnahme an der

Regierung, nach Selbstverwaltung und Selbständigkeit zu befriedigen, anderseits die Herrschaft über Indien trotzdem aufrechtzuerhalten. Im letzten Ende bedeutet dies den Kampf zwischen Orient und Occident, der vielleicht in Indien entschieden werden wird und wegen seiner Wichtigkeit für alle Kulturvölker das größte Interesse beansprucht.

Es soll hier versucht werden, den gegenwärtigen Stand dieses gigantischen Kampfes; der mit geistigen Waffen schon seit mehr denn zwanzig Jahren gekämpft wird, näher zu beleuchten und seinen vielerlei Ursachen nachzugehen. Wir müssen zu diesem Zwecke in der Entwicklungsgeschichte der englischen Herrschaft allerdings bis auf die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgehen; denn so weit reichen die Wurzeln der Bestrebungen des heutigen Indien zurück.

Die Periode der großen Eroberungen in Indien war damals ungefähr abgeschlossen; sie war, so ruhmreich einzelne Episoden des langen Kampfes auch gewesen sind, der leichtere Teil des Werkes, das die Engländer in Indien vollbracht haben, denn die Eroberung hat sich, was vielfach zu wenig beachtet wird, auf fast zwei Jahrhunderte verteilt. Sie ist erleichtert worden durch den Zerfall des lebensunfähig gewordenen Mogulreiches im 18. Jahrhundert, durch den Gegensatz zwischen Hinduismus und Mohammedanismus, die anarchischen Zustände über ganz Indien und schließlich durch eine mit allen Schlichen und Kniffen der Orientalen vertraute und ihr überlegene Diplomatie.

In der nun folgenden Friedensperiode nahmen die tiefgreifenden, den damaligen Idealen und Bestrebungen des englischen Volkes entstammenden Reformen, die das heutige Indien geschaffen haben, ihren Anfang. England selbst stand damals unter dem Zeichen der Antisklavereigesetze und humanitären Ziele, und in diesem Sinne verlangte das Parlament von der Ostindischen Kompanie auch eine humanere Behandlung der Völkerschaften Indiens. Diesen Forderungen konnte sich die Kompanie nicht entziehen, da schon lange die Übernahme der indischen Besitzungen durch das Reich geplant war, und das Weiterbestehen der Kompanie, die Bewilligung der Charter auf weitere zwanzig Jahre, nur von dem Willen und Wohlwollen des Parlaments abhing.

Bis zu diesem Zeitpunkte war die Regierung Indiens hauptsächlich vom Macht- und Dividendenstandpunkte aus geleitet worden. Dabei war das Land zwar schwer belastet, aber als Entgelt hatte es Ruhe und Schutz gegen sich selbst und gegen äußere Feinde erhalten; die inneren Kriege hatten aufgehört, an die Stelle von Gesetzlosigkeit und Auflösung waren feste Gesetze und Rechtsgrundsätze getreten, aber an das Denken und Dichten, den Geist des Volkes, seine uralten Sitten und Gebräuche, war nicht gerührt worden. — Jetzt sollte auch hiermit der Anfang gemacht und Indien mit westlicher Kultur beglückt werden — ein Werk, von dem noch zweifelhaft ist, trotzdem nunmehr bereits über siebzig Jahre daran gearbeitet worden, ob es dereinst als ein unsinniges Unternehmen oder als eine der größten Taten der Menschheit angesehen werden wird.

In Angriff genommen wurde die Riesenarbeit von einem Manne von hohem Idealismus und vieljähriger Erfahrung in Indien, dem Generalgouverneur Bentinck. Es würde zu weit führen, hier auf seine Regierung näher einzugehen. Über seine erstaunlichen Erfolge und in welchem Sinne er regiert, darüber gibt uns nachstehende Inschrift auf einem Denkmal, das ihm bei seiner Abberufung in Kalkutta errichtet wurde, ein genügendes Bild:

„An William Cavendish Bentinck, der in orientalischen Despotismus britische Freiheit hineinbrachte, der niemals vergaß, daß das Endziel des Regierens das Wohl der Regierten bedeutet, der grausame Gebräuche und erniedrigende Auszeichnungen ausrottete, der die Freiheit der Rede und öffentlichen Meinung schuf, und dessen ständiges Streben es war, den geistigen und moralischen Charakter des ihm anvertrauten Volkes zu heben."

Bentinck bezeichnete als die vornehmste Tätigkeit der britischen Regierung die Förderung der europäischen Literatur und Wissenschaft unter den Eingeborenen Indiens, wofür alle vorhandenen Mittel zu verwenden wären. Dieser Grundsatz ist auch hinfort maßgebend gewesen; erst 1904 hat er einige wichtige Abänderungen erhalten.

Mit dem englischen Unterricht in Sprache, Literatur und Wissenschaft hielten aber auch abendländischer Geist, demokratische Ideen von Freiheit und Fortschritt ihren Einzug in Indien und brachten sehr bald den seit Jahrtausenden durch Religion und Sitte anerzogenen Autoritätsglauben der indischen Völker ins Wanken. Mächtig gefördert wurde diese verhängnisvolle Reformation durch zwei weitere folgenschwere Gesetze, die gleichzeitig in Kraft gesetzt wurden: die Zulassung der Eingeborenen zu mittleren Beamtenstellen als Richter und Verwaltungsbeamte sowie die Einführung der englischen Sprache als Amtssprache über ganz Indien.

Mit diesen fast harmlos aussehenden Neuerungen entfesselten die damaligen Gesetzgeber in Indien einen Strom, der seitdem immer mehr angeschwollen ist und sich auch nicht wieder wird eindämmen lassen. Bentinck und sein bedeutendster Mitarbeiter, der liberale Staatsmann und Historiker Macaulay, waren sich auch über das, was sie taten, und die Folgen durchaus klar. Um ihr Werk gründlich zu tun, unternahmen sie es sogar, der heranwachsenden Jugend jegliches Interesse für ihre historische Vergangenheit zu nehmen. Macaulay erklärte leichthin die indischen Traditionen, Geschichte und Literatur für die Indier als wertlos; sie wurden hinfort einfach nicht mehr gelehrt. — Über die Folgen des neuen Systems prophezeite Macaulay 1833 im britischen Parlament, woran bei den letzten Parlamentsverhandlungen erinnert wurde, daß in einem zukünftigen Zeitalter die indischen Untertanen europäische Einrichtungen fordern würden, und wenn dereinst dieser Tag käme, so würde es der stolzeste Tag in der englischen Geschichte sein. Das erstere ist eingetroffen, in bezug auf das letztere hat er jedoch geirrt. Nicht mit Genugtuung und Stolz wird die gegenwärtige Strömung angesehen, sondern mit Sorge und Mißtrauen; denn die Geister, die man gerufen, stürmen schon jetzt, nach zwei Menschenaltern, gegen die englische Herrschaft an, die aufzugeben aber selbstverständlich kein Engländer gewillt ist. Daß der Fall so bald eintreten

würde, konnten die Urheber allerdings nicht voraussehen. Die Entwicklung der Eisenbahnen, der Post, des Telegraphen und eine völlig freie Presse haben es zustande gebracht.

Das englische Erziehungssystem hat in den direkt unter englischer Herrschaft stehenden 240 Millionen Indiern eine dünne Schicht Menschen mit abendländischen Ideen geschaffen; die ungeheure Mehrzahl jedoch ist geblieben, was sie war, befangen in Aberglauben, starrem Kastenwesen und Unwissenheit, 90 Prozent sind Analphabeten. Ein Teil der ersteren sind Staatsbeamte und im allgemeinen loyal, der andre, unendlich viel größere, besteht aus Advokaten, Schriftstellern und politischen Strebern oder bildet ein gefährliches geistiges Proletariat, das durch die außerordentliche Billigkeit des Studiums immer weiter gezüchtet wird. Diese Überproduktion abendländisch gebildeter Indier nützlich zu verwenden, ist bisher nicht gelungen, da eine nennenswerte Industrie, in die sie hätte abgeleitet werden können, noch nicht existiert; sie sind infolgedessen durchweg englandfeindlich. Seine Erklärung findet der große Andrang zu den höheren Schulen und den Universitäten darin, daß nur Eingeborene mit abendländischer Bildung und Kenntnis der englischen Sprache Aussicht auf Staatsstellungen haben, und daß es ohne sie keine Hoffnung auf Ansehen, Macht und Einfluß gibt.

Die Einwirkung der englischen Erziehung auf die Inder wird jetzt allgemein als schädlich angesehen; weder ihre Religionen noch ihre Charakteranlagen sind damit in Einklang zu bringen, ebensowenig wie ihre glühende Phantasie und ihre Anlage für übersinnliche Spekulationen.

Aus der großen Reihe von absprechenden Urteilen seien hier einige der bedeutendsten angeführt. Sir John Strachey, ein früherer hoher indischer Beamter, schreibt:

„Eine solche Erziehung ist gefährliche Nahrung für asiatische Köpfe. Es scheint, als ob sie alle Grundlagen ihres Wissens erschüttert, sie des moralischen Halts beraubt und ihre Seelen bis zu den tiefsten Tiefen verwirrt."

Ähnlich drückt sich ein bekannter englischer Philologe in Indien, Dr. Morison, aus:

„In früheren Zeiten war die Grundlage aller indischen Wissenschaft, gleich ob Hindus oder Mohammedaner, die Ehrfurcht vor der Autorität. Durch unsre Erziehung befanden sie sich plötzlich in einer andern Welt, in der eigenes unabhängiges Urteil Pflicht ist und eine bewußte Ausübung desselben eine Tugend. Wir haben, so sonderbar unsre Nachlässigkeit erscheinen mag, nicht versucht, in diesen Wechsel der Anschauungen einzugreifen, sondern es ihnen überlassen, davon in sich aufzunehmen, was ihnen gefällt."

Ein hochgestellter Hindu urteilt über die Folgen des Erziehungssystems:

„In einem Lande, in dem in früheren Zeiten die unteren Kasten auf das strengste von dem Besitz höherer Bildung ausgeschlossen waren, haben die Baumeister des britisch-indischen Reiches geradezu eine Revolution verursacht, indem sie die Tore des Unterrichts jedermann öffneten. Aber freie Erziehung ist nicht überall zum Segen geworden. Männer von Bildung und Beobachtungsgabe sind immer schwer zufrieden zu stellen, und wenn daneben noch eine unbegrenzte Freiheit der Rede, der Presse und Versammlungsfreiheit einhergehen, so mögen die, die verantwortlich für das

Reich sind, wohl mit Sorge auf das Ungeheuer, das sie geschaffen haben, und seine weiteren Taten blicken."

Der in diesen Worten berührte Widerspruch zwischen dem bisherigen Erziehungssystem, der Preß- und Redefreiheit zu der autokratischen Regierungsform wird jetzt allgemein als schweres Übel empfunden, und es ist eigentlich kaum verständlich, wie die Regierung die üblen Wirkungen des Erziehungswesens so lange hat unbeachtet lassen können trotz einer Anzahl Warnungen der tüchtigsten Männer, z. B. auch Lord Roberts. Erst seit 1904, als nach dem russisch-japanischen Kriege der aufrührerische Geist mehr zutage trat, entschloß sich der konservative Vizekönig Lord Curzon zu Reformen, unter anderm zu Vorkehrungen, die den höheren Unterricht teuerer gestalten und hauptsächlich nur den oberen Kasten zugänglich machen; daneben werden größere Beaufsichtigung und Beeinflussung der Schüler angestrebt, indische Literatur und Geschichte sind in die Lehrpläne aufgenommen usw. — Diese Maßnahmen haben in Indien einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen und mit zu der gegenwärtigen Unzufriedenheit beigetragen, in England sind sie trotz ihrer antiliberalen Tendenz auch von der folgenden liberalen Regierung gutgeheißen. Der Premierminister Campbell-Bannerman gebrauchte bei Besprechung der feindlichen Strömungen in Indien den wegwerfenden Ausdruck: „Was man denn überhaupt andres erwarten könnte nach so vielen Jahren Erziehung in englischer Literatur und Ideen."

Die ungeheure Wirkung dieser Erziehung wird übrigens zum guten Teil der gleichzeitigen Einführung der englischen Sprache nicht als Unterrichtssprache der oberen Schulen allein, sondern auch als Amtssprache über ganz Indien zugeschrieben. Erst hierdurch erhielten die bis dahin durch Rasse, Religion und vor allem durch eine Unzahl verschiedener Sprachen getrennten Völker Indiens ein Bindemittel, das mit der Zeit zu der Erkenntnis einer Interessengemeinschaft gegenüber der englischen Herrschaft führen muß; zum Glück hat dies erwachte Solidaritätsgefühl bis jetzt die Grenzen der Religion noch nicht überschritten.

Auf diese Weise wurde allmählich der Boden bereitet, auf dem vor zwei Dezennien der jetzt so bedeutungsvolle Nationalkongreß erstand, eine alljährlich Ende Dezember für einige Tage zusammentretende Versammlung gewählter Mitglieder der gebildeten Klassen der Hindus. Die Hauptbestrebungen des Kongresses waren von vornherein politischer Natur und gingen darauf aus, die Maßnahmen der Regierung zu kritisieren und eine größere Anteilnahme an der Regierung zu erlangen; daneben wurde in den ersten Jahren versucht, in den Wust von Aberglauben und alten Mißbräuchen Bresche zu legen und soziale Reformen einzuführen. Die Versuche scheiterten an dem starren Konservatismus der ungebildeten Massen und dem Widerstand, den die herrschende Priesterkaste der Brahmanen, der um ihre seit Jahrtausenden bestehende Herrschaft über das Volk bangte, ihnen entgegensetzte; gescheitert war damit aber auch der Hauptzweck, den die Engländer mit ihrem Erziehungssystem erreichen wollten, nämlich allmählich eine Umwandlung des sozialen Geistes auch der unteren Volksschichten herbeizuführen. Der Orient hat an diesem entscheidenden Punkte siegreich bis jetzt seine Stellung behauptet.

Versuche ähnlicher Art wurden auch später, nicht wieder aufgenommen, weil der Kongreß sich hierdurch beim Volke unbeliebt gemacht haben würde; gerade das mußte aber von ihm unter allen Umständen vermieden werden, denn nur, wenn er die Massen hinter sich hatte, war für ihn die Möglichkeit gegeben, als eine private Vereinigung sich Geltung und Einfluß bei der Regierung zu verschaffen. Auch war es nur durch den Verzicht auf Aufklärung des Volkes möglich, die reaktionären Brahmanen ebenfalls zu Mitgliedern der Partei zu haben. Ein Zwiespalt zwischen diesen unnatürlichen Bundesgenossen ist noch nicht zutage getreten, da ihre Ziele, das Aufwiegeln der Massen, vorläufig dieselben sind. — Nur in ganz verschwindender Anzahl sind auf dem Nationalkongreß die 60 Millionen Mohammedaner vertreten, die 1887 die Aufforderung zur Teilnahme auf Anraten ihres damaligen Führers abgelehnt haben; sie stehen ihm zur Genugtuung der Engländer sogar feindlich gegenüber, wir werden hierauf später noch zurückkommen.

Bis vor wenigen Jahren genossen die Bestrebungen des Kongresses sogar die Sympathie der liberalen Partei in England, beschränkten sie sich doch im allgemeinen auf das, was England seinen andern Kolonien, später sogar auch Transvaal und dem Orangestaat, bewilligt hatte — Selbstverwaltung im weitesten Sinne. Als aber die Forderungen der Kongreßpartei immer dringender wurden und seit dem russisch-japanischen Kriege einen direkt oppositionellen Charakter annahmen, schwanden auch ihre Sympathien. Die Regierung griff zu Gegenmaßregeln, einerseits zu teilweiser Erfüllung der Forderungen, was nichts nützte, anderseits zu direkter Bekämpfung, was zunächst den entstandenen Haß nur noch mehr aufstachelte.

Zum letzten Male war 1904 ein Engländer zum Präsidenten des Kongresses gewählt worden, der bekannte liberale Abgeordnete und frühere indische Beamte Sir Henry Cotton. Er forderte die Einrichtung repräsentativer Körperschaften, um die Kontrolle der Finanzen zu ermöglichen, Dezentralisation der Verwaltung und bezeichnete zum Schluß als Ideal des indischen Patrioten die Bildung einer Föderation freier Staaten, der Vereinigten Staaten von Indien, gleichberechtigt mit den übrigen sich selbst verwaltenden Kolonien, jede mit eigener lokaler Autonomie, und alle zusammen vereinigt unter der britischen Oberhoheit.

Im folgenden Jahre zeigte der Kongreß bereits ein andres Bild. Präsident war der höchste indische Beamte Krishna Gokhale, Mitglied des Supreme Legislative Council, einer dem Vizekönig beigegebenen, gesetzgebenden Körperschaft von sechzehn Mitgliedern, unter denen drei Indier. In der Adresse hieß es: Das indische Volk sei nunmehr reif zur Einführung von Reformen, es wolle an den Lasten des Reiches teilnehmen, aber auch an seinen Privilegien. Indien protestiere dagegen, zum Wohle andrer hingeopfert zu werden, es verarme durch abwesenden Kapitalismus; dazu käme dann noch die Bevorzugung der englischen Rasse. Sie forderten als sofort auszuführende Maßnahmen Ausdehnung der Befugnisse des Legislative Council, Vermehrung seiner Mitglieder, die Wahl dreier Indier in den Rat des Staatssekretärs von Indien in London (ist inzwischen geschehen), die Schaffung von beratenden

Körperschaften in allen Distrikten, Teilung von Justiz und Verwaltung, wo dies noch nicht geschehen, Verringerung des Heeresbudgets, Ausdehnung der Elementarschulen, Entlastung der Bauern von Steuern in einigen Gebieten.

Der Kongreß im Dezember 1906 stellte dieselben Forderungen, nur viel dringender. Die russischen Bauern hätten eine Verfassung, selbst in China, Persien entständen Volksvertretungen, während Indien unter einem barbarischen System des Despotismus, unwürdig englischer Prinzipien und Instinkte, seufze. Die Adresse schloß, sich an alle Konfessionen und Kasten, besonders auch an die Mohammedaner wendend, mit den Worten:

„Seid einig, ausdauernd und erlangt Selbstregierung, auf daß die Millionen, die jetzt an Armut, Hungersnot und Pest dahinsterben, gerettet werden und Indien dereinst wieder die starke Position früherer Zeiten einnehme, als eine der größten und zivilisiertesten Nationen der Welt."

Die letzten schwungvollen Wendungen zeigen deutlich das Phrasenhafte der Adresse. Armut, Hungersnot und Pest haben früher noch furchtbarer gehaust, und eine ruhmvolle Vergangenheit hat Indien eigentlich niemals gehabt, ist vielmehr immer, soweit die Geschichte zurückreicht, Ziel und Beute fremder Eroberer gewesen.

Die hier aufgeführten Forderungen der Kongreßpartei sind die offiziellen Kundgebungen. In der indischen Presse und bei der Agitation hat der radikale Flügel das Wort, und dessen Tendenz ist eine ausgesprochen englandfeindliche; er unterscheidet sich von dem rechten Flügel dadurch, daß er, während letzterer die Vereinigten Staaten von Indien unter englischer Oberhoheit erstrebt, zuvor das englische Joch abschütteln will.

Der Zwiespalt zwischen beiden Flügeln führte auf dem Kongreß im Dezember 1907 zu offenem Konflikt und zu einer Trennung, so daß in Zukunft mit zwei Kongressen zu rechnen ist. Die Partei der Gemäßigten soll etwa zwei Drittel betragen haben; zu Resolutionen kam es nicht. Ob die Bedeutung der Kongreßpartei durch die Trennung in Zukunft abnehmen wird, ist noch nicht klar. Die Hauptgefahr bei ihren Bestrebungen ist die Möglichkeit, daß es im Laufe der Zeit gelingen mag, eine Art indisches Nationalgefühl hervorzurufen und alle Völker und Religionen gegen die englische Herrschaft zu einen. Seitdem die Gefahr erkannt wurde, sind auch zielbewußt Schritte getan, ihr zu begegnen. Die Änderungen im Erziehungswesen sind bereits erwähnt worden, wozu bemerkt sei, daß eine Ausbreitung der Elementarbildung von beiden, von der Regierung wie von der Kongreßpartei, angestrebt wird. Auch in bezug auf die Dezentralisierung der Regierung decken sich beider Bestrebungen, nur gehen die Endziele hier weit auseinander. Während die Indier nur eine größere Anteilnahme an der Regierung damit erhoffen, will die englische Regierung anscheinend selbständige, abgerundete Provinzen schaffen, die sich später zu einer Art halb selbständiger Staaten auswachsen sollen mit möglichst verschiedenen Interessen und allmählich wachsenden Gegensätzen.

Zu diesem Zweck wurden vor einigen Jahren die Provinzen umgestaltet. Es wurde eine besondere Nordwestprovinz gebildet, und vor allem wurde der

verhängnisvolle Schritt getan, Bengalen, die reichste und größte Provinz mit 80 Millionen Einwohnern, in zwei Provinzen, Bengalen und Ostbengalen mit Assam, zu teilen. Die Wirkung dieser Maßnahme auf die Hindubevölkerung war eine noch schlimmere als die Änderung des Erziehungswesens und ist die Hauptursache der letzten Unruhen gewesen. Die Gründe hierfür sind leicht verständlich. Während nämlich in ganz Bengalen die Anhänger des Hinduismus mit 46 Millionen gegen 25 Millionen Mohammedaner und die andern kleinen Religionsgesellschaften bei weitem die Majorität besitzen, sind in Ostbengalen die Mohammedaner mit 16 1/2 Millionen gegen 8 Millionen Hindus in der Überzahl. — Mit Abtrennung dieses Teiles und seiner Verwandlung in eine selbständige Provinz wird nun inmitten der gleichartigen und fortgeschrittensten Hindubevölkerung eine selbständige, vornehmlich mohammedanische Provinz geschaffen, die in der Zukunft, sei es als Provinz oder als Staat, als ein vorzügliches Gegengewicht gegen die Nachbarprovinzen ausgespielt werden kann. Der Schlag war für die Hindus um so schwerer, als sie in Ostbengalen trotz ihrer Minderzahl, allein durch ihre höhere Intelligenz und ihren größeren Andrang zu den Universitäten die wichtigsten Staatsstellungen innehaben. Etwa vier Fünftel aller Beamten und Richter sowie fast alle Anwälte sind Hindus. Daß hierin eine Änderung beabsichtigt wird, ist aus der Schaffung mehrerer mohammedanischer Schulen offenkundig und wird auch offen zugegeben.

Der Schachzug, durch die Teilung Bengalens die Kluft zwischen Hindus und Mohammedanern zu erweitern, immer getreu dem Wahrspruch divide et impera, war gelungen, ob aber nicht zu teuer erkauft, ist eine andre Frage. Wir werden sehen, welche Ausbrüche von Haß, Aufwiegelung und Aufruhr dadurch verursacht worden sind. Zuvor ist es aber nötig, das Verhältnis zwischen Mohammedanern und Hindus etwas näher zu erläutern.

Die Mohammedaner bilden etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung Indiens. Ihre Unterlegenheit an Zahl ebenso wie an Bildung wird aber zum Teil wieder ausgeglichen durch ihre besseren Körper- und Charaktereigenschaften, die ihnen von ihren Vorfahren, aus dem Norden eingedrungene fremde Völkerschaften, besonders Afghanen und Parther, überkommen sind.

Trotz des engen Nebeneinanderwohnens über ganz Indien herrscht seit dem ersten großen Einbruch der Mohammedaner im 14. Jahrhundert zwischen Islam und Hinduismus erbitterte Feindschaft, die, bevor die Engländer den Landfrieden geboten, die Völker Indiens sich Jahrhunderte hindurch zerfleischen ließ und jetzt der treueste Bundesgenosse Englands ist. Eine Versöhnung wird in neuester Zeit von der Kongreßpartei im Hinblick auf die erhoffte Befreiung vom englischen Joch angestrebt, ist aber bisher zurückgewiesen worden; denn auf Seiten der Mohammedaner ist nicht nur alter Haß, sondern auch tief eingewurzelte Verachtung gegen die Hindus zu überwinden. — „Niemals und unter keinen denkbaren Verhältnissen würden nach Strachey[1]) die Mohammedaner eine Herrschaft der Hindus über sich der englischen vorziehen." Sie sind nach seiner Ansicht, besonders die oberen Klassen, für die Engländer nicht eine Quelle der Schwäche, sondern Stärke. Dieselbe Ansicht spricht

[1]) „India. Its administration and progress". By Sir John Strachey. 1903.

einer der ältesten und berühmtesten Kenner des Orients, Professor H. Vambéry, in seinem neuesten Werk[1]) aus. Nach ihm bilden die Mohammedaner für England schon deshalb keine Gefahr, weil sie sich unter englischer Herrschaft in Indien im allgemeinen durchaus wohl fühlen. Er hält sie trotz ihres zeitweiligen Kokettierens mit Konstantinopel zum Fanatismus für zu aufgeklärt und zu gleichgültig. Eine Gefahr des sogenannten Panislamismus sei, trotzdem der Islam sowohl in Indien wie in Afrika unleugbare Fortschritte macht, nicht vorhanden, ein Zusammenhang aller Mohammedaner unmöglich.

Ergänzend zu Vambérys Ausführungen sei hier bemerkt, daß ein etwas bedenklich erscheinendes Kokettieren von seiten der Mohammedaner auch mit dem Emir von Afghanistan bei dessen mehrwöchentlichem Besuch im Januar 1907 stattgefunden hat. Der Emir wurde überall von seinen Glaubensgenossen enthusiastisch empfangen, er besuchte ihre Schulen und Moscheen und hielt Ansprachen, als wenn er ganz zu ihnen gehöre. Wie nahe er ihnen und ihren Anschauungen steht, geht aus folgender Stelle in einer seiner Reden hervor: „Ich habe durch altmodische Mohammedaner die westliche Erziehung verunglimpfen hören. Welch eine Torheit! Ich stehe hier als ein aufrichtiger Freund europäischer Kultur usw." — Von eigenartigem Interesse ist es, daß die Beliebtheit des Emirs unter den Mohammedanern sofort die phantastischsten Hoffnungen bei den Hindus ausgelöst hat. Ihre Blätter bezeichneten in ihrem Liebeswerben den Emir sogar als den dereinstigen Napoleon Indiens.

Bis zum Jahre 1906 hielten sich die Mohammedaner in Indien gänzlich von der Politik fern. Die Erfolge aber, die die Kongreßpartei durch ihre lärmende Agitation zu verzeichnen hatte, und das Nachgeben der Regierung in vielen Punkten brachte sie, die bisher denkbar loyalsten Untertanen, eben wegen ihrer Loyalität in Gefahr, mehr und mehr zurückgedrängt zu werden. Sie taten sich ebenfalls zusammen, und im Oktober 1906 überreichten ihre Führer dem Vizekönig eine Adresse, in der die wichtigste Forderung die war, daß bei allen Wahlen nicht mehr wie bisher nach der einfachen Stimmenzahl gewählt werde, sondern die Minoritäten, die Religion und Rasse mehr berücksichtigt würden. Wenige Monate darauf wurde ferner unter Vorsitz eines indischen Fürsten, des Nawab of Dacca, die „All India Moslem League" gegründet, der für die Zukunft eine ähnliche Stellung zugedacht wird, wie der Kongreß ihn für die Hindus hat. In ihrer ersten Sitzung wurde festgesetzt, daß sie in dem Kampf zwischen Kongreß und Regierung auf seiten der letzteren stehen müßten, sowie daß die Teilung Bengalens eine Notwendigkeit gewesen sei. Wir sehen, die Regierung kann mit diesem zweiten privaten Konkurrenzparlament wohl zufrieden sein.

Um auf den Streit zwischen Kongreß und Regierung, und zwar auf dessen springenden Punkt, die geforderte Selbstverwaltung, zurückzukommen, so hat die Regierung durch mehrfache Erklärungen im Parlament und ihre bisherigen Maßnahmen klar gezeigt, wie weit sie bereit sei, den Forderungen nachzugeben. Sie will den Eingeborenen allmählich mehr Einfluß durch beratende Körperschaften bei der Zentralregierung wie bei den Provinzen ge-

[1]) „Westlicher Kultureinfluß im Osten". Berlin, Dietrich Reimer. 1906.

währen, mehr aber nicht. Selbst Campbell-Bannerman erklärte im Parlament ganz unzweideutig, daß, soweit er in die fernere Zukunft zu blicken vermöge, die Regierung in Indien immer etwas von persönlichem, beinahe absolutem Charakter an sich haben müsse, und das in keinem geringen Maße.

Über die Gründe, die dies notwendig machen, besteht eine ganze Literatur. Daß der vornehmste darunter die Rücksicht auf die Aufrechterhaltung der englischen Herrschaft, ist selbstverständlich. Weiter wird behauptet, daß zur Besetzung der höheren Beamtenstellen schon jetzt unter den Eingeborenen nicht geeignete Leute genug zu finden seien. Die größte Auswahl intelligenter und englisch gebildeter Eingeborenen befinde sich unter den Hindus Bengalens, die sich aber durch ihre Anlagen gerade zu selbständigen Stellungen am wenigsten eignen. Es wird ihnen Streben nur nach äußerer Macht und Schein, Mangel an Pflichttreue, Charakter und Rückgrat vorgeworfen.

Die Besetzung der Beamtenstellen mit Engländern soll schon jetzt auf das Allernotwendigste beschränkt sein, ca. 2000 auf 240 Millionen. Die meisten Richterstellen, die untere Gerichtsbarkeit ausschließlich, sind tatsächlich mit Eingeborenen besetzt, ebenso eine große Zahl von Verwaltungsposten.

Ausschließlich und unter allen Umständen Engländern vorbehalten sind bis jetzt die Posten der Gouverneure der Provinzen, der Vorsteher der 250 Distrikte im englischen Indien (etwa vergleichbar unsern Regierungspräsidenten oder Landräten), ferner einige besondere Stellen bei den Distrikten, vor allem die des obersten Polizeibeamten. Berücksichtigt man, daß auf jeden Distrikt etwa eine Million Einwohner kommen, die Unterdistrikte aber ebenso wie die Hunderttausende von Subalternbeamtenstellen ausschließlich von Eingeborenen besetzt sind, so erscheint die Anzahl an englischen Beamten allerdings verschwindend klein.

Die Notwendigkeit, die höheren Stellen nur durch Engländer zu besetzen, wird mit dem Gegensatz zwischen Hindus und Mohammedanern begründet, von denen keine Partei ein Mitglied der andern als obersten Beamten in der Provinz oder im Distrikt dulden würde, ferner mit den sozialen Verhältnissen der Hindus, die die Besetzung einer hohen Beamtenstelle mit einem Mitglied einer niederen Kaste unmöglich machen.

Diese Religions- und Kastenunterschiede sollen auch der Grund sein, weshalb eine wirkliche englische Selbstverwaltung in Indien für immer ausgeschlossen sein müsse; der Beweis hierfür sei erbracht. — Kommunale Selbstverwaltung wurde nämlich bereits 1880 von Lord Lytton in vielen Gegenden eingeführt und zwar auf Grund einfacher Wahlen. Der Erfolg war, daß die Wahlen nur unter dem Zeichen der Religion standen und regelmäßig zu Unruhen führten; ferner, daß die oberen Hinduklassen sich ganz zurückzogen. Ein gemeinsames Arbeiten in den Kommunalverbänden war nirgends zu erreichen. Die Eingeborenen, durch die üblen Folgen dazu gezwungen, kamen vielfach ganz von selbst dahin, sich einen englischen Beamten zu erbitten, der, außerhalb aller Gegensätze stehend, als unparteiischer Schiedsrichter zwischen den Faktionen fungiert. — Nach der „Times" ist das Ansehen solcher Regierungsvertreter so groß, sind ihre Aussprüche von solchem Gewicht, daß es für die Abgeordneten kaum möglich ist,

zu einem selbständigen Urteil zu gelangen und von Selbstverwaltung tatsächlich nicht mehr die Rede sein kann.

Das Bild, wie es sich hier in kleinen Verhältnissen zeigt, läßt erwarten, daß es sich im großen ähnlich gestalten würde, und es ist durchaus verständlich, wenn die Engländer behaupten, daß sie in Indien unentbehrlich seien; daß mit dem Tage, an dem sie Indien verließen, die Anarchie früherer Zeiten wieder Platz greifen würde, ein Kampf aller gegen alle, ein Zertrümmern aller Kulturwerte und noch dazu ohne Hoffnung auf bessere Zeiten. Zu wirklichen Staatsbildungen werde es nicht kommen, weil es hierzu den Indiern an politischer Begabung fehle. Sie hätten im Laufe ihrer Geschichte wohl Anhänglichkeit an ihre Religion oder auch an eine Dynastie bewiesen, aber niemals das geringste Interesse für politische Angelegenheiten gezeigt; man treffe nirgend in der indischen Geschichte auf einen einzigen politischen Gedanken. — Diese Ausführungen über den Mangel an politischer Begabung dürften zum Teil durch die oben erwähnte, vorsichtig und geschickt abgefaßte Adresse der Mohammedaner und den von ihnen dazu gewählten Zeitpunkt widerlegt werden. Das in der Adresse geforderte neue Wahlsystem wird jetzt mit einigen Abänderungen von der Regierung einzuführen beabsichtigt, ein Zeichen, wie sehr ihr an den Sympathien der Mohammedaner gelegen ist trotz der dadurch nur noch mehr aufgestachelten Volksleidenschaften bei den Hindus, die zu den inneren Unruhen geführt haben. Ihre eigentlichen Anstifter sind die Mitglieder des linken Flügels der Kongreßpartei, ihre Hilfstruppe sind Studenten, die nicht angestellten westlich gebildeten Indier und die Brahmanen; Hauptkriegsschauplatz ist Bengalen. Von den Kampfmitteln ist die Presse das wichtigste. Sie wird fast ganz von den Führern kontrolliert und hat schon seit Jahren gegen die Engländer durch Beschimpfungen und Verleumdungen intrigiert, ohne daß dagegen eingeschritten worden wäre; das geschah erst 1906, als die Zeitungen zu offenem Aufstand aufforderten. Wie weit sie sich hierin vorwagten, darüber mögen folgende Stellen aus einigen Artikeln ein Zeugnis ablegen. Das in Kalkutta erscheinende Blatt „Gugantar“ schrieb:

„Revolution ist der einzige Weg, wie eine sklavische Bevölkerung sich retten kann. Wie gering ist doch die Anzahl der englischen Beamten in den Distrikten? Mit einem kühnen Entschluß könnt ihr die englische Herrschaft in einem Tage beenden.“

In einem andern Blatt heißt es:

„Laßt die Köpfe dieser Brut, dieser Einbrecher zu den Füßen der Gottheit rollen. Der entscheidende Augenblick ist gekommen, verliert keine Zeit! Hört ihr nicht den Klang der Waffen in jeder Hütte?“

In dem bedeutendsten Oppositionsblatt Bengalens, „Bande Mataram“, lesen wir:

„Ein harter, furchtbarer Kampf steht bevor. Es ist ein eitler Traum, ohne schreckliche Opfer, Tränen und Blut etwas zu erhoffen. Organisierter Widerstand in jeder Art und bewaffneter Aufstand sind unvermeidlich.“

Nachdem dann weiter ausgeführt wird, wie dieser passive Widerstand sich auf den Boykott englischer Waren, Schulen, Gerichte, auf die englische Regierung selbst erstrecken müsse, heißt es weiter: „Hinter dem Boykott steht, kampfbereit sich zurückhaltend, die Kriegerkaste, ohne die alle politischen Kämpfe vergeblich sein würden." — Man hat es hier auch nicht mit leeren Worten zu tun; denn tatsächlich wird der passive Widerstand seit zwei Jahren mit allen Mitteln zu erzwingen versucht und die Revolution offen vorbereitet.

Passiver Widerstand verbunden mit Boykott sind mit der sogenannten Swadeshi-Bewegung identisch, die so häufig in den Zeitungen erwähnt wird. Das Wort Swadeshi-„Heimat" bezeichnet ursprünglich eine ganz anders geartete, von der Kongreßpartei schon vor einer Reihe von Jahren ins Leben gerufene Bewegung, deren Endziel ist, Indien möglichst unabhängig zu machen, die Hilfsquellen des Landes zu erschließen und abendländische Industrien einzuführen; in diesem Sinne wurde die Bewegung sogar von der Regierung begünstigt und mit gutem Grund, denn die geringe Begabung der Inder für praktische Tätigkeit und das nicht genügende Vorkommen von Kohlen und Erzen machen es unwahrscheinlich, daß Indien jemals ohne Europas Industrien auskommen kann. Der Boykott alles Englischen in jeder Form datiert seit 1905. Die Bewegung beschränkt sich auf Bengalen und ist mit großem Geschick durch Lüge, Drohungen und Gewalt verbreitet worden.

Um den Verbrauch europäischer Güter zu verhindern, ist z. B. mit Erfolg ausgesprengt worden, daß Salz und Zucker aus Europa mit Menschenknochen vermengt seien; daß bei Herstellung von Stückgütern Fett von Kühen und Schweinen verwendet würde. Wo die Leute nicht gutwillig Folge leisten, werden Zwangsmaßregeln angewendet. Renitenten Hindus werden von den Brahmanen-Priestern alle religiösen Handlungen bei Hochzeiten, Geburten und Sterbefällen verweigert; renitenten Mohammedanern wird mit Entziehung der Kundschaft gedroht, oder es wird mit Gewalt gegen sie vorgegangen, da die Revolutionspartei über eine wohlorganisierte Hilfstruppe, die National Volunteers, verfügt. Solchen Mitteln gegenüber konnte die Überzahl der Mohammedaner zuerst nicht zur Geltung kommen, zumal sie die Gegnerschaft der Beamten, deren überwältigende Zahl Hindus sind, fürchten mußten. Allmählich aber, als sie sich der Sympathien der Regierung sicher wußten, leisteten sie Widerstand, und es kam zu jenen Ausbrüchen von Feindseligkeiten, die in Europa vielfach als direkt gegen die englische Regierung gerichtet hingestellt worden sind. Der alte Haß zwischen den Religionen führte zu förmlichen Schlachten, gegenseitigen Störungen des Gottesdienstes, Zertrümmern von Reliquien, so daß es der Regierung schwer wird, Frieden zu halten.

Die englische Politik hat es demnach zu Wege gebracht, daß die Folgen ihrer Maßnahmen, wie der Teilung Bengalens, die Indier unter sich allein ausmachen.

In diesem Hexenkessel erschien nun im September 1907, in einem Augenblick, als alles darauf ankam, die Autorität der Regierung hochzuhalten und die Gerechtigkeit ihres durchaus nicht scharfen Vorgehens zu betonen, der denkbar ungeeignetste Mensch des ganzen englischen Reiches auf der Bildfläche,

der Führer der Sozialdemokraten Keir Hardie. Er gab das erhebende Schauspiel, daß ein Mitglied des englischen Parlaments sich in Indien öffentlich für die revolutionären Bestrebungen der Hindus bekannte, eine Tatsache, die nach Ansicht der Eingeborenen von ungeheurer Bedeutung ist. — Keir Hardie wurde überall mit größtem Enthusiasmus empfangen, von den Bahnhöfen feierlichst eingeholt und auf das höchste geehrt. Dafür lieferte er einige Schlagworte, die nicht über Indien allein, sondern über die ganze Erde gingen, wie: „Was den Kanadiern gewährt wäre, müsse auch Indien gewährt werden, er werde sein Bestes tun, es zu erreichen." „Die Missetaten der Engländer in Bengalen seien denen der Türken in Armenien vergleichbar," und andres mehr. Der Erfolg, den er bei seinen Landsleuten und für seine Partei mit seinem Triumphzuge erreicht hat, zeigte sich bei den einige Wochen darauf in England stattfindenden Kommunalwahlen. In London wie in den Provinzen sind die Stimmen für Sozialdemokraten sehr bedeutend zurückgegangen.

Wir kommen jetzt zu dem nächst der Presse wichtigsten Kampfmittel der revolutionären Bewegung, den oben erwähnten National Volunteers. Sie verdanken ihre Entstehung nicht den gegenwärtigen Strömungen, sondern der Nichtachtung, die die Engländer sowohl wie die indischen Völker andern Blutes seit jeher den Bengalen wegen ihrer Weichlichkeit, Schwäche und Feigheit entgegenbringen. Dies veranlaßte vor etwa einem Dezennium eine reiche Bengalin, Miß Ghosal, eine Art Verein zur Förderung körperlicher Übungen zu gründen. Der Gedanke fand Anklang. Überall in Bengalen bildeten sich Turnvereine, deren Mitglieder sich aus Studenten, Schülern und jungen Handwerkern zusammensetzen. Als dann die Swadeshi-Bewegung begann, gelang es ihren Führern, die National Volunteers in ihren Dienst zu stellen und sie zu fanatisieren, womit deren Bedeutung sofort eine ganz andre wurde. Eine großartige Organisation, deren Haupt in Kalkutta ihren Sitz hat und über reiche Mittel verfügt, umschließt jetzt alle Vereine. Die Mitglieder üben sich außer im Turnen auch ganz offen im Exerzieren und im Gebrauch ihrer Hauptwaffe, einer langen Bambusstange, dem lathi. Als Abzeichen tragen sie eine Art Uniform — gelber Turban, rotes Hemd und Schärpe mit dem Namen Bande Mataram (Heil dir, Gottheit). Sie sind auch nicht allein die Hilfstruppe des Swadeshi, sondern auch der sogenannten Swaray-Bewegung, die aus ersterer entstanden ist und offen die Abschüttelung des englischen Joches bezweckt. Als Agitatoren des Swaray wandern sie von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus und haben sich so zu einer in hohem Grade staatsgefährlichen Gesellschaft herausgebildet.

Am 8. August 1907 wurde mit großem Elan der zweite Jahrestag der Swadeshi-Bewegung in Kalkutta gefeiert, wobei es zu einem Zusammenstoß zwischen einer Prozession National Volunteers und der Polizei kam. In den englischen Zeitungen wird von dieser Feier behauptet, daß sie hauptsächlich inszeniert worden sei, um das Abflauen der Bewegung zu verschleiern; es sei mit Sicherheit anzunehmen, daß sie im Sande verlaufen werde. Auf den Handel hat die Bewegung jedenfalls keinen merkbaren Einfluß gehabt; der Gesamtimport ist nach der Statistik im letzten Jahre noch gestiegen.

Einen etwas andern und kürzeren Verlauf als in Bengalen hat die antienglische Bewegung im Punjab genommen. Ein direkter Zusammenhang zwischen beiden soll nicht vorhanden gewesen sein, da die kräftigeren Volksstämme dieser Provinz, die Sikhs und Raiputs, die Bengalen zu sehr verachten. Von den 25 Millionen des Punjab sind etwa die Hälfte Mohammedaner, zur andern Hälfte gehören sie größtenteils den Sekten der Sikhs und Jat Sikhs an, Abarten des Hinduismus, ohne dessen abergläubisches Beiwerk. Die inneren Gründe sind dieselben wie in Bengalen. Der erwachende abendländische Geist in den höheren Klassen, verbunden mit dem größeren Selbstbewußtsein nach dem russisch-japanischen Kriege, vermag eben in der englischen Rasse nicht mehr die höheren Wesen zu erblicken, wie es früher geschehen; dazu kommt im Punjab noch eine besondere, auf religiöser Grundlage beruhende fremdenfeindliche Lehre unter den Sikhs, Arya Samaj genannt, die seit drei Dezennien bei den gebildeten Klassen Verbreitung gefunden hat.

Den äußeren Anlaß zu den Unruhen gaben hier das furchtbare Umsichgreifen der Pest sowie neue Verordnungen der Regierung betreffs der Grundrente. Die Pest soll nach Ansicht der Eingeborenen durch die vorgeblich sanitären Maßnahmen der Behörden künstlich gefördert werden; als Beweis dafür gilt die tatsächlich bestehende, fast vollständige Immunität der Engländer gegen die Krankheit. Die Änderungen in bezug auf die Grundrente und die Pachtverhältnisse werden als Vorspiel zur Enteignung des Landes dargestellt; dabei handelt es sich hauptsächlich nur um Land, das von den Engländern durch Kanalisation und künstliche Bewässerung überhaupt erst urbar gemacht worden ist, die berühmten Kolonien von Chenab und Jhelum. — Die Urheber der Bewegung haben sich also in beiden Fällen wie zum Hohne gerade solche Objekte ausgewählt, mit denen die Regierung nur das Wohl der Bevölkerung im Auge haben konnte; aber der aufgespeicherte Zündstoff entzündete sich auch daran, und das Ganze mag als klassisches Beispiel der Undankbarkeit der Völker für eine ihnen von einem fremden Volke aufgedrungene höhere Kultur oder auch nur für erwiesene Wohltaten gelten.

Im allgemeinen nahm die Bewegung im Punjab nicht die großen Dimensionen an wie in Bengalen; von einem Boykott war nicht die Rede. Größere Aufläufe fanden in den Städten Lahore und Rawalpindi statt, die aber durch schnelles Eingreifen unterdrückt wurden. Die Mohammedaner standen auch hier auf seiten der Regierung. Wenn von einer direkten Gefahr weder in Bengalen noch auch im Punjab die Rede sein konnte, so erschien die Bewegung doch drohender durch die Versuche, die Truppen zu revoltieren, und erinnerte insofern bedenklich an die furchtbare Zeit des Aufstandes vor einem halben Jahrhundert; handelt es sich im Punjab doch gerade um die besten Soldaten des indischen Heeres, die Sikhs. Ob und inwieweit die Revoltierung gelungen, ist aus den Parlamentsverhandlungen nicht ersichtlich; nach den Zeitungen sollen aber zwei Regimenter gemeutert haben und entwaffnet worden sein.

Die direkten Gegenmaßregeln der Engländer in dieser gefährlichen Situation beschränkten sich auf Bestrafung der Presse für aufrührerische Artikel,

Verhaftung oder Verbannung der Haupträdelsführer, Verbot politischer Versammlungen ohne vorherige Anmeldung. Selbst zu diesen Maßnahmen hat sich die Regierung erst nach langem Zögern entschließen können, da sie den Grundsätzen der liberalen Partei zu sehr widersprechen und die Kritik im Parlament herausfordern. Die verhafteten Anführer sind deshalb auch schon wieder entlassen worden. Der bedeutendste von ihnen, Nath Banerjee, hatte vor der Aburteilung Verzeihung erbeten und gutes Verhalten versprochen. Zwei andern, Lala Lajpat und Ajit Singh, die aus dem Punjab nach Burma verbannt waren, ist im November die Erlaubnis zur Rückkehr erteilt worden; nur der Führer des radikalen Flügels der Kongreßpartei, Bepin Chandra Pal, hat, da er wegen Zeugnisverweigerung zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden war, seine Strafe ganz verbüßen müssen.

Das endliche Zufassen der Regierung hat sofort den erwarteten Erfolg gehabt: die äußeren Kundgebungen haben nachgelassen, die feindliche Gesinnung aber soll geblieben sein. Die veränderte Haltung der Eingeborenen wird auch offiziell durch eine vielerörterte Erklärung bestätigt, die der Staatssekretär für Indien, Morley, im letzten Sommer dem Parlament abgab. Er äußerte, daß auf eine Rundfrage bei den Gouverneuren und Distriktsvorstehern über die Lage fast einstimmig die Antwort gegeben worden sei, der Einfluß der englischen Beamten auf die Bevölkerung habe abgenommen. Eine Entfremdung zwischen beiden sei überall nachzuweisen. Die Schuld gibt Morley der durch Überlastung der Beamten entstandenen bureaukratischen Art der Regierung, die populärer sein würde, wenn sie etwas weniger geschäftig und etwas elastischer wäre. — Im Gegensatz zu dieser Erklärung, die mit Rücksicht auf ihren Widerhall in Indien sehr vorsichtig abgefaßt ist, wird von andern, z. B. auch dem oben erwähnten Dr. Morison, behauptet, daß die Schuld nicht allein dem System, sondern auch dem Auftreten der Beamten und der Engländer überhaupt den Eingeborenen gegenüber zuzumessen sei, ihrem schroffen Wesen und der Nichtachtung, die sie ihnen offenkundig entgegenbringen. Dazu kommt, daß ein gesellschaftlicher Verkehr, selbst zwischen den englischen und indischen Beamten gleichen Ranges, sich schon deshalb verbietet, weil die Charakteranlagen, die Lebensanschauungen, Religionen und schließlich die Stellung der Frauen zu verschiedene sind.

Den naiven Glauben Bentincks und Macaulays, sich mit dem Geschenk der westlichen Kultur die Liebe der Eingeborenen erwerben zu können und hiermit die Herrschaft über Indien zu sichern, hat man in England jetzt allgemein aufgegeben. Man gibt ehrlich zu, daß Indien durch das Schwert erworben sei und zum Besten Indiens auch mit dem Schwerte gehalten werden müsse. So schloß auch Morley seine große Rede mit den Worten:

„Ich glaube, daß dies Haus in allen seinen Parteigruppierungen fest entschlossen ist, dem Unglück, den Schwierigkeiten und Gefahren, auf die ich hingewiesen habe, mit klarem Blick entgegenzutreten. Wir wissen, daß wir es nicht in unserm Interesse tun, sondern im Interesse der vielen Millionen, die uns anvertraut sind."

Diese laut verkündete Selbstlosigkeit schmeckt etwas stark nach cant; denn wenn auch ohne weiteres zugegeben werden kann, daß die Engländer für Indien

viel getan haben, so sind sie dabei selbst nie zu kurz gekommen. Indien ist der beste Abnehmer der englischen Industrie, es ist das Arbeitsfeld von weit über 5 Milliarden englischen Kapitals, es erhält die englisch-indische Armee allein und zahlt annähernd 400 Millionen Mark jährlich an England in Form von Zinsen, Pensionen und für staatliche Lieferungen.

Vorzügliche Einblicke in die für die Zukunft geplante indische Politik gewähren uns neben den Parlamentsverhandlungen in London auch die Verhandlungen des Legislative Council in Indien. In der Sitzung am 1. November 1907 stand das Versammlungsverbot zur Verhandlung, gegen das die drei indischen Mitglieder, unter ihnen der frühere Präsident des Kongresses, Gokhale, Einspruch erhoben. Nachdem ihnen der Vizekönig Lord Minto erwidert, daß das Verbot nur temporär und auch nur in einigen Distrikten Ostbengalens Gültigkeit habe, fuhr er fort:

„Da ist noch eine andre Seite der Angelegenheit, die wachsende Macht der politischen Hoffnungen und Bestrebungen des Landes, die das Heil und das natürliche Ergebnis der englischen Erziehung sind. Wir wünschen nicht, das Wachsen dieses politischen Geistes aufzuhalten. Die Regierung würde blind sein, wenn sie die Augen vor der befreienden Welle, die über die östliche Welt dahinfegt, verschließen wollte. Sie kann ihren Gang nicht aufhalten, wohl aber in nutzbringende Kanäle leiten. Wir werden den Aufruhr unterdrücken, wir sind aber vorbereitet, dem Ansturm der fortschrittlichen Ideen zu begegnen und ihn zu leiten. Wir hoffen dabei auf den Beistand der Führer der Indier."

Unter den in Aussicht gestellten Reformen steht die bereits erwähnte Schaffung von beratenden Körperschaften, der Imperial und Provincial Advisory Councils, obenan. In ihnen werden die grundbesitzenden und kommerziellen Körperschaften besonders vertreten sein. Außerdem, heißt es, wird die gesetzgebende Körperschaft Indiens, der Legislative Council, der bisher nur 16 Mitglieder hatte, auf 54 Mitglieder gebracht werden, von denen ein Teil von der Regierung, ein Teil von den fürstlichen Familien und Grundbesitzern, ein Teil vom Handel und einige Mitglieder von mohammedanischen Vereinigungen zu wählen sind. Daß solche Reformen die weitere Zersetzung des orientalischen Geistes durch demokratische Ideen aufhalten werden, ist nicht anzunehmen; das dürfte auch nicht in der Absicht der Regierung liegen, da sie sich durch Schaffung von Gegensätzen ihre Machtstellung nur verstärken kann. Gegenwärtig ist ihre Position trotz aller feindlichen Strömungen noch eine überaus starke, und es wäre grundfalsch, aus den letzten Unruhen auf die Möglichkeit ähnlicher Ereignisse wie vor fünfzig Jahren schließen zu wollen. Die Engländer haben seitdem sehr viel gelernt. Die Armee ist mit großem Geschick und mit Rücksichtnahme gerade auf revolutionäre Bewegungen zusammengesetzt und dislozíert, das Zahlenverhältnis der europäischen Truppen zu den indischen ist ein viel günstigeres als damals, die Artillerie seitdem ganz in den Händen von Engländern. Auch ist von einer Verminderung der Truppen, von der vor dem russisch-englischen Abkommen so viel gesprochen worden, infolge von Einwendungen des Höchstkommandierenden in Indien, Lord Kitchener, nicht mehr die Rede.

Ein wichtiges Moment der Stärke sind ferner die Eingeborenen-Staaten, etwa 60 Millionen Einwohner umfassend. Die Interessen aller ihrer mehr oder weniger unabhängigen Fürsten sind dieselben wie die der Engländer. Sie sind konservativ und das Bestehen ihrer Dynastien unter englischer Oberherrschaft gegen religiöse oder revolutionäre Stürme am besten gesichert. Überall da, wo die Bewegung über die Grenze in ihre Staaten hineingedrungen ist, wurde sie mit echt orientalischen Mitteln im Keime erstickt, so in Mysore, Hyderabad, Kaschmir, Nepal.

Als einzig große Gefahr bleibt ein gemeinsames Anstürmen der Hindus und Mohammedaner gegen die englische Herrschaft in den direkt englischen Besitzungen. Mit welcher Energie und Rücksichtslosigkeit diesem unwahrscheinlichen Fall vorzubeugen gesucht wird, haben wir an der Teilung Bengalens gesehen. Dies kühne Unternehmen läßt ebenso wie die beabsichtigten Reformen erkennen, daß die Engländer, dem veränderten Volksgeiste entsprechend, sich auf einer neuen, für die ferne Zukunft berechneten Unterlage in Indien einzurichten gedenken.

Die Gräfin Grisapulli.

Von

Lisa Wenger.

Die Geschichte der Pfarrfamilie von Oberau glich einem klaren, stillen See, dessen Oberfläche kaum je ein unerwarteter Windstoß bewegte, und dessen Wellchen friedlich und gleichmäßig die Ufersteine bespülten.

Im Pfarrhaus folgten sich die Tage und glichen sich. Nach dem Frühjahrsschnee auf den blühenden Bäumen kam des Sommers Gold, das glühende Herbstrot, und zuletzt das arme, öde, kalte Weiß des Winters! Selten gelang es einem Ereignis, eine wesentliche Erregung hervorzurufen.

Diese wohlmeinende Familie war nun aber doch in Aufruhr geraten durch den Brief eines italienischen Grafen, der seine Frau gerade in dem Pfarrhaus von Oberau für längere Zeit unterzubringen wünschte.

Es stand etwas von besser Deutsch lernen in dem Brief, von guter Luft und freundlichem Familienleben. Und auch von hohem Kostgeld. Der Graf verlangte telegraphische Antwort, ob man die Dame erwarte, und ob sie schon morgen eintreffen könne?

„Eine italienische Gräfin!" rief die dünne, blasse Pfarrerin beklommen, „da wird man den ganzen Tag backen und braten müssen!" Es war nicht zu verwundern, daß die stets gehetzte Frau sich vor vermehrter Arbeit fürchtete. Sie war ohnehin den ganzen Tag am Kochen oder Flicken oder Plätten und hatte nie und zu nichts andrem Zeit. Das ganze Jahr nicht! Kam je ein Mensch auf den Gedanken, ihr ein Buch zu schenken — ihr Mann hatte sich das längst abgewöhnt —, so fragte sie verwundert: „Ja, gibt es Frauen, die Zeit zum Lesen haben?" was auf den Geber des Buches etwas ernüchternd wirkte.

„Nein, Liebe," beruhigte sie der Pfarrer, „sie wird sich mit unsrer einfachen, bürgerlichen Kost zufrieden geben wollen, sonst begehrte sie ja nicht zu uns zu kommen!" Dem Pfarrherrn leuchtete das ganze Gesicht von Freundlichkeit. Er war ein Mensch, der überall nur das Gute sah, der eine unbewußte und große Freude an allem Schönen hatte, und der nie auf den Gedanken gekommen wäre, eine Lüge zu sagen. Es wäre ihm überhaupt auch keine eingefallen.

Seine Schwester, die neben ihm saß, war kritischer beanlagt und von Natur mißtrauisch. Ihr gefiel diese italienische Geschichte nicht. Sie schüttelte den Kopf, daß die schneckenförmigen Ohrringe, die unter dem falschen, tiefen Scheitel halb hervorsahen, heftig baumelten.

„Wer weiß, was uns die Polackin für Sitten ins Haus bringt!“ rief sie kampfbereit, und blinzelte zu dem Neffen, dem Obergymnasiasten hinüber. In solchen Dingen verstand Tante Amélie keinen Spaß! Sie war aus Prinzip ledig geblieben und konnte nicht begreifen, daß es Mädchen gab, die den Mut hatten zu heiraten. Darüber, daß aus den meisten Ehen Kinder entsprangen, kam sie überhaupt nur schwer hinweg.

„Die Gräfin ist eine verheiratete Frau, Amélie!“ ebnete auch hier der Pfarrer dem unbekannten Gast die Wege, „sie wird uns von ihrem Gatten anvertraut, und ich wüßte nicht, was da zu befürchten wäre.“ Es war ihm unangenehm, auch nur etwas Böses zu vermuten.

An der unteren Hälfte des Tisches saß die pfarrherrliche Jugend, unter ihr ein blinder, junger Mann, der, nachdem er den nötigen Unterricht in einer Anstalt empfangen hatte, vom Pfarrer erzogen wurde.

Er war zweiundzwanzig Jahre alt, sehr musikalisch, reich, und kannte alle Bücher, die je in Blindenschrift erschienen waren, auswendig.

Mit starker Phantasie begabt, die er jedoch seiner Blindheit wegen nicht betätigen konnte, träumte er wachend, und schuf sich selbst eine Welt, die bevölkert war mit Gestalten, die mit der wirklichen Welt wenig Ähnlichkeit hatten. Diese Traumwelt und seine Musik waren es, die ihm das Leben trotz seiner Blindheit schön und reich machten.

Des Hauses Ältester, der Gymnasiast, saß neben ihm. Er wurde von seinen Geschwistern „Pips“ genannt. Ehe er seinen hohen Diskant mit einem männlichen Tenor vertauscht, hatte seine Stimme ein vogelartiges Piepsen an sich, und es lag nahe, ihm den bewußten Beinamen anzuhängen. Die fürchterlichen Püffe, die er den Erfindern verabfolgte, hatten leider ihre Wirkung verfehlt.

Pips war Besitzer eines Tagebuches mit einem Deckel aus hellblauem Glanzpapier, und einem Bündel selbstverfertigter Gedichte, die er meist in den Ferien machte und sich selbst vorlas, da niemand im Pfarrhaus Zeit hatte, zuzuhören. Er tat das gerne auf dem Friedhof, der zwischen dem Haus und der Kirche lag, und, wenn es irgend anging, bei Mondschein.

Pips war ein unverdorbener, guter Junge, der aber stets aus allen Himmeln fiel, wenn er irgendeine irdische Arbeit, vielleicht gar eine häusliche Dienstleistung, zu verrichten hatte.

Als er hörte, daß eine italienische Gräfin in seiner Eltern Haus aufgenommen werden sollte, schwoll sein Herz.

Das Wort Italien klang ihm wie ein Zauberwort! Er dachte an Goethes Reise, an Petrarcas „Laura“, seufzte und suchte nach einem Titel für das bei dieser Gelegenheit in ihm aufschießende Gedicht. Er hatte unbestimmte Visionen von Mondscheinnächten, Serenaden und Mandolinenklängen.

Auch dem Blinden erstanden alle die römischen Frauengestalten, die er aus der Geschichte kannte, und die man ihm beschrieben hatte, und die Madonnen, Märtyrerinnen, Messalinen verschmolzen zu einer einzigen, herrlichen, schönen und guten Frau: der Gräfin Grisapulli.

Sein Herz klopfte im Gedanken, einer solchen verkörperten Traumgestalt nahe sein zu dürfen, ihre Stimme zu hören und mit ihr zu reden.

Unten am Tisch tuschelten und lachten ein paar unreife und nicht mitzählende Kinder. Sie hatten als unmündige Schweizerlein bis jetzt nur gemalte Gräfinnen gesehen und erwarteten eine Art Fee in Goldbrokat, Schleier und einer spitzen, goldenen Krone. —

Unter vielem Hin- und Herreden war das Mittagsessen beendet worden. Die Frau Pfarrer und Tante Amélie begaben sich hinauf in den ersten Stock, um die gewünschten Zimmer herzurichten, und zwar mußten die drei Kinder ihre „Blaue Stube" verlassen und der Fremden Platz machen. Das Zimmer daneben sollte ihr ebenfalls überlassen werden.

Die Frauen klopften das grüne Sofa aus und hingen kleine Decken über die Lehnen, sie holten zwei Kissen aus des Pfarrers Studierzimmer, die zwar stark nach Tabak rochen, aber doch fast neu waren, und nahmen eine schöne Plüschdecke aus der Wollenkiste, die, durch Naphthalin vor den Motten geschützt, auf würdige Gäste harrte.

„Die Sache gefällt mir nicht!" sagte Tante Amélie bestimmt. „Eine Gräfin aus Italien! Ich bitte dich, Hanna, aus Italien! Wo es so viele Sozialisten und Anarchisten gibt, und wo man immerfort von Giftprozessen liest und von gräßlichen Morden! Man braucht nur eine Zeitung zu öffnen, um die fürchterlichsten Dinge zu lesen, Dinge, deren Kenntnis uns zwar unsres Alters wegen nicht mehr schaden können, die ich mich aber auszusprechen scheue." Sie hob wie beschwörend die Hände. „Hanna, Hanna, so eine Gräfin ist ein zweischneidiges Schwert! Es bringt Geld ein, — aber — aber —"

„Meinst du?" fragte ängstlich die Pfarrfrau. „Was könnte uns geschehen?" Tante Amélie zuckte die Achseln.

„Ich spiele nicht gern die Unke; aber eine italienische Gräfin —" Sie drehte mit Energie die Matratze um, und sie und Frau Hanna bezogen das Bett mit schneeweißem, tadellosem Linnen.

Nach einer Stunde Arbeit war das Zimmer bereit, und die Frauen begaben sich in die Küche, um ihre berühmten Bretzeln zu backen, die, nachdem sie kalt geworden, in einer gemalten Blechbüchse aufbewahrt wurden. Es war das ein beliebter Nachtisch, billig und schnell fertig.

Darauf wurde Minna, die Magd, belehrt, die von einer schlampigen, nassen Küchenschürze, von schief getretenen Schuhen und einem Strang wilder Haare nicht zu kurieren war.

Tante Amélie machte sich mit Ernst an ihre Erziehung, und bald bekundete lautes Schelten, Heulen und Türenzuschlagen, daß die Sache im Gang war.

In friedlicher Stimmung und sehr erwartungsvoll harrte die Familie den ganzen folgenden Tag auf das gräfliche Ehepaar.

Der Pfarrer und Tante Amélie standen an der dem Pfarrhaus gegenüberliegenden Post, um ihre Gäste zu empfangen. Die Tante hatte ein warmes Umschlagtuch auf dem Arm, für den Fall, daß die Gräfin eine alte, erholungsbedürftige Dame sein sollte.

Wer aber sprang aus dem prachtvollen Auto, das endlich vor dem Pfarrhaus hielt, in einen grauseidenen Mantel gehüllt und mit Schleier und Brille geschützt?

Eine zwanzigjährige, reizende, weiß gekleidete, lachende und lebensprühende, blonde Kreatur!

„Herr du meines Lebens!" dachte die Tante Amélie, als das schöne Wesen sie begrüßte.

„Freut mich, freut mich sehr," dienerte der Pfarrer und führte die Neuangekommenen durch den Garten ins Haus.

Unter dem Apfelbaum, etwas abseits vom Weg, saß der Blinde und spitzte die Ohren, als er die Gräfin im Vorbeigehen reden hörte. Klangvolle, weiche Stimmen konnten ihn geradezu bezaubern.

„Eine Madonna!" dachte er. „Nur eine Madonna gebietet über Laute von solchem Klang, rein wie der Ton einer goldenen Glocke!" Er saß mit vorgeneigtem Kopfe und lächelte glücklich; denn seine Traumgestalt nahm Leben an, und mit zitternder Freude wartete er auf den Augenblick, wo er der Fremden die Hand drücken durfte.

Unter der Haustür hatte die Frau Pfarrer gewartet. Als sie aber die schneeweiße Gräfin auf sich zukommen sah, fand sie sich plötzlich zu staubig und grau und alltäglich und nahm Reißaus, um ihr gewöhnliches Arbeitskleid mit dem „Besten" zu vertauschen.

Als sie wieder herunterkam und die Gäste, die inzwischen in ihre Zimmer geführt worden waren, begrüßte, bemerkten diese nicht einmal den Wechsel, denn auch das „Beste" war grau.

Schüchtern und ziemlich ungewandt half die Frau Pfarrer der jungen Frau beim Ablegen und führte sie dann hinunter zum Tee, wo sie den Pfarrer bereits im eifrigen Gespräch mit dem Grafen vorfand.

Pips, der Gymnasiast, war, als man ihn vorstellen wollte, nirgends zu finden.

Als er, hinter den Rolläden stehend, die Gräfin gegen das Haus kommen sah, fiel ihm sein gelbgrüner, verschossener Schlips schwer aufs Herz, und er rannte ins Dorf, um einen andern, würdigeren zu kaufen, einen dunkelbraunen mit hellblauen Punkten. Er blieb ihn aber schuldig.

Als Pips bei Tische der jungen Gräfin gegenüber saß, überfiel ihn ein merkwürdiges Gefühl: es war ihm, als ob er sie segnen müsse, als ob er alles Gute auf dieses entzückende Menschenkind herabwünschen müsse! Er zitierte in einem fort: „Du bist wie eine Blume", oder: „Ich ging im Wald so vor mich hin", oder: „Sah ein Knab ein Röslein stehn", und erst als der Nachtisch kam, legte sich der seelische Hochflug, er wurde abgelenkt und aß tüchtig mit.

Der Blinde sah mit seinen erloschenen Augen unverwandt zu seiner Madonna hinüber, die mit glockenheller Stimme allerlei Lustiges erzählte, und zwar in einem für eine Italienerin recht guten Deutsch.

Auch der Pfarrer glänzte über das ganze Gesicht, denn er mochte schöne Leute sehr gerne und bewunderte sie, wie er die Berge seiner Heimat bewunderte und sich dafür begeisterte.

Von Zeit zu Zeit stieß er seine Schwester mit dem Ellenbogen leise an, um sie zu veranlassen, ein weniger strenges und mißvergnügtes Gesicht zu machen. Aber Tante Amélie merkte nichts oder wollte nichts merken; denn ihr war ein schönes Gesicht noch lange kein Beweis, im Gegenteil!

Beim schwarzen Kaffee erklärte der Graf, daß er das Pfarrhaus von Oberau von Bekannten habe loben hören, und daß er seine liebe Frau daher gerne der Obhut so vortrefflicher Menschen überlasse. Ein ganz klein wenig blinzelte die junge Gräfin, als er das sagte, und lächelte ein ganz klein wenig; denn sie wußte wohl, daß der Eifersüchtige sie nicht wegen der Vortrefflichkeit des pfarrherrlichen Paares hierher gebracht, sondern weil er sich sagte, daß sie ihm in einem Pfarrhaus während seiner langen, diplomatischen Reise ganz von selber anhangen würde.

Graf Grisapulli bat die Frau Pfarrer, sich doch seiner unwissenden, kleinen Frau etwas annehmen und sie in die Hausgeschäfte einführen zu wollen, was Frau Hanna mit Freuden und mit viel Verständnis für seinen Wunsch versprach.

Die junge Gräfin Grisapulli schlug dabei die Augen nieder.

Dann empfahl der Graf dem Blinden, hie und da mit Gräfin Stella zu singen, sie sei musikalisch und wisse sich keine bessere Freude.

Der Blinde verbeugte sich, legte die Hand aufs Herz und sah im Geist das herrliche Bild einer heiligen Cäcilia.

Die junge Gräfin Grisapulli schlug die Augen wieder auf und lächelte dazu.

Nun wandte sich der Graf an Tante Amélie, in der er mit sicherem Instinkt seine beste Hilfe vermutete, und deren große Freude an der Tugend andrer er herausfühlte. Ihr legte er seine Frau ganz besonders ans Herz.

„Sie ist jung, mein Gott, was kann man von der Jugend erwarten?“ sagte Tante Amélie gnädig, und versprach über die Frau Gräfin wachen zu wollen.

Die junge Gräfin Grisapulli schlug die Augen nieder, und es zuckte um ihre Mundwinkel.

Zu guter Letzt bat der fürsorgliche Ehemann den langen Gymnasiasten, die Gräfin auf Ausflügen und Spaziergängen mitzunehmen, und die junge Gräfin Grisapulli schlug zum dritten und für heute zum letzten Male die Augen auf und sah den Jungen an.

Dem wurde es ganz hinfällig bei dem Blick. Er fuhr ihm durch das Herz in den Rücken und bis in die Füße.

So, wohlversorgt und eingewickelt in die Sorglichkeit ihres Gatten, behütet und gepflegt von der ganzen pfarrherrlichen Familie, sollte Stella Grisapulli den Sommer verleben.

Das Programm, das der Graf entworfen, wickelte sich ausgezeichnet ab. Der Herr Pfarrer las mit der Gräfin, der Blinde musizierte mit ihr, der Gymnasiast machte Ausflüge mit ihr, und die Tante Amélie wachte über ihr mit den Augen einer tugendliebenden und Untugend hassenden Jungfer.

Ganz besonders nahm sich aber die Frau Pfarrer ihrer an, wollte sie Himbeeren einmachen lehren und Kirschen, Staub wischen und Handtücher flicken und noch viel mehr, wenn nur die Gräfin nicht immer und immer wieder entwischt wäre, einmal unter dem Vorwand, man ziehe in der Schmiede nebenan einem Pferd einen Zahn aus, und das andre Mal wegen etwas andrem. Die Frau Pfarrer mußte sie ungezählte Male mit erhitzten Backen, einer weißen Küchenschürze und mehligen Haaren suchen, um ihr die so nötigen Kenntnisse beizubringen.

Die junge Gräfin befand sich wohl wie ein Fisch im Wasser. Sie schlug die Augen auf und nieder, wie es sich ihr schickte und die Umstände erforderten.

Es traf sich merkwürdig, daß sie ersteres stets als nötig erachtete bei den männlichen Angehörigen des Pfarrhauses und letzteres bei den weiblichen. Eine Erklärung dafür gab sie nicht ab, es mochte in ihrer allgemeinen Weltanschauung liegen.

Äußerlich war alles ganz genau so, wie es am ersten Tag gewesen, da die Gräfin Grisapulli ins Haus gekommen.

Aber innerlich war manches anders geworden.

Wo die weiße Gestalt sich zeigte, wurde es hell. Und wenn sie sprach, so erglänzte Freude auf allen Gesichtern, natürlich Tante Amélie ausgenommen. Und sprang sie die Treppe hinauf oder herunter, so lächelte alles im Haus — die Tante Amélie selbstverständlich ausgenommen, denn sie sah auf den Charakter und nicht nach leichten Tritten! Und daß die Gräfin keinen Charakter — was man so Charakter nannte — besaß, hatte sie längst herausgefunden.

Sogar in die stille Studierstube war etwas eingezogen — etwas — der Pfarrer wußte selbst nicht, was es war.

Aber es war früher nicht da, das wußte er bestimmt! Etwas Schönes, Erquickliches! Eine Freude! Ein Glanz!

Wenn die junge Gräfin des Morgens auf dem alten, schwarzen Ledersofa saß, weiß und frisch wie eine Schneeflocke, in einem deutschen Buch las, lachte, fragte, schwatzte und immer Zeit hatte, nie nur so auf dem Sprung dastand und auf den Augenblick wartete, wo sie entwischen konnte, und nie nach zerlassener Butter roch, ging dem Pfarrer das Herz auf.

Aber er erschrak über sich selber. Wie undankbar von ihm! Wie ungerecht! Für wen quälte sich denn seine Hanna, wenn nicht für ihn und die Kinder? Für wen stand sie in der Küche im Dampf? Die Fremde hatte es leicht, schön und fein zu sein! Die hatte für nichts und niemanden zu sorgen!

Seine gute Hanna! Die fleißige, gute Frau! Er schüttelte ärgerlich über seine Gedanken den Kopf.

Aber darum war doch Sonnenschein in seiner niedern, mit Büchern vollgestopften Stube! Darum freute er sich doch jeden Morgen auf die Lesestunde, und darum schien es ihm doch, als hätten die Berge vor seinem Fenster noch nie so herrlich gestrahlt wie diesen Sommer, als seien die Matten noch nie so maiengrün gewesen, und als hätte der ferne See noch nie so silbern blau geschillert!

Ja, ja, das Schöne!

Das Schöne! Dem Blinden war es verhängnisvoll geworden. Er sah es nicht, aber er fühlte es. Er wußte, es war da. Er empfand es mit allen seinen übrigen, geschärften Sinnen.

Seine Madonna! Seine Heilige! Seine Stella! Wie er sie liebte! Wie er Tag und Nacht an sie dachte! Und wie er ihrer begehrte!

Wenn er die Tasten leise berührte und sie neben ihm stand und sang, und ihr Gewand rauschte und ihr Haar knisterte, das Haar von Seide — er hatte sie einmal gebeten, es berühren zu dürfen, und die Gräfin Grisapulli hatte es erlaubt und dazu gelächelt — und wenn er ihren Duft einatmete, und sie sich herabneigte und ihm mit dem spitzen, schmalen Zeigefinger die schmachtenden Lippen berührte, daß er sie da nicht an sich reißen durfte, nicht nehmen und forttragen und verbergen, und nie, nie wieder dem andern lassen!

Dem andern! Tag und Nacht quälte sich der Blinde. Er quälte sich und konnte es nicht ändern! —

Eines Tages, die junge Gräfin hatte mit dem Gymnasiasten einen Ausflug unternommen, erhielt Tante Amélie einen Brief von einer Freundin in Mailand.

Den Brief lesen, aufschreien, ins Studierzimmer stürzen, wo Herr und Frau Pfarrer etwas zu besprechen hatten, war eins!

„Es ist ein Verbrechen!“ stieß sie heraus, „geradezu ein Verbrechen ist es! In unserm reinen Haus!“

„Was? Was ist geschehen! Amélie, red doch!“

„Sie sind gar nicht getraut!“ schrie Tante Amélie, „sie ist gar nicht seine Frau! Sie ist seine Geliebte!“

„Wer?“ rief der Pfarrer und wurde dunkelrot.

„Wer?“ rief die Frau Pfarrer, halb entsetzt und halb neugierig, denn sie hatte noch nie eine lebende Geliebte in der Nähe gesehen.

„Die Gräfin Grisapulli! Er ist Malteserritter und kann gar nicht heiraten. Sie ist irgend etwas Obskures, und eine Deutsche, gar keine Italienerin! Da! Da! Ihr könnt's selbst lesen, da steht's schwarz auf weiß! Auf der Straße hat er sie aufgelesen! Eine Kokette ist sie! Louise hat's geschrieben!“ Die arme, empörte Tante Amélie fing an zu husten und wurde ganz blau im Gesicht. Ihr Bruder klopfte ihr den Rücken, und Frau Hanna brachte ihr ein Glas Wasser. Als die Tante sich erholt hatte, sagte der Pfarrer:

„Das ist alles nicht wahr! So sieht die Sünde nicht aus!“

„Emanuel!“ rief Tante Amélie drohend, „sieh zu deinen Worten!“ Geradezu imposant sah sie aus, als sie das sagte. „Willst du das Laster beschönigen?“

„Und ich sage dir, so sieht keine aus, die — die — Ich hatte mehr Gelegenheit als du, in die Abgründe der Menschheit zu blicken. Glaub mir, du täuschest dich! Und morgen werde ich der Gräfin Grisapulli in deiner Gegenwart eine — eine — eingehende —"

„Papperlapapp!" rief erbost Tante Amélie, „keinen Tag länger sollen deine Kinder den Atem der Sünde verspüren! Keinen Tag länger soll deine Gattin gezwungen sein, eine Unreine an ihrem Tisch zu dulden! Morgen packt sie ihre Koffer und geht, und damit basta! Und das werde ich ihr mitteilen!" Sie zeigte mit dem spitzen Finger auf ihre Brust. „Ich! Die Person, die! In unserm reinen Haus!"

Der Pfarrer seufzte, und Frau Hanna bewunderte die Energie der Tante und dachte bei sich, wie doch der Schein trüge, und wie doch das Äußere nichts, das Innere aber alles sei, und wie man doch Gott danken könne, daß man unter den Augen sorgender Eltern aufgewachsen. —

Vor dem Fenster auf der grünen Bank saß der Blinde. Er hatte die ganze Unterredung gehört und schlich nun hinauf in sein Zimmer, das neben der Gräfin Wohnzimmer lag. Er hatte nur einen Gedanken.

Sie war nicht die Frau eines andern. Er beging also keine Sünde, wenn er an sie dachte. Wie hatte er sich darum gequält, und nun war sie gar nicht des Grafen Frau. Sie gehörte niemandem. Vielleicht — — Sie hatte ihm so manchesmal ihre Hand überlassen. — Ach, vielleicht — wenn sie ihn liebte — er war außer sich vor Hoffnung und Sehnsucht und wartete fieberhaft erregt auf die Heimkehr seiner Madonna.

Als die Gräfin von ihrem Ausflug zurückkam, nach frischen Tannennadeln duftend, öffnete der Blinde seine Zimmertür, und bat sie einzutreten. Sie sah sich eilig um, ob niemand komme, und trat ein. Er streckte die Arme nach ihr aus und tastete nach ihren Händen. Sie ließ sie ihm, wie schon oft.

„Ich weiß jetzt, daß Sie nicht des Grafen Frau sind. Es ist ein Brief gekommen. Alles ist entdeckt, und morgen sollen Sie hinausgewiesen werden. Sie wissen, daß ich Sie liebe. Erbarmen Sie sich mein! Ich bin reich, ich liebe Sie so sehr, erbarmen Sie sich!" Er umklammerte Stellas Arm und sank an ihr auf die Knie.

Sie schlug ihre Augen nicht auf und nicht nieder, denn keiner sah es, aber sie lächelte spöttisch.

„Morgen!" flüsterte sie zärtlich, machte sich von den heißen Fingern des Blinden los und ging auf ihr Zimmer.

Dort schellte sie, und als das Küchenmädchen in ihrer nassen Schürze kam, befahl sie ihr, das Essen heraufzubringen, sie habe Kopfweh.

Darauf fing sie an zu packen und lachte dabei.

Als sie sicher war, daß die Familie bei Tische saß, ging sie rasch zu der gegenüberliegenden Post und bestellte einen Platz in der gelben Kutsche, gab auch ein Telegramm auf. Dann ging sie zu Bett und las bis ein Uhr.

Unten wurde lautlos das Abendbrot eingenommen. Tante Amélie sah mit drohenden Augen und heftig baumelnden Ohrringen auf den leeren Stuhl

der Gräfin Grisapulli. Da die Sünderin nicht heruntergekommen war, hatte sie beschlossen, das Gericht auf morgen zu vertagen.

Die Pfarrerin saß mit einem unverkennbaren Ausdruck von Neugierde und Schrecken neben ihrem Mann; er selbst sah ruhig und zuversichtlich aus, denn er wußte, daß die schöne und liebenswürdige Italienerin sich leicht von dem abscheulichen Verdacht würde reinigen können.

Der Blinde aß und trank nicht. Neben ihm starrte Pips, der Gymnasiast, mit einem seligen Gesicht ins Leere. Er gedachte seines Spazierganges mit der Gräfin. Ach, auch ihm leuchtete das „Morgen", auch er meinte den nächsten Tag nicht mehr erleben zu können. Auch er mochte die Speisen nicht anrühren, die vor ihm standen. Sie! Sie! Was ging ihn die ganze übrige Welt an!

Der untere Halbkreis, die Unmündigen, knusperten Schokolade, die die Gräfin ihnen zugesteckt. Sie wickelten dafür die Kartoffeln heimlich in eigens dazu mitgebrachte Zeitungen.

Man blieb stumm. Man ahnte Ereignisse. Man schnupperte, man atmete laut und hörbar; denn es lagerte eine Atmosphäre von Liebe, blonden Haaren, Sünden und Strafgericht über der Tafelrunde. —

Als Pips gute Nacht gesagt und das Kerzenstümpchen, das der schmale Gehalt seines Vaters ihm vergönnte, angezündet hatte, schrieb er in sein Tagebuch mit dem hellblauen Glanzdeckel:

„Morgen! O Wonne! O überirdische Seligkeit! Morgen werde ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken! Sonne, du wirst es sehen! Du blauer Himmel wirst es sehen! Sie! O sie!!! ‚Ihr tausend Blätter im Walde wißt, ich habe schön Rotrauts Mund geküßt, schweig stille, mein Herze!' Schweig auch du, mein Büchlein! Schweig, schweig! Morgen! — — —"

Bei der Morgenandacht blieb der Stuhl der Gräfin leer. Pips wurde ausgesandt, sie im Garten zu suchen; doch fand er sie nirgends. Darauf ging der Pfarrer, aber umsonst. Dann Tante Amélie. Auf sie setzte man große Hoffnungen, und sie selbst war ihres Erfolges sicher, denn sie *wollte* die Sünderin finden! Aber sie fand sie doch nicht.

Auch die Frau Pfarrer machte sich auf und suchte im Keller und im Holzhaus, hinter ihr die johlende Kinderschar.

Zuletzt versammelte sich die ganze Gesellschaft wieder am Kaffeetisch. Man hatte die Gräfin nicht gefunden, sie war auf unerklärliche Weise verschwunden.

In Tante Amélie stiegen Bilder auf aus dem Mittelalter, wo der Geschwänzte seine Hexen durch die Lüfte entführte. Aber sie verwarf diesen Gedanken sogleich, als einer im neunzehnten Jahrhundert geborenen und gebildeten Person unwürdig.

Es war ein allgemeines Kopfschütteln, mit Anklängen an Schadenfreude auf der älteren weiblichen, und mit bedrückten Gefühlen aller Art auf der männlichen Seite.

Da erschien Minna, die Magd. Sie kam vom Bäcker und meldete mit lauter, knallender Stimme:

„Die Frau Gräfin Grisapulli läßt die ganze Gesellschaft grüßen. Sie ist heute morgen früh mit der Post abgereist. Sie hat gesagt, sie wolle das Ketzergericht nicht abwarten. Das Geld liege im oberen Schubfach der Kommode, und die Schokolade sei für die Kinder. Die Koffer solle man ihr nachschicken, und mir hat sie ein schönes Trinkgeld gegeben." Damit drehte sich Minna um und ging hinaus.

Totenstille!

Dann brach Tante Amélie rücksichtslos aus:

„Hab ich's nicht gesagt? Habe ich es nicht gleich von Anfang an gesagt? Da seht ihr's! Das Gewissen hat sie aus unserm reinen Haus getrieben! Das ist allemal nichts mit so italienischen Gräfinnen!" Triumphierend sah sie ihren Bruder an, der leise mit den Fingern auf den Tisch trommelte und vor sich hinsah.

Tante Amélie stand geräuschvoll auf, ging auf ihr Zimmer und setzte sich an ihren Schreibtisch, um ihrer Freundin Louise zu berichten. Sie war empört! Durch die Flucht der Gräfin kam sie sich verkürzt, beraubt vor. Aber wenn diese freche Person auch dem irdischen Strafgericht entflohen war, dem himmlischen würde sie nicht entfliehen! Das wußte die Tante. Und darauf verließ sie sich.

Tante Amélie schrieb, und die Feder kratzte und spritzte die Tinte weit umher. —

Unten hatte eines nach dem andern den Frühstückstisch verlassen.

In seinem Zimmer lag der Blinde auf dem Bett, den Kopf in die Kissen gewühlt und erstickte fast an seinem Schluchzen.

„Sie hat gespielt mit mir! Sie hat mich gar nicht geliebt! Und ich! Und ich — Madonna! Meine Madonna! Was habe ich nun noch!" In grenzenloser Verzweiflung lag er da. —

Die Frau Pfarrer stand noch immer nachdenklich im Eßzimmer am Fenster und sah zur Post hinüber. Dann begann sie abzuräumen und stieg darauf in ihr Schlafzimmer hinauf, um ihr „Bestes" wieder mit dem gewöhnlichen Grauen zu vertauschen.

Sie fühlte sich angeregt. Einerseits triumphierte bescheiden ihre Tugend, andrerseits empfand sie einen seltsamen Reiz. Sie hatte etwas erlebt! Etwas, das sie nur vom Hörensagen kannte!

Zufrieden streifte sie die Ärmel in die Höhe, um ihr Bett zu machen.

„Heute brauche ich keine Nachspeise zu backen," dachte sie dabei; „da komme ich endlich dazu, die Borte an mein Kleid zu nähen." —

Vor ihrem Fenster lachten die Kinder. Sie saßen auf dem Apfelbaum und aßen die Schokolade, die ihnen die Gräfin Grisapulli hinterlassen. Sie aßen, bis sie nicht mehr konnten und ihnen schlecht wurde.

Pips, der Gymnasiast, war nicht dabei, obgleich er sonst Schokolade nicht verachtete.

Er hatte sich in die Laube geflüchtet und stöhnte dort vor Enttäuschung und Zorn, und streckte die geballten Fäuste gen Himmel.

Er fluchte dem Tag, an dem die Gräfin Grisapulli in sein Leben getreten!

Dann machte er einen dicken Strich durch das, was er gestern in sein Tagebuch geschrieben und schmierte mit großen, trotzigen Buchstaben darunter: „Die Weiber sind falsch! Alle! Und schlecht! Und feige! O, wie recht hat Schopenhauer!"

Und dabei liefen ihm die dicken Tränen über die Wangen. Zornig wischte er sie weg. Da sah er ein paar schöne, schwarze Maulbeeren, die an der Laube verführerisch glänzten, und steckte eine in den Mund, sich selbst zum Trost.

Er aß und aß und graste förmlich. Als er nicht mehr konnte, setzte er sich an den Tisch und machte ein Gedicht. „Gift!" war es überschrieben und reimte sich. —

Es war den ganzen Tag recht still im Pfarrhaus von Oberau.

Dem Pfarrer hätte das nur angenehm sein sollen, denn er arbeitete an seiner Predigt. Das heißt, er arbeitete eigentlich nicht, sondern ging ruhelos in seiner Stube auf und ab.

Auf dem Tisch lag das aufgeschlagene Buch, aus dem die junge Gräfin Deutsch vorgelesen hatte.

Ach ja! Da stand das alte Ledersofa schwarz und schwerfällig in einer Ecke wie immer, und der verblaßte Teppich auf dem Tisch mit dem großen gelben Fleck ärgerte ihn wieder wie früher.

Wenn die weiße, glänzende Gestalt hinter dem Tisch gesessen, vergaß er nach dem Fleck zu sehen.

Wie anmutig war sie gewesen! Wie freute er sich an ihrer Grazie! Wie ein Leuchten war es von ihr ausgegangen.

Das war jetzt erloschen.

Um des Pfarrers Seele legte es sich wie Spinnweben. Sein ganzes Leben wollte ihm öde vorkommen. Er trat an das Fenster.

Die Berge grüßten herein. Ihre Schönheit war so groß, und die Wirkung dieser Schönheit auf den Mann am Fenster so stark, daß ihm die Augen feucht werden wollten in dankbarer Freude.

„Auch so bleibt mir noch Schönes genug!" dachte er und ging entschlossen an seine Arbeit.

Der Mythus von der verschlungenen Sonne.

Von
Pf. E. Burggaller.

Wie gewisse Sagen- und Märchenstoffe in den Erzählungen so vieler Volksstämme und Nationen wiederkehren, daß man ohne Übertreibung von ihnen sagen kann, sie seien über die ganze Erde verbreitet, ist eine schon längst gemachte Beobachtung. Aber erst die neuere vergleichende Literatur- und Religionsgeschichte hat eine solche Fülle von Material aufgedeckt, daß die frühere Scheidung, durch die man jedes Volk oder wenigstens jede Völkergruppe als einen für sich bestehenden und sich entwickelnden Organismus ansah, immer unhaltbarer zu werden scheint. Man hat gewiß auch früher nicht jeden Einfluß von außen her geleugnet; aber oft erschien er doch nur in besonderen Perioden als Folge epochemachender geschichtlicher Ereignisse und Wendungen bemerkenswert, und es wurde daher leicht der Eindruck eines ausnahmsweisen Geschehens erweckt. Die prinzipielle Anerkennung von der Einheit des ganzen Menschengeschlechts blieb doch eben eine — graue Theorie; es fehlten die Farben, die konkrete Anschauung. Wie ist das anders geworden, seitdem die Ausgrabungen auf den Trümmerfeldern der Kulturstätten des alten Orients eine neue wunderbare Welt vor uns erschlossen oder die ethnographischen Forschungen uns auch bei den Naturvölkern der Südseeinseln oder Afrikas in einen reichen Schatz von Erzählungen, Märchen und Sagen blicken ließen, die — gewissermaßen präliterarischen Charakters — sich durch Jahrhunderte hindurch lebendig erhalten haben. Nun erst füllte sich jener Gedanke mit einem greifbaren Inhalt. Welch ein wundersamer Zusammenhang zwischen den Menschengeschlechtern, in welchen Regionen der Erde, zu welchen Zeiten der Weltgeschichte sie auf unserm Gestirn auch wandelten, arbeiteten, sich freuten und starben. Nicht bloß, was die ethnologische oder physiologische Wissenschaft am Knochengerüst oder durch Schädelmessung erwiesen, — daß alles körperliche Leben der Menschen aus einem Urgrunde erwachsen sei, — ließ alle Schranken und Unterschiede vor dem Bewußtsein der Einheit verschwinden; nun zeigte sich's immer klarer, wie auch das geistige

Eigentum der Menschheit, ihr Sinnen und Fabulieren, die Freude am Erzählen und was die dichtende Phantasie hervorbrachte und weitergab, ein Band um alle an Sprache und Kultur anscheinend so verschiedenen Völker schlang.

Dabei ist es im letzten Grunde nicht ausschlaggebend, zu welcher Erklärung man neigt: ob man annimmt, daß die einzelnen Mythen-, Sagen- und Erzählungsmotive aus einem Quell entsprungen, von einem Erfindervolke ausgegangen und zu den andern weitergewandert sind, oder ob man lieber von der gleichen geistigen Naturanlage aller Menschen ausgehend eine gleichlaufende Entstehung und Entwicklung der mythischen und andrer Stoffe annimmt. Wird uns z. B. erzählt, daß das Motiv von dem unansehnlichen, kleineren Tiere, das doch durch seine Klugheit und List das stärkere oder schnellere besiegt, wie es bei uns in dem Märchen vom Wettlauf zwischen Hasen und „Swinegel" seinen Ausdruck gefunden hat, sich auch bei den Negerstämmen Ostafrikas findet, nur daß hier der flinke, aber dümmere Elefant von der langsamen, aber schlauen Schildkröte überlistet wird, so kann dies ein Beweis für das Vorhandensein einer ähnlich gearteten Beobachtungsgabe für das Leben der Tiere und einer Neigung, menschliche Gedanken und Eigenschaften auf sie zu übertragen, bei allen Völkern sein. Es ist aber ebenso gut denkbar, daß beide Erzählungen einen gemeinsamen Ursprung haben und derselbe entlehnte Stoff nur nach Umgebung und Lebensbedingungen eine andre Einkleidung gefunden hat. Sicher aber ist es uns ein Zeugnis dafür, wie Menschen, durch Meere und weite Zeiträume voneinander getrennt, doch dieselbe naive Freude an einer humorvollen Vermenschlichung von Eigenschaften und Verhalten der Tiere empfanden und an Erzählungen, die sie in draftischer Weise veranschaulichten.

Sicher wird es sich allmählich erweisen lassen, für welche der beiden soeben erwähnten Erklärungsversuche die größere Wahrscheinlichkeit spricht, ob die Wanderhypothese oder die psychologische Motivierung die Tatsache der allgemeinen Verbreitung von Erzählungsstoffen besser zu begründen und zu erklären imstande ist. Eine besonnene Beurteilung wird auch heute schon zugeben, daß beide Theorien sich nicht gegenseitig ausschließen. Weiterverbreitung durch den Verkehr und Beeinflussung ist möglich und zuzugeben, auch wenn man daneben die Entstehung gewisser Vorstellungen und Anschauungen und ihre Ausdrucksarten aus den stets gleichen Gesetzen menschlichen Denkens und Empfindens zu begreifen sucht. Was aber überwiegt, wird sich zunächst nur von Fall zu Fall, durch Untersuchung der einzelnen Motive und Stoffe entscheiden lassen.

Es soll im folgenden versucht werden, an einem einzelnen Beispiel diese Frage zu beantworten. Ein besonders auffälliger Typus von solchem allgemeinen Erzählungsbesitze der ganzen Menschheit ist die Geschichte von dem durch einen Fisch oder ein Meerungeheuer verschlungenen Mann, der nach kürzerem oder längerem Aufenthalt im Innern seines Feindes wieder lebendig oder als Sieger aus ihm hervorkommt, — den meisten bekannt aus der Geschichte, die in dem biblischen Buche des Propheten Jona berichtet wird. Die einzelnen Erzählungen (Teil 1) sind entnommen aus einer Schrift des Lic. Hans

Schmidt in Breslau, die unter dem Titel „Jona. Eine Untersuchung zur vergleichenden Religionsgeschichte“ vor kurzem in den von Bousset und Gunkel herausgegebenen „Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments“ (bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen) erschienen ist. Schmidt nennt als Vorgänger auf seinem Gebiete besonders Frobenius, „das Zeitalter des Sonnengottes“, und Tylor, „die Anfänge der Kultur“. Kann ich auch Schmidt in der Erklärung für die Verbreitung des Mythus im allgemeinen nicht zustimmen (Teil 2), so ist es doch vor allem als sein Verdienst anzuerkennen, in seiner Schrift auf das Hineinragen eines uralten Mythus in religiöse Vorstellungen des Judentums und Christentums (Teil 3) hingewiesen und einen beachtenswerten Beitrag zur religionsgeschichtlichen Vergleichung geliefert zu haben.

I.

Bekannt ist die Erzählung von dem Kampfe des Herakles mit dem Meerungeheuer. Laomedon, der König von Troja, hatte sich den Zorn der beiden Götter Poseidon und Apollo zugezogen. Den verheißenen Lohn für die von ihnen erbauten Mauern der Stadt hatte er ihnen versagt. Zur Strafe sandte Poseidon ein Meerungeheuer, das mit der Flut ans Land stieg und die Leute auf dem Felde mit sich fortschleppte. Ein Orakel gab dem Laomedon den Rat, seine Schuld dadurch zu büßen, daß er seine Tochter Hesione dem Ungeheuer zum Opfer brächte. Als man, dieser Weisung folgend, die Jungfrau an einen Felsen anketten wollte, kam Herakles und erbot sich, sie zu retten, wenn Laomedon ihm dafür die von Zeus für den Ganymed geschenkten Rosse geben wollte. Herakles tötete nun das Ungeheuer, der König aber erwies sich auch ihm gegenüber als wortbrüchig. Das führte zu einem Rachezuge des Herakles gegen Troja, das damals zum ersten Male zerstört worden sein soll.

In dieser Form ist die Sage der Ilias bekannt gewesen. Ilias V, 638 ff. erzählt von der Zerstörung Trojas durch Herakles; XXI, 435—460 bringt die Erzählung von der Treulosigkeit des Königs gegen die beiden Götter. Endlich findet sich in XX, 145 ff. eine kurze Andeutung von dem Kampfe des Helden mit dem Ungeheuer (eine Stelle, die allerdings auch für einen späteren Zusatz gehalten wird). Hier heißt es von Poseidon, dem schwarzgelockten, daß er zu dem Walle des göttlichen Herakles gegangen sei, den ihm die Troer und Pallas Athene aufgeworfen hätten, damit er, „dahinter sich bergend, sich vor dem Meerungeheuer schütze, wenn dieses ihn vom Gestade in die Ebene hineinjagte.“

Diese Form der Sage enthält nichts mehr von der Verschlingung des Helden. Aber es ist anzunehmen, daß ihre ältere und ursprüngliche Gestalt diesen wesentlichen Zug aufgewiesen habe. Einer späteren Zeit ging allmählich die Erinnerung an die mythische Grundlage verloren; über der Freude an der siegenden Kraft und den wunderbarsten Abenteuern des Heros traten unwillkürlich die Züge, die die Wurzel einer Erzählung im Mythos deutlich verrieten, leicht zurück; oft blieb kaum noch etwas übrig davon. Auch in dem vorliegenden Falle scheint eine solche Umbildung stattgefunden zu haben. Wir

haben zwei Zeugnisse, aus denen klar hervorgeht, daß auch Herakles einst als vom Fisch verschlungen gedacht worden ist. Ein Schriftsteller Lykophron aus Chalkis auf Euböa hat der Kassandra Weissagungen über das bevorstehende Unheil Trojas in den Mund gelegt (um 280 v. Chr.). An einer Stelle nun sagt er (Übersetzung nach Schmidt, a. a. O. S. 4):

Wehe, wehe! Unglückselige Mutterstadt, schon früher einmal verbrannt durch Schiffe, die das Kriegsheer des dreiabendlichen Löwen[1]) trugen, den einst des Triton Hund[2]) mit scharfgezahnten Kiefern herunterschlang. Doch der zerschnitt, noch atmend, ihm die Leber, obwohl er brennend in dem Qualm des Kessels auf dieser flammenlosen Feuerstätte[3]) das Haar vom Haupt hinab zu Boden rinnen spürte.

Ebenso erzählt Hellanikos aus Mytilene auf Lesbos (etwa 150 Jahre vor Lykophron), daß Herakles durch den Rachen in den Bauch des Ungeheuers gesprungen sei und ihm die Bauchwände zerschnitten habe. Daß aber auf griechischem Boden der Stoff von dem, wenn nicht vom Meerungeheuer oder Fisch, so doch vom Drachen verschlungenen Manne jedenfalls auch bekannt gewesen ist, das bezeugt uns eine von Pausanias überlieferte Lokalsage aus Thespiä in Böotien. Hier wird erzählt, daß in jedem Jahre ein durchs Los bestimmter Jüngling dem Ungeheuer, das die Stadt bedrohte, preisgegeben werden mußte. Als das Los eines Jahres auf Kleostratos gefallen sei, habe sein Freund Menestratos eine List ersonnen; er habe einen ehernen Panzer verfertigt und jede Schuppe desselben mit einem nach oben gerichteten Widerhaken versehen. In diesem Panzer habe er sich von dem Drachen verschlingen lassen; hierbei scheint er nach der Sage zwar selbst sein Leben geopfert zu haben; aber an diesem sonderbaren, unverdaulichen Bissen mußte auch das Untier zugrunde gehen.

Weitab von Griechenlands sonniger Schönheit, hoch droben an der rauhen Küste Livlands raunt die alte Sage von dem Riesenfisch, der einst in der Ostsee erschienen wäre, ungeheuer groß, daß seine Flossen wie ein mächtiger Wald aus den Fluten ragten und das Ende seines Schweifes gar nicht erblickt werden konnte. Schrecken und Entsetzen erregte es, wohin es kam; man fürchtete, es würde mit seinem Schwanze Sturmfluten und Überschwemmungen hervorrufen. Schließlich rüstete man eine ganze Kriegsflotte aus, um dem Ungeheuer auf den Leib zu rücken. Aber ehe sie auslief, ließ sich die Stimme eines alten, erfahrenen Kriegsmannes vernehmen: er warnte, man solle sich nicht an den Fisch wagen; dieser würde mit seinem Schweife um sich schlagen, viele Krieger töten und die Tiefe des Meeres aufregen, so daß gerade, was man vermeiden wolle, entstehen würde, eine zweite Sündflut. Darauf gab man jenen Plan auf. Der Fisch soll über dies Entgegenkommen so gerührt gewesen sein, daß er die Ostsee verließ, aber vorher doch noch einen Fischer mit seinem Boote verschluckte. Lebend kam der Mann im Bauche des Ungetüms

[1]) Herakles, der in drei Nächten vom Zeus erzeugt sein soll.

[2]) = Meerungeheuer; Triton ist der Sohn des Poseidon.

[3]) = In dem Leibe des Drachen, in dem ohne Flammen eine die Haare absengende Glut herrschte.

an, wo es natürlich dunkel war; auch hungerte ihn sehr. Da splitterte er Teile von seinem Boote ab und zündete sie mit Hilfe eines Feuersteins, den er bei sich trug, an; sodann fing er an, Fleisch- und Speckteile von den Seiten des Fisches abzuschneiden und zu braten. Das vermochte schließlich auch ein solches Riesentier auf die Dauer nicht auszuhalten; von Schmerzen gequält, spie es den Fischer samt seinem Boote wieder aus und entfernte sich auf Nimmerwiedersehen aus der Ostsee, wo man so wenig freundlich mit ihm verfahren war.

Als ob sich diese livländische Sage mit der alten griechischen verbunden hätte, so klingt eine skandinavische Erzählung. Hier wird das Motiv von der dem Tode preisgegebenen Königstochter und ihrem Retter mit dem vom unendlich langen Seefisch, der ein ganzes Boot verschluckt, vereinigt. Ein furchtbares Seeungeheuer, die Midgard-Snake, bedroht das Land; um es zu besänftigen, müssen ihm jeden Sonnabend sieben Jungfrauen überliefert werden, die es frißt. Auch hier verkündet dem Könige eine wunderbare Stimme, ein Zauberer (man denke an die Orakelantwort, die dem Laomedon zuteil wird), daß Rettung nur durch die Preisgabe seiner Tochter Gemdelovely erreicht werden könnte. Alle, die sich erboten, die Gefesselte zu befreien, schraken zurück, wenn sie das furchtbare Ungeheuer erblickten. Da entschloß sich Assipatle, der jüngste von sieben Brüdern, die Rettung zu versuchen. Er ließ sich mit einem Boote von dem — sich über die halbe Welt erstreckenden — Seetiere verschlingen. Im Innern, das einer riesigen Höhle glich, eilte Assipatle, bis er an die Leber des Tieres kam. Dann schnitt er ein Loch in die Leber, legte eine glühende Kohle hinein und blies dieselbe an, bis sie zu brennen anfing. Auch dies Ungetüm war nicht imstande, solche Behandlung zu ertragen. Es spie den Mann aus, der unversehrt ans Land gelangte und natürlich seine Prinzessin heiratete.

Nur kurz sei erwähnt, daß auch ein finnisches Märchen vom Schmiede Ilmarinen ein solches Verschlingungsmotiv enthält; hier gelingt dem Helden die Vernichtung des Drachen dadurch, daß er — in seinem Innern — einen Vogel mit eisernen Krallen und einem stählernen Schnabel bildet und ihn durch ein Zauberlied belebt. Der hin- und herflatternde Vogel zerreißt mit seinen scharfen Krallen die Gedärme des Drachens und stößt mit seinem spitzen Schnabel ein Loch in seine Seite, durch das der Verschlungene sich rettet.

Wir wandern vom nördlichen Europa nach Amerika hinüber. Aus einer ganzen Reihe ähnlicher Erzählungen greifen wir nur eine besonders charakteristische heraus. Kaiq der Nerz ging eines Tages aus, Heringe zu fangen; zu gleicher Zeit war auch der Wal auf dem Heringsfang, der durch seine Anwesenheit Kaiq in seiner Arbeit hinderte. In seinem Ärger höhnte er den Wal, der darauf zornig ihn samt seinem Boote verschluckte. Den amerikanischen Geschichten, so auch dieser, ist es eigentümlich, daß die Stimmen der Verschlungenen von den andern Menschen aus dem Leibe des Ungeheuers heraus gehört werden können. Nachdem Kaiq eine Zeitlang im Bauche des Wals gelebt hatte, ward ihm dieser Aufenthalt doch schließlich zu ungemütlich. Auch er hatte sich ein Feuer angezündet, doch schadete dies dem Tiere nichts.

Kurz entschlossen schnitt Kaiq dem Wal die Kehle durch. Der Wal trieb ans Ufer, wo ihm die Leute den Magen öffneten. Gesund und heil kam der Mann aus dem toten Riesentier herausgesprungen, aber — durch die Hitze hatte er alle Haare verloren.

Es ist doch höchst auffällig, daß nicht bloß der eigentliche Grundgedanke dieser Erzählungen der gleiche ist: das Seeungeheuer, das den Menschen verschlingt, sondern daß sich auch diese einzelnen nebensächlichen Züge, wie das im Magen des Fisches entzündete Feuer und der Verlust der Haupthaare des Verschlungenen infolge der großen Hitze, in den Sagen der verschiedensten, räumlich weit voneinander getrennten Stämme finden. Auch aus der polynesischen Völkerwelt sind uns Geschichten dieser Art berichtet. So z. B. die von der abenteuerlichen Meerfahrt des Häuptlings Rata, die man sich auf einer der Cookinseln erzählt. Hier findet der mit seinen Genossen von einem ungeheuren Walfisch verschlungene Held im Bauche des Tieres seine — wohl vor Jahren — ebenfalls von ihm verspeisten Eltern wieder. Die Rettung geschieht in diesem Falle dadurch, daß Rata seinen Speer in zwei Stücke zerbricht; das eine stemmt er zwischen die Kiefer des Walfisches, so daß er sein Maul nicht zuklappen kann; das andre Stück benutzt er, indem er es zerkleinert, als Feuerreibhölzer. Er verbrennt dann die fettigen Teile in dem Bauche des Tieres, das sich in seiner Todesqual ans Land wirft. Ungehindert kann nun Rata mit seinen Eltern und Begleitern sein Gefängnis verlassen. Wird hier die Rettung durch das Feuer im Innern des Tieres erreicht, so tritt uns das Motiv des Haarausfalles in einer andern Erzählung entgegen, deren Heimat die Ufer der Torresstraße sind. Ein Mann mit Namen Mutuk wird von einem Haifisch verschlungen; an der Temperatur merkt er, in welcher Tiefe des Meeres sich sein Feind befindet. Endlich glaubt er zu fühlen, daß der Hai sich auf einer Sandbank den Sonnenstrahlen ausgesetzt hat und zerschneidet nun mit einer Muschelschale den Leib des Fisches, bis er ans Tageslicht gelangt. Hier nimmt er staunend wahr, daß ihm während seines Aufenthaltes im Magen des Tieres die Haare ausgefallen sind. Diese Folge seiner Gefangenschaft erscheint gerade hier sonderbar; während sie nämlich in den meisten andern Erzählungen (vgl. Herakles bei Lykophron, Kaiq u. a.) durch die unerträgliche Hitze in dem Innern des Tieres begründet wird, fehlt hier diese Motivierung, im Gegenteil, es wird als etwas besonders Beachtenswertes hervorgehoben, daß die Temperatur im Fische der seiner äußeren Umgebung gleich sei.

Alle angeführten Geschichten, denen noch eine große Zahl andrer angereiht werden könnten, haben, wie das aus der Art des Tieres sich von selbst ergibt, ihre Heimat bei Völkern, die an den Gestaden des Meeres wohnen. Nur vereinzelt findet sich unter den — amerikanischen — Schirokimythen, wie sie Frobenius („das Zeitalter des Sonnengottes") gesammelt hat, eine Erzählung, die den Schauplatz an einen Strom verlegt, die Sage vom Dakwa, einem großen Fische im Tennesseeflusse. Sie ist im übrigen den verwandten Sagen von den Küsten ziemlich ähnlich; der verschlungene Mann bahnt sich den Weg ans Licht auch, wie Mutuk, durch scharfe Muscheln und kommt kahl-

köpfig wieder aus Ufer. Daß der Haarausfall in diesem Falle nicht der großen Glut, von der auch geredet wird, sondern der im Bauche des großen Fisches enthaltenen Flüssigkeit zugeschrieben wird, dürfte keine besondere Bedeutung haben. Wahrscheinlich haben wir hier den Versuch einer andern Erklärung für diesen Zug im Mythus, da die Hitze allein keine genügende zu bieten schien. Sonst ist es ganz naturgemäß, daß im Binnenlande an die Stelle des Meerungeheuers oder Fisches irgendein andres Tier tritt. Wer dächte nicht an den Wolf im deutschen Märchen vom Rotkäppchen? Auch der Drache, wie wir ihn schon in Thespiä fanden, ist, wie für die Küstenbewohner eine Art Seeschlange, so für die Binnenländer ein in Höhlen wohnendes oder ein vogelartiges Landtier; man denke an Ritter Georgs Kampf mit dem Drachen. Sehr interessant ist eine Zigeunergeschichte aus Siebenbürgen. Der wegen Mordes verfolgte Radu erfährt von zwei ihm begegnenden Reitern das Geheimnis, wie man einen Pferdeschädel in eine Stute verwandeln könne, die am Morgen rot, am Nachmittag weiß und in der Nacht schwarz ist. Er kommt auf diesem wunderbaren Tiere zu einer schwarz verhangenen Stadt, in der große Trauer herrscht, weil mit der Königstochter etwa dasselbe geschehen ist wie mit Hesione und der skandinavischen Prinzessin: sie ist von einem furchtbaren, neunundneunzigköpfigen Drachen fortgeschleppt worden und soll am nächsten Morgen von ihm verspeist werden. Radu reitet nun auf seinem Wunderpferde des Morgens, Nachmittags und Abends den Berg, in dem der Drache haust, hinauf und hinab und setzt ihn in Furcht und Schrecken, weil die wechselnde Farbe seines Tieres den Anschein erweckt, als wenn drei Reiter zum Kampfe herannahten. Dann läßt er sich von dem Drachen verschlingen, zieht im Magen seine Kleider aus und setzt sie in Brand. Der Drache berstet, und Radu befreit die Königstochter. In dieser Geschichte ist nun besonders wunderbar, daß das Gebirge, in dem dies Untier haust, als Glasgebirge bezeichnet wird. Die Vermutung läßt sich wohl nicht ganz von der Hand weisen, daß hiermit das Meer gemeint sein soll. Dann hätten wir einen ziemlich deutlichen Beweis dafür, daß wenigstens in diesem Falle die Verschlingungsgeschichte von der Küste nach dem Innern zu gewandert ist und dort, zunächst was die Art des gefahrdrohenden Tieres anbetrifft, einen andern Charakter angenommen hat. So finden sich in Asien Geschichten mit einem verschlingenden Tiger; in Afrika ist daraus ein Elefant, in Amerika ein Bär oder Elch geworden usf. Es ist nun freilich durchaus nicht nötig, anzunehmen, daß alle derartige Verschlingungserzählungen ihren Ursprung bei dem Meerungeheuer genommen haben und auf denselben Grundgedanken zurückgeführt werden müßten. Die Menschheit hatte in ihrem Kindesalter schwere Kämpfe mit den an Zahl und Stärke überlegenen, in Wäldern und Felsenklüften herrschenden wilden Tieren zu bestehen. Es mag oft vorgekommen sein, daß Hunderte sich opfern mußten, ehe es endlich einem dann gepriesenen Helden gelang, eine Ansiedlung oder einen Stamm von der verheerenden Plage eines Untieres zu befreien; seine Vorgänger und viele andre, wehrlose Frauen und Kinder, waren seine Beute geworden; sie hatten, zerrissen, dem Feinde zum Fraß dienen müssen. Da war die Vorstellung des Verschlungenwerdens un-

mittelbar gegeben. Aber auch der Gedanke, daß der als Sieger heimgekehrte Held aus der Gefahr des gleichen Schicksals befreit, aus dem Verderben, das ihn schon umgab, wieder errettet worden sei, lag so nahe, daß wir für die Entstehung von Verschlingungsgeschichten allerdings nicht unbedingt die Wanderhypothese zu Hilfe zu nehmen brauchen. Die ausschmückende Phantasie, die ja auch aus den bekämpften Tieren die alles Maß der Erfahrung überschreitenden Ungeheuer gemacht und ihnen die verderblichste Kraft angedichtet hat, kann auch die Größe der Gefahr, in die der Held sich begab, ins Ungemessene gesteigert haben. Alle Einseitigkeit und Überspannung eines richtigen Gedankens erweist sich gerade auf diesem Gebiete als besonders verhängnisvoll.

Trotzdem bleibt es auffällig, daß wir, wie an dem letzten Beispiel gezeigt wurde, deutliche Anzeichen dafür haben, daß der Typus des verschlungenen und sich selbst durch einen Eingriff oder durch Feuer befreienden Mannes von den Gestaden der Meere her ins Innere des Landes gewandert ist. Ehe wir aber diesen Fragen nach Heimat und Ursprung des Mythus näher treten, müssen wir uns noch mit einer andern Gruppe von Geschichten mit dem Verschlingungsmotiv beschäftigen, die wir bisher ausgeschieden haben. Alle oben behandelten und angedeuteten Erzählungen haben nämlich *das* gemeinsam, daß in ihnen das verschlingende Ungeheuer, der Drache, Fisch oder was an deren Stelle getreten ist, als *Feind* des Helden erscheint, ihn verfolgt oder von ihm um einer Person willen bekämpft wird. Hierzu treten nun aber, an Zahl nicht geringer, andre Sagen und Märchen, in denen das Tier die Rolle des Retters und Freundes angenommen hat. Am bekanntesten dürfte auch hier eine Geschichte sein, in der, so wie in der Herkulessage, das Motiv des Verschlingens abgeschwächt und verdunkelt worden ist: die Rettung des von den treulosen Schiffern bzw. Seeräubern ins Meer gestürzten *Arion* durch die von seinem Gesange angelockten Delphine. Aber wir haben auch hier wenigstens *eine* Überlieferung, die die Vermutung zuläßt, daß jenes Motiv ursprünglich mit dieser Geschichte verbunden gewesen ist, bezw. daß sie einem Mythenkreise entstammt, in dem es wesentliche Bedeutung hatte. Es ist bekannt, daß Arion bei dem korinthischen Könige seine Feinde entlarven hilft, indem er in dem Augenblicke, als sie das Märchen von seinem Tode erzählen, in demselben Schmuck, in dem er sich ins Meer gestürzt hat, hinter einem Vorhang hervortritt und das Geständnis der Betroffenen veranlaßt. So hat z. B. Aug. Wilh. Schlegel die Sage benutzt:

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,

Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gott geworden!
O, schläng' uns nur die Erd' hinein!"

Eine Variante berichtet nun, daß Arion in der Freude über seine Rettung vergessen habe, den Delphin, der ihn — durch einen Sprung aus den Wellen heraus — ans Land gebracht hatte, wieder ins Meer zurückzuwerfen. Dem elend am Strande zugrunde gegangenen Fisch habe der dankbare König ein Standbild setzen lassen. Hier, nicht im Palaste, habe sich dann die oben geschilderte Szene der Überführung der Verbrecher abgespielt. Arion habe sich in dem steinernen Delphin verbergen müssen und sei im entscheidenden Augenblick aus ihm hervorgekrochen. Man wird gestehen müssen, daß die Abänderung eigentümlich motiviert ist; wie wunderbar und gesucht, daß Arion vergessen haben soll, den Fisch wieder seinem Elemente zu übergeben, — war es denn, wenn er in der Nähe des Strandes war, für den Delphin nötig, um den Sänger zu retten, selbst aufs Trockene zu springen? So wird man vermuten dürfen, daß in diesem sonderbaren Schluß der Ariongeschichte, die ihre Wurzel in einem Mythus von dem im Meere versunkenen Gotte — Bacchus oder Apollo — hat, die Erinnerung an ihren engen Zusammenhang mit den Verschlingungsgeschichten auftaucht.

Ganz deutlich tritt uns dieser Zusammenhang in einer Anzahl von indischen Erzählungen entgegen, von denen hier nur eine angeführt sei. Der Prinz Uttamacaritra hat auf einer Seefahrt Mâdalasâ, die Tochter eines als verschlingendes Ungeheuer gedachten Fürsten gefunden und zur Frau genommen. In einer Nacht warf der Herr des Schiffes, begierig, das schöne Weib für sich zu gewinnen, den Prinzen ins Meer. Dieser wird von einem großen Fische verschluckt und ans Ufer getragen, wo Fischer das Untier fangen und töten. Auch das Schiff mit seiner Gattin kommt zu derselben Stadt, und der heimtückische Kapitän wird durch den zu seinem Erstaunen noch lebenden Prinzen entlarvt. Die Ähnlichkeit mit der Ariongeschichte liegt auf der Hand. Abgesehen von dem ein wenig anders motivierten Anschlag auf das Leben des Helden weicht die indische Sage von jener nur dadurch ab, daß sie die Rettung durch den verschlingenden, nicht tragenden Fisch vollziehen läßt. Auch verschiedene andre indische Erzählungen, in denen nur die einzelnen Umstände in andrer Weise eingekleidet und die Seefahrten der Helden phantastisch ausgeschmückt werden, lassen sich auf denselben Typus zurückführen. Eigentümlich ist ihnen oft — und es scheint fraglich, ob dies so ganz nebensächlich sein sollte — die Verbindung mit einer Heirats- oder Liebesgeschichte; wichtiger aber ist die Beobachtung, daß die Rettung durch den Fisch nicht eine beabsichtigte ist, wie bei Arion: der Retter verschlingt den ins Meer Geworfenen, seiner raubgierigen Natur folgend, und muß dann zumeist, damit der beabsichtigte Zweck erreicht wird, sein eignes Leben lassen. Es ist hier ganz deutlich zu sehen, wie sich der Übergang von dem feindlichen Fisch über den unbeabsichtigt der Rettung dienenden zu dem zur Hilfe herbeischwimmenden vollzieht. Vielleicht ist die Vermutung Schmidts (a. a. O. S. 127) richtig,

daß die in der griechischen Sage vorgenommene Abschwächung des Motivs auf das zartere Empfinden der Griechen, das aus einer häßlichen Vorstellung ein so schönes Symbol — den auf dem Delphin ruhenden Sänger — geschaffen hat, zurückzuführen ist. Für seine eigne Theorie von der Heimat des Mythus, von der hernach noch zu reden sein wird, scheint er mir nur zu wenig beachtet zu haben, daß gerade in dem ferneren Osten das Verschlingen als bewußt feindliche Handlung, der Kampf zwischen dem Helden und dem Ungeheuer, das zuerst zu siegen scheint und dann gerade, indem es ihn verschluckt, sich den Tod zuzieht, in den Hintergrund tritt und keine besondere Rolle spielt.

Bis in Märchen aus dem Mittelalter hinein begegnen uns Nachklänge des Mythus. Am deutlichsten finden wir die Erinnerung an den Kampf in einer Erzählung, die in den Gesta Romanorum, „dem ältesten Märchen- und Legendenbuche des christlichen Mittelalters", überliefert ist. Der König von Apulien schickt seine Tochter zur Vermählung mit dem Sohne des Kaisers mit großem, prächtigem Gefolge über das Meer. Unterwegs erhebt sich ein furchtbares Unwetter; das Schiff scheitert an einer Klippe, und die ganze Besatzung bis auf die Prinzessin kommt in den Wellen um. Das Fräulein schwimmt auf dem umgestürzten Fahrzeug, als plötzlich ein ungeheurer Walfisch herannaht und sie verschlingen will. Zuerst vermag sie den Feind durch ein Feuer, das sie anzündet, fernzuhalten. Am Morgen aber schläft sie vor Erschöpfung ein und wird nun von dem Walfisch verschlungen. Wiederum zündet sie ein Feuer an und verwundet mit einem Messer den Fisch an verschiedenen Stellen seines Innern. In seinem Schmerze und seiner Todesangst schwimmt er dem Lande zu. Zur selben Zeit lustwandelte ein dort wohnender Graf am Ufer, der Leute herbeiholt, den Walfisch bekämpft und tötet. Ähnlich wie in den vorhin angeführten amerikanischen Geschichten vermag auch hier das Mädchen im Bauche des Fisches anscheinend alles zu beobachten, was in der Außenwelt vorgeht („durch die geöffnete Kehle des Fisches," — so wird diese wunderbare Behauptung mitunter zu erklären versucht); hier ruft sie laut: „Ihr edlen Freunde, habt Erbarmen mit mir; denn ich bin eine Königstochter und eine reine Jungfrau geblieben vom Tage meiner Geburt bis auf den heutigen Tag." Man öffnet voll Erstaunen die Seite des Walfisches, und die Prinzessin kommt gerettet heraus; sie gibt sich zu erkennen und wird zu ihrem Verlobten gebracht. Ich glaube nicht, daß aus diesen mittelalterlichen Geschichten allzuviel für die Frage nach der Quelle oder auch nur nach der Bedeutung des Mythus zu holen ist; auch hier kann der verschlingende Fisch das Erzeugnis freischaffender Phantasie sein; wo erst die abenteuerlichsten Meerfahrten geschildert wurden und die sonderbarsten Schicksalsverknüpfungen wie alltägliche Ereignisse sich abspielten, konnte auch ein solches Erlebnis hinzugefügt werden, ohne daß wir eine Erinnerung an jene alten Geschichten anzunehmen brauchen. Aber sie können uns, wie die eben wiedergegebene, doch zeigen, wie leicht in der Vorstellung und Überlieferung die beiden Gedanken der Bekämpfung des Meertieres und der Rettung aus Gefahr ineinander flossen.

II.

Wir scheiden zunächst die Frage nach der Priorität des einen oder andern Typus aus. Ebenso soll hier nicht genauer untersucht werden, ob die in Binnenländern überlieferten Erzählungen mit dem Verschlingungsmotiv auf die Fisch- und Meerungeheuersagen zurückzuführen sind oder in allgemein menschlichen Beobachtungen, Erfahrungen und Erlebnissen ihren Grund haben. Sicherlich ist es nicht möglich, eine umgekehrte Entwicklung anzunehmen. Wilhelm Wundt lehnt zwar in seiner „Völkerpsychologie" (Leipzig 1905), Bd. II 1, S. 328 f., gegen Jacob Grimm die Theorie ab, daß das Märchen nichts andres sei als eine im Laufe der Zeit absteigende Veränderung von Mythus und Sage, „eine dem kindlichen Verständnis des Volkes oder des wirklichen Kindes angepaßte spielende Wiederholung uralter Göttermythen." Es sei von vornherein anzunehmen, daß nicht das Kleine aus dem Großen, sondern das Große und Erhabene aus kleinen Anfängen entstanden sei, wenn auch freilich gelegentliche Umkehrungen dieser Regel nicht als unmöglich angesehen werden dürften. Wem diese Ansicht Wundts im Kerne richtig erscheint, wird es auch für denkbar halten, daß jene Geschichten, die aus den Kämpfen mit den dem Menschen feindlichen Bestien hervorgewachsen sind, vom Innern nach den Küsten wanderten und dort die Form zu einem erhabenen Göttermythus geliefert haben. Ganz gewiß, ehe ein solcher sich bilden konnte, mußte dem Menschen die Vorstellung, die in ihm benutzt wurde, von andern Dingen her bekannt sein. Aber darüber hinaus, daß vielleicht der erste Gedanke des Verschlungenwerdens aus Verhältnissen und Lebensbedingungen erwachsen sein kann, die nicht notwendig an die Küsten gebunden waren, werden wir nicht gehen können. Im übrigen sind alle jene Geschichten, Erzählungen und Märchen so eng und innerlich mit Vorstellungen und Bildern, wie sie nur das Leben des Meeres und am Meere bietet, verwoben, daß sie im wesentlichen in ihm ihre Wurzel haben müssen. Ihnen allen ist nun diese eine Urform gemeinsam: der Mann, der vom Meerungeheuer verschlungen wird und siegreich oder gerettet aus ihm wieder ans Licht und zum Leben hervorschreitet. Wer ist dieser Held, der dem Meerdrachen zuerst zum Opfer fällt, unterzugehen und vernichtet zu werden scheint und sich dann doch als der Stärkere, Unüberwindliche erweist? Nicht in den ausgebildeten Heldensagen und nicht in den volkstümlichen Märchen kultivierterer Nationen, sondern in den Dichtungen von Naturvölkern finden wir deutliche Spuren, daß jener Urform ein Naturmythus zugrunde liegen muß. Jene stehen, wie Wundt (a. a. O. S. 327) mit Recht sagt, unter dem Einfluß der Veränderungen der Kultur und werden, auch wo uralte Überlieferungen in sie eingehen, von dem Leben und Denken der Gegenwart getragen. Bei den Naturvölkern liegen diese Formen erzählender Dichtung ihren Quellen noch näher, und die ursprüngliche Bedeutung tritt hier noch klarer und leichter erkennbar hervor.

Von dem Heros einer Südseeinselgruppe wird erzählt, wie er eines Abends von einem Hügel aus eine dunkle Stelle im Meere bemerkt habe. Um zu untersuchen, was es sei, warf er sich in die See und tauchte an jener

Stelle unter. Da kam ein großer Fisch auf ihn zugeschwommen und verschluckte ihn. Er merkte, wie der Fisch sich mit ihm nach Sonnenaufgang zu bewegte und endlich an einer seichten Stelle, ganz in der Nähe des Ufers, sich auf den Boden niederließ. Indem er den Bauch des Fisches zerschnitt, schaffte er sich einen Ausgang. Gleich darauf „stieg die Sonne mit einem Ruck herauf und warf sich von einer Seite auf die andre." Noch deutlicher wird uns der Weg in dem, was man sich von dem neuseeländischen Heros Maui erzählt, gewiesen. Dieser kehrte nach einer ruhmvollen Wanderung in seine Heimat zurück, wo ihm Gefahr von seiner mächtigen Ahnfrau Hine-nui-te-po, d. i. der großen Frau Nacht, drohte. Sie wohnte da, wo der Rand des Horizonts mit dem Himmel zusammentrifft; dort konnte man sie blitzen sehen, als ob es sich öffne und schließe. Maui beschloß, sie zu besuchen. Die Vögel bieten sich ihm an, ihn zu begleiten. Es war abends, als sie miteinander auszogen. Als sie zur Wohnung der großen Frau Nacht kamen, fanden sie sie schlafend. Maui befahl den Vögeln, sich still zu verhalten und nicht zu lachen, wenn sie ihn in die Alte hineinkriechen sähen. Erst wenn er wieder aus ihrem Munde herauskommen würde, sollte es ihnen erlaubt sein, nach Herzenslust zu lachen. Alle folgten seinem Befehle, bis auf den kleinen Vogel Tiwakawaka, der sich nicht enthalten konnte zu lachen, als Maui bis zum Rumpfe hineingekrochen war. Da erwachte die große Frau Nacht und preßte Maui so fest in ihrem Munde ein, daß er sterben mußte.

Der Engländer Tylor („Die Anfänge der Kultur", übersetzt von Spengel und Poske) hat in Neuseeland festgestellt, daß das Wort Tiwakawaka den Ruf eines Vogels wiedergebe, der nur am Abend, wenn die Sonne untergegangen sei, sich hören lasse. Aber auch von dieser Einzelheit abgesehen, bietet sich uns in den beiden vorliegenden Erzählungen die Erklärung des Mythus von selbst dar. Die erste hat den Vorzug der Einfachheit; in der zweiten sind schon einige ausschmückende Züge hinzugekommen. Andrerseits aber scheint gerade diese dem Ursprung des Mythus näher zu stehen; sie enthielt nur die eine Seite, den Untergang und den Tod des Helden und dürfte darum als Wiedergabe der primitiveren Vorstellung angesehen werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß uns in ihr ein Sonnenmythus vorliegt. Da, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, versinkt die Sonne im Meere. Dort ist eine Tiefe, die sie in sich aufnimmt. Dadurch, daß sie dort verschwindet, entsteht die Nacht; d. h. in der Sprache der mythenbildenden Phantasie ausgedrückt: dort wohnt die Nacht, die die Sonne verschlingt. Das Schweigen der Vögel, nachdem sie versunken, das Versprechen, daß sie singen dürften, wenn sie wieder aus der Nacht hervortauchen würde, d. i. am Morgen, scheinen schon sekundäre Züge zu sein, die mit der Assoziation zweier mythischer Vorstellungen, wie sie in der andern Erzählung vorliegen, zusammenhängen. In ihr ist der Vorgang des Sonnenaufgangs mit dem des Untergangs verbunden, wenn wir auch freilich bereits die Spuren der dichtenden Phantasie, die den Helden von dem Naturvorgang trennt und ihm gegenüberstellt, gewahren können. Denn es gehört zu den überall gleichbleibenden Eigentümlichkeiten

der Mythusbildung, daß sie die Gegenstände belebt und personifiziert; die Erscheinungen der Natur sind für sie Handlungen von Wesen, die so wie der Mensch selbst kämpfen, wollen, streben, leiden und empfinden. Wo man im Mythus nur ein Symbol sieht, trägt man schon die eigne Reflexion in den psychologischen Vorgang bei einem einzelnen oder einer Gemeinschaft, in der er entstanden ist, hinein. Im Naturmythus werden die Erscheinungen genau so real und wirklich gedacht und vorgestellt, wie sie geschildert werden. Wo sich also, wie in der oben angeführten ersten Erzählung, von dem Naturvorgange und seinem Objekte eine ihn nur miterlebende, mehr oder weniger unbeteiligte Person losgelöst hat, da hat bereits die Dichtung sich des mythischen Stoffes bemächtigt, oder richtiger, — da ja kein Mythus in seiner ursprünglichen und einfachsten Gestalt uns überkommen ist —, wir sind in diesem Falle noch weiter von der Quelle entfernt. Die erste Form mag hier, bei unserm Gegenstande, gelautet haben: „Die Sonne oder der Sonnengott wird des Abends von dem Ungeheuer, das in der Ferne, dort, wo Meer und Himmel zusammenstoßen, haust, verschlungen; dadurch entsteht die Nacht. Es war die erste Erweiterung, als man dann hinzufügte: „Nach einem langen Kampfe überwindet die Sonne das Untier und steigt wieder aus seinem Rachen heraus; so entsteht der neue Tag.“ Psychologisch verständlich wird uns die Entstehung eines solchen Mythus, wenn wir ins Auge fassen, daß bei dem unkultivierten Menschen jener Zeiten der Naturvorgang bestimmte Affekte auslöste, die uns zwar nicht etwas Fremdes geworden sind, aber doch nicht mehr dieselbe Macht auf uns ausüben wie damals. Wer etwa einmal am Meeresstrande dem Sinken des Tagesgestirns zuschaut und sieht, wie es langsam Strich um Strich versinkt, bis es verschwunden ist, und nur noch ein heller Glanz wie leuchtendes Gold die Stelle zeichnet, wo es sich niedersenkte, den kann, wenn er nicht eine zu nüchterne Natur ist, wenn er im All sich selbst wiederfindet, für einen Augenblick auch etwas wie ein unerklärliches heimliches Weh ergreifen, als ob soeben etwas Tieftrauriges geschehen sei, — „auch das Schöne muß sterben“. Viel realer und intensiver, aber durchaus nicht andrer Art war das schmerzliche Erstaunen, die trauernde Wehmut, die den Menschen der Urzeit beschlich, wenn er demselben Schauspiel zusah. Auch er projizierte, was seine Seele ergriff, in das Objekt hinein; was ihm eine unerklärliche Angst und Schrecken bereitete, das wurde ihm zu einem schrecklichen traurigen Ereignisse. Wie seine Phantasie die Sonne, die ihm mit Wärme und Licht so viel Wohltaten spendete, zu einem Wohltäter machte, sie personifizierte, so wurde ihm auch ihr Untergang, ihr Verschwinden zu einer Handlung, zu einem belebten Vorgange: sein Wohltäter mußte sterben. Brachte er damit ihr neues Erscheinen am Morgen in Verbindung, so konnte er darin nur einen neuen Sieg, ein Auferstehen und Wiederlebendigwerden sehen. Dabei brauchen wir uns nicht daran zu stoßen, daß dieser Vorgang sich täglich von neuem wiederholte. Die Möglichkeit, aus der Gleichheit dessen, was er immer wieder beobachten konnte, auf ein gesetzmäßiges Geschehen zu schließen, war für ihn nicht vorhanden. Wo die Reflexion begann, warum ein derartiges Ereignis ohne Aufhören sich erneuerte, da war die Zeit der reinen Mythusbildung

schon vorbei, da setzte die Dichtung ein, die eine Geschichte der Vergangenheit, die einst sich ereignet haben sollte, wiedergab. Der Mythus war lebendige Gegenwart; er war abgetan, tot, sobald er in eine Erzählung dessen, was angeblich einmal geschehen war, gekleidet wurde. Insofern ist es unbestreitbar, daß von der Wiedergabe oder Überlieferung eines Mythus eigentlich keine Rede sein kann; wir können nur aus der Dichtung, die an ihn anknüpfte und ihn zum Stoff nahm, auf ihn selbst zurückschließen.

Hierdurch aber gewinnt die Frage nach der Verbreitung des Mythus und der Mythusdichtung ein ganz andres Angesicht. Schmidt stellt in seinem Buche (S. 63 ff.) die Behauptung auf, daß die südlich von Asien gelegenen Inselgruppen die Heimat des Mythus gewesen sind. Er gibt zwar zu, daß unabhängig von jeder Wanderung und Weiterüberlieferung die einfachsten Ausdrucksformen naturmythologischer Beobachtung sich vermöge einer überall vorhandenen Anlage bei allen kindlichen Völkern gleichartig gebildet und entwickelt haben können. Aber er glaubt, daß die Übereinstimmung in Einzelheiten (der Ausfall der Haare, das Anzünden des Feuers im Magen, das Aufschneiden der inneren Teile und „vieles andre") sich nur als Niederschlag der gleichen weltumspannenden Tradition denken lasse. Die Quelle derselben könne nur in Gegenden gesucht werden, wo man Gelegenheit hatte, nicht bloß den Untergang der Sonne im Meere, sondern auch ihr Auftauchen am Morgen zu beobachten, „also bei Inselbewohnern". Für seine Annahme, daß auf den südlich von Asien gelegenen, d. h. etwa auf den Sunda-Inseln oder den Philippinen, die Heimat des Mythus zu suchen sei, führt er eigentlich nur den einen Grund an, daß dann die Verbreitung der Tradition einerseits nach Amerika, andrerseits zu den europäischen, asiatischen und afrikanischen Völkern am leichtesten zu erklären sei. Von zwei andern Gründen, die Schmidt namhaft macht, gibt er selbst zu, daß sie keine sonderliche Beweiskraft haben, wir können sie unbedenklich übergehen. Sollten aber jene Einzelheiten wirklich so auffallend sein, daß ihr Vorhandensein nicht anders als mit der Annahme eines gemeinsamen Traditionsursprungs erklärt werden könnte? Mir erscheint eigentlich nur der hier und da auftauchende Zug von dem Haarausfall beim verschlungenen Helden so spröde und absonderlich, daß es schwer ist, seine Entstehung aus einer allgemeinen Eigenschaft der menschlichen Phantasie anzunehmen. Das im Innern des Fisches angezündete Feuer, wie die Veränderung seines Magens oder seiner Leber lagen dagegen so unmittelbar in der Vorstellung der mythischen Urform, daß die ausmalende und weiterspinnende Dichtung eines Anstoßes von außen, einer Entlehnung nicht bedurfte. Die glühende Sonne, die vom Meerungeheuer verschlungen wird und leuchtend wieder hervorsteigt, — sie war ja eben selbst das verzehrende Feuer, das jenes nicht in seinem Innern vertragen konnte; der Gedanke, daß mit Messer, Stein- oder Muschelwerkzeugen der Feind im Bauche verwundet werden könnte, drängte sich doch dem Menschen, der gewohnt war, mit diesen Waffen Tiere zu bekämpfen, von selbst auf. War erst die Vorstellung des verschlungenen Helden gegeben, der sich selbst wieder rettet, dann war auch nur ein Schritt bis zur Annahme, daß er dies erreicht, indem er das Tier in seinem Magen

anschneidet, verwundet. Ferner ist aber auch die Meinung, daß gerade eine Insel die Heimat des Mythus sein sollte, recht wenig begründet. Die Möglichkeit, die Sonne beim Aufsteigen aus dem Meer und beim Hinabsinken ins Meer zu beobachten, ist doch nicht bloß auf Inseln gegeben und auf diesen nicht einmal immer; man müßte dann schon die Grenze noch enger ziehen und nur Inseln von ganz geringem Flächeninhalt ins Auge fassen. Aber es gibt andrerseits auch an manchen Festlandsküsten Punkte, Landzungen, Vorgebirge u. dgl., von denen aus man jenen beiden Naturvorgängen beiwohnen kann. Zudem ist es sehr fraglich, ob es zur Entstehung des Mythus durchaus notwendig war, daß auch der Aufgang der Sonne als ein Emporsteigen aus dem Meere erscheinen mußte. Die Vorstellung von der verschlungenen Sonne konnte sich allerdings nicht bilden, wenn man nicht ihr Versinken im Meere vor Augen hatte; aber die Weiterbildung zur Rettung und zum Siege konnte auch erfolgen, wenn sie am nächsten Morgen über den Bergen des Ostens emporstieg; vielleicht deutet der Umstand, daß in verschiedenen Erzählungen der Fisch, ehe der Verschlungene aus seinem Rachen oder einer Seitenöffnung hervorkommt, ans Land geschwommen ist oder sich aufs Land geworfen hat, daß also die Rettung nicht auf dem Meere, sondern am Lande erfolgte, sogar darauf hin, daß man ein Sicherheben der Sonne aus der See *nicht* kannte. Und wenn endlich zugegeben werden muß, daß die von Schmidt genannte Region der Erde bei der Annahme der Wanderung des Mythus von einem Punkte aus als der geeignetste Ort erscheint, von dem aus er sich nach Osten wie nach Westen hin verbreitet haben kann, so ist das doch kein Nachweis dafür, daß eine solche Wanderung erfolgt sein müsse. Diese Erwägung käme nur dann in Betracht, wenn für die Erklärung der Verbreitung mythischer Stoffe und Erzählungen die Wanderhypothese sich als die einzig mögliche und berechtigte erwiesen hätte. Davon ist sie aber noch weit entfernt. Wundt spricht ihr sogar die psychologische Möglichkeit ab. Er sagt (a. a. O. S. 571):

„Wenn es etwas gibt, was die Anthropologie als feststehende Tatsache erwiesen hat, so ist es in der Tat dies, daß die Eigenschaften der menschlichen Phantasie, und daß die Gefühle und Affekte, die das Wirken der Phantasie beeinflussen, bei den Menschen aller Zonen und Länder in den wesentlichsten Zügen übereinstimmen, und daß es daher keiner, alle Grenzen möglicher Nachweisung weit überschreitenden Wanderhypothese bedarf, um die Ähnlichkeit gewisser mythologischer Grundvorstellungen zu erklären, während doch die dabei niemals fehlenden Unterschiede der Phantasiegebilde in ihrer Abhängigkeit von Naturumgebung, Rasse und Kultur direkt auf einen autochthonen Ursprung hinweisen."

Auch das Vorkommen solcher Einzelheiten, wie der Haarausfall, nötigt uns nicht zur Annahme der Erfindung dieses einzelnen Zuges an einem bevorzugten Punkte der Erde, von wo er sich über die ganze Menschheit ausgebreitet hätte. Er *kann* entstanden sein durch die Übertragung und Anwendung von Beobachtungen und Erfahrungen, die den Menschen überall offenstanden; daß man sich das Innere eines Ungeheuers als von unerträglicher Glut erfüllt dachte, und daß Feuer zuerst die Haare des Menschen versengt, das sind doch naheliegende Gedanken, die die dichtende, den Mythus weiterbildende Phantasie in einem Volke nicht von andern Stämmen zu ent-

lehnen brauchte. Gehört aber dieser Zug zur Urform des Mythus, spiegelt sich in ihm der Eindruck eines einzelnen Naturvorganges, einer beim Sonnenuntergang und -aufgang zu beobachtenden Begleiterscheinung wider, dann müßte doch wiederum erst erwiesen sein, daß sie nur an einem bestimmten Orte oder wenigstens in einer einzelnen Region der Erde bemerkt werden kann, daß es sich nicht um eine allgemeine Erscheinung handelt. Den von Frobenius („das Zeitalter des Sonnengottes") versuchten Beweis erkennt auch Schmidt, wie mir scheint, mit vollem Rechte als ungenügend an. Daß die Sonne beim Sinken strahlenreicher ist als beim Aufgehen, ist ebensowenig wahr, wie daß dies eine nur in den Tropen zu beobachtende Erscheinung ist. Es ist eine bekannte Tatsache, daß auch bei uns die Sonne kurz vor ihrem Scheiden, wie am Morgen, strahlenarm ist, und daß das Auge den Blick in sie hinein zu diesen Zeiten verträgt. Selbst wenn also die Vorstellung der Sonnenstrahlen als die langen goldenen Haare des Sonnengottes zu den ursprünglichen mythologischen gehören und nicht erst eine Schöpfung späterer Dichtung sein sollte, ist die Zurückführung jenes einzelnen Zuges vom Haarausfall bei dem verschlungenen Helden auf eine besonders auffällige Veränderung im Anblick der Sonne am Abend und Morgen eine recht unsichere Sache. Noch verfehlter aber erscheint der Versuch, ihn zugunsten der Wanderhypothese verwenden zu wollen. Es ist viel einfacher anzunehmen, daß sich für den Naturmenschen, gemäß seiner täglichen Erfahrung vom Verhalten des Feuers zum Wasser, mit dem Gedanken an das wirkliche Hinabtauchen der Sonne ins Meer die Vorstellung des Verlöschens ihrer Strahlen im Wasser verband, und daß dies mythisch in dem Verlust der goldenen Haare des Gottes oder Helden ausgedrückt wurde. Das ist dann aber überhaupt vielleicht nicht mehr ein später dazu gekommener, von dem Hauptgedanken getrennter und nur lose mit ihm verbundener Zusatz, nicht ein neugebildeter Gedanke, sondern er lag in der ursprünglichen mythischen Auffassung von Anfang an enthalten und brauchte nicht von Volk zu Volk zu wandern. So erklärt es sich, daß wir in weit voneinander entfernten Gegenden der Erde Erzählungen mit diesem sonderbaren Einzelzuge finden; er ist ein Rest derselben mythologischen Grundvorstellung. Hiermit soll aber nur die Annahme der Entstehung des Mythus *selbst* an einem *einzigen* Orte oder Lande und seiner Wanderung von da aus über die *ganze* Erde zurückgewiesen, nicht aber geleugnet werden, daß eine Berührung der späteren mythischen *Dichtung* der verschiedenen Völker und eine Beeinflussung untereinander innerhalb gewisser Völkerfamilien stattgefunden hat.

III.

Wenn hiernach die Behauptungen Schmidts über den Ursprung und die Verbreitung des Mythus nicht recht begründet zu sein scheinen, so ist es sicher sein Verdienst, daß er nachgewiesen hat, wie er auch in Urkunden und Anschauungen der jüdischen und der christlichen Religion noch nachklingt. Im Buche des Propheten Jona, Kap. 1 und 2, wird eine Episode erzählt, die den Zusammenhang mit den Verschlingungsgeschichten andrer Völker nicht verleugnen kann. Welche harte Arbeit bot sie den Auslegern früherer Zeit; wie

hat die allegorische Deutung sich gemüht, allerlei Geheimnisse aus ihr herauszulesen; wie hat aber auch der Spott sie benutzt, das ganze Buch um seiner Wunder willen herabzuziehen und von ihm aus die ganze Bibel als eine Sammlung von Kindermärchen und Altweiberfabeln zu verhöhnen! In welch anderm Lichte erscheint es, wenn wir in ihm, in der Episode von Jona und dem großen Fisch einen Ausläufer jener allen Völkern eigenen mythischen Vorstellung erkennen, wenn wir sie den unzähligen ähnlichen Geschichten, die uns an allen Orten der Erde begegnen, an die Seite stellen, und es zu verstehen suchen, wie der — unbekannte — Verfasser dieser alttestamentlichen Schrift einen uralten Stoff, den die dichtende Phantasie der Menschen je nach Verhältnissen und Geistesanlagen weitergesponnen und ausgeschmückt hat, dem Charakter seines Volkes gemäß zum Ausdruck eines tiefen religiösen Gedankens gewählt hat, ohne selbst den Anspruch zu erheben, daß er ein wirkliches, geschichtliches Ereignis schildern wolle. Die Erzählungen von Jona, dem vom großen Fische Verschlungenen und Geretteten möge man in der Bibel nachlesen. Es sei hier nur auf einiges hingewiesen, was Schmidt zur Unterstützung der Behauptung, daß wir in diesen biblischen Geschichten Wirkungen des alten Mythus vor uns haben, anführt. Es ist ihm gelungen, einige mittelalterliche Darstellungen der Jona-Erzählung ausfindig zu machen. An diesen Bildern ist zweierlei auffällig: 1. daß sie, während im Buche Jona von einem großen Fische die Rede ist, einen Drachen oder ein Meerungeheuer von zum Teil phantastischer Gestalt darstellen, und 2. daß in ihnen Jona im Innern des Tieres oder aus ihm hervortauchend kahlköpfig erscheint, während er vorher sein Haupthaar noch besitzt. Schmidt folgert hieraus, daß auch noch in den Zeiten des Mittelalters eine Tradition lebendig gewesen ist, die es den Malern unwillkürlich nahelegte, die biblische Darstellung mit außerisraelitischen Erzählungen in Verbindung zu bringen. Mag das immerhin eine unsichere Sache sein, so hebt doch Schmidt mit vollem Rechte die Verwandtschaft der Jona-Erzählung vor allem mit der Herakles-, der Arion- und den indischen Sagen hervor. Teilweise geht sie bis ins einzelne; so wenn die Schiffer eine Beratung über das Schicksal des Fahrgastes anstellen, oder wenn sie das Los werfen, um den an der Verhinderung ihrer Fahrt Schuldigen zu ermitteln. In einer indischen Geschichte wird uns von dem Helden erzählt, daß er wider den Willen der Mutter eine Meerfahrt unternommen, daß dann eine unerklärliche Macht das Schiff plötzlich gehindert, und daß das Los dreimal auf jenen ungehorsamen Sohn als den Schuldigen gewiesen habe. Es kann kein Zweifel sein, daß der Verfasser des Jonabuches diesen Erzählungsstoff sicherlich ohne Ahnung seines mythischen Ursprungs aufgegriffen und selbständig ein wenig umgestaltet hat, um eine religiöse Wahrheit, die ihm am Herzen lag, in sie einzukleiden. Höchstwahrscheinlich lebte er zu einer Zeit, da in der jüdischen Gemeinde kalte Engherzigkeit und gesetzesstolze Selbstüberhebung die Ausschließung der Heiden vom Heil und von der Barmherzigkeit Gottes als Glaubenssatz behauptete oder zu behaupten anfing. Da ist uns diese Schrift ein Beweis dafür, daß neben diesem selbstgerechten und unduldsamen Partikularismus doch noch andre menschlichere und freundlichere

Gedanken nicht ausgestorben waren. Tritt uns doch in ihm ganz deutlich die Tendenz entgegen, die Allgemeinheit der göttlichen Gnade, die auch den Heiden Zeit und Möglichkeit zur Buße und Bekehrung gibt, sicher zu stellen: nicht bloß Israel, auch die Heiden haben ein Anrecht an dem Heile des Allmächtigen. So kann uns gerade dieses so vielfach verspottete Buch der Bibel als eine der schönsten Blüten erscheinen, die alttestamentliche Religiosität getrieben. Es liegt hier aber zugleich ein Zeugnis vor, daß die religionsgeschichtliche Vergleichung keineswegs die biblischen Vorstellungen und Erzählungen herabzieht und verkleinert, sondern indem sie uns den Stoff, die äußere Form in ihrem Zusammenhange mit den Traditionen, Gedanken und Sagenstoffen andrer Völker, ja der ganzen Menschheit erkennen lehrt, hebt sie den religiösen Inhalt erst in seinem ganzen einzigartigen Wert hervor und macht ihn uns klar. Nur in der hebräischen Erzählung tritt es uns so deutlich entgegen, daß der Held in der Hand des Gottes steht, der „gemacht hat das Meer und das Trockene", und daß sein wunderbares Schicksal dazu dienen muß, die Ziele und Absichten dieses höheren Herrn zu verwirklichen.

Aber nicht bloß in der Bibel, — bis in die kirchliche Sprache des Mittelalters hinein hören wir die Nachklänge des Verschlingungsmotivs. Schmidt hat eine Anzahl literarischer und bildlicher Zeugnisse dafür gesammelt, daß die Vorstellung der Unterwelt als eines verschlingenden Ungeheuers — allerdings neben der andern gewöhnlichen als einer Burg oder Festung mit Mauern, Türmen, Zinnen und gewaltigen Toren, — auch in der christlichen Zeit sich vorfindet, und daß sie besonders in der Ausmalung und Anschauung von der Höllenfahrt Christi hindurchscheint. In einer Homilie sagt der Syrer Ephraem (Schmidt, S. 174): „Wessen Magen verdorben ist, der gibt alles, was ihm bekömmlich war, samt allem, was ihm unbekömmlich war, von sich. So war auch der Magen des Todes verdorben; denn als er das besagte lebenspendende Heilmittel (Jesus) ausspeien mußte, spie er auch die Lebewesen aus, die von ihm mit Behagen verschlungen waren." So ähnlich beschreibt Gregor I. in einer Erklärung zu Hiob 40 die Besiegung des Teufels. Wie ein Fisch nach dem Köder am Angelhaken schnappt, aber daran zugrunde geht, so sei auch der Teufel nach dem Körper oder richtiger nach der Menschheit Christi gesprungen. Aber in ihm war zugleich Gottheit, die den Verschlinger durchbohrte. „Mit einem Angelhaken ist er also gefangen; denn er ist an dem zugrunde gegangen, was er verschlungen hat." (Schmidt, S. 177.) Ein Kirchenschriftsteller schildert den Augenblick, in dem Christus in die Unterwelt drang, mit folgenden begeisterten Worten:

„Siehe, da erzitterte die Erde, ihre Grundfesten erbebten angesichts der Gegenwart der Gottheit Christi; die Sonne sank vor Vollendung ihres täglichen Laufes in die Nacht, und Dunkel bedeckte den Erdkreis. Alle Elemente gerieten in Aufregung, als Christus den Kampf wider des Todes Tyrannei kämpfte. Drei Tage lang wurde in diesem Kampfe gestritten, bis des Todes schlimme Kraft überwunden und gebrochen wurde. Siehe da, nach drei Tagen bricht der Tag heller an als je, mit glänzenden Strahlen huldigt die Sonne dem allmächtigen Gott Christus. Es triumphiert die heilbringende Gottheit, und ihren Siegeswagen begleitet die Schar der Gerechten und Heiligen."

Mit Recht sieht Schmidt in dem Gebrauche des Bildes von der Sonne, die versinkt, als Christus in den Todesrachen hinabsteigt, und erst nach drei Tagen, nachdem der Kampf siegreich vollendet ist, wieder glänzend hervorkommt, mehr als einen bloßen Zufall: „die ganze Vorstellung vom verschlingenden Ungeheuer der Unterwelt oder des Meeres und von dem Helden, der sich ihm preisgibt, um es zu überwinden, ist in seiner ursprünglichsten Form ein Mythos vom Sonnengott."

Zum Beweise hierfür sei zum Schlusse noch auf drei interessante Abbildungen in dem Buche Schmidts hingewiesen. Die eine stammt aus dem zwölften Jahrhundert und findet sich in einer Psalterhandschrift, die in Hildesheim aufbewahrt ist. Sie bildet die Initiale des 69. Psalmes, der mit den Worten beginnt: „Gott hilf mir, denn das Wasser geht mir bis an die Seele. Ich versinke im tiefen Schlamm, da kein Grund ist; ich bin im tiefen Wasser, und die Flut will mich ersäufen." — „Errette mich," heißt es dann weiter in V. 15 und 16, „. . . daß ich errettet werde . . . aus dem tiefen Wasser, daß mich die Wasserflut nicht ersäufe, und die Tiefe nicht verschlinge, und das Loch der Grube nicht über mir zusammengehe." Es klagt in diesem Psalm ein Schwerkranker und Verfolgter Gott sein Leid und bittet um seine Hilfe. Dabei bedient er sich auch des Bildes von dem verschlingenden Ungeheuer der Tiefe, der alttestamentlichen Unterwelt (Scheol), von der er sich schon ergriffen glaubt. Diese Vorstellung hat der mittelalterliche Kunstschreiber in der Initiale des Psalms verwertet; der Klagende ist zur Hälfte schon von dem Ungeheuer des Meeres verschlungen; da kommt der Retter, unverkennbar den mittelalterlichen Typus Christi in sich tragend, und zieht ihn aus dem Rachen des Fisches: des Todes oder der Hölle, heraus. Mag hier der Gedanke an den zur Hölle fahrenden, von ihr verschlungenen und aus ihr wieder siegreich hervorgehenden Erretter nicht ganz deutlich ausgeprägt sein, so erscheint er um so klarer in den beiden andern Abbildungen. Hier tritt uns die Hölle als ein Ungeheuer entgegen, das die Menschen verschlungen hat und nun, da der Erlöser gekommen ist, ihn und sie wieder von sich geben muß. Daß hier ein Zusammenhang besteht zwischen dem uralten Menschheitsmythus von der vom Meerungeheuer verschlungenen und es besiegenden Sonne und der christlichen Glaubenslehre von dem Christus-Gott, der zur Hölle gefahren ist, um sie zu besiegen und die von ihr Verschlungenen zu befreien, wird man Schmidt zugeben müssen. Wie weit jener der neuen Religion nur die äußere Form darbot, in die sie ihre Gedanken ergoß und ihre Ideen einkleidete, oder wie weit die Vorstellung selbst in ihm ihren Grund hat und erst aus ihm erwachsen ist, hat Schmidt nicht näher untersucht. Man wird sich die Entwicklung so denken dürfen, daß die Veranschaulichung Christi als der „unbesiegten Sonne", die jedenfalls sehr bald erfolgte, sich mit dem Problem verband, das den ersten Christen schon frühzeitig zu schaffen machte, wie nämlich die *vor* ihm verstorbenen Frommen des alten Bundes *auch* des Heiles teilhaftig werden können. Es war ein Postulat des christlichen Glaubens, daß in irgendeiner Weise auch ihnen die Erlösung zugute kommen müsse. Dieser Gedanke, über dessen reli-

giösen Wert hier nicht zu reden ist, fand in der Gestalt des Sonnenmythus, von der wir gehandelt haben, den Boden, in dem er wurzeln und weitergedeihen konnte. Man braucht dabei keineswegs anzunehmen, daß die Christen in bewußter Absicht mythische Erzählungen, die ihnen bekannt wurden, auf ihren Religionsstifter umdeuteten; es waren vielmehr genug Kanäle vorhanden, durch die die Vorstellungen und Bilder, in denen die sie umgebende jüdische und Heidenwelt dachte, ihre tiefsten und erhabensten Ideen und ihre Sehnsucht ausdrückte, auch den Christen zufloß; auch sie selbst, aus jener Umgebung hervorgegangen, konnten nur in diesen Anschauungsformen denken. Darum verliert die christliche Religion durchaus nichts an ihrer Eigenart und Größe; es muß schon ein sehr oberflächlicher Geist sein, der es verkennt, wie das Christentum jene Formen mit einem unvergleichlich wertvollen, ewigen göttlichen Inhalt gefüllt hat; ob er es nun in der Meinung, es zu verteidigen, aus dem geschichtlichen Zusammenhang menschlicher geistiger Entwicklung bis aufs einzelne, auch bis auf die Ausdrucksformen herauszulösen oder die gewaltigste Erscheinung der menschlichen Geschichte mit der traurigen Ausflucht von Priestertrug und Menschentorheit in die eigene Niederung herabzuziehen sucht.

Laodamia.

Von

Per Hallström[1]).

Ein Herrenzimmer mit Schreibtisch, Bücherregalen, Fauteuils und Sofa, alles recht einfach. An den Wänden eingerahmte Photographien von Kunstwerken, über dem Sofa eine Radierung nach Böcklins „Toteninsel".

Durch die beiden Fenster rechts Frühlingsdämmerung mit mattem Laternenschein. Unten ist eine Gartenanlage, aber man sieht die Bäume nicht, denn man ist mehrere Treppen hoch. Von der Ausdünstung des kupierten feuchten Bodens zieht es wie Schleier und Bänder durch die Luft. Sie werden gegen den gelbroten Glanz des Abendhimmels blau und violett.

Aus dem Zimmer führen Türen nach zwei Seiten: dem Speisezimmer im Fond, dem Vorzimmer nach links. Neben letzterer eine Tür in die Garderobe.

Die Frau kommt aus dem Speisezimmer, wo Kinderstimmen gedämpft fröhlich erklingen. Sie schließt hinter sich zu, hastig und nervös, aber bedenkt sich und öffnet wieder. Sie trägt ein schwarzes Kleid mit Krepp, ist bleich und verweint und hält die Lippen fest geschlossen, um das Zucken zu unterdrücken. Sie sieht sich innig warm und zärtlich um, aber erschauert sogleich vor der Leere. Sie geht rasch auf und ab und preßt abwechselnd eine Hand mit der andern.

Das Dienstmädchen (in der Türe). Sollen sie sich jetzt niederlegen, gnädige Frau? Die Uhr hat eben geschlagen.

Die Frau. Ja, sie sollen hereinkommen und gute Nacht sagen.

(Es sind zwei Kinder, ein Mädchen von sieben, ein Knabe von drei oder vier Jahren. Sie springen vergnügt herein, aber das Mädchen stimmt sogleich den Ausdruck nach dem der Mutter und preßt sich bei den Küssen heftig in ihre Arme.)

Gute Nacht, Mammi! Wir werden uns ganz geschwind auskleiden. Du brauchst nicht zu rufen, Mammi.

Die Frau (zerstreut). Ja, tut das. (Sie hebt den Knaben auf, aber wendet unwillig den Blick von seinem lachenden Gesicht ab und scheint ihn zu vergessen. Er hängt ganz hilflos und traurig in seinem kleinen schwarzen Kleidchen. Dann drückt sie ihn mit Heftigkeit an sich und stellt ihn wieder nieder. Er bleibt verwundert, bedrückt und stumm stehen.) So, nun also . . . (ungeduldig) ihr habt ja gute Nacht gesagt.

Das Mädchen. Aber auch „schlaf wohl!"

Die Frau (fremd). Danke, danke! Ich will versuchen. Nun, seid ihr jetzt fertig?

[1]) Aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Das Mädchen. Mama, du sagst nicht „schlaf wohl" und „träume von mir". Du sagst das nie mehr, Mama, erst wenn ich dich erinnere, und dann hilft es nichts mehr. Dann weiß ich gar nicht, wovon ich träume. Sag es doch noch!

Die Frau (mit bebender Stimme). Nein, jetzt sollst du von einem andern träumen. Vergiß Papa nicht! Denke an ihn, wenn du einschläfst, vielleicht kommt er dann. Träume mich dann auch hin! (Ihr Ausdruck verändert sich zu eifriger Erwartung, es leuchtet in den Augen.) Es kann schon sein, daß wir beide kommen. Ach, wie mich das freuen würde! Und dann kannst du mir, wenn du aufwachst, alles erzählen. (Wieder schmerzvoll): Siehst du, ich kann nie . . . nicht einmal das. Ach, schlafe recht gut! (Wendet sich ab.)

Der Knabe (laut und schneidend deutlich): Warum haben sie denn den Papa in dem engen Bett weggetragen? Damit er sich nicht an all den Zweigen im Hausflur stechen sollte? Und warum hat man denn seinen Christbaum zerhackt und aufgestreut? Und warum hat er so viel Blumen bekommen?

Das Mädchen (beschützend). Verstehst du denn nicht, daß er tot war? Und es war doch gar nicht sein Christbaum. Es waren nur Begräbnisreiser. Aber er war tot, er wußte von nichts.

Die Frau (wirft sich vor ihnen auf die Knie, sieht ihnen gerade in die Augen und spricht beinahe hart): Papa sieht euch jetzt. Er sieht euch immer, obgleich ihr ihn nicht sehen könnt . . . Er ist wie Gott, man sieht ihn nicht, aber er ist doch da. Und er denkt an uns, er liebt uns. Vergeßt das nie und sprecht nie mehr so von ihm! (Zu dem Dienstmädchen, mit den Tränen kämpfend): Bringen Sie sie jetzt weg, Emilie! Gute Nacht, ihr alle.

Das Dienstmädchen. Sollten Sie nicht mitkommen, gnädige Frau? Das wäre doch am besten für Sie. Hier wird es immer schlimmer. Die gnädige Frau will dann nie zu Bette gehen, und dann liegt sie wieder bis zum Morgen auf dem Sofa, ganz verweint und verstört.

Die Frau. Nein. Aber ich komme schon noch später und sehe ein bißchen nach euch. Vergeßt nicht, was ihr versprochen habt. Niemals so sprechen, sich nie den Papa als fort denken! Das wäre so grausam. (Sie schiebt sie hinaus und versperrt die Türe mit dem Schlüssel. Dann rasch zum Garderobenkorridor. Aber sie besinnt sich und verschließt auch die Türe zum Vorzimmer. — Im selben Augenblick klingelt es. Sie läßt den Schlüssel los, lauscht, seufzt ungeduldig und geht zum Fenster, wo sie sich in einer Stellung gespielter Ruhe niederläßt. Die Schwester kommt herein. Sie ist in schwarzem Frühlingskleid und Trauerhut. Die Frau geht ihr entgegen, küßt sie, aber bleibt stehen, ohne sie aufzufordern, sich niederzusetzen.)

Die Schwester (frisch und rosig von der Promenade; das Mitleid macht die Stimme warm, aber gleitet gleichsam von dem fröhlichen Gesicht ab). Ich hörte von Emilie, daß es mit dir noch immer nicht besser ist. Du Arme! (Ein wenig bevormundend): Und wieder hier drinnen! Gerade wo du gar nicht sein solltest!

Die Frau. Ich ging auch nur hinein, um etwas zu suchen. (Zündet eine Lampe an.) Hier im Schreibtisch. Dann gehe ich gleich wieder fort.

Die Schwester (etwas zögernd): Da will ich dir helfen.

Die Frau. Nein, ich weiß schon, wo es liegt. Es ist eine Rechnung. Ob sie bezahlt ist. Siehst du, ich mache einen kleinen Überschlag, damit ich so ungefähr Bescheid weiß. Ob ich überhaupt für die nächste Zeit genug zum Leben habe. Ich habe den ganzen Abend damit zu tun.

Die Schwester. Willst du mich denn nicht da haben? (Ein Augenblick der Erleichterung, dann zärtlich): Ich mache mir solche Sorge um dich, seit ich dich hier zurückgelassen habe, und wir alle . . . Darum komme ich jeden Abend, aber du läßt mich ja nie bleiben. Heute wäre es mir zwar schwer, aber doch . . . Es ist so herrlich draußen, so herrlich, du solltest mitkommen (sie unterbricht sich), du solltest ausgehen. Gibst du nicht auch deinem Schmerz zuviel nach? Du weißt ja, was der Doktor gesagt hat.

Die Frau. Ja, ja. Es ist so leicht, Doktor zu sein.

Die Schwester (hat Tränen in den Augen).

Die Frau. Verzeih mir! Ich meinte nicht dich. Und wollte auch von ihm nichts Böses sagen. Es ist ja der Beruf. Hilfe können sie nicht geben, aber Rat. Tut man, wie sie gesagt haben, dann müssen sie eine Erklärung herausfinden, warum es nicht geholfen hat. Das ist noch viel mühsamer für sie. Aber sie haben ihre Formel. Sie sind zu spät gerufen worden, das scheint ihr Schicksal zu sein. So war es auch jetzt mit ihm. Sie hätten ihn gerettet, dann wäre es für mich nicht zu spät gewesen. Jetzt!

Die Schwester (erregt): Du sollst nicht an das denken, was nicht mehr zu ändern ist.

Die Frau (im selben Tone wie früher): Nun, man braucht sie ja immer für den Totenschein. (Aufrührerisch): Hätte es nicht ohne Komödienspiel geschehen können, das Ganze, ohne zu stören? Hätte ich ihn nicht allein haben können bis zuletzt? Mit ihm sprechen, solange die liebe Stimme . . . Nein, das durfte ich nicht, obgleich ich es seinen Augen ansah, wie viel er wußte. Das grämt mich. Ich hätte seine Hilfe gebraucht. (Eifrig und glaubenssicher): Siehst du, er lag da und lauschte nach zwei Seiten hin. Er sah und verstand alles. (Grüblerisch): Er ist hinter den Schein gekommen, durch den ich mich jetzt undeutlich ahne. Für ihn war der Vorhang gelüftet. (Ausbrechend): Er wußte, wohin es ging. Aber er nahm nicht kalt Abschied von uns und unsrer Welt. Nein, o nein. (Sie spricht in glühender Ekstase.) Er ließ mich nicht fallen wie ein schweres, bedeutungsloses Ding, das weiß ich wohl, die ich unter seiner letzten Liebkosung erzitterte und doch wuchs. Nein, o nein. Er verstand das an mir, was ich selbst nicht mehr verstehe, er sah meine Seele. Und er sah alles, was wir erlebt haben. Es wurde verklärt, feierlich, es wuchs auch in jenem neuen Raum. Daß der Blick eines Toten so seltsam wird, siehst du, das kommt nicht daher, daß er erblindet. Im Gegenteil, er sieht mehr, davon wird er gesprengt. Das Auge ist zu gering.

Die Schwester (sitzt da und starrt sie mit dem erschrockenen Blick eines Kindes an). Das ist alles so traurig.

Die Frau (kurz): Aber der Pastor! Er meinte es gut und glaubte wohl ungefähr das, was er sagte, aber er wußte nichts. Darum taten mir seine Worte nur weh. Von den dreien, dem Doktor, dem Pastor und dem Totengräber ist doch der Totengräber noch der würdigste und auch der schamhafteste.

Die Schwester (weint und will ihr in die Arme sinken). Du sprichst so wunderlich, und du bist so bitter. Du machst mir solche Angst. Wohin soll das führen,

wenn du ... du darfst deiner Heftigkeit nicht so nachgeben. Du mußt einen Sinn darin sehen.

Die Frau. Ach so? Prüfung, Züchtigung? Jemand, der mich glücklich sieht und denkt: „Nein, das geht nicht, das habe ich ihr gewiß zuviel gegeben, das nehme ich wieder zurück. Mit dem, was ich ihr gegeben habe, könnte sie ja auf eigene Hand gut werden. Dieses Spielzeug muß sie fallen lassen." War er ein Spielzeug für mich, oder war ich ein Spielzeug für ihn, und wurde er jetzt davon weg zum Schlafen gerufen? Wie kann man glauben, daß ein Gott so empfindet? Würdest du es oder ich? Nein, das ist zu klein.

Die Schwester (sanft und scheu): Aber wenn ihr euch gegenseitig das Licht verdunkelt hättet, wie man sagt. Wenn das Glück ... Ach, ich verstehe es nicht, ich kann nicht darüber sprechen. Aber du mußt versuchen, so zu denken.

Die Frau (schüttelt entschieden den Kopf). Das Glück verdunkelt nicht. Das ist nur Verleumdung. Die Liebe verdunkelt nicht, sie erleuchtet, sie hebt uns über das enge Ich hinaus. Nur nachher wird alles so unbegreiflich. (Sie starrt vor sich hin. Die Augen werden glänzend.) Ja, das war Glück. Es scheint mir jetzt beinahe unfaßbar. Wenn es wiederkehren könnte — wie in den Wundern, wie in den Heldensagen — ich weiß nicht, wie ich es tragen sollte. Ich würde sterben. Ja, wenn es wahr ist, daß man sich einmal wiedersieht, dann muß die Freude so gewaltig, so zersprengend sein, daß die Qual des Todes ein Nichts dagegen ist. (Sie springt auf und breitet mit geschlossenen Augen die Arme aus, das ganze Gesicht bebt.) Wie wild würde sich nicht der Schrei der Brust entringen! Nein, erschrick nicht. Ich weiß ja, daß ich auf der Erde bin. (Bitter, indem sie an sich niedersieht): Ich habe ja die Farbe des Lebens an mir.

Die Schwester (erschrocken): Nicht doch, nicht doch!

Die Frau (kalt): Es geschehen keine Wunder. Alles ist viel wunderbarer. (Wieder heftig): Kannst du es fassen? Warum sitze ich hier, zu verzweifelt, um zu weinen, und dort drinnen, ein paar Türen von mir, sind unsre Kinder eingeschlummert, so unschuldig und frisch, vielleicht mit einem Lächeln. Und weiter weg, nicht mehr in unserm Lampenlicht, in Unendlichkeit und Kälte, schläft er, der dem Ganzen für uns Sinn gab, schläft und wartet auf unsern Schlummer und unsre Fühllosigkeit.

Die Schwester (in Tränen): Ich kann nur so antworten, wie man uns gelehrt hat. Hier ist das Dunkel, dort ist das Licht. Man muß sich in Demut beugen.

Die Frau (trotzig): Und in Demut den Gedanken ausdenken: jemand säet uns wie Samen in die Scholle, in jenem Jammertal, das Erde heißt. Da schlagen wir Wurzel. Die Tränen sind unser Tau und unser Regen, darin wachsen wir zu bleichen Kellerblüten. Plötzlich reißt uns jemand zu eitel Klarheit empor, von der wir nichts ahnen, und die uns weh tun muß. Wer tut es? Derselbige, der gesät hat, sagt man. Seltsam! Er hat ja nichts gemein mit unsrer Welt, er hätte so gut eine andre wählen können. Er liebt wohl die Kontrasteffekte.

Die Schwester (erregt): Du frevelst. Hüte dich!

Die Frau (mit Ruhe und Sicherheit): Nein, du hast gefrevelt. Du tatest es, weil du unser Leben nicht ermessen hast, so wie ich es jetzt ermesse, in der Erinnerung an ihn und seine Gedanken. Die müssen mir jetzt nahe sein. (Gedankenvoll und stolz): Nein, es ist unsre Erde nicht. Wir fühlen auch das Licht, wir haben schon hier die Größe, die Unendlichkeit. Wir können für einander sterben. Es muß eine Einheit im ganzen sein. Schlicht und einfach muß es im Grunde sein — wie ein großer Baum, wie alles in der Natur. (Grübelnd, aber stark): Der Gedanke, der uns hier trägt, muß auch drüben tragen. Was hier von unermeßlichem Wert ist, muß es auch dort sein.

Die Schwester. So habe ich dich gerne, aber ganz verstehe ich dich ja nicht.

Die Frau (sinkt wieder zusammen). Nein, gewiß, wenn ich es nur selbst könnte. Wenn ich nur könnte! Es sind ja seine Worte, Stücke davon. Ich gehe hier umher und starre mit meinen blinden Augen. Ich lege Splitter zu Splitter, und mein Kopf schmerzt. Was frage ich übrigens nach Gedanken? Was kann ich andres fassen als den Schmerz und die Leere? Wenn ich mich durch ein Wunder an ihn schmiegen, unser armes, trautes Glück wieder haben könnte, was würde ich nach allem andern fragen? Die Leere ist es, die körperliche Leere, die mich bis zum Wahnsinn erschreckt.

Die Schwester (zu ihr hin): Du Arme, du Arme! Immer so. (Mit innerem Widerstreben): Aber da kann ich dich ja nicht allein lassen.

Die Frau (hastig): Das darfst du nicht glauben, gewiß kannst du das. Jetzt ist der Ausbruch vorüber. Jetzt finde ich Ruhe. (Mit gespieltem Mut): Du hast ja gehört, wie fest und klar ich sprechen konnte. Verrückt werde ich nicht. Jetzt ist das Gefährliche vorüber. Und dann meine Arbeit . . . Die muß jetzt getan werden. Nein, gehe du nur zu dem, was du vorhast, und vielen Dank, mein Herz. Geh nur ganz ruhig. Sei froh, wenn du kannst.

(Sie umarmt sie und gibt ihr zugleich den Impuls, sich umzudrehen.)

Die Schwester (erleichtert und entschlossen): Morgen komme ich aber am Vormittag. Dann höre ich von Emilie, wie es war, und wenn es nötig ist, so bleibe ich.

Die Frau. Ja, ja. Ich schließe hinter dir zu. (Beide hinaus durch die Vorzimmertür.)

(Gleich darauf die Frau allein zurück. Sie schließt mit dem Schlüssel hinter sich ab, seufzt erleichtert auf, sieht sich mit demselben zärtlichen und erregten Blick um wie zuerst und eilt dann zur Garderobetür.)

Endlich kann ich meines haben.

(Sie verschwindet für ein paar Augenblicke und kommt mit Kleidern auf dem Arm zurück. Sie drückt sie mit halbgeschlossenen Augen an sich, legt sie sachte auf die Sofalehne und breitet sie auseinander. Sie sieht sie an, beinahe glücklich, und zuckt plötzlich zusammen.)

Nein, meinen ganzen Reichtum will ich heute abend haben. Hier soll ein Fest sein. Die Porträts! Und alle Lichter sollen brennen.

(Sie schleicht sich in das Vorzimmer und kommt mit einem Überrock zurück.)

Der hing, wo er ihn zuletzt aufgehängt hatte. Wenn ich mich in der Dunkelheit daran schmiege, ist es, als wäre noch ein wenig Wärme im Futter und außen noch die Frische der Luft. Dann denke ich: er ist eben heimgekommen. Jetzt brauche ich nur die Tür zu öffnen, dann sitzt er drinnen! Und ich versuche, den Gedanken festzuhalten, und ich spiele Komödie: Nein, ich

darf ihn jetzt nicht stören. Ich muß meine Sehnsucht bezwingen. Ich werde nicht öffnen. — Es ist so lieb, ihn zu haben, diesen Rock. Der wird immer da hängen, wie alt ich auch werde. Aber nun will ich meine Schätze so recht ansehen. Also die Kerzen!

(Sie zündet alle an, die da sind, bleibt regungslos stehen und läßt den Schein mit halbgeschlossenen Augen auf sich herabströmen.)

Es ist etwas Unheimliches um so viel Licht. Es ist, als käme all die Freude, die man je empfunden, als Gespenst wieder. Als wäre ich selbst in luftigen Gestalten im Raume und spräche zu mir selbst: so war es damals. Du warst glücklich. Sei auch jetzt glücklich. — Ich erinnere mich, wie ich als Braut geschmückt wurde, ein Laken unter mir, damit kein Stäubchen auf das weiße Kleid käme. Licht über, Licht unter mir; ich glaubte zu schweben. Im Spiegel glitt alles in einem Strahlennebel zusammen. Das war die Zukunft. — Fort damit! Jetzt keine Tränen!

Wenn ich ihn als Geist sehen könnte, dann müßte es in einem solchen Schimmer sein, mit seiner wunderlichen Weihe und Unwirklichkeit. Wenn das doch plötzlich und unerwartet das Auge träfe! So!

(Sie hält die Augen geschlossen, bis sie wankt und sich nur mit Mühe aufrecht erhält, sieht dann rasch um sich.)

Ach nein, ach nein, so leicht geht das nicht. Aber ich fühle, daß ich gar nicht erschrecken würde. Nun habe ich ja auch dies hier. Es ist mehr als genug.

(Sie breitet den Rock vor sich aus.)

Auf diesem Ärmel, da hatte meine Hand ihre Ruhe, und ich preßte ihn an mich, so daß das Herz daran schlug. Wir gingen rasch, die Luft war frisch, und bei jedem Wort drang ein leichter Hauch aus dem Munde. Wenn ich ihm den Kopf zuwandte, sah ich ihn und seinen Blick, und es konnte vor Freude in mir aufzucken. Mir kam wohl die alte Vorstellung von der Seele als ein luftiges, kleines Wesen in den Sinn. Er ist mein, dachte ich, seine Augen, sein Atemhauch.

Meines Herzens Schläge haben keine Spur auf dem Stoff hinterlassen, wie munter sie auch hämmerten. Aber auf der andern Seite da ist er ein wenig abgenützt. Das ist von meiner Hand, meiner seligen Hand im Handschuh! — Er sprach gerne auf unsern Spaziergängen von allgemeinen Fragen, nicht von mir. Von dem, was er sah und dachte. Ich hatte es auf jeden Fall am liebsten, wenn er von mir sprach. Was schadet es, wenn andre es hörten. — Waren wir draußen in der Natur, dann galten seine Worte oft ihr. Ich wünschte, ich hätte eifriger gelauscht. Es war damals so ganz anders. Wir beide jung und warm! Alles schien sich so leicht zu lösen, da war keine Rede von — nein, nicht das Wort! Ja, der Rock! Jetzt lege ich ihn hierher. Es wird weich sein, mich daran zu lehnen. Und wenn ich das Glück haben könnte, einzuschlummern, wer weiß, vielleicht könnte ich dann wieder mit ihm gehen.

(Sie sitzt auf dem Sofa und nimmt ein andres Kleidungsstück in die Hand.)

Das ist der Hausrock, den er das letzte Mal trug. Hier ist ein Fleck auf der Brust, gerade da, wo ich mich manchmal anzulehnen pflegte und wußte: jetzt wurde ich geküßt. Kann es davon sein? Ach, wäre es doch davon.

(Sie sieht es genauer an, die Augen werden matt.)

Nein, es sieht aus wie eingetrocknetes Meerwasser. Es ist weißer Staub darin. Salz! Das ist wohl von Tränen. Ich lag ja gestern darauf, als ich weinte. Das darf ich also nicht tun. Wenn ich es tue, muß ich ganz einsam bleiben! An all diesem sollen nur warme Erinnerungen sein. Wenn es durchkältet wird, was habe ich dann noch übrig?

Sieh, wenn ich sie so fallen lasse, dann ist gleichsam noch etwas vom Körper darin. Nein, sieh! — Nein, nein! Es ist armselig, es ist starr, es ist grausig. Nicht damit spielen! Dann wird es zum Hohn. Mich daran schmiegen, mich tief hineinbohren in das einzige, was ich habe, mir einbilden, daß da Wärme und Schutz ist! Nicht weinen, nur die Augen schließen und versuchen, nicht zu denken. Es muß doch jetzt gelingen; ich bin so müde. Wenn ich nur einschlummern könnte, dann — aber es ist unmöglich. Ich will mir einbilden, daß ich schlummere, vielleicht nehmen die Erinnerungen dann doch Gestalt an.

(Sie liegt ein Weilchen an der Sofalehne, aber fährt auf, mit weit geöffneten Augen, die hohl von Verzweiflung sind.)

Hu! Was habe ich getan! Wieder gespielt, wieder getändelt! Mich friert nur noch mehr. Und wenn ich mich auch in all diese Kleider einhüllte, es wäre doch wie Eis bis ins innerste Mark. Was helfen sie? — Warum friert mich? Hier muß es warm sein. Das, worin mich friert, das ist die unerbittliche Wahrheit, und wir sind nicht hart genug geschaffen, sie zu ertragen. Darum haben wir das Wunder erfunden, es war unsre Lebensluft, dank ihr haben wir bis jetzt gelebt. Nun sagt man uns, diese Luft ist falsch. Atme im leeren Raum, gewöhne dich! Aber unsre ganze Natur bäumt sich dagegen auf und schreit: ich ersticke! Soll sie ersticken, der Folgerichtigkeit zuliebe? Ist es das wert . . .

Und wie, wenn es doch falsch wäre! Glaube, glaube, und das Wunder ist da! (Auf den Knien): Jesus, Gottes Sohn, mit leuchtenden Augen an der Pforte des Felsengrabes, du, der du Herr warst über die Dunkelheit und Lazarus beschworst! Und er kam wankend, mit schlummerschweren Schritten. Warum darf dich niemand mehr um solches bitten, wenn wir es doch am meisten brauchen? Ihr armen Marien, die ihr am Grabe weintet, was half euch das Wunder, wenn der Sarg leer war! Aber ihr andern himmlischen Mächte, die ihr euch Laodamias erbarmtet, an euch zu glauben, war süß. Orpheus erhörtet ihr auch, aber er wandte sich um, um zu schauen und zu verstehen. Obgleich er die Hand festhalten konnte, die in der seinen beinahe warm war. War es nicht genug, sie nur zu fühlen? Ich glaube an euch, inbrünstig glaube ich an euch, und ich flehe euch an um das Wunder. Gebt ihn mir wieder! Für euch muß er so wenig bedeuten, gemessen an dem, was er für mich bedeutet, da ist es grausam, zu versagen. Was er an jenem Ufer gesehen, was Lebende nicht wissen dürfen, das könnt ihr ihm mild von Stirn und Augen löschen. Das übrige küsse ich fort, o Gott, ich habe keine Angst, ich erwärme ihn wieder zum Leben, wenn er noch so kalt ist. Er soll gegangen kommen, an welchem Abend es auch sei, hier durch diese Tür. Ich werde nicht fragen, an nichts erinnern. Wird er gedankenvoll und wundert sich,

warum es hier so ist, wie es eben ist, dann werde ich an seiner Seite sein, mit warmen und klugen Worten. Ich werde die rechten finden. Jetzt, jetzt? Rührt sich das Schloß nicht? Auf, er darf mich nicht so sehen! Wie kann eine Sekunde so lang sein? Nun ist sie doch vorüber. Es war niemand!

Was habe ich getan? Warum bin ich über den Boden gekrochen?

Die Knie schmerzen, der Kopf schmerzt, das Herz ist wie wund gepreßt. So müde bin ich nie gewesen, nicht einmal, als ich meine Kinder gebar. Ich weiß nichts mehr, ich falle wohl. Dorthin zu den Kleidern, das ist ja alles, was ich habe. Ich fiel so tief, jetzt schwebe ich wohl. Was ist das? Der Schlummer oder . . .

(Sie vernimmt nichts. Die Augen sind geschlossen, und sie scheint zu schlafen. Es geht eine Zeit, ebenso unbestimmbar lang oder kurz wie zwischen den Unterbrechungen des Morgenschlummers. Kein Laut mißt ihre Dauer. Plötzlich ertönt einer, und sie öffnet groß und langsam die Augen.)

Wie hell, wie hell! Nie habe ich so gesehen. Alles erkenne ich wieder, aber ich sehe mehr darin. Es ist, als ob alles, was ich hier erlebt habe, auf einmal gegenwärtig wäre. Es gibt keine Zeit mehr. Da war auch ein Laut. Schritte! Er! Gott im Himmel, er!

(Die Vorzimmertür öffnet sich, der Mann kommt herein. Er trägt die Kleider, die sie eben ansah. Er geht nach seiner Gewohnheit ruhig durch das Zimmer und sieht sich nicht um, obgleich die Augen von dem vielen Licht überrascht scheinen. Sie finden sich doch bald zurecht, mit einem leichten Zusammenziehen der Augenbrauen, das seine gewöhnlich gedankenvolle Miene noch um einen Schatten ernster macht.)

Die Frau ist ihm entgegengeeilt. Ihr Blut stürzt zum Herzen, so daß es weh tut, und sie ist sehr bleich, mit dunklen Augen. Früher hat sie ihre Gedanken unmittelbar zu Worten werden lassen, zuweilen flüsternd, zuweilen ganz deutlich. Sie hat selbst gelauscht und gestaunt. Jetzt fürchtet sie, zu träumen, und sie sucht die Grenze zwischen Denken und Sprechen einzuhalten, wie man es in der Wirklichkeit tut, wenn man nicht allein ist. Aber nicht sogleich; indem sie aufspringt, stößt sie einen Ton des Jubels aus, über den die Kehle keine Macht hat. Er wird beinahe zu einem Schrei und erschreckt sie selbst).

Du, du! Bist du doch gekommen! Endlich! Du, du.

(Es ist so viel Schmerz wie Freude in ihrem Schrei; die Freude tut am meisten weh. Ihre Augen füllen sich mit Tränen, die brennen und im Licht glitzern. Das Staunen will sie lähmen, es ist ihr, als müßte sie sterben. Sie will sich in seine Arme stürzen, aber er scheint nichts zu merken, und bei dieser Empfindung hält sie inne. Sie hat Zeit, zu denken, unerhört rasch.)

Ich muß wohl nicht aufgeschrien haben. Es ging nach innen. An ihm glitt es vorbei. Er weiß nichts. Oder vielleicht, daß ich . . . Ich habe den Schmerz und all das Grausige nur geträumt, ich lag da eben auf dem Sofa und träumte! Ja, gewiß, das ist natürlicher, es muß so sein. Ich *will* es, mit meinem ganzen Wesen. Er war fort, spazieren gegangen. Jetzt ist er daheim, und wir sind glücklich, ah, wir sind so glücklich!

(In dem zitternden Jubel darüber wundert sie sich, daß sie da steht und dies denkt: Ich bin glücklich. Sie erschauert und fürchtet, das Glück zu verscheuchen.)

Ich darf ihm nicht erzählen, was ich geträumt habe. Es könnte ein Omen sein, oder er könnte es so auffassen. Jetzt will ich froh sein.

Der Mann. Du hast auf mich gewartet?

(Sie hört, daß seine Worte im gewöhnlichen Takt als Antwort auf die ihren kommen. Alles, was sie gedacht hat, hat Raum in der kleinen Pause gefunden. Das bestärkt sie darin, daß sie nur geträumt hat und ohne Grund seltsam erregt gewesen ist.)

Du hast auf mich gewartet? Ich komme doch nicht später als gewöhnlich. Du warst eingeschlummert, sehe ich.

(Er ist gedankenvoll und sieht nicht auf die Uhr, wie es doch natürlich wäre. Darum auch küßt er sie nicht. Das kommt manchmal vor. Nun gut, es macht nichts, obgleich sie sich unendlich darnach sehnt. Sie sieht ihn ja, das ist schon unfaßbare Seligkeit. Seine Worte bestätigen, daß ihr Unglück nur im Traume da war, daß nichts besonderes an diesem Abend ist. Seine Stimme ist gut und zärtlich. Alles stimmt sie wieder ruhig, beinahe sicher.)

(Sie sinkt in einen Lehnstuhl, mit dem Rücken zum Sofa, sie sieht darum nicht, was darauf liegt, und hat es ganz vergessen. Der Mann geht auf und ab, setzt sich zuweilen an den Schreibtisch und spielt mit dem Papiermesser, steht dann wieder auf und geht, alles in seiner gewohnten Weise. Jedesmal, wenn er sie ansieht, richtet sich sein Blick nur auf das Gesicht, die Augen. Sie denkt oft: ich muß die Freude in meinem Blick dämpfen. Sonst kann er sich wundern, warum ich gerade jetzt so froh bin, denn er ist ernst. Er kann nach dem Grunde fragen.)

Der Mann. Die Kinder haben sich wohl schon längst niedergelegt? Frisch und vergnügt? Haben sie nach mir gefragt?

Die Frau (sucht in der Erinnerung, denkt): Wunderlich! Ich weiß nichts davon! Der furchtbare Traum verdunkelt alles Vorhergehende. Aber ich muß antworten! (Laut): Ja, gewiß. Sie waren so vergnügt und süß. Gewiß sprachen sie von dir.

(Dabei fühlt sie einen Schmerz, obgleich sie sich nicht erinnern kann oder will, was sie im Traum gesagt haben. Der Schatten muß verjagt werden, und sie fährt eifrig fort):

Willst du nicht kommen und sie ansehen und sie im Schlafe küssen? Komm! Ich will es auch gerne.

Der Mann (müde und ernst): Nein. Nicht jetzt. Ich könnte sie durch die Kälte wecken. Ich will hier bleiben. Ich muß wohl weit gegangen sein oder viel gedacht haben. Ich habe im Kopf so das Gefühl. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich ganz traurig bin.

Die Frau (sagt nichts, aber fühlt, wie der Blick sich zu gebrochenen Freudenstrahlen konzentriert. Es ist ihr, als müßten sie ihn wärmen. Wir haben ja einander, denkt sie.)

Der Mann (scheint ihre Gedanken zu hören, aber darin liegt nichts Wunderliches oder Erschreckendes). Wir haben ja einander. Ja, hier ist es so hell und traulich. Es liegt beinahe etwas Feierliches darin; ich weiß nicht warum. Ich muß gegangen sein, wo es dunkel war, in tiefen Gedanken. Deine bloße Nähe ist mir jetzt wie eine Liebkosung, und das Licht auch. Du findest es wohl wunderlich, daß ich nicht zu dir komme und dich liebkose. Aber das brauche ich nicht. So ist es beinahe am besten. Ich sehe dich, und ich bin dir so nahe. Es war früher so ganz anders.

Die Frau (ist grenzenlos glücklich, aber erschauert leicht. Sie versteht den Grund nicht, sie erinnert sich jetzt an nichts mehr von dem Vorangegangenen. Sie sieht ihn noch immer an und gibt sich ihm so ganz, aber jetzt sind Tränen in der Strahlenbrechung. Sie denkt: das ist das große Glück. Das tief dringt, bis zu den Quellen. Ich habe schon so empfunden).

Der Mann (bemerkt ihre Erregtheit nicht). Es kam dort draußen eine wunderliche Stimmung über mich. Ich habe schon so empfunden. Doch kaum so stark. Es war beinahe gespenstisch. Die Schatten im Laternenschein werden Körper, die Körper Schatten; nichts ist fest. Das Licht ist nicht Licht, sondern eine unruhige, bebende Bewegung, und ich sehe eigentlich nicht, denn ich bin nicht außerhalb. Ich bin mit in allem und fühle. Ich bin mit in den Steinen der Häusermassen, die nicht mehr Steine sind, sondern Komplexe von Kräften, Druck und Gegendruck. Ich bin mit in der Erde, die selbst trägt und auch ein lebendiges Ding ist, eine Strahlung von elastischen Kräften. Ich fühle, daß es nichts Totes gibt, daß des Lebens Wurzeln bis zum Grunde reichen, wenn es einen Grund gibt. Ich weiß ja auch sonst, daß es so ist. Du hast mich von dieser Erkenntnis als von dem Triumph des forschenden Gedankens sprechen hören. Damals habe ich andrer Gedanken gedacht. Aber in dieser Stimmung ist kein Triumph, obgleich ich so unmittelbar verstehe. Es ist nur unheimlich, es ist, als ginge man über unendliche Tiefen, und ich versinke.

Ich selbst und alles Schwarze und Schattenhafte, das Stoff schien; nichts von uns ist viel anders als die dunkeln Massen der Wolken, die hoch über meinem Haupt nach Gleichgewicht streben. Sie werden es nie gewinnen, nur langsam und ewig ihre Form ändern.

Die Frau (sucht zu folgen, aber bebt zurück wie vor einem Angriff auf ihr eigenstes Wesen. Sie vergißt es sogleich über ihm). Du bist doch nicht krank? Das sind Hamletgedanken. Ich und du und all das unsre, das ist doch fest und sicher. Erinnerst du dich nicht daran? Du wirst sonst krank. Ich hatte eben irgendeine Unruhe, aber war so grenzenlos selig, als du kamst.

Der Mann (spinnt seinen Gedanken weiter, ohne aufzumerken). Ich bin eins mit allem und allen, die mir begegnen. Ein Pferd, das müde und wunden Fußes auf dem Heimweg trabt, ein Mann mit eiligen, aber nicht leichten Schritten, ein Kind, das erschrocken fortläuft, ein Weib, das mir ihr häßliches und trauriges Berufslächeln schenkt: in einem Blitz ist ihre Seele mein, sind ihre Gedanken mein. Des Tieres Gefühlsphantasie von Krippe und Stroh, der Menschen erfrorene Sehnsucht nach dem oder dem, ihre Angst vor dem oder dem. Alles ist eins, Unruhe, Wünsche, und ich weiß, daß, wenn dieser Wunsch gestillt ist, in dem Schatten dahinter der Wunsch nach einem neuen wächst. Das ist das Leben, denke ich.

Die Frau (beinahe mit einem Schrei). Das ist nicht alles! Es ist doch auch so hold. Wenn du wüßtest, wie glücklich ich war, daß du kamst, wie glücklich es mich jetzt macht, dich nur anzusehen. Wenn du nur nicht so sprechen wolltest!

Der Mann. Du hast recht, das ist nicht alles. Ich dachte nur daran, wie ich es vorhin sah, als ich wohl vergessen hatte . . . Jetzt bei dir ist es anders. In diesem wunderlichen Lichte. Und deine Augen, die so weich glänzen! Denke, wie gut wir es hier so oft gehabt haben. (Grübelnd): Aber es gilt doch zu verstehen, was diese Unruhe verursacht. Es muß irgendein Irrtum, eine Blindheit sein, die uns eingeschlossen hält und tasten läßt, obgleich es kalt durch die offene Tür weht. Es dünkt mir, als wäre ich durch sie hinausgegangen. Weit hinaus. Ich möchte mich erinnern, wie es dort war.

Die Frau (glaubt auch, daß sie sich an diese Kälte erinnern kann, von der er spricht, aber fürchtet, es zu tun). Nicht jetzt! Gedenke lieber meiner! Oder deiner Arbeit, oder der Kinder!

Der Mann. Du sitzest ja vor mir und leuchtest so warm. Dank! Dank! Es ist heute abend etwas Besonderes in deiner Stimme, wie an allem andern. (Er scheint darüber nachzugrübeln.)

Die Frau (will davon ablenken, obwohl sie sich nicht erinnert, warum das Gebiet gefährlich ist. Mit erzwungener Leichtigkeit): Nur, weil ich lange auf dich gewartet und dich heute so wenig gesehen habe. Es ist beinahe, als hätte ich dich gar nicht gesehen. Deine Arbeit nimmt dich ja so in Anspruch.

Der Mann. Es scheint mir jetzt schon lange nicht . . . (Sein Blick wird fest.) Sie muß fertig gemacht werden.

Die Frau. Damit du Freude daran hast und dich ausruhen kannst.

Der Mann. Damit ich eine neue beginnen kann. (Schwer): Die auch verurteilt ist, halb zu bleiben. So ist alles, was wir tun. Es ist, wie als man noch ein Kind war und den Hügel hinauflief, um die Abendsonne zu erreichen. Doch sie ging rascher. Wenn man überhaupt denkt, wächst man aus seinen Gedanken heraus, ehe sie zur Einheit werden. Wenn das Nest fertig ist, ist es zu eng und taugt höchstens für andre.

Die Frau. So hat man ihnen Gutes getan.

Der Mann. Im besten Falle ein wenig. Oft das Gegenteil. Aber vor allem ist man für sich selbst verantwortlich.

Die Frau. Das Urteil muß wohl nach unserm Streben ausfallen.

Der Mann. Damit mögen sich die Danaiden trösten. Das Schlimmste ist, daß, wenn man sich etwas ganz fertig denken könnte, es damit zugleich das Zeichen des Todes tragen würde. Hohe Bäume welken vom Gipfel an; keine Säfte steigen mehr hinauf. Eine unangreifbare Lebensanschauung wäre nur das Monument auf dem Familiengrabe der Menschheit.

Die Frau (frierend): Nie habe ich dich noch so dunkel reden gehört.

Der Mann. Ich weiß auch nicht warum. Es ist, als sähe ich das Ganze aus der Ferne, durch eine Scheibe, draußen in der Kälte. Von dort kam es.

Die Frau. Du bist nicht ausgeschlossen. So viele lauschen dir eifrig.

Der Mann. Es ist so leicht, kleinen Sinnen zu imponieren. Gib ihnen nur etwas, woran sie den Kopf lehnen können. Namentlich die Freigeistigen; die verlangen ein hartes Kissen, gleichviel, was im übrigen darin ist. Haben sie das, dann schlafen sie, stolz auf ihre Abhärtung, den Schlummer des Gerechten und glauben etwas Großes zu vollbringen.

Die Frau. Du könntest doch wohl all diese Gedanken abschütteln. Hier in unserm Heim.

Der Mann. Das tun alle, ja. Wie sollte es sonst gehen?

Die Frau (schlägt eifrig einen neuen Weg ein). Ich freue mich so sehr, daß der Sommer kommt. Es muß bald Frühling werden. Er lag schon in der Luft, als die Sonne unterging; jetzt fällt es mir ein, obgleich ich damals nicht darauf achtete. Es war solch eine unruhige Helligkeit, daß die Augen sich mit Tränen füllten. Ja, der Frühling muß bald kommen. Denke, da können wir aufs Land fahren. Dort wirst du so froh sein.

Der Mann (im Schoton): Dort werde ich froh sein. (Nachdenkend): Ich kann nichts andres vor mir sehen als das Gras, aber das Bild ist so deutlich. Es ist weich, dünn und fein, ganz frisch. Die Sonne scheint durch, so daß jedes Hälmchen glänzt. Es wird schön sein, sich da auszustrecken; ich muß mich darnach gesehnt haben. Man träumt, in diesem schlichten schönen Leben aufzugehen und vergißt all die beunruhigende Mannigfaltigkeit. Diese lichte große Nacht ist auch so beruhigend für das Auge.

Die Frau (erschauert wieder leicht). Herrlich ist sie. Aber doch ein wenig kalt. (Lächelnd): Ich freue mich auf so viel andres. Vor allem auf die Kinder. Für Signe ist alles lieb und vertraut, sie sehnt sich schon seit dem ersten Tau nach dem Lande. Sie träumt von all den Herrlichkeiten und baut Luftschlösser, und wenn es kommt, ist alles doch noch herrlicher.

Der Mann (lächelt auch). Wunderlich, ja! So ist es manchmal noch in diesem Alter.

Die Frau (fährt fort): Für Arne ist alles neu. Er kann sich an das Frühere nicht erinnern. Wie sich doch der Sommer für solch ein kleines Wesen ausnehmen muß, das gerade fertig ist, ihn zu empfangen! Alles wird für ihn so groß und so frisch. Er hat die Blumen Angesicht gen Angesicht wie Geschwister.

Der Mann. Ja, ich entsinne mich aus meiner eigenen Kindheit. Alles hat sein eigenes, persönliches Leben. Es ist nicht schön oder häßlich, es ist gut oder nicht gut. Es wird jetzt so viel von Schönheit gesprochen, geschulmeistert und gepredigt, und fast in allem hört man den kleinlichen Ton der Eitelkeit. Die Auffassung des Kindes ist so viel reicher in ihrer Unmittelbarkeit. Gerade aus einer solchen muß wohl der Lerchengesang entspringen. — Wenn ich daran denke, wie man einen blühenden Strauch verstand, gerade aus seinem eigenen Wesen heraus. Wie armselig wird es nicht später, wenn man sagt: Diese Linie fällt schön, diese Farben klingen gut zusammen. Nur ein kleiner bewußter Teil unsres Ichs ist mit dabei. Das ist die gepriesene Entwicklung. Für sie grübelt man.

Die Frau (jubelnd): In der Liebe ist man wieder ganz. (Als sie ihn nicht mitreißt, kehrt sie zu dem Früheren zurück.) Ja, wie unschuldig und selig und licht alles für ihn sein muß!

Der Mann. Das Leben ist sehr mild in diesem ersten halben Bewußtsein unsrer selbst. Vorher ist es ein Stück blinder und heftiger Wille, und dann ...

Die Frau. Wie rund und braun er werden wird. Wie sie alle beide im Grase leuchten werden! Nichts leuchtet so wie Kinder. Ich fange an, mehr und mehr von ihrer Zukunft zu träumen, so wie damals, ehe sie noch da waren. Es ist eigentlich töricht, da Kinder so ganz im Augenblick leben und darin ihren größten Reiz haben. Aber es ist so lockend. Und ich mache es auch später für sie nur schön. Sie gleichen doch dir am meisten.

Der Mann. Hm! Bei dem Kleinen kann man es noch nicht recht sagen. Signe hat wohl allzuviel von mir, fürchte ich.

Die Frau (beinahe heftig!): Wie kannst du so sprechen?

Der Mann. Ich meine vor allem ihres Glückes wegen. Es ist etwas zu Intensives in ihrem Gefühlsleben, obgleich es geschlossen ist. Wenn sie sich in eine Freude hineindenkt, da preßt sie sie gleichsam an sich, bis es schmerzt und die Augen ganz schwarz werden. Vor dem Weihnachtsabend und dem Geburtstag ist sie im Fieber. Ich habe oft daran gedacht, was das zu bedeuten hat. Sie hat Phantasie. Sie nimmt Vorschuß. Das darf man nicht.

Die Frau. Ach! So genießt sie ja doppelt.

Der Mann. Das Kapital ist nie groß und der Zinsfuß niedrig. Bis sie rechnen gelernt hat, merkt sie es. Wenn sie heranwächst und wir nicht mehr alles für sie sind, nimmt sie andre Menschen ebenso. Die bezahlen schlecht. Das gibt Kindertragödien der Freundschaft. Wenn dann die Jugend kommt, mit ihrer Strenge, die sich so schwer selbst tragen kann, in unsern

Tagen, wo alles die Unruhe hat, sich an Problemen zu überheben, — dann wird die Welt unbegreiflich häßlich und hart und ungerecht. Da sie ein Weib ist, findet sie in der Rechthaberei, in kühner und enger Konsequenz keinen Trost. Ihr Wesen ist, sich bewundernd zu beugen, und sie wünscht nichts sehnlicher als unrecht zu haben.

Die Frau. Das kann ihr wohl werden. (Lächelnd): Du malst so schwarz.

Der Mann. Das wird ihr auch. Wenn sie sich verliebt.

Die Frau (streckt eifrig die Hand gegen ihn aus): Ja, und dann ist die Sorge aus. Dahin wolltest du kommen. Das gibt das rechte Licht, und nichts ist mehr schwer. Man gibt und gibt nur, sein ganzes Wesen; es ist, als sollte nichts von einem übrig bleiben. Aber ohne daran zu denken, hat man mehr empfangen, als man gegeben, und man ist reich. Was man nie geben wollte, das Bittere, das ist das einzige, was verschwunden ist — wie Nebel vor der Sonne.

Der Mann. So kann es sein, ja, wenn das Schicksal einem wohl will, sonst . . . (zärtlich): So ist es im großen für uns beide gewesen. Ich danke dir!

Die Frau (wartet, daß er ihre Hand ergreife und fühlt, wie sie schwer niedersinkt. Sie will die Enttäuschung verscheuchen). Schwester Emma war eben bei mir. Heute war es. Noch vor gar nicht lange. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, daß sie bleiben müßte, weil ich verstimmt war, ich weiß nicht mehr, warum. Sie glaubte, ich sei krank. Aber ich sah, wie schwer es ihr fiel, und ich begriff, daß sie jemanden treffen sollte. Es war eine solche Frühlingsluft um sie. Glück, Ungewißheit, all das Zarte und Hoffnungsvolle. Es steht jetzt so schön vor mir. Es tut mir leid, daß ich ihre Freude trübte, und ich verstehe nicht, wie es zuging. Aber ich habe sie ganz leicht zum Gehen überredet, und sie hat es gleich vergessen, glaube ich. Jetzt lächelt sie wohl sehr strahlend, wenn sie Arm in Arm ihrer Zukunft entgegenwandern.

Der Mann (suchend): Wunderlich, daß es gerade der Selbstverzicht sein soll, der das Glück schenkt. Dann müßte ja auch der Tod . . . Die beiden, Liebe und Tod, haben irgendeinen Zusammenhang.

Die Frau. Nicht davon sprechen! Er gibt nichts. Er ist nur furchtbar.

Der Mann. Warum? Wie kannst du es wissen? Nein, gerade jetzt scheint es mir, daß ich es verstehe, und ich muß weitersuchen. Alles, worüber ich an diesem wunderlichen Abend gegrübelt, liegt und rauscht in dieser Frage. Es zieht mich zu einem weiten offenen Raum, wo ich glaube, gewesen zu sein, und so manches verstanden zu haben, aber es war zu unbestimmt und zu groß für Worte. Nun muß ich doch erproben, wohin der Gedanke will. Er muß doch auch hier tragen wie dort; er wird nicht mehr Stückwerk sein. Darf ich laut vor dir denken? Willst du nicht zuhören?

Die Frau. Sollte ich deine liebe Stimme nicht hören wollen, wo ich mich so inbrünstig nach dir gesehnt habe, ehe du kamst? Was du auch sagst, *sie* wird mir Wärme geben. Du hast dich krank gegrübelt, ich verstehe nicht warum. Aber sprich dich aus. Dann wirst du es ruhig und gut haben.

Der Mann (wieder im Schoton): Dann werde ich es gut haben. Laß uns sehen! Es ist nicht das erstemal, daß diese beiden Begriffe sich aneinander

brechen, obgleich sie wie Feuer und Eis erscheinen können. In jeder wirklichen Liebe ist die Ahnung davon. Es ist nicht der Kontrast, der es macht, nicht die Furcht. Gerade, wenn man am tiefsten liebt, fürchtet man nichts, man fühlt sich von dem großen und ewigen Hauch der Elemente getragen, man ist sicher wie sie. Dieses Gefühl lügt nicht. Obgleich seine Gegenstände verblassen oder wechseln können. Dann erscheinen die Äußerungen lächerlich: selbst ist es niemals lächerlich, wenn es echt ist. Was bedeutet es denn, dieses Gefühl? Selbstaufgabe. Die Persönlichkeit, die wir sonst so schützen und schirmen, als wäre sie unser kostbares Gut, verschmilzt mit einem geliebten Wesen, wird eins mit einem andern, verliert sich in eine Welt von Licht. Und das schenkt unaussprechliches Glück, wenngleich mit einem heiligen Schauer, einem Schwindel der Unendlichkeit, einem Raunen von Tod, der nur Größe hat, aber kein Grauen.

Die Frau (leise, ergriffen): Ja, so ist es. Ich entsinne mich. Aber warum kam denn zuletzt das Grauen?

Der Mann. Man greift nach dem Glück, man vergöttert es, man erfleht es, und man steht wieder als zwei Persönlichkeiten da, mit ausgestreckten Händen, man sagt wieder: Ich! Das ist Verblendung, aber sie ist in unsrer Natur, solange wir des Lebens sind.

Die Frau (suchend): Ich erinnere mich nicht. (Traurig): Das hast du also gefühlt! (Wieder hell): Aber die Liebe ist geblieben, sie wird wieder neu.

Der Mann. Sie kämpft mit der Illusion, sie steigt an wie der Scheiterhaufen um die Feuerzunge, und schließt uns ein und trennt uns ab und erhebt sich wieder, solange das Wesen des Feuers in uns ist. Sie ist groß, wir sind klein.

Die Frau. Wir erreichen es doch!

Der Mann. Wir erreichen sie, aber wir verstehen nicht wie tief. Denn das, worin die Persönlichkeit sich verliert, das ist nicht der andre, wie wir ihn auch vergöttern und bewundern mögen, es ist das Leben der Menschheit. Wir glauben eigene Ziele zu erreichen. Hier wie immer gilt es ein größeres. Die Natur lockt ihre kurzsichtigen Kinder, und ihre Augen leuchten einander in Seligkeit und Zärtlichkeit entgegen. Selbst blickt sie weit über ihre Häupter in das Leben der Zukunft.

Die Frau. Mein Herz bäumt sich auf. Du warst meine Welt, du bist es . . . Es wird so kalt nach deinen Worten, so hart.

Der Mann. Ist ihre Umarmung nicht warm, ihr Schoß nicht weich genug? Aber du hast recht. Wir sind etwas Größeres, etwas andres als ein Spielzeug, etwas Größeres als die Liebe, die von Glück für zwei Ich singt.

Die Frau. Das Lied, in dem alle mitgesungen?

Der Mann. Das jetzt zur Religion aufgespielt werden soll. Ja. Sie ist zu klein für uns. Wir müssen jenem Flüstern des Todes lauschen.

Die Frau. Nicht dieses Wort, nicht dieses!

Der Mann. Worte dürfen nicht erschrecken. Was weißt du von der Sache selbst? Gedenke der Selbstaufgabe in der Liebe, des Größten, des Sichersten darin! Es kommt eine andre Umarmung und nimmt uns. Alle,

Fliehende und Willige. Sie lügt nicht, sie schmeichelt nicht, aber sie ist nicht grausam. Kann man sich tief hineinschmiegen, dann hat man es gut; man weicht ihr nicht aus, wenn man sich abwendet. Der Tod muß mit in der Welterklärung sein, er *ist* die Welterklärung.

Die Frau. Höre auf, genug!

Der Mann. Wenn ich so nahe bin. Nein. Der Tod löst den Irrwahn auf, der das Ich war, darum schenkt er einen so befreiten und großen Gesichtsausdruck. Er löst gründlich, er durchschneidet den Knoten. Jetzt verstehe ich, wonach ich dort draußen tastete, jetzt ist die Pforte wieder geöffnet, und ich sehe. Ich war in all dem, was ich draußen in der Nacht sah, in der Schwere, in dem Schatten, im Lichte, in dem unruhigen bebenden Innern der Empfindenden; ich bin darin, solange das Leben mich hat. Was mich darin gefangen hält, das ist die Illusion, daß ich etwas andres bin. Aber könnte ich *alles* demutsvoll lieben, was Leben hat, mich selbst vergessen, dann wäre ich frei, dann wäre ich weise, dann wäre ich erloschen wie eine Sternschnuppe, aber im Licht, dann hätte ich Ruhe gefunden. Diese Ruhe gibt der Tod; er sagt: du bist nicht mehr. All diese Unruhe und Sehnsucht, — siehe, nun ist sie dahin! Aber da hören die Worte auf; sie waren nur Blasen in der Dunkelheit; sie ermessen nichts, wo es keine Dunkelheit gibt. Wunderlich! Wie ich nun so spreche, ist es mir, als seien sie schon in mir erstorben.

Die Frau (in Schmerz zusammengesunken). Aber in mir leben sie, mich verwunden und schmerzen sie. O, wie kannst du . . . ? (Erhebt sich in Aufruhr, spricht sich die Wangen blühend rot): Hier in unsrem Heim, das wir uns mit solcher Freude erbauten. Wo du gearbeitet und dich wachsen gefühlt hast, und ich auch mit meinem Geringen! Wo wir miteinander in Liebe geflüstert haben, bis das Wort versagte, und uns in die Augen gesehen, ohne einen Schatten in ihrem offenen Blick. Wo wir an der Kinder Krankenbetten gewacht und das Glück gleich einer liebreichen Gottheit über uns gefühlt, wenn die Gefahr vorüber war. War das alles auf einem Irrwahn aufgebaut? Der Menschen Leben, birgt es nicht eine ganze Unendlichkeit, vorwärts, langsam vorwärts, jetzt ein Blatt, jetzt eine Blüte — wer sieht das Ende? Groß ist es, herrlich ist es. Leicht ist es nicht, aber wäre es denn dann so viel wert? Sieh, wie ich mich warm spreche, höre, wie traut es ist! Vergiß doch all das Kalte!

Der Mann (sieht ihr Gesicht an und wird selbst hell, sieht tiefer hinein, und ein Schatten des Grübelns trübt seinen Blick). Wenn ich es könnte. Ja, du bist so schön, du leuchtest heller als alles andre hier. Doch warum diese Tracht? Ich habe sie nie zuvor gesehen. Sie saugt alles Licht an sich, und es erstirbt in den Falten. Diese Farbe, ist sie die des Glückes auf unsrer Erde?

Die Frau (sieht an sich herab auf das Trauerkleid, unfaßbar bricht die Erinnerung über sie herein. Sie schreit auf): Es war um dich. Ich träumte, aber das ist ja kein Traum. Ich verstehe nichts. Und all die Lichter hier! Und dennoch, gerade jetzt wirst du so undeutlich vor meinem Blick. Das sind die Tränen. Ach, sage, daß es die Tränen sind! Komm und küsse sie fort! Oder ich werde blind. Gleichviel, wenn du nur zu mir kommst. So komm doch! Ich fasse nichts.

Der Mann (sie sieht ihn nicht mehr. Die Stimme ist wie aus weiter Ferne). Aber ich fasse. Wir sprechen nicht mehr dieselbe Sprache. Gleich wirst du mich auch nicht mehr hören. Deine Welt ist eine andre als die meine. Jetzt!

(Er ist verschwunden. Sie stürzt auf die Stelle zu und fällt in unaufhaltsamem Weinen zu Boden. Endlich erhebt sie den Kopf und spricht schluchzend zu sich selbst. Ihr Blick wird im Reden fest und starrt in die Lichtflammen.)

Das war das Wunder, um das ich gefleht. Anders, das verstehe ich jetzt, konnte es nicht kommen, auch wenn es Götter gäbe. Ich hätte nicht bitten sollen. Jetzt ist er noch ferner. Der Tod, der Tod! (Es leuchtet in ihren Augen auf.) Aber nun weiß ich doch, was er wußte, als seine wirkliche Stimme vor mir erstarb, damals, es ist so lange her. Es ist groß, vielleicht ist es nicht kalt. Ich werde meine Gedanken gewöhnen. Ich mich versuchen, während ich mich stark mache für meine Welt. Sie ist die Pforte zu seiner. Wer weiß, vielleicht gibt es einmal . . . Ah! (Sie bricht wieder in Tränen aus.)

Neue Musik-Literatur.

1. Max Kalbeck, Johannes Brahms. Zweiter Band. Erster Halbband. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft. 1908.
2. Marie v. Bülow, Hans v. Bülows Briefe. Sechster Band: Meiningen (1800—1886). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1907.
3. Robert Franz und Arnold Freiherr Senfft v. Pilsach. Ein Briefwechsel (1861—1888.) Berlin, Alexander Duncker. 1907.

Der neue Halbband von Kalbecks Brahms-Biographie umfaßt die Jahre 1862 bis 1868, reicht also, um in Opuszahlen zu reden, von 36, den Paganini-Variationen, bis 45, dem deutschen Requiem.

1862 war Brahms nach Wien gekommen, und Wien ist nun, von längeren episodischen Aufenthalten auswärts abgesehen, sein Wohnsitz geblieben und sein Sterbeort geworden. Es möchte wundernehmen, daß der knorrige, schweigsame, in sich gekehrte Hamburger, der mit ganzer Seele und mit allen Fasern seines Herzens an der nordischen Heimat hing, hier im Süden, in der leichtlebigen Donaustadt, sich dauernd wohl fühlen konnte, wenn nicht viele Momente zusammenträfen, die das Seltsame wohl erklären. Einmal die herrliche Lage der Stadt, am belebten Fluß, inmitten weinspendender Hügel, nahe an Gebirg und Wald, so recht ein Ort, sich in Naturgenuß auszuschwelgen, und darum so recht geschaffen für den Naturschwärmer Brahms. Und welche Erinnerungen umgaben ihn hier! Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert hatten in diesen Mauern gelebt und geschaffen; die Häuser, die sie beherbergt hatten, standen leibhaftig vor ihm, er durfte sie betreten, ihre Mauern betasten, er durfte in denselben Gasthäusern sitzen, in denen Beethoven und Schubert ihren Wein getrunken hatten, und dieselben Wege, auf denen jene Großen gewandelt, führten ihn berg- und waldwärts. Also Anregungen für Gemüt und Phantasie in Fülle! Dazu nun das Volk in seiner behaglichen Lebensfreude, in seiner Neigung, den Augenblick zu genießen, die Lust der Stunde bis auf den Grund auszuschöpfen, und begabt mit einem natürlichen Sinn für Musik, den der Fremde immer aufs neue anstaunt. Diese Wiener Volksmusiker, ein paar Streicher, eine Gitarre, eine Handharmonika, wenn's hoch kommt, eine Flöte oder Klarinette dabei, diese Musiker, die nie eine Musikschule besucht, sondern ihre Kunst gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen haben und ihre Tänze und Lieder frei vom Herzen weg nach dem Gehör spielen, bildeten für Brahms eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Ganze Tage, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, konnte er im Prater zubringen, sich wie ein Kind mit den Kindern auf die Rutschbahn setzen, dem Kasperletheater zuschauen und der Volksmusik zuhören. Sein ganzer Mensch taute in dieser Atmosphäre auf, sein Wesen schliff sich die allzu scharfen Ecken ab, und manche Kompositionen, das G-dur-Quintett, die Walzer und andre wären vielleicht nie entstanden, wenn er nicht so lange die laue Luft Wienerischen Lebens geatmet hätte. Endlich aber: er machte hier bessere Erfahrungen als ein Vierteljahrhundert

vorher Robert Schumann, der seinen Verwandten schrieb, es gehöre viel Schlangennatur dazu, in Wien festen Fuß zu fassen, und dem es nie so recht wohl in Wien wurde. Brahms aber fand bald Freunde und Verehrer, trotz seines zurückhaltenden Wesens, und während die heißgeliebte Vaterstadt ihm nur mit kärglicher Gegenliebe vergalt — denn als die Dirigentenstelle beim Philharmonischen Konzertverein zu besetzen war, wählte man einmal Stockhausen und nach dessen Weggang v. Bernuth — fühlte er in Wien festen Boden unter den Füßen; er wurde Chormeister der Singakademie, und von einem kleinen Kreise aus, der sich um ihn schloß und ihn verstand, ging eine Bewegung aus, die sich allmählich auch der weiteren Welt mitteilte.

Brahms traf in Wien alte Freunde, wie Graedener und Berta Perubszki, die sich gerade mit Dr. Faber verlobt hatte, und gewann schnell neue Bekannte dazu: Frau v. Astern mit ihren beiden talentvollen Töchtern; Marie Wilt, die eine geniale Interpretin seiner Lieder wurde; den ausgezeichneten Pianisten Julius Epstein, auch Carl Tausig und Peter Cornelius. Mit dem zuletzt Genannten wollte sich ein freundschaftlicheres Verhältnis nicht anbahnen, obwohl anfänglich der Verkehr ein ziemlich lebhafter war, aber für Tausig, den vom Leben Zerriebenen, wurde die Berührung mit der kräftigen, in sich gefestigten Natur des älteren Künstlers zum Jungborn, sein Skeptizismus verstummte gegenüber dem künstlerisch ganz positiven Brahms, und dieser wieder fühlte sich durch Tausigs außerordentliche Klaviervirtuosität zur Schöpfung seiner Paganini-Variationen angeregt.

Noch einer andern flüchtigen Bekanntschaft ist hier zu gedenken: der mit Richard Wagner. Brahms war zuerst am 16. November 1862 mit dem Quartett Hellmesberger in Wien vor die Öffentlichkeit getreten, und hatte dann am 29. November und am 6. Januar 1863 eigene Konzerte gegeben, in denen er dem Publikum als Klavierspieler ganz gewaltig imponierte, während er als Komponist auf ziemlichen Widerstand stieß. Im zweiten dieser Konzerte war auch Wagner anwesend, dem wohl von Tausig und Cornelius öfter von Brahms erzählt worden war, und durch Standhartners Vermittlung kam später eine persönliche Berührung zustande: im Februar 1864 folgte Brahms einer Einladung Wagners in die von ihm bewohnte Villa in Penzing, wo er Bachs Orgel-Tokkata in F-dur sowie seine Händel-Variationen spielte und dafür von Wagner hohes Lob erntete. Fünf Jahre später freilich war Wagner andern Sinnes geworden und griff Brahms in seiner Schrift „Über das Dirigieren" auf das heftigste und ungerechteste an, und noch später entspann sich zwischen ihnen ein eigentümlicher Briefwechsel, in dem beide sich mit einer Spitzfindigkeit ausdrücken, die jedes Diplomaten würdig wäre.

Nämlich Brahms hatte von Tausig das Manuskript der von Wagner für die Pariser „Tannhäuser"-Aufführung nachkomponierten Venusbergszene geschenkt bekommen. 1875 verlangte Wagner nun dies Manuskript zurück unter Angabe allerlei wenig stichhaltiger Gründe, von denen nur einer nicht zurückzuweisen war: er habe das Stück Cornelius oder Tausig keineswegs geschenkt, sondern nur zur Aufbewahrung übergeben. Beide waren inzwischen gestorben — also schickte Brahms die Partitur sofort ab, rechtfertigte seinen Standpunkt, der es ihm nicht gestattet hatte, das Stück auf frühere Anregungen von Frau Wagner und Cornelius hin aus der Hand zu geben, verzichtete aber auf längere Auseinandersetzungen mit dem Hinweis: „Das Sprichwort vom Kirschenessen ist wohl nicht besser angewandt als bei unsereinem Ihnen gegenüber." Dann fügte er hinzu: „Möglicherweise ist es Ihnen nun ganz angenehm, wenn ich nicht mehr glauben darf, Ihnen etwas geschenkt zu haben. Für diesen Fall sage ich, daß, wenn Sie meiner Handschriftsammlung einen Schatz rauben, es mich sehr freuen würde, wenn meine Bibliothek durch eines mehr Ihrer Werke, etwa die ‚Meistersinger', bereichert würde." Wagner soll empört über diesen Brief gewesen sein, aber er beruhigte sich und schickte Brahms zwar nicht die „Meistersinger", die er nicht mehr hatte, sondern das „Rheingold" mit einer eigenhändigen Widmung und einem verbindlichen Brief. Brahms dankte für das Geschenk sehr herzlich, fügte indessen über das Werk einige seltsam verzwickte und

gezirkelte Bemerkungen hinzu: „Vielleicht reizt dieser Teil anfangs weniger zu dem eingehenden Studium, das Ihr ganzes, großes Werk verlangt; dieses ‚Rheingold' aber ging noch besonders durch Ihre Hand, und da mag die ‚Walküre' ihre Schönheit hell leuchten lassen, daß sie den zufälligen Vorteil überstrahle. Doch verzeihen Sie solche Bemerkung! Näher liegt wohl die Ursache, daß wir schwer einem Teil gerecht werden, daß uns über ihn hinaus und das Ganze zu sehen verlangt. Bei diesem Werke gar bescheiden wir uns gern noch mehr und länger. Wir haben ja den wohl ergreifenden, doch eigentümlichen Genuß — wie etwa die Römer beim Ausgraben einer riesigen Statue — Ihr eines Werk sich teilweise erheben und ins Leben treten zu sehen. Bei Ihrem undankbaren Geschäft, unserm Erstaunen und Widerspruch zuzusehen, hilft dann freilich einzig das sichere Gefühl in der Brust und eine immer allgemeiner und größer werdende Achtung, die Ihrem großartigen Schaffen folgt."

Bei dieser Gelegenheit beschäftigt sich Kalbeck wieder in einer Art und Weise mit Wagner, die den Widerspruch herausfordert. Wenn Wagner sich schlecht gegen Brahms benommen hat, was ohne weiteres zugestanden werden soll, so liegt darin meines Erachtens kein Grund, daß Brahms' Biograph sich wiederum schlecht gegen Wagner benehme. Zwar setzt Kalbeck der zweiten Auflage seines Werkes gewissermaßen als Motto einige Sätze aus einem Brief Arnold Böcklins an Paul Heyse voran: „Du wirst finden, ich sei etwas schroff, wie ich es sonst oft hören muß. Nach und nach kommt's über einen, als ob eine Überzeugung das einzig Positive im Leben sei." Das soll gelten; auch ich meine, es muß jeder die Freiheit haben, aus seiner Überzeugung heraus Menschen und Dinge darzustellen; ja es ist dies wohl der einzige Weg, um Menschen und Dingen wirklich an den Leib zu kommen. Ich will also kein Aufhebens davon machen, daß Kalbeck Wagner aufmutzt, er habe seine Penzinger Villa in „äußerst kostspieliger Weise für seinen Geschmack einrichten lassen", habe zwei Tapezierer wochenlang arbeiten lassen, „um seine extravaganten Bedürfnisse und Launen zu befriedigen", habe in Samt und Seide geschwelgt und sich täglich auf eine andre Farbenzusammenstellung besonnen, obwohl das alles gar nicht so schlimm war. Denn man könnte dem entgegenhalten, daß Wagner für das Ungeheuere, das er der Welt schenkte, von dieser Welt im Grunde unendlich wenig forderte. Was wollte er denn? Ruhe, um arbeiten zu können, und eine seinem Künstlergeschmack halbwegs entsprechende Umgebung. Und das wenige wollte ihm die Welt, die für tausend Unsinnigkeiten Milliarden übrig hat, nicht gönnen!

Doch das mag beiseite bleiben. Wenn aber Kalbeck von Wagner sagt: „Er hätte versucht, alle großen, ihm überlegenen Dichter und Musiker umzubringen, wenn er sie nicht durch den Panzer ihrer Unsterblichkeit gegen seine heimtückischen Angriffe geschützt gewußt hätte," so schlägt dies den Tatsachen geradezu ins Gesicht und ist nicht damit zu entschuldigen, daß es des Verfassers Überzeugung sei. Wagner, der in Dresden mit Feuereifer für die Überführung von Webers Asche nach Deutschland gewirkt hatte, der bei der Beisetzung dieser sterblichen Reste des Künstlers so warm aus dem Herzen quellende Worte gesprochen, der über Mozart, Beethoven, Gluck das Schönste und Tiefste geschrieben hat, was jemals über diese Genien gesagt worden ist, der auch über Spontini, Rossini und viele andre in Ausdrücken hoher Achtung sich äußerte, dieser Wagner sollte das alles erlogen haben? Wahrlich, man muß ein sehr geringes Unterscheidungsvermögen für Wahrhaftigkeit und Unwahrhaftigkeit haben, um so etwas behaupten zu können! Es tut mir immer wieder leid, wenn ich sehe, wie Kalbeck durch solche Einstreusel sein mit so vieler Liebe und so eindringendem Verständnis geschriebenes Buch schädigt.

Das F-moll-Quintett entsteht unter ähnlichen Mühen wie das D-moll-Konzert für Klavier, das sich aus einer Sinfonie allmählich erst zum Konzert entwickelt hatte. Das Quintett war für fünf Streichinstrumente geschrieben, tat aber in dieser Fassung keine gute Wirkung, wie selbst Joachim hervorheben mußte. Es wurde dann von Brahms in eine Sonate für zwei Klaviere umgegossen und erhielt

endlich, da es den Komponisten auch so noch nicht befriedigte, die Fassung, in der wir es jetzt kennen, als Klavierquintett.

Bei diesem Ringen mit dem Gedankenstoff, bei diesem Kampf um die Ausdrucksform begreift man die Skepsis, die Brahms manchen sehr produktiven Komponisten entgegenbrachte. So antwortete er Bülow, der ihn veranlassen wollte, vier Ouvertüren von Raff Simrock zur Herausgabe zu empfehlen, stolz und kühl: „Ich bin so sehr geneigt, meine fruchtbaren, schnell fertigen Kollegen zu beneiden. Ich nehme gern an, daß sie nicht des Konversations-Lexikons wegen schreiben, sondern aus derselben Notwendigkeit, aus denselben Gründen wie ich — also den besten. Wie oft schreibt so einer fröhlich sein Fine, das doch sagt: ich bin fertig mit dem, was ich auf dem Herzen habe! Wie lange kann ich das Kleinste fertig mit mir herumtragen, ehe ich ungern dies ‚fertig' zugebe! Ganz nebenbei schreibt Raff vier Ouvertüren zu vier riesigen Tragödien. Beneidenswert scheint es, sich so leicht und oft zu Genüge tun zu können, sich befriedigt, befreit zu fühlen. Hat Raff denn Zeit zum Katzenjammer gehabt? Gescheit genug war er dazu! Oder war er einfach glücklich im Besitz seines Talentes? Das sind wir Kleineren sonst selten — und wie hoch hinauf mögen diese Kleineren gehen!"[1]) Ich kenne wenig Äußerungen von Brahms, die für sein künstlerisches Denken und Empfinden kennzeichnender wären als diese Briefstelle.

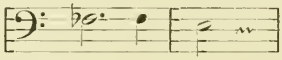
Sehr gut ist, was Kalbeck über den „Rinaldo" sagt, der im Sommer 1863 in Blankenese komponiert wurde, bis auf den Schlußchor, der erst 1868 entstand. Das Werk wird fast allgemein unterschätzt, da es von übergroßer Schlichtheit des Ausdruckes mehr das innere Erlebnis als den äußeren Vorgang darstellt. Mit Recht hebt Kalbeck hervor, daß Brahms niemals den psychologischen Prozeß der Handlung durch ablenkende Schilderungen unterbricht und jede Art von gefallsüchtiger Übertreibung, hinter welcher der Schwächling gern seinen Mangel an Gemüt verbirgt, verschmähe. Gewiß wäre es einem luxurierenden Orchestermaler ein kleines gewesen, „mit ein paar geschickten Handgriffen die unbequeme Hauptsache beiseitezuschieben, um Tasso und Goethe als sinfonischer Dichter abzutrumpfen. Armidens Palast und Garten, der diamantene Schild, die Verwandlung, die Erscheinung der Zauberin usw. — welche Fülle von verführerischen Gelegenheiten, in blendender Tonmalerei zu schwelgen!" Brahms tat nichts dergleichen, und hatte dafür zu büßen, denn das Publikum verhielt sich dem „Rinaldo" gegenüber ziemlich gleichgültig. Er war sich auch vollkommen bewußt, wie weit der Trieb seiner Künstlernatur ihn von den Neigungen des Publikums entfernt hatte, denn er schrieb nach der Aufführung des „Rinaldo" an Simrock: „Es ist eine alte Erfahrung, daß die Leute immer etwas Bestimmtes erwarten und ebenso von uns immer etwas ganz andres kriegen. So hoffte man denn diesmal jedenfalls ein Crescendo des Requiems und bestimmt eine schön aufgeregte, gute Venusbergwirtschaft bei der ‚Armida' usw." Auch ein andermal noch äußert sich Brahms über den „Rinaldo", und ich will diesen kleinen Beitrag zu seiner Charakteristik hier einfügen, weil Brahms nur selten zu eigenen Werken das Wort ergriffen hat. Philipp Spitta, der ausgezeichnete Musikgelehrte, stand seit 1868 mit ihm in Briefwechsel[2]). Er verfolgte das Schaffen des von ihm sehr bewunderten und geschätzten Künstlers mit dem lebhaftesten Anteil und ließ ihn oft wissen, welche Eindrücke er von seinen jüngst erschienenen Werken empfangen hatte. So schrieb er ihm auch einiges über den „Rinaldo" (21. Februar 1870) und machte dabei folgende Einwendung: „Darf ich Ihnen ein Bedenken aussprechen, so betrifft es den Anfang. Ich glaube Ihre Intentionen zu verstehen: Sie haben sich auch hier schon den ‚Rinaldo' mit einem sehnsüchtigen Verlangen nach der Armida als Mittelpunkt gedacht, und den Chor mehr als Staffage oder belebendes Ingrediens

[1]) H. v. Bülow, Briefe VI. Bd. VII, S. 307.

[2]) Eine Auswahl aus diesem Briefwechsel soll demnächst an dieser Stelle veröffentlicht werden. Die ganze Korrespondenz wird im Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft erscheinen.

der Szene. Gewiß würde das alles verständlich werden, wenn uns der Vorgang durch wirkliche szenische Darstellung augenfällig gemacht würde. So aber, da der Text allein die ganze Situation erklären soll, weiß ich nicht, ob diese Auffassung den Zuhörer nicht befremden wird, der hier den Worten nach nichts als einen frischen, rüstig treibenden Chor erwartet." Brahms antwortete darauf: „Der Anfang des ‚Rinaldo' scheint den Leuten unerwartet zu kommen und wirkungslos zu sein. Sie sind der erste, der nach einer Entschuldigung, einem Grund meiner Auffassung sucht. Da ich nun nicht von selbst den Mund aufmache, für meine Sachen zu reden, so sind Sie auch der erste, dem ich mitteile.

Ich meine also, daß ein bloß frischer Chor nicht passend wäre, nicht genügen dürfe. Der Musiker hat etwas Gropius[1]) zu sein und muß uns durchaus die ganz eigene Luft atmen lassen, die auf der Insel der Zauberin weht. Auch den Rittern darf's gern etwas schwül werden, und sie mögen eine gelinde Schande empfinden, wenn sie singen:



Hier bewähre sich der Starke!

Eigentlich glaubte ich dies den Leuten mitzuteilen, indem ich auch bei der Aufführung einen Vers aus dem ‚Tasso' dem Text vordrucken ließ.

Es mag Spielerei sein, daß das Motiv der Einleitung Armiden auch bei der Zerstörung hilft.

Eine schildernde Einleitung und hierauf ein frischer Chor der Ritter, die sich von schöner Zauberin ganz unberührt zeigen, gefielen mir aus manchen Gründen nicht.

Ich erinnere freilich sehr gut, daß ich eigentlich nichts von diesem dachte, als ich das Gedicht vornahm. Ich war eben von selbst mit den Rittern auf der Insel und kann das heute auch noch nicht so dumm finden.

Es versteht sich, daß ich nun von der Auffassung gemerkt habe, meine Ausführung mag gern mißlungen sein und alle Schuld trage."

Nur ein Jahr lang stand Brahms an der Spitze der Singakademie, dann legte er die Stellung, trotz einstimmiger Wiederwahl, nieder. Die mißlichen Geldverhältnisse des Vereins, die Lässigkeit der Mitglieder, die immer stärker sich zuspitzende Rivalität mit dem Singverein — das alles mochte einen Grund hierfür abgeben; ein stärkerer war aber das Unabhängigkeitsgefühl, das Brahms im Blut stak, und das ihn hinderte, sich an ein Regelmäßigkeit heischendes Amt zu binden.

So lebte er denn wieder ganz seinem Schaffen. Es entstanden die Lieder op. 43, dann die Lieder und Gesänge von Daumer und Platen, und hübsch ist hier die Episode, wie Brahms später (1872) den Sänger der Liebe in Würzburg aufsuchte und zu seinem Erstaunen in Daumer ein altes, verschrumpftes Männchen kennen lernte, das ihm nach einer scherzhaften Anspielung auf seine vielen Liebschaften ein ebenso altes, verhutzeltes Weibchen vorstellte mit den Worten: „Ich habe nie eine andre geliebt als diese, meine Frau." Im G-dur-Sextett sandte Brahms Agathe v. Siebold, von der er sich unter Schmerzen losgerissen hatte, einen letzten Gruß, in den Klavierwalzern für vier Hände brachte er dem Wienerischen Geist eine Huldigung dar, und dazwischen hielt er eifrig Umschau nach einem Operntext, ohne doch etwas für ihn Geeignetes finden zu können. Er ist nachher auch völlig von dem Plan, eine Oper zu komponieren, zurückgekommen und schrieb 1888 an Widmann, er wolle „keine Oper und keine Heirat mehr versuchen", ein Ausspruch, den Kalbeck dahin kommentiert, daß zu beiden Unternehmungen ein gewisser enthusiastischer Leichtsinn und begeisternde Illusionen gehörten, also Jugend. Und der schon in der Jugend übermäßig bedenkliche Brahms wurde es im Alter naturgemäß noch mehr und ließ sich auf so gefährliche Dinge nicht mehr ein.

[1]) Karl Wilhelm Gropius, bedeutender Dekorationsmaler, war kurz zuvor, am 20. Februar 1870, in Berlin gestorben.

Die Sommermonate der nächsten Jahre verbrachte Brahms meistens in Baden-Baden. Konzertreisen, die er haßte und nur des Gelderwerbs wegen unternahm, führten ihn nach Klagenfurt, Graz, Budapest und nach dem Norden, nach Hamburg, Dresden, Lübeck, Kopenhagen und Berlin. Auch nach der Schweiz kam er, nach dem musikalisch sehr lebhaft interessierten Städtchen Winterthur, wo er im Hause seines Verlegers Rieter-Biedermann gastliche Aufnahme fand und sich mit dem bekannten Schriftsteller Widmann anfreundete, und nach Zürich, wo der berühmte Chirurg Billroth, eine geniale Persönlichkeit und ein leidenschaftlicher Musikfreund, ihn an sich zog. Später, als Billroth nach Wien berufen wurde, knüpfte sich ein festes Freundschaftsband zwischen beiden.

Nach Baden-Baden zog Brahms nicht allein die herrliche Lage der Stadt, die dem leidenschaftlichen Naturfreund so reichliche Nahrung bot, sondern auch die Anwesenheit Klara Schumanns und der Kreis illustrer Künstler, mit denen er, wenn es ihn gelüstete, verkehren konnte: mit Pauline Viardot-Garcia, Anton Rubinstein, Turgenjeff, Rosenhain und andern, um sich dann wieder in die Einsamkeit der Wälder und Berge zurückzuziehen. In Baden lernte er auch den Maler Anselm Feuerbach kennen, dessen Kunst und ganzes Wesen ihn mächtig anzogen. In ihm sah er sein künstlerisches Selbst wie in einem Spiegel; die Übereinstimmung ihrer Anschauungen ist ganz seltsam; man könnte, was Feuerbach über bildende Kunst sagt, Brahms in den Mund legen, und es würde seine Meinung über musikalisches Schaffen repräsentieren. Man höre Feuerbach: „Ist die Kunst dazu da, durch Technik zu verblüffen, oder soll sie das veredelte Spiegelbild des Lebens sein . . .? Das Wahre ist immer schlicht, einfach, haarscharf; es verträgt kein aufgebauschtes Gewand . . . Meine anfängliche Formlosigkeit erfüllte mich mit Entsetzen; unermüdliche Mache bei strengster Beobachtung hat es dahin gebracht, daß ich jetzt stecknadelgroße Mängel auf den ersten Blick sehe. Eine genialisierende Eitelkeit habe ich nie besessen, und was ich nicht fühlte, habe ich nicht gemalt . . . Alle meine Werke sind aus irgendeiner seelischen Veranlassung entstanden . . . Gewisse Haltungen und Bewegungen habe ich jahrelang mit mir herumgetragen, ehe sie Verwertung fanden." Und daneben Brahms: „Das, was man eigentlich Erfindung nennt, also ein wirklicher Gedanke, ist sozusagen höhere Eingebung, Inspiration, d. h. dafür kann ich nichts. Von dem Moment an kann ich dies „Geschenk" gar nicht genug verachten, ich muß es durch unaufhörliche Arbeit zu meinem rechtmäßigen, wohlerworbenen Eigentum machen. Und das braucht nicht bald zu sein. Mit dem Gedanken ist's wie mit dem Samenkorn: er keimt unbewußt im Innern fort. Wenn ich so den Anfang eines Liedes er- oder gefunden habe . . . dann klappe ich meinetwegen das Buch zu, gehe spazieren, oder nehme irgend etwas andres vor und denke mitunter ein halbes Jahr nicht daran. Es geht aber nichts verloren. Komm ich vielleicht nach langer Zeit wieder darauf, dann hat es unversehens schon Gestalt angenommen- ich kann nun anfangen daran zu arbeiten. Es gibt aber Leute, die haben das aufgeschlagene Gedicht vor sich liegen und schreiben die Musik dazu von A bis Z her, unter, bis das Lied fertig ist, schreiben sich dabei in enormen Enthusiasmus hinein, der sie in jedem Takte, den sie schreiben, etwas ganz Fertiges, Bedeutendes erblicken läßt . . ." Oder wenn er zu Henschel sagt: „Sie beruhigen sich zu schnell bei den Sachen, die Sie schreiben, statt immer daran zu denken, daß man an einem Stück, das man wirklich in sich fertig macht, mehr lernt, als wenn man zehn anfängt oder halbfertig macht. Liegen lassen und immer wieder daran arbeiten, bis es als Kunstwerk vollendet ist." Das sind Ausstrahlungen desselben Geistes, nur durch verschiedene Medien gebrochen.

Am Schluß behandelt Kalbeck das deutsche Requiem, und es ist dies nach meinem Gefühl der beste Abschnitt des Buches, denn mit unendlicher Hingabe, wahrhafter Verehrung und feinem Gefühl für den künstlerischen Sinn und Gehalt des monumentalen Werkes wird hier seine Entstehungsgeschichte und sein Aufbau ausführlich erörtert. Ob Kalbecks Annahme, daß Brahms die erste Anregung zum Requiem im

Jahre 1856 durch Schumanns „Projektenbuch“ empfangen habe, in dem auch ein deutsches Requiem vorgemerkt war, richtig ist, mag dahingestellt sein; die weitere Entwicklung liegt aber nach dieser Darstellung klar vor unsern Augen. 1857 hatte Brahms die D-moll-Sinfonie in ein Klavierkonzert umgewandelt und dabei einen trauermarschähnlichen Satz ausgeschieden, der in eine 1859 in Detmold begonnene, aber nicht vollendete Trauerkantate eingefügt wurde. Um diesen Satz, der den Text „Denn alles Fleisch, es ist wie Gras“ bekam, kristallisierte sich dann das ganze Requiem an. In Hamm bei Hamburg exzerpierte 1861 Brahms Bibelstellen für dies projektierte Werk, von dem er durch seine Übersiedlung nach Wien und durch andre Kompositionen abgetrieben wurde. Der Tod der Mutter (1865) führte ihn wieder zum Requiem zurück, und als der verlorene Text, jene 1861 zusammengestellten Bibelsprüche, sich 1866 wiederfand, begann Brahms die Arbeit energisch, schrieb in Karlsruhe bei Allgeyer den dritten Satz, in Winterthur den fugierten Orgelpunkt und in Zürich die Sätze 4 und 6. In Baden-Baden komponierte er den Schlußsatz, überarbeitete das Ganze und setzte an das Ende der Partitur das Datum „Baden-Baden 1866“. Der nachkomponierte fünfte Satz wurde erst am 24. Mai 1868 fertig und dem Werke eingefügt.

Es wird dieser neue Halbband der groß angelegten Brahms-Biographie die Freunde des ersten Teiles wiederum anziehen durch die alten Vorzüge der Darstellung, die Leichtigkeit und Flüssigkeit der Sprache, die ungemeine Wärme und umfassende Liebe der Schilderung persönlicher und sachlicher Dinge — Vorzüge, denen gegenüber kleine Mängel, wie jene obenerwähnte Parteilichkeit und das gelegentliche Bestreben, zu vieles beweisen und nachweisen zu wollen, wenig in Betracht kommen.

Johannes Brahms steht auch im Mittelpunkt des sechsten Bandes der Bülow-Briefe. Es sind Dokumente der Zeit, da der kühne Kämpe mit der Meininger Kapelle Deutschland durchzog und den Brahmsschen Sinfonien, Ouvertüren und andren Orchesterwerken ebenso energisch den Boden der Popularität bereitete, wie es Joachim mit den Kammermusikwerken und dem Violinkonzert getan hatte.

Die Herausgeberin Frau Marie v. Bülow gibt im Vorwort gewissermaßen eine Rechtfertigung ihres Unternehmens. Diese Rechtfertigung wäre gewiß nicht nötig, und ich würde ihrer auch nicht gedenken, wenn nicht einige merkwürdige Dinge darin vorkämen, die zu wissen auch für ein größeres Publikum vielleicht recht nützlich ist. Frau v. Bülow faßte den Plan zu einer Gesamtausgabe der Briefe, als vor etwa dreizehn Jahren hier und dort Briefgruppen Hans v. Bülows gedruckt erschienen, ein Band seiner Aufsätze angekündigt wurde und dergleichen mehr; der Mangel eines Planes, dies hastige Ausnutzen persönlicher Äußerungen schmerzte sie, und so faßte sie den Entschluß, diese Gesamtausgabe erscheinen zu lassen, und sie hat das Unternehmen, soweit es in ihren Kräften stand, vortrefflich durchgeführt. Soweit es in ihren Kräften stand! Denn sie mußte mit unerwarteten Schwierigkeiten kämpfen. Bayreuth erteilte seinen Segen nicht und hielt die an Wagner gerichteten Briefe Bülows zurück mit der Motivierung, Intimes gehöre nicht in die Öffentlichkeit. Die weit intimeren Briefe Wagners an Frau Wesendonck und Minna indessen sind veröffentlicht worden! Klindworth zog die Zusage, seine Bülow-Briefe herauszugeben, ebenfalls zurück, und auch vom Herzog von Meiningen und Frau v. Heldburg war nichts zu erlangen, was doch besonders erwünscht gewesen wäre, weil Frau v. Bülow das „audiatur et altera pars“ sowohl für wie gegen Bülow anzuwenden immer sich bestrebt hat. Wenn also das Bild Bülows, das der Leser aus den bisher veröffentlichten Briefen gewinnt, kein in allen Einzelheiten richtiges ist, so trägt die Herausgeberin nicht die Verantwortung hierfür.

Der Band beginnt mit zwei Briefen des Herzogs und der Freifrau v. Heldberg, die ich einfach bezaubernd finde, besonders den längeren der Baronin. Da sprechen künstlerisch empfindende Menschen zum Künstler ganz freundschaftlich und zwanglos; es ist nicht die Rede von Bedingungen und Beschränkungen, sondern Bülow wird eine fast schrankenlose Freiheit im Schalten mit der Kapelle eingeräumt; man will

die Persönlichkeit gewinnen, ihr einen Wirkungskreis schaffen, in dem sich die hohen Herrschaften dann selbst zu ergötzen gedenken. Auch was aus späteren Briefen Frau v. Heldbergs hier abgedruckt ist, bestätigt den Eindruck dieses Briefes. Wenn schließlich die Beziehungen sich doch noch lockerten, so hat die Schuld — soweit man von Schuld reden darf — wahrscheinlich auf der Seite Bülows gelegen, mit dem über manche Dinge unmöglich zu rechten war. Ich denke hier vornehmlich an die Affäre „Hülsen". Da aber eben die Korrespondenz zwischen Bülow und dem herzoglichen Hause nicht vorliegt, so wird man sich des endgültigen Urteils vorläufig enthalten müssen.

Einer der ersten Briefe ist an George Davidsohn in Berlin gerichtet und teilt die Ernennung Bülows zum Intendanten der Meininger Hofkapelle mit unter dem Zusatz: „Vielleicht gelingt es mir, im kleinen ein Pendant zu seiner (des Herzogs) Musterkomödie zu liefern. Wenigstens ist dies das Moment, welches mich gereizt hat zur Annahme der mir dargebotenen Miniaturgleichstellung mit dem großen Botho." Botho v. Hülsen! Die Erlebnisse und Erfahrungen in Hannover hatten ihren Stachel in Bülow zurückgelassen, und diese persönlichen Schmerzen waren es viel mehr als künstlerische Empörung, was Bülow — ich greife hier voraus — im März 1884 zu seinem bekannten Ausspruch von dem „Zirkus Hülsen" hinriß, und was ihn veranlaßte, den an sich völlig genügenden Skandal noch zu verschärfen durch seine nicht minder bekannte Revokation des Ausdrucks, weil Renz, Salomonsky und andre Zirkusbesitzer sich dadurch beleidigt gefühlt hätten. Daß der Herzog auf die Beschwerde eines befreundeten Hofes hin seinen Kapellintendanten wegen dieser in der Form überaus unpassenden Auslassungen — mag man von ihrer sachlichen Berechtigung auch noch so fest überzeugt sein — leise rüffeln mußte, liegt für jeden sachlich denkenden Menschen auf der Hand. Nur der nervös überreizte Bülow vermochte es nicht einzusehen. Und trotzdem Freifrau v. Heldburg, um die Wirkung der offiziellen Rüge abzuschwächen, in einem freundschaftlichen Brief ihm mitteilte, „that our thinking you right or wrong alters nothing in our friendship to you", so reichte er doch empört sein Abschiedsgesuch ein. Der Herzog schickte ihm ein außerordentlich herzliches Telegramm, in dem er die Hoffnung aussprach, Bülow werde seinen Entschluß zurücknehmen, aus Liebe für seine Gemahlin, für sich, für das herzogliche Paar und die von ihm geschaffene Kapelle. Doch wenn auch Bülows unmittelbarer Rücktritt nicht erfolgte, die Verstimmung fraß in ihm weiter und machte sich in allerlei schlechten Scherzen Luft, die wiederum den Herzog chokieren mußten, und so bekam das im Anfang so angenehme Verhältnis einen unverkittbaren Sprung.

Der unmittelbare Anstoß zum Weggang Bülows aus seiner Stellung an der Meininger Kapelle wurde aber merkwürdigerweise Brahms. Das ist um so tragischer, als die Brahmssche Musik der Anker geworden war, der seiner nach dem Losreißen von Wagner und Liszt unruhig hin und her geworfenen Künstlerpersönlichkeit wieder festen Halt gab. Einmal reizte ihn das bedeutende Neue, das ihm in den Werken von Brahms entgegentrat, die hohen Aufgaben, die ihm hier wieder gestellt wurden. Immer Beethoven konnte er nicht spielen. „Die (VII.) Sinfonie habe ich, um nicht vor Gähnen umzukommen, bis zum Erzeß= . . . antiphiliströs dirigiert, genialgrünen Kollegen damit ein schlechtes Vorbild gebend. Aber je n'en peux plus! Es widersteht mir dieser Leierkasten von Abend zu Abend mehr. Ich bin nicht eitel und applausdürstig genug, mich für die alten Stücke noch künstlerisch begeistern zu können. Nie ist mir der Fluch des Virtuosentums klarer geworden als jetzt: beim Solospiel fühlt man mehr Verantwortlichkeit und hat darum frischeres Interesse", so schrieb er einmal an seine Frau. Enthusiasmus brauchte er aber, sollte er künstlerisch wirken, und mit ganzem Enthusiasmus war er einst für Wagner eingetreten. Wenn er der Baronin O. klagt: „Peut-être il y a un siècle — avais-je quelque chose dans mon cerveau — mais l'océan d'enthousiasme, que j'ai fait couler pour Wagner et son beau-père a submergé, noyé ce quelque chose depuis un demi-siècle. Aujourd'hui je n'ai plus d'enthousiasme à répandre. plus de foi,

plus d'idéal à adorer", so war das damals (1883) nur noch bedingt richtig, denn schon hatte er in Brahms das neue Ideal gefunden und zugleich ein Schlachtfeld, seinen Kampfesmut zu betätigen. Auch das brauchte er: kämpfen gegen den Alltag und dem Schlendrian opponieren, sich aufopfern für eine Sache — das war sein Lebenselement. Wie er nur aus Opposition die Stücke aufführte, die seit hundert bezw. siebzig Jahren am wenigsten gespielt worden waren (Brief an H. Wolf, Nr. 113), so reizte es ihn auch, den Widerstand zu brechen, den die Kompositionen von Brahms fanden. Und nachdem er ihnen zum Siege verholfen, mußte er es erleben, daß Brahms eines schönen Tages, nachdem beschlossen war, daß Bülow mit den Meiningern seine vierte Sinfonie in Frankfurt a. M. spielen sollte, ihm täppisch schrieb, die Museumsgesellschaft in Frankfurt wolle seine Vierte gern spielen, und hinzufügte: „Die Frankfurter sind so artig mir gegenüber, daß ich mich wohl ärgern muß, so unüberlegt und rücksichtslos gewesen zu sein" — so unüberlegt und rücksichtslos nämlich, die Sinfonie Bülow anvertraut zu haben. Das war zuviel! „Es gibt Dinge, die mir selbst Gottvater nicht sagen darf", schrieb Bülow an Steyl, gab Brahms sofort sein Versprechen zurück und spielte statt der Vierten von ihm eine Sinfonie von Beethoven. „Ach, warum sind groß und gut bei Meistern nicht Wechselbegriffe! Nicht bloß R. W., sondern auch . . . basta!" Ein Ekel faßte ihn vor dem ganzen Kapellmeisterwesen, vor dem ganzen Musikwesen, und aufs neue reichte er ein Abschiedsgesuch ein, das diesmal angenommen wurde. Am 1. Dezember 1885 trat er von der Leitung der Meininger Kapelle zurück.

Das ist Anfang und Ende dieses Briefbandes. Aber was alles liegt nicht dazwischen! Aus keinem der andren Bände erkennen wir die starken Gegensätze, welche die Persönlichkeit „Hans v. Bülow" bildeten, sich aneinanderrieben und die Harmonie der Erscheinung störten, so deutlich wie aus diesem letzten.

Auf der einen Seite eine außerordentliche Vornehmheit und Großherzigkeit. Man hat so viel Wesens davon gemacht, daß Liszt für das Beethoven-Denkmal in Bonn 60 000 Mark gestiftet hat, aber kaum wird davon gesprochen, daß Bülow Hans v. Wolzogen 40 000 Mark für die Bayreuther Schule oder, wenn diese nicht zustande käme, für ein Standbild Richard Wagners überwiesen hat. Das ist nicht nur moralisch eine größere Tat, nach dem, was Wagner ihm angetan hatte, sondern bei Bülows relativ beschränkten Verhältnissen auch materiell mehr. Um einen guten Oboer nach Meiningen zu ziehen, bezahlte er ihm von seinem eigenen kärglichen Gehalt einen Zuschuß von jährlich 300 Mark; um die Kapelle in die rechte Stimmung zu versetzen, traktierte er alle Mitglieder vor einem Konzert mit Champagner; für alle möglichen Gelegenheiten, Körperschaften, Wohltätigkeitsinstitute hatte er Geld übrig, und jeden Pfennig mußte er sich zusammenspielen, im Kampf mit dem zarten, kränklichen Körper und einem äußerst empfindlichen Nervensystem, die trotz seines eisernen Willens unter seinen unerhörten Zumutungen öfter zusammenbrachen.

Im Grunde war er eine weiche, zärtliche, liebebedürftige, ja etwas sentimentale Natur. Um so tiefer hatten ihn die Ereignisse berührt, die eine Trennung von seiner ersten Frau, seinen Kindern und Richard Wagner herbeiführten. „Bülows scharfe Zunge diente als Schutzwehr für sein heißes, weiches Herz, und oftmals betrug er sich nur darum schroff, weil er im Innersten wund war", meint Helene Raff, und Frau v. Bülow führt sehr gut weiter aus: „Es kam ein Augenblick, in dem er meinte, die Wunden seien geheilt. Die Vision verschwand, und was zurückblieb, war Verzweiflung. ‚Die Saiten meines Inneren sind nicht verstimmt, sie sind zerrissen!' — so rang es sich einst aus der gequälten Brust heraus. Was damals dem Ausbruch vorübergehender Stimmung einer unglücklichen Stunde glich, erscheint jetzt, da sein ganzer tragischer Lebenslauf sich vor uns ausbreitet, wie dessen Überschrift; daß Bülow, ‚dessen Name von dem Begriff des allzeit sprungfertig Streitbaren kunsthistorisch nicht mehr zu trennen ist', wie Freund Bronsart sagt, gestritten hat wie wenige, weiß man; wie tief er aber gelitten, wird nur in jenen Äußerungen kund, ohne die die Geschichte seines Lebens abzuschließen unmöglich war".

Wie überschwenglich glücklich macht es ihn, als er bei Marie Schanzer endlich wieder eine Herzensheimat gefunden hat. „Marie! Meine Feder zittert, wie Dein Eigentum, meine Hand und mein Herz! Schier will's zerspringen" beginnt der erste Brief an seine Braut, und ähnliche Ergüsse finden sich öfter. Mit welcher fast scheuen Zärtlichkeit spricht er von seiner Tochter Daniela. „Sie ist ein seltenes einziges Geschöpf, so fein, so gescheut, so natürlich, so liebenswürdig —, zu gut für irgendeinen Mann. Werde nicht eifersüchtig; im Vertrauen gestanden: Du bist auch zu gut für mich", schreibt er seiner Frau. Und wie herzlich und innig plaudert er zu seiner Mutter; wie ist er um sie besorgt und sucht ihr kleine Freuden zu machen. Und dann wieder scheint er wie von einem bösen Geist besessen, witzelt auf Tod und Leben und beißt um sich wie ein gereiztes Tier. „Ich gähne viel," meint er einmal, „ist's, weil ich so lange keinerlei Skandal angezettelt?"

Manchmal tritt eine gewisse Selbstgefälligkeit in der Hetzjagd nach Witzen hervor. Bülow will sein Licht um jeden Preis leuchten lassen und gute Einfälle auch der Welt nicht vorenthalten. So schreibt er an Spitzweg: „Bring doch meinen guten Witz in die Münchener Blätter: die christliche Oper Richard Wagners wird statt von Klindworth vom falschen (Joseph) Rubinstein arrangiert und statt von Richter vom echten Levi dirigiert. Quellenangabe gestattet". Und gleich fährt er fort: „Wie geht's ‚Zendenten' mit 4 und 5 Been? Das Rätsel zwischen zwei Geschäftsbriefen zu lösen, traut Dir zu Dein usw.". Die Lösung ist: 4 B = As-dur, 5 B = Des-dur, also Aszendenten und Deszendenten. Man bekommt ein wahres Gehirnflimmern, wenn man eine Weile in diesem kaleidoskopischen, geistigen Spiel mit Worten und Begriffen, in diesem Gewirr von witzelnden Wendungen in allen Kultursprachen sich umgesehen hat und atmet auf, wenn wieder Gefühlstöne angeschlagen werden, gleich Adolf Hillebrand, der ihm einmal schreibt: „Lange hat mir nichts eine so große Freude gemacht als Dein lieber reizender Brief. Wolltest Du doch immer so schreiben, d. h. so denken und empfinden! Im Grund tust Du's ja auch und versteckst nur die gesunde Originalität und Kraft Deiner natürlichen Gedanken und Empfindungen unter allerlei weithergeholten, bizarren Arabesken, Paradoxen, Spielereien usw., die dann die Esel für das Wirkliche halten, während das doch erst nach Abkratzen der Palimpseste zu finden ist. Warum aber machst Du ihnen so viel Mühe?"

Mit dem schmerzlichen Gefühl, einer Tragödie beigewohnt, einen großen reichen Geist beobachtet zu haben, der sich in Überreizung selbst verzehrt, und ein tiefes Herz, wund vom Leiden, und immer wunder gerieben durch tausend böse Erfahrungen und Ereignisse, mit solchen Gefühlen wird der Leser diesen Band der Bülow-Briefe aus der Hand legen.

Andre Empfindungen weckt der Briefwechsel Franz-Senfft v. Pilsach. Das Buch sollte als Motto die Worte tragen, die Franz gelegentlich an Senfft schrieb: „Sie kennen ja mein Schandmaul hinlänglich und wissen, daß man bei dem nicht jede Silbe mit der Goldwage prüfen darf". Diese Worte müßte der Leser im Gedächtnis haben und sich dazu noch vielleicht an folgende erinnern: „Mein Menschenhaß sieht fürchterlicher aus, als er im Grunde genommen ist. Zuweilen fühle ich das lebhafte Bedürfnis, mir Ärger und Verdruß von der Leber weg zu reden, und da geht es denn allerdings nicht immer glatt ab. Ist die Polterei, ein Erbstück von meinem guten Vater, vorüber, dann bin ich in Wahrheit nur ein Zettel in der Löwenhaut". Wenn der Leser dann noch daran denkt, daß Franz schwer leidend war, sein Gehör verlor, die Hände kaum mehr rühren konnte, dann wird er etwa die Stimmung gewinnen, um die Briefe des unglücklichen Künstlers ohne fortwährenden inneren Widerspruch durchlaufen zu können.

Es sind nicht etwa die häufiger vorkommenden Kraftstellen und Kraftausdrücke, die vornehmlich solchen Widerspruch hervorrufen würden. Äußerungen wie die folgenden werden als Explosionen eines cholerischen Temperamentes wirklich nur Heiterkeit erregen: „Wenn man solchem schnöden Skribenten nur einmal einen ellenlangen Blutegel ansetzen könnte, der das ranzige Gehirn vom Unflat etwas reinigte! So sitzt

dies Gesindel aber da und schmunzelt wie eine . . . Wanze aus den verschwitzten Vatermördern heraus". Oder: „Welcher Schweinehund hat denn da wieder meinen ehrlichen Namen mißbraucht — oder sollte es in der Tat einen Schmierfinken geben, den ich als Namensvetter gelten lassen müßte!" Weit unangenehmer als solche Ausbrüche wirkt die Erkenntnis, daß Franz die traurige Gemütsanlage hatte, allen Menschen und Dingen die schlechteste Seite abzugewinnen, mißtrauisch war, jeden, auch den niedrigsten Klatsch, der den Stempel der Erfindung an der Stirne trug, willig glaubte und weiterverbreitete. So konnte es nicht fehlen, daß er sich schließlich den meisten seiner Bekannten entfremdete. Und selbst sein getreuester Bewunderer und eifrigster Propagator Senfft sieht sich gezwungen, ihm auf Klagen über seine Vereinsamung zu schreiben: „Sie klagen über die Verlassenheit und Öde Ihres Lebens und über das Abgewandtsein so vieler alter Freunde! . . . Sie adressieren Ihre Klage an mich, der Ihnen diesen Ausgang bereits vor mehr als 8 Jahren mit größter Bestimmtheit unablässig vorausgesagt hat. ‚Des Menschen Gemüt ist sein Schicksal' sagt Novalis. Sie haben von jeher alles Persönliche gering geachtet, nun wird sein Wert Ihnen wider Willen fühlbar . . . Nur etwas Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit, so wären Ihnen die Herzen der Menschen zugeflogen und — treu verbunden geblieben".

Mit geradezu komischem Haß beehrt er die Hochschule für Musik in Berlin und ihre Lehrer; die Schimpfereien gegen Joachim ziehen sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch, was nicht verhindert, daß Franz Joachim, der sich wesentliche Verdienste um die dem kranken Komponisten überreichte Ehrengabe erworben hatte, mit „Verehrter Herr und Freund" anredet und ihm für seine Wirksamkeit (Veranstaltung von Konzerten zugunsten von Franz) mit beweglichen Worten dankt. „Daß mein Dank, solange ich lebe, anhalten wird, davon mögen Sie fest überzeugt sein," schließt der charakteristische Brief[1]). In noch höherem Grade sind ihm die „Historiker" ärgerlich, das heißt Spitta und Chrysander. Nämlich Franz hatte Werke von Bach und Händel bearbeitet, und diese Bearbeitungen waren von den Genannten als zu weitgehend in der Aussetzung des Generalbasses angefochten worden. Von hier aus entspann sich ein Streit, der von den Anhängern Franzens mit unerhörter Erbitterung geführt wurde. Merkwürdig ist es, daß der Verfasser der Vorrede zu diesem Briefwechsel, Professor Dr. Wolfgang Golther, sich kritiklos auf die Seite von Franz stellt, während es viel besser gewesen wäre, er hätte sich gründlich über diese Frage orientiert und sie unparteiisch auseinandergesetzt, so etwa wie es Albert Schweitzer, ein Künstler und Gelehrter zugleich, in seinem ausgezeichneten Bach-Buch getan hat. Dabei würden dann die Bearbeitungen von Franz freilich nicht so gut weggekommen sein. Ob Golther auch für die Anmerkungen verantwortlich ist? Sie sind sehr oberflächlich gemacht. Es hat etwas höchst Überraschendes, wenn wir erfahren, daß Herr X oder Frau Y, die Lieder von Franz öffentlich gesungen haben, ein Sänger oder eine Sängerin waren (was etwa ein Dutzend Mal vorkommt), wenn uns wichtig mitgeteilt wird, der im Brief genannte „Gesanglehrer Engel", der eine Kritik über Franz geschrieben hatte, sei Gesanglehrer und Kritiker gewesen, wenn von Journalartikeln zwar gesagt wird, in welchem Blatt, aber nicht wann und in welcher Nummer sie erschienen sind, wenn offenbare Irrtümer von Franz nicht berichtigt, sondern durch eigene Irrtümer des Herausgebers noch vermehrt werden, und dergleichen mehr.

Nach einer Seite wird die Veröffentlichung dieses Briefwechsels jedenfalls klärend wirken; denn fortan wird Franz nicht mehr als Parteigänger der sogenannten „neudeutschen Schule" in Anspruch genommen werden können, weil überall klar hervortritt, wie vollkommen fremd er den Werken von Wagner, Liszt und überhaupt allen andern zeitgenössischen Künstlern gegenübersteht. So sagte er einmal: „Man kann die Tatsache nur beklagen, wie sich so viele Leute von Geist durch das Raketen-

[1]) Abgedruckt bei Moser, Joseph Joachim. Berlin 1898. S. 289.

feuer der modernen Musik die Augen blenden lassen. Und doch gehört nur eine unbefangene Beobachtung dazu, um die bodenlosen Verirrungen derselben sofort wahrzunehmen. Nicht die Stimmungen, welche die Objekte auf das Gemüt hervorbringen, sucht man mittelst der Töne darzustellen, sondern diese Objekte selbst. In dieser perversen Richtung scheint mir hauptsächlich das Mangelhafte dieser neueren Kunst zu liegen: sehen Sie Brahms, Max Bruch oder Wagner an — allenthalben derselbe krasse Materialismus!" Eine seltsamere Zusammenstellung ist wohl niemals vorgenommen worden, und Brahms, Bruch, Wagner als krasse Materialisten — wenn das nicht zum Lachen ist, dann weiß ich nicht, worüber man noch lachen soll.

Franz ließ von den mitlebenden Tonsetzern außer sich selbst keinen gelten. Er war eben so sehr in sich und seine eigenen Arbeiten versenkt, daß er ganz die Distanz und die Urteilsfähigkeit für das Schaffen andrer verlor. Eigentlich spricht er auch nur von seinen eigenen Angelegenheiten, selten, daß ein Seitenblick auf andre Dinge, Politik u. dgl. fällt; das Wenige aber, was er sagt, ist klug und überlegt. Am besten weiß er natürlich über sich selbst Auskunft zu geben, und wenn er über seine Lieder und seine Bearbeitungen sich äußert, so spürt man immer den kultivierten Geist und den empfindenden Künstler. Wie schön verteidigt er sich gegen den Vorwurf, er komponiere reflektiert; immer aufs neue betont er, daß sein Schaffen ein ganz naives sei, und daß die Reflexion erst später einsetze, wenn er sich Rechenschaft über das Gewordene geben wolle. „Es kann nur Lächeln erregen, wenn manche Leute immer und immer wieder das leidenschaftliche Pathos in meinen Liedern vermissen. Als ob dieser Mangel nicht gerade ihr Vorzug wäre!? Das leidenschaftliche Pathos gehört ins Drama, nicht aber in die Lyrik," meint er sehr richtig. Dann weist er auf den Zusammenhang seiner Kunst mit der Bachs und Händel hin, oder bemerkt, als Ambros ihm schreibt, er habe den Ton des altböhmischen Volksliedes (in op. 40, Nr. 5) so gut getroffen: „Jeder gute Text schwebt in seiner ihm eigentümlichen Sphäre: trifft die musikalische Auffassung deren Kernpunkt, so ergibt sich das weitere Entsprechende von selbst." Kommt er aber auf Bach und Händel zu sprechen, dann gewinnt sein Ausdruck eine Wärme, eine Beredsamkeit, daß wir mit fortgerissen werden; und erfahren wir gar durch Senfft (aus einem Briefe an seine Braut), welch ein Naturschwärmer Franz war, wie er in Marienbad mit den Menschen kaum zusammenkam, dafür aber die Natur der Umgebung ganz genau kannte, in einem Meere von Glückseligkeit schwamm, seinen Besucher in die Wälder führte, ihm mit Entzücken seine Lieblingsbäume zeigte, und dabei die tiefsinnigsten Gespräche führte, dann hat er unser Herz ganz genommen, und wir erkennen, ein wie edler Kern in der stachligen und häßlichen Schale sich verbirgt.

Wäre es anders, so hätte ein Mann wie Freiherr Senfft v. Pilsach Franz nie befreundet werden können. Denn wie man die Briefe immer lesen mag, das hellere Licht fällt doch auf Senfft. Ein eigentümlicher Lebensgang: mit dem Jus begann der junge Baron, wandte sich dann der Lebensversicherung zu und erlangte darin eine hervorragende Stellung. Und von Geschäften überhäuft und darin pflichtgetreu bis zum Äußersten, war er doch ein ganzer Künstler und widmete die Stunden der Erholung der Musik. Unter den Oratoriensängern der siebziger und achtziger Jahre nimmt er einen hervorragenden Rang ein. Für Franz aber wurde er der eifrigste Vorkämpfer: nicht nur gewann er seinen Liedern ein Publikum und Freunde, er nahm sich auch der bedrängten Lage des Komponisten an, warb unermüdlich um Hilfe, gab die Anregung zu der Ehrengabe und brachte diese wichtige Sache, so oft sie stocken wollte, immer wieder in Fluß. Aus jedem seiner Briefe tritt die liebenswerte Persönlichkeit des Mannes deutlich hervor. Wie er war, möge nur eine Briefstelle zeigen. Franz hatte wieder einmal gereizt und verbittert ihm geschrieben, unter solchen Umständen müsse man Schopenhauerianer werden, worauf Senfft ihm antwortete: „Ich gestehe, daß ich die Notwendigkeit nicht einsehe. Als Anti-Schopenhauerianer bin ich in die Franz-Agitation eingetreten und blicke als derselbe Anti-Schopenhauerianer auf sie zurück. Mein Pessimismus ist vielleicht nicht geringer

als der Schopenhauers, allein er steht auf einem andern Grunde und hat eine andre Spitze. Freudiger Aufschwung zur Tat (nicht theatralisch zu denken, sondern schlichte, beharrliche Tat), auf Schopenhauers Grund und Boden erwachsen — das muß ich erst sehen, ehe ich's glaube. Für mich ist der Schopenhauerianismus ein Wurmfraß, der die gesundeste Frucht mit eins vernichten kann. Dieser Pessimismus führt zu einem kuriosen Aristokratismus. Eine kleine, noble Minorität gegenüber dem niedrigen Haufen! Natürlich rechnet sich jeder einzelne Schopenhauerianer zu den noblen Naturen, und findet darum um so weniger Veranlassung, über sich selbst zu wachen. Alles, was er tut, ist ‚nobel'. Allen Leidenschaften, allem Egoismus läßt man die Zügel schießen . . . Alles edel und gut. Ich glaube an die Zweiteilung in Adel und Pöbel nicht, sondern glaube, daß alle Menschen ohne Ausnahme an dem Bösen der menschlichen Natur teilhaben, in größerem oder geringerem Maße. Ich glaube, daß jeder ohne Ausnahme vor sich selbst auf der Hut sein muß. Das Sinken geht sehr schnell!! Facilis descensus averni."

So spricht ein Mensch, dessen Fühlen und Denken auf dem gesicherten Boden eines geläuterten Charakters steht, und daß Franz einen solchen Menschen zum treuen Freunde gewinnen konnte, das spricht mehr für ihn als alles, was wir sonst aus den Briefen erfahren.

Carl Krebs.

Das neue Wartburg-Werk.

Wer einmal in frohen Wandertagen zur Wartburg emporgestiegen ist, dem steht vor der Seele nicht nur das Bild der malerischen Mauern und Türme der alten Ritterburg. Die stillen, schönen Schloßhöfe beleben sich. Die Gestalten der Geschichte schreiten durch die Hallen, Landgraf Hermann von Thüringen, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide und manch andrer von den ritterlichen Sängern aus der großen Blütezeit der deutschen Dichtkunst des Mittelalters. Dort wandelt der Schatten der heiligen Elisabeth, und im stillen Kämmerlein sehen wir den Junker Jörg, der hier dem deutschen Volke die Bibel übersetzte. Vor unsern Augen stehen die schwärmerischen Jünglinge, die hier im Jahre 1817 den Traum der deutschen Burschenschaft träumten. Wir denken an Richard Wagner und Franz Liszt, an den Musenhof, den der Restaurator der Wartburg, der verstorbene Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, hier oben mehr als ein halbes Jahrhundert in dem alten Palas der Landgrafen von Thüringen versammelt hat.

Diese vielseitige Bedeutung der Wartburg für das geistige Leben Deutschlands zum ersten Male durch eine Anzahl von Gelehrten und Dichtern in umfangreicher Weise geschildert zu haben, ist das Verdienst des großen Wartburg-Werkes, das der Historische Verlag Baumgärtel vor wenigen Wochen herausgegeben hat. Alle die verschiedenen künstlerischen, historischen und landschaftlichen Eindrücke, die stimmungsvoll zusammen wirken, wenn wir die Höfe und Gemächer der alten Burg der Landgrafen von Thüringen durchwandern, sind hier in einzelnen reich illustrierten Abhandlungen zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen und poetischer Schilderungen gemacht.

Großherzog Karl Alexander, der vor sechzig Jahren mit Begeisterung und Tatkraft die künstlerische Wiederherstellung der Wartburg unternommen hat, ergreift selber in einem besonderen Kapitel das Wort und schildert die mehr als zwei Jahrzehnte umfassende Geschichte der Restaurierung der Burg. Hier gewinnen wir einen Einblick in das Seelenleben des vor sieben Jahren dahingeschiedenen Fürsten. Bei seiner Thronbesteigung war die Burg verwahrlost und durch neuere Anbauten entstellt. Der hohe Burgherr berichtet in diesen Blättern, wie es allmählich gelang, die alten romanischen Säulen und Bogen des Landgrafenhauses freizulegen und dadurch einen der künstlerisch vollendetsten Profanbauten aus dem Zeitalter der Hohenstaufen wieder in seiner ganzen Schönheit erstehen zu lassen. Die alten Kupferstiche und Zeichnungen, die den früheren Zustand der Wartburg darstellen, von den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges bis zu der Zeit um das Jahr 1850, sind als Dokumente aus der Geschichte der wechselvollen Schicksale der Burg hier abgebildet. Auf diese Weise ist der Leser in der Lage, die Schilderungen des Großherzogs in allen einzelnen Zügen verfolgen zu können. Auch ein Blatt, auf dem Goethe im Jahre 1777 die Wartburg aus einem Fenster des Ritterhauses für Frau v. Stein gezeichnet hat, ist hier mit großer Treue wiedergegeben.

Die Restaurierung der Wartburg gehört heute, nachdem unsre Kenntnis der Baukunst des Mittelalters so wesentlich vertieft ist, bereits einer überwundenen Epoche der Restaurierungskunst an. Der Kenner weiß, wie manche Fragen bei diesem Wiederherstellungsbau damals nur unvollkommen gelöst sind. Auch drängen sich die neuen Bauwerke an manchen Stellen unharmonisch ein zwischen die alten Mauern, denen die Jahrhunderte den ehrwürdigen Schimmer des Alters gegeben haben. Doch trotzdem fesseln die echten alten Teile unsre Blicke mit so zwingender Gewalt, daß wir die einzelnen Neubauten bald darüber vergessen. Gerade für die heute so viel umstrittene Frage der Restaurierung alter Burgen ist die Wartburg ein lehrreiches Beispiel. Wenn man damals an das historische alte Bauwerk neue Mauern ansetzte, so können sie in künstlerischer Beziehung meist nur einen schwachen Ersatz für die zugrunde gegangenen alten Mauern bieten. Unsre Kenntnis der alten Bauweise ist jetzt, dank den künstlerischen Publikationen der letzten Jahrzehnte, wesentlich größer. Doch wie viele antiquarische Ergänzungen an Burgen und Kirchen, die selbst den besten Kennern genügten, gelten bereits nach einigen Jahrzehnten als überwunden! Jede Epoche hat bei ihren Versuchen, in alten Kunststilen zu arbeiten, ihren eigenen persönlichen Charakter. Das zeigen fast alle die vor fünfzig oder achtzig Jahren restaurierten Burgen in den verschiedensten Ländern, ganz besonders aber in Deutschland und Frankreich. Die Neubauten, die um die Jahre 1850—1860 in der Umgebung des alten Landgrafenhauses auf der Wartburg errichtet wurden, erschienen wohl den Kunstfreunden von damals als romanisch. Für uns heute dagegen sind sie nur kunsthistorische Versuche, die den Charakter der romantischen Schule des 19. Jahrhunderts deutlich an der Stirn tragen.

Der hochsinnige Großherzog, der auf der Wartburg bauen und meißeln und malen ließ, hatte nicht lediglich kunsthistorische Interessen. Er wollte keineswegs das ehrwürdige alte Bauwerk in allen seinen Teilen mit historischer Treue wiederherstellen. Sein ideales Ziel ging weit darüber hinaus. In den einzelnen Räumen der Burg sollten alle die großen und erhebenden Erinnerungen gefeiert werden, die durch Sage und Geschichte mit der Wartburg verknüpft sind. In langen Reihen von Wandgemälden sollte die Geschichte der Wartburg verherrlicht werden: die Blütezeit der höfischen Dichtung am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, der sagenhafte Sängerkrieg, das Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen, das Leben Luthers, und zwar keineswegs nur Szenen aus den zehn Monaten seiner Gefangenschaft auf der Wartburg, sondern aus dem ganzen inhaltreichen Leben des Reformators. Außerdem erbaute der Großherzog ein Waffenmuseum, in dem der kostbare Schatz von Harnischen und Waffen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts aus dem Besitz des Großherzoglichen Hauses übersichtlich zur Schau gestellt werden sollte. Ferner galt es, eine Anzahl vollständig neuer Gebäude zu errichten, in denen der Großherzog und seine Familie mit ihrem Gefolge und einer Anzahl fürstlicher Gäste mit allem modernen Komfort wohnen konnten. Dadurch ist die Wartburg zu einer Gruppe von alten und neuen Gebäuden geworden, bei der die Nachahmung der künstlerischen Formen früherer Jahrhunderte wohl den Grundton des Ganzen bildet. Doch die Ritterburg des Mittelalters ist auf diese Weise in eine Ruhmeshalle thüringischer Geschichte umgewandelt. Die Wartburg wurde zum Wallfahrtsort für ungezählte Tausende, die an einer bedeutungsvollen Stätte deutschen Geisteslebens sich in große Erinnerungen versenken wollen. Und selbst diese neugeschaffenen Räume verklärt bereits der Hauch der Geschichte. Denn sie sind der Schauplatz des inhaltreichen, künstlerischen und literarischen Lebens, das hier jahrzehntelang den Großherzog Karl Alexander, den unvergeßlichen Mäcen der schönen Künste, umgeben hat.

Alle diese Züge spiegeln sich in dem neuen Wartburg-Werk wider. Mit jener Begeisterung, die noch ganz von den Idealen der romantischen Schule erfüllt ist, sind hier alle neuen und alten Teile der Wartburg, die dort befindlichen Kunstsammlungen, neue und alte Möbel und andre Einrichtungsgegenstände abgebildet

und von Dichtern und Gelehrten geschildert. Ganz besonders ins Auge fällt der Reichtum von wertvollen Abbildungen. In einer Arbeit von mehr als zehn Jahren ist die hier vereinigte Fülle von Tafeln und Illustrationen entstanden. Alle diese Arbeiten hat der hochverdiente Herausgeber des Werkes, Max Baumgärtel, selber überwacht und nach seinen eigenen künstlerischen Anschauungen geleitet. Einen ebenso kunstsinnigen als tatkräftigen Förderer bei diesen Arbeiten fand Baumgärtel in dem Kommandanten der Wartburg, Schloßhauptmann von Cranach. Als trefflicher Kenner der Burg und der daselbst aufbewahrten Kunst- und Waffensammlungen konnte Cranach über die verschiedensten Fragen, namentlich aber über die große Zahl der Sammlungsgegenstände, über ihre Herkunft und über einzelne ergänzte Teile wichtige Auskunft geben.

Zehn verschiedene Autoren sind die Verfasser des Textes. Karl Wenck, der Marburger Geschichtsforscher, schildert auf Grund seiner langjährigen Quellenstudien die älteste Geschichte der Wartburg bis zum 15. Jahrhundert. Das Leben der heiligen Elisabeth behandelt Wenck in einem besonderen Kapitel. Den Minnesang in Thüringen und den Sängerkrieg auf der Wartburg hat Ernst Martin zum Gegenstand einer literarhistorischen Studie gemacht. Luthers Aufenthalt auf der Wartburg schildert Wilhelm Oncken, der auch dem Wartburgfest der deutschen Burschenschaft im Jahre 1817 einen interessanten Abschnitt gewidmet hat. Außerdem bringt das Werk noch eine sechzig große Folioseiten umfassende Geschichte des ganzen Lebens Luthers aus der Feder von M. Wartburger. Die Baugeschichte der Wartburg und die dort aufbewahrten neuen und alten Kunstwerke behandelt Paul Weber. Speziell über die Restaurierung der Wartburg berichten in einzelnen Kapiteln Großherzog Karl Alexander, Max Baumgärtel und der Sohn des Restaurators der Wartburg, Otto von Ritgen, der die künstlerischen Gedanken seines Vaters mit besonders feinem Verständnis geschildert hat. Zu diesen wissenschaftlichen Abhandlungen kommen noch die poetischen Schilderungen der Wartburg von Richard Voß und August Trinius sowie eine poetisch empfundene Einleitung von Max Baumgärtel, der hier seinem Enthusiasmus für die Wartburg und ihre Geschichte einen besonders warmen Ausdruck gibt.

Nie zuvor ist die Wartburg mit einer solchen Fülle von Abbildungen dargestellt worden wie hier. Fast jeder Teil der Gebäude und ihrer künstlerischen Ausstattung, gleichviel ob alt oder neu, wird uns im Bilde vorgeführt. Dieser ganze verschwenderische Reichtum von Abbildungen ist in einem einzigen mächtigen Folianten zusammengefaßt. Doch eines Folianten von 44 Pfund Schwere! In einem Buche von solcher Größe zu lesen, erfordert besondere Übung. Dem Herausgeber haben wohl als Vorbild die großen, prächtig ausgeschmückten Meßbücher des Mittelalters und der Renaissance vorgeschwebt, die auf besonders konstruierten, reich geschnitzten Gestellen im Chorraum alter Kathedralen und Klosterkirchen feierlich aufgestellt wurden. Auch der Bilderschmuck hat manche antiquarische Züge. Er erinnert an die Illustrationskunst früherer Jahrzehnte. Der modernen Art der Buchausstattung ist der Herausgeber vielfach aus dem Wege gegangen. Die Zierleisten, Vignetten und Holzschnitte knüpfen an die Art der Buchausstattung aus den Jahrzehnten an, als die Restaurierung der Wartburg ausgeführt wurde. Besonders groß ist die Fülle von Bauzeichnungen. Die mit zarten Federstrichen gezeichneten architektonischen Entwürfe Hugo von Ritgens sind pietätvoll wiedergegeben. Wer die Art der Burgenrestaurierung um die Mitte des 19. Jahrhunderts quellenmäßig studieren will, wird in diesen Reproduktionen eine große Ausbeute finden. Einige ausgezeichnete farbige Tafeln sind den Wandgemälden Schwinds gewidmet. Eine Wand des großen Festsaales ist in einer großen farbigen Doppeltafel dargestellt. Die Wandgemälde von Paul Thumann und die vor wenigen Jahren vom Kaiser gestifteten Mosaiken in der Elisabeth-Kemenate von August Oetken werden in bezeichnenden Proben vorgeführt.

Die unbefangene photographische Reproduktion, wie sie heute in kunstgeschichtlichen Büchern üblich ist, wurde in dem neuen Werke in der Regel absichtlich vermieden. Baumgärtel hat die Grundsätze, die ihn bei der Herstellung der Abbildungen leiteten, in dem Vorwort selber ausgesprochen: „Nur selten kann auf der Wartburg die photographische Aufnahme das zu gebende Bild, wie es darstellende und ästhetische Bedingungen verlangen, vollständig umfassen. An der einen oder der andern Seite, in der Höhe oder im Vordergrunde läßt sie unentbehrliche Partien fehlen. Dann werden ihr die Schatten allzuoft zum Hemmnis klarer Darstellung, sie kann sie nicht durchdringen. Verschiedene Flächen schmilzt sie oft unterschiedslos zusammen. Gegenstände, die störend, aber unentfernbar in der gewollten Ansicht stehen, kann sie nicht vermeiden. Farben vermag sie nicht in ihren richtigen Tonwerten wiederzugeben . . . . Was in der Photographie fehlte, mußte ergänzt, was als nicht zugehörig störte, mußte aufgehoben werden, unklare Partien mußten geklärt, die Durchsichtigkeit der Schatten gewahrt und falsche Tonwerte berichtigt werden, durch die hinzutretende Tätigkeit des Architekten und des Architekturmalers, vor der Natur ausgeführt, kritisiert und nachgeprüft.“ Es wurden daher Aquarellen angefertigt, die die architektonischen Formen und Ornamente mit besonderer Deutlichkeit wiedergeben. Alle Schlagschatten sind aufgehellt, damit keine Linie von dem ornamentalen Schmuck verloren geht. Dies hat für architekturgeschichtliche Studien naturgemäß den Vorzug der Deutlichkeit. Doch würden gute, unmittelbar nach der Natur gemachte Photographien nicht ebenfalls ihre großen künstlerischen Reize haben? Die Frische des Eindrucks einer guten Photographie vermag die Aquarelle des Architekturzeichners meines Erachtens nur selten zu ersetzen. Dies kommt auch in den Abbildungen des neuen Wartburg-Werkes zum Ausdruck.

In den wissenschaftlichen Abhandlungen des Werkes erregen augenblicklich naturgemäß die Fragen ein besonderes Interesse, die mit dem noch vor kurzem so schön geplanten siebenhundertjährigen Jubiläum des Sängerkrieges und der heiligen Elisabeth von Thüringen zusammenhängen. In den Forschungen von Karl Wenck und Ernst Martin ist hier klar ausgesprochen, daß der Sängerkrieg auf der Wartburg nur eine Legende ist. Sie ist erst um das Jahr 1250 entstanden. Alle die einzelnen Züge aus der Geschichte der deutschen Dichtung jener Zeit, die zur Entstehung der Sage geführt haben, werden eingehend behandelt. Was die literaturgeschichtliche Forschung schon seit einigen Jahrzehnten in den Grundzügen erkannt hatte, wird hier ausführlich auf Grund sorgfältiger Quellenstudien geschildert.

Dem poetisch veranlagten Wanderer, der mit gläubigem Vertrauen bisher das alte Landgrafenhaus betrat und hier den Schauplatz jenes merkwürdigen Dichterkampfes zu finden glaubte, ist durch diese Forschungen mancher schöne Traum zerstört worden. Doch aus dem Geist, der die Räume der Wartburg erfüllte, als Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und andre gefeierte Meister am Hofe des Landgrafen Hermann ihre Dichtungen vortrugen, ist das Lied vom Sängerkrieg entstanden. „Auf oder doch an der Wartburg gelangte die ritterliche Dichtung zu ihrer Blüte.“ Und in den Geist dieser Blütezeit wird man sich an keinem andern Schauplatz ritterlichen Lebens so stimmungsvoll versenken als auf der Wartburg.

Georg Voß.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Diesmal hat das Osterfest auch für die Politik einen Osterfrieden heraufgeführt. Nirgends, weder im Innern der Staaten noch in ihren Beziehungen zueinander ist ein bemerkenswertes Ereignis eingetreten, die Weltbewegung ist gleichsam mit Halbdampf gefahren, und die Feier des 1. Mai, des sogenannten Weltfesttages der Sozialdemokratie, sogar völlig im Sande verlaufen. In keiner Stadt ist es zu einer größeren Einstellung der Arbeit oder gar zu einem Tumult gekommen. Nach fünfzehn Jahren sind die Arbeitermassen des törichten Spielzeugs überdrüssig geworden. Der Rückgang der wirtschaftlichen Verhältnisse, der sich überall fühlbar macht, hat selbstverständlich das Seine dazu beigetragen, die Lust zum Streike und die Laune zur Herausforderung der Arbeitgeber und der Polizei zu dämpfen. Auch die Teilnahme für die bevorstehenden Landtagswahlen in Preußen hat sich noch kaum über die Kreise der zünftigen Politiker hinausgewagt. Sämtliche Parteien haben ihre Wahlaufrufe erlassen und ihre Kandidaten aufgestellt und werben eifrig um Stimmen und Geld. Aber eine leidenschaftlichere Erregung, wie im Januar und Februar 1907 bei den Reichstagswahlen, ist noch nicht sichtbar. Höchstens bei den Sozialdemokraten, denen durch ihre Wortführer ein glänzender Sieg versprochen wird. In den großen Städten und Fabrikorten werden die Wahlmännerwahlen in der dritten Klasse zu ihren Gunsten ausfallen, aber daß sie auch nur ein halbes Dutzend ihrer Kandidaten durch eigene Kraft, ohne Bündnis mit den Liberalen oder dem Zentrum, durchsetzen könnten, ist ausgeschlossen. Das bestehende Wahlrecht schiebt ihren Hoffnungen und Ansprüchen einen zu starken Riegel vor. Gerade diese sichere Abwehr der Sozialdemokratie macht für das Bürgertum, nicht nur bei den Konservativen, sondern bis tief in die Schichten der Handwerker, der kleinen Kaufleute und Beamten hinein, den Wert der Klassenwahl aus. Darum ist trotz aller Reden und Beschlüsse der liberalen Politiker über die Rückständigkeit des preußischen Wahlrechts ein Zurückdrängen der Konservativen im Wahlkampf noch keineswegs sicher. Die Konservativen und das Zentrum brauchen nur ihre Stellung, die ihnen bisher die Mehrheit gab, erfolgreich zu verteidigen, die Liberalen müssen Eroberungen machen, wenn sie ihre Reformvorschläge im künftigen Landtage durchsetzen wollen. Ob sie aber ohne die Hilfe der sozialdemokratischen Wahlmänner den Konservativen und dem Zentrum eine größere Zahl von Sitzen abnehmen können? Ohne gegenseitige Nachgiebigkeit und die Unterstützung einzelner sozialdemokratischer Kandidaten wird es darum wohl nicht abgehen, soll die konservativ-klerikale Mehrheit gebrochen werden.

Der Aufenthalt des deutschen Kaiserpaares in Korfu ist festlich und friedlich, von keinem politischen Zwischenfall gestört, vorübergegangen. Während der ganzen Zeit, vom 10. April bis zum 3. Mai, hat der König und die Kronprinzessin Sophie von Griechenland in dem Schlosse zu Korfu residiert. Eine türkische Gesandtschaft ist von der nahen albanesischen Küste herübergekommen, und der Kaiser hat einige Tage darauf den Besuch Turkhan Paschas erwidert. Auch österreichische Schiffe stellten sich zur Begrüßung des Kaisers ein. Am 3. Mai verließ das Kaiserpaar das Schloß Achilleion und traf nach einer Besichtigung der Insel Santa Maura am 6. Mai in Pola ein, wo die weitere Reise nach Wien mit der Eisenbahn angetreten ward. Die feierliche Begrüßung des Kaisers Franz Josef im Schlosse zu

Schönbrunn gab der Reise den denkwürdigen Abschluß von historischer Bedeutung. Am 2. Dezember dieses Jahres begeht Kaiser Franz Josef das sechzigjährige Jubiläum seiner Regierung, und als die Absicht des deutschen Kaisers, ihn bei der Rückkehr vom Achilleion zu begrüßen, bekannt wurde, beschlossen vierzehn deutsche Fürsten und der Vertreter der Hansestädte, der Bürgermeister Burchard von Hamburg, in einer spontanen und einmütigen Empfindung, sich mit ihm zu vereinigen und dem erlauchten Verbündeten Deutschlands den Ausdruck ihrer Freundschaft, Huldigung und Verehrung darzubringen. Diese eindrucksvolle, von dem Beifall der Deutschen und Ungarn begleitete Kundgebung hat nicht nur in der Welt ein sympathisches Echo erweckt, sondern ihr auch die innere Zusammengehörigkeit Deutschlands und Österreich-Ungarns trotz ihrer äußerlichen Trennung durch die Ereignisse des Jahres 1866 bewiesen. Seit die beiden Staaten sich in völliger Unabhängigkeit voneinander bewegen, sind ihre politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zueinander noch einmal so innig und frei von jedem Argwohn und jeder Eifersucht geworden, als sie es in dem Zwangsverhältnis des deutschen Bundes waren. Die Festsetzung Österreich-Ungarns in Bosnien und in der Herzegowina, der Einfluß und das Ansehen, die es damit auf der Balkanhalbinsel erlangt hat, finden in seinem Bündnis mit Deutschland die nötige Rückendeckung und in der nationalen und politischen Gemeinsamkeit der Interessen die Deutschen in Österreich und die Magyaren im „ungarischen Globus“ die moralische Unterstützung gegen den Ansturm der Tschechen und der Südslawen. Wie lebhaft in dieser Huldigung der deutschen Fürsten auch die persönlichen Motive und alte, noch unvergessene Erinnerungen mitsprechen, wie tief und herzlich sie gerade dadurch auf das Gemüt des soviel geprüften Kaisers Franz Josef wirken mochte, ihren Wert empfängt sie doch von ihrer politischen Bedeutung. Sie ist die feierliche Bestätigung und Bekräftigung des Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn und eine Bürgschaft des europäischen Friedens. Dies kam in den Wechselreden der beiden Kaiser zum ergreifenden und überzeugenden Ausdruck.

Zu den charakteristischen Zeugnissen unsrer friedseligen Zeit, die sich in Friedensversicherungen und Verheißungen nicht genug tun kann, gehören die beiden Abkommen über die Nord- und die Ostsee, die — das erste in Berlin, das zweite in Petersburg am 23. April — unterzeichnet wurden. In dem Abkommen über die Nordsee erklären die Regierungen Deutschlands, Dänemarks, Frankreichs, Großbritanniens, der Niederlande und Schwedens, um die zwischen ihren Staaten bestehenden Bande nachbarlicher Freundschaft zu stärken, daß sie entschlossen sind, die zurzeit bestehenden Hoheitsrechte ihrer Staaten im Nordseegebiete unverletzt zu erhalten und gegenseitig zu achten. Sollten irgendwelche Umstände eintreten, die nach Ansicht einer der Regierungen den gegenwärtigen territorialen status quo in den an die Nordsee grenzenden Gebieten bedrohen, so werden die Signatarmächte miteinander in Verbindung treten, um sich im Wege einer Vereinbarung untereinander über Maßnahmen zu verständigen, die sie im Interesse der Aufrechterhaltung des status quo ihrer Besitzungen für nützlich halten möchten. Einen gleichen Sinn und ähnlichen Wortlaut hat das Abkommen über die Ostsee. Der Zar von Rußland, der deutsche Kaiser und die Könige von Schweden und Dänemark verbürgen sich gegenseitig die Unverletzlichkeit ihrer festländischen und insularen Besitzungen im Ostseegebiete. Norwegen ist zu beiden Erklärungen nicht herangezogen worden, weil es einen besonderen Vertrag über die Unabhängigkeit und Integrität seiner Besitzungen unlängst mit den Mächten geschlossen hat. Der Wert der beiden Abkommen besteht in der Beruhigung der kleinen Staaten — Holland, Dänemark und Schweden — gegen ihre beständige Sorge und nervöse Unruhe, ihre größeren Nachbarn könnten sie plötzlich überfallen. So fürchtet Schweden den Angriff Rußlands, das durch eine Befestigung der Alandsinseln oder von Kronstadt her unmittelbar Stockholm bedroht; so fürchten Holland und Dänemark die Eroberungssucht Deutschlands. Die Anregung zu dem Nordsee-Abkommen ist darum von Deutschland, zu dem Ostsee-Abkommen von Rußland ausgegangen; beide Staaten wollten in feierlicher Weise

dem Mißtrauen und den Verdächtigungen ihrer Politik entgegentreten. Auch das immer von neuem auftauchende Gerücht, Rußland und Deutschland beabsichtigten, die Ostsee zu einem für die Kriegsflotten andrer Mächte geschlossenen Meere zu erklären, wie es das Schwarze Meer nach den Verträgen ist, wird indirekt in den Abkommen zurückgewiesen. An den wirklichen Verhältnissen ändern die Erklärungen nichts, und „für immer" können sie keine Bürgschaft leisten. Sie hängen eben von dem guten Willen der Beteiligten ab. Allein sie entsprechen der Stimmung der Zeit, die in ihrer krankhaften Furcht vor kriegerischen Verwicklungen in Schiedsgerichtsverträgen und gegenseitigen Abkommen und Versicherungen zwischen den Großmächten und den kleinen Staaten eine Art Beruhigungsmittel sieht, obwohl das Schicksal Marokkos und der Algesiras-Akte sie belehren sollte, wie weit die Kluft zwischen der Wirklichkeit und den papiernen Beschlüssen klafft.

Ein deutsches Weißbuch, das dem Reichstag über die marokkanischen Angelegenheiten am 2. Mai mitgeteilt wurde, enthält in übersichtlicher Anordnung alle wichtigeren diplomatischen Aktenstücke über die Ereignisse vom September 1906 bis zum April 1908 und gewährt somit einen belehrenden historischen Rückblick. Auch der ärgste Zweifler wird zugeben müssen, daß unmittelbar nach dem Abschluß der Konferenz, unter dem Drucke der Einmütigkeit Europas, die Einsetzung der internationalen Polizei in den Hafenstädten Marokkos ohne Schwierigkeit und Widerstand sich vollzogen hätte. Dadurch würde nicht nur Europa, sondern auch die Regierung des Sultans Abdul Asis eine Kerntruppe zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens im Innern des Landes erhalten haben. Aber Frankreich und Spanien, die mit der Einrichtung der Polizei beauftragt waren, haben neun kostbare Monate vom 1. Juli 1906 bis zum 1. März 1907 mit Beratungen und Verhandlungen verloren, so daß nicht der kleinste Ansatz der geplanten Organisation vorhanden war, als mit der Ermordung des französischen Arztes Manchamp in Marrakesch die Bewegung einsetzte, die, beständig wachsend, erstarkend und sich ausdehnend, Marokko in heillose Anarchie gestürzt hat. Dem beleidigten Frankreich konnte die Genugtuung nicht verweigert werden. Es besetzte Udjida an der algerischen Grenze, wie der Minister Pichon in der Kammer am 27. März 1907 nachdrücklich betonte, provisorisch, bis zur Erfüllung der französischen Forderungen durch die marokkanische Regierung. Im Prinzip nahm die Regierung diese Forderungen an und willigte sogar in die Verhaftung des Gouverneurs von Marrakesch. Aber diese Nachgiebigkeit des Sultans erweckte den nationalen Haß und den religiösen Fanatismus der Marokkaner. Eine Partei bildete sich, die Franzosen aus dem Lande zu vertreiben und Abdul Asis durch seinen Bruder Muley Hafid zu ersetzen. Der von einer französischen Gesellschaft vorschnell übernommene und begonnene Hafenbau in Casablanca, ehe noch eine Polizei da war, um die Arbeiter und die Anlagen zu schützen, erregte den Unwillen der einheimischen Bevölkerung, der Schiffer und Lastträger, die in der Herstellung des Hafens eine Schmälerung ihres Erwerbs sahen: am 30. Juli 1907 wurden neun europäische Arbeiter erschlagen. Wiederum waren die Franzosen in der Lage, Rechenschaft zu verlangen. Bei der Annäherung der französischen Schiffe erhoben sich die räuberischen Stämme im Weichbild Casablancas. Die Stadt ward von ihnen geplündert, von den Schiffen beschossen und schließlich von den Franzosen und Spaniern besetzt. Seitdem wechseln, unaufhörlich seit neun Monaten, Kämpfe, Ruhepausen, Waffenstillstände und neue Gefechte miteinander ab. Immer wieder versichern die französischen Minister, daß sie an der Akte von Algesiras festhielten und nicht daran dächten, in das Innere Marokkos einzudringen, nach Fez oder Marrakesch zu ziehen; aber jeden Tag wurzeln die Füße der Franzosen fester im marokkanischen Boden, bei Casablanca wie bei Udjida, ein, halb, weil sie wollen, halb, wie der unbefangene Beobachter zugeben muß, von den Ereignissen dazu gezwungen. Würden sie sich einschiffen, fielen alle Häuser und Faktoreien, Niederlassungen und Besitztümer der Europäer der Verwüstung und der Plünderung durch die Marokkaner anheim, denn kein andrer Staat wäre geneigt, den Schutz der Hafen-

städte zu übernehmen. Weder Spanien noch Italien oder England. Von Deutschland aber kann kein Verständiger verlangen, sich in ein solches unabsehbares Abenteuer zu stürzen. Europa muß die Wahrung seiner Rechte, seines Einflusses und seines Ansehens in Marokko notgedrungen den Franzosen überlassen, die durch ihre Nachbarschaft dazu gleichsam bestimmt sind oder sich zu einer gemeinsamen kriegerischen Aktion zur Wiederherstellung der Ordnung entschließen. Seit Jahren haben Reisende und Kenner des Landes der europäischen Phantasie, Erwerbslust und Habsucht Marokko als ein zukunftsvolles, ertragsreiches Ziel des Handels und industrieller Unternehmungen hingestellt. Sie haben nur vergessen hinzuzufügen, daß diesem Lande zunächst noch die erste Bedingung zu seiner Erschließung fehlt: die feste Ordnung und Regierung, der Schutz des Eigentums und der Person. Der erste Versuch, diese Dinge zu schaffen, ist ein Schlag ins Wasser geblieben. Nach zwei Jahren ist die Konferenzakte noch dasselbe gleichgültige Stück Papier wie an dem Tage, wo es in Algesiras von den Vertretern Europas feierlich und festlich unterzeichnet ward; sie wird von allen Parteien angerufen, aber weder ihrem Buchstaben noch ihrem Geiste nach ausgeführt. In dem Wettlauf der beiden Brüder um das Sultanat — es handelt sich in der Hauptsache darum, wer zuerst von ihnen in Fez eintrifft — scheint nach den letzten Nachrichten die Entscheidung unmittelbar bevorzustehen. Der Heerhaufen unter Bagdadi, der von Rabat aufgebrochen ist, soll nur noch zwei Tagemärsche von Fez entfernt und in der Stadt selbst, in der Furcht vor seinem Einzuge, eine Bewegung gegen Muley Hafid ausgebrochen sein, um ihn abzusetzen. Einen tatsächlichen Erfolg hat Abdul Asis am 3. Mai errungen: seine Truppen, einige hundert Askaris, auf einem französischen Dampfer von Rabat kommend, haben Saffi, ohne Widerstand zu finden, besetzt und damit Muley Hafid von jeder Verbindung mit der See abgeschnitten. Nicht nur der Zolleinnahmen, sondern auch der Waffen- und Munitionseinfuhr ist er dadurch verlustig gegangen. Es ist begreiflich, daß sowohl Muley Hafid wie Abdul Asis sich bemühen, den Beistand Deutschlands zu gewinnen und die Eifersucht und den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland zu schüren. In dem Weißbuch schildert der deutsche Vizekonsul Neudörfer in Rabat, wie angelegentlich der Minister Abdulkerim ben Sliman ihn aufforderte, den deutschen Gesandten in Tanger, Dr. Rosen, zu einem Besuche bei dem Sultan Abdul Asis einzuladen: er würde mit offenen Armen empfangen werden. Der Schutz und die Sicherung der deutschen Handelsinteressen und Unternehmungen in Marokko können indessen durch unsre Einmischung in die Händel der Kronprätendenten und einen Zwist mit Frankreich nicht gefördert werden. Frankreich ist gewiß ein sehr gefährlicher und unbequemer Nachbar für Marokko, um so weniger durfte man ihm durch die Ermordung seiner Landsgenossen und die Überfälle und Räubereien an der algerischen Grenze Gelegenheit zum Einmarsch geben. Nun, wo es sich mit einem Schein des Rechts und seinen Ehrgeiz mit dem Schilde der Vertretung der gesamten europäischen Interessen deckend in Casablanca festgesetzt hat, ist alles Schreien und Klagen über Vergewaltigung vergeblich. Dies erklärte auch der Legationsrat Freiherr Langwerth von Simmern den beiden Abgesandten Muley Hafids am 13. Mai im Reichskanzleramt zu Berlin: er ist Legationssekretär der deutschen Gesandtschaft in Tanger und mit den marokkanischen Verhältnissen wohl vertraut. Die Boten, Ben Nis und Ben Asno, überreichten ein Schreiben Muley Hafids und versicherten, mit Ausnahme der Küstenstädte sei er Herr des Landes und auch willens, die Konferenzakte anzuerkennen, wenn die französischen Truppen und Schiffe sich zurückziehen würden; er bitte die kaiserliche Regierung, mit der französischen Regierung und den Regierungen der übrigen Mächte darüber in Verbindung zu treten. Die Antwort des Freiherrn von Simmern ging dahin, daß die deutsche Regierung mit ihnen nicht in Verhandlung treten könne, da ihr Auftraggeber keine anerkannte völkerrechtliche Persönlichkeit sei. Der Wunsch der deutschen Regierung sei es, daß in Marokko endlich wieder geordnete Verhältnisse eintreten. Dazu aber müsse zuerst der Streit um die Herrschaft im Lande aufhören.

Wenige Tage nach seinem Rücktritt ist Sir Henry Campbell-Bannerman am Morgen des 22. April gestorben. Er war in Schottland geboren, aus einer im Handel in Glasgow wohlhabend gewordenen Familie; schon sein Vater war als Lord-Provost der Stadt in den Ritterstand erhoben worden. Seit seinem zweiunddreißigsten Jahre gehörte Sir Henry dem Unterhause an; sein Leben ist in der politischen Arbeit, in den Reihen der liberalen Partei verflossen. Ein Anhänger Gladstones, blieb er ihm auch in der Home-Rule-Frage für Irland treu. Im Staatsdienste zeichnete er sich durch die Verwaltung des Kriegsamts 1892 bis 1895 aus. Damals gelang es ihm, die Enthebung des alten Herzogs von Cambridge von dem Posten des Kommandierenden der Armee in taktvoller Weise durchzusetzen und die achtstündige Arbeitszeit in den Militärwerkstätten einzuführen. In dem Krieg der Engländer gegen die Buren trat er wiederholt für die Buren ein und riet vergeblich zu einem friedlichen Ausgleich. Dem Imperialismus stand er kühl gegenüber; die Propaganda für den Schutzzoll bekämpfte er noch aus der innersten Überzeugung der ersten Jüngerschaft des Manchestertums. Er sei der aufrichtigste Demokrat in seinem Kabinette gewesen, rühmen ihm die Liberalen nach. Sicher ist, daß unter Asquiths Führung die liberale Regierung eine leise Schwenkung nach rechts vollziehen wird. Einige Verschiebungen sind in ihr eingetreten: Morley, der Staatssekretär für Indien, hat die Pairswürde erhalten und geht als Viscount Morley in das Oberhaus, Lloyd George übernimmt an Asquiths Stelle das Schatzkanzleramt und Minister Churchill das Handelsministerium, der durch den Brief Kaiser Wilhelms an ihn in der ganzen Welt bekannt gewordene Marineminister Lord Tweedmouth verläßt seine Stelle und wird Lord-Präsident des Rats. Morleys Berufung in das Oberhaus wird allgemein als Aufgabe des Kampfes der Regierung gegen die Lords betrachtet; hinsichtlich des Schulgesetzes, das im vergangenen Jahre an dem Widerspruche des Oberhauses scheiterte, soll sich ein Kompromiß anbahnen. Der mit so großem Lärm unternommene Kampf gegen die Lords ist, wie ihm gleich prophezeit wurde, als harmlose Seifenblase zerplatzt. Auch die Niederlage Churchills, der sich wegen seiner Ernennung zum Minister in Manchester zur Wiederwahl stellen mußte, gegen einen konservativen Mitbewerber, dämpft die hochfliegenden Hoffnungen der Radikalen. Gegenüber dem Ansturm der Arbeiter und Sozialisten schließen eben auch die Konservativen und Schutzzöllner ihre Reihen fester zusammen. Noch ist freilich die Mehrheit der Liberalen unerschüttert — mit 397 Stimmen gegen 147 wurde im Unterhause die zweite Lesung der Schankstättenbill angenommen —, und die Möglichkeit, durch den Überschuß von vier Millionen Pfund Sterling im Abschluß des Staatshaushalts die längst versprochene Arbeiterversorgung wenigstens in aller Bescheidenheit beginnen zu können, wird dem Ministerium ein neues Prestige verleihen. In dem Staatshaushalt Asquiths ist zunächst für das Vierteljahr vom 1. Januar bis zum 31. März 1809 eine kleine Summe dafür angewiesen: jeder englische Untertan, der über siebzig Jahre alt ist und ein geringeres jährliches Einkommen als 26 Pfd. St. hat, soll danach 5 Shilling für die Woche, wenn er verheiratet ist, 7 Shilling erhalten. Die Anzahl der Personen, welche die Pension beanspruchen können, wird auf etwa eine halbe Million berechnet.

Übrigens ist die Aufmerksamkeit und die Teilnahme des englischen Volkes jählings von seinen inneren Angelegenheiten abgelenkt worden. In Kalkutta wurde eine Verschwörung der Inder entdeckt, die sich weithin verzweigt, über reiche Mittel verfügt und angeblich Anschläge gegen Lord Kitchener und andre hohe Beamte plante. Die Ermordung einer englischen Dame, einer Frau Kennedy — eine Bombe, die nicht ihr, sondern einem Beamten gegolten haben soll, wurde unter ihren Wagen geworfen — hat die Polizei, die die Mörder ergriff, auf die Spur geleitet. Revolutionäre Aufrufe, Schriften, die von der Herstellung von Explosivstoffen handeln, ein ganzes Lager von Bomben wurden beschlagnahmt und dreißig Verhaftungen vorgenommen. Die Gärung in Indien ist, wenn man auch die Alarmnachrichten auf ein geringes Maß zurückführt, offenbar im Wachsen begriffen, und

ihre Gefährlichkeit nimmt unter der drohenden Möglichkeit eines Krieges mit den Afghanen zu. Seit der Mitte des Aprils beunruhigt der Stamm der Mohmands, unter der Führung seiner Priester, die nordwestliche Grenze Indiens. Zahlreiche Afghanentrupps haben den Kabulfluß überschritten, sich mit ihnen vereinigt und Landi-Khotal angegriffen; der ganze Khaibar-Bezirk ist im Kriegszustand. Die englischen Blockhäuser haben bis jetzt den Angriffen widerstanden, die Häuptlinge der Zakkakehls, die erst vor kurzem wegen ihrer Plünderungen von den Engländern heimgesucht wurden, den englischen Offizieren ihre Dienste angeboten. Das sicherste Mittel zur Eindämmung der Gefahr ist jedoch das Eintreffen des Generals Willcock gewesen, der mit der dritten Brigade, acht Kanonen und einer Schwadron Kavallerie am 3. Mai Landi-Khotal erreichte. Nach kurzem Kampfe ging die Hauptmasse der Afghanen wieder über ihre Grenze zurück. Freilich ist damit noch nicht jede weitere Verwicklung beseitigt. Vielfach wird in England geglaubt, der Emir Habib-Ullah von Afghanistan sei mit dem zwischen Rußland und England im Juli des vergangenen Jahres geschlossenen Abkommen, das ihn auf Gnade und Ungnade den Engländern überliefere, da Rußland sich dadurch jedes politischen Einflusses auf Afghanistan begeben habe, unzufrieden und wolle durch kriegerische Drohungen die Verständigung zwischen Rußland und England stören. Dementgegen behauptet eine Mistreß Winter, die fast zwei Jahre lang als Arzt am Hofe des Emirs zugebracht hat, in interessanten Mitteilungen, welche das Bureau Reuter veröffentlicht, daß der Emir den Engländern durchaus freundlich gesinnt sei, eine Eisenbahnverbindung mit Indien sehnlichst wünsche und den englisch-russischen Vertrag längst unterzeichnet haben würde, wenn er sich nicht der Stimmung seines Volks gegenüber ohnmächtig fühle. Eine zahlreiche Partei, an deren Spitze sein ehrgeiziger und verschlagener Bruder Nasr-Ullah steht, sei allen Neuerungen abgeneigt und verwerfe jede Annäherung an England. Die längere Abwesenheit des Emirs von Kabul, der vom Mai bis zum November 1907 in Herat verweilte, habe Nasr-Ullah die Gelegenheit gegeben, seine Ränke weiter zu spinnen, seine Anhängerschaft auszudehnen und eine Verschwörung gegen seinen Bruder vorzubereiten. Eine beträchtliche Einfuhr von Waffen und Munition träfe von Karachi in Afghanistan ein. Diese Mitteilungen scheinen auf Tatsachen zu beruhen; wurde doch gleich nach der Rückkehr des Emirs von seiner Reise nach Indien berichtet, daß der religiöse Fanatismus und der Fremdenhaß des Volkes an dem Verkehr des Emirs mit den Ungläubigen Anstoß nehme und die Geistlichkeit den Unwillen und die Aufregung durch ihre Predigt unterhielte und steigere. Wer sich des Schreckens entsinnt, der sich in England bei jeder Möglichkeit eines Krieges mit den Afghanen in früherer Zeit zu verbreiten pflegte, wird die Bedeutung dieser Nachrichten und den Eindruck, den sie auch heute wieder auf die Stimmung Englands ausüben, nicht gering anschlagen.

In Portugal sind nach der langen und verhängnisvollen Diktatur Francos endlich wieder die Cortes am 19. April in Lissabon durch den König Manuel eröffnet worden. Ihre Zusammensetzung ist durchaus für die Monarchie ausgefallen, die Republikaner haben nur fünf Sitze erlangt; die Spuren der schrecklichen Katastrophe — der Ermordung des Königs Carlos und des Kronprinzen — verziehen sich allmählich. In der Thronrede bezeichnete sie König Manuel als eine Aufforderung zum Zusammenschluß der Parteien, als eine Verpflichtung aller, für den Frieden, die Eintracht und den Fortschritt der Nation zu arbeiten. In einer späteren Sitzung hat der König den Eid auf die Verfassung geleistet und seinen festen Willen erklärt, als konstitutioneller Monarch den innern und äußern Frieden des Landes zu erhalten. Die Ruhe und Ordnung, die im Lande herrschen — auch während der Wahlen wurden sie nur in einem Bezirk Lissabons durch einen Tumult unterbrochen —, der Beifall, mit dem die Thronrede aufgenommen wurde, die herzliche Huldigung, die dem jungen König entgegengebracht wird, gewähren einen hellen Ausblick in die Zukunft Portugals nach so schweren und traurigen Heimsuchungen.

Literarische Rundschau.

Eine Geschichte der Autobiographie.

Geschichte der Autobiographie. Von Georg Misch. Erster Band: Das Altertum. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1907.

Wer ein literarisches Kunstwerk wirklich verstehen will, sucht seine Entstehung zu reproduzieren: er dringt, so weit es geht, in den Gemütszustand des Dichters ein, er fragt sich, welche Interessen ihn bewegten, welche Einflüsse ihn beherrschten. Die letzte und schwierigste Aufgabe aber wäre, nicht solche Dinge festzustellen, die von entsprechenden Erscheinungen bei andern Dichtern sich doch immer merklich abheben — sondern das scheinbar Selbstverständliche selbst, das des Schaffenden Gemüt und Geist, ihm und andern unbewußt, erfüllte. Die eigentümliche Struktur des Geistes — um einen bezeichnenden Lieblingsausdruck Diltheys anzuwenden — gälte es bloßzulegen, das Apriori seiner dichterischen Anschauung. Zu welchen Auffassungen nötigte ihn die Kulturstufe, die Sprache, die Gewohnheit seiner Umwelt? Welche Wanderungen waren ihm natürlich und welche unmöglich? Es wäre so, worauf eben Dilthey mit so großer Energie wie emsigem Scharfsinn hinarbeitet, ein Stück historischer Psychologie zu schaffen; und die instruktiven Denk- und Anschauungsgewohnheiten der Zeit gäben erst das Fundament, auf dem die persönliche Eigenheit sich erhebt.

Solches hat Diltheys wundervolles Buch „Das Erlebnis und die Dichtung" für Novalis und Hölderlin erstrebt, und solches manche feinsinnige Darstellung für einzelne Dichtwerke andeutend versucht. Georg Misch, ein Schüler Diltheys im strengsten Sinne des Wortes, macht sich an die noch schwierigere Aufgabe, in so tiefgründiger Weise die psychologischen und literarischen Voraussetzungen einer ganzen literarischen Gattung, die psychologischen und literarischen Bedingungen ihrer gesamten Entwicklung aufzudecken und darzulegen.

In seiner „Geschichte der Berliner Akademie" hat Harnack sehr fein den Nutzen betont, den Preisaufgaben in einer Zeit ziemlich ungeordneter wissenschaftlicher Arbeit besaßen; seit auch auf diesem Jagdgebiete die seßhaften Ackerbauer den Nomaden gefolgt sind, konnte der Vorteil des offiziellen Aufgabenstellens zweifelhafter erscheinen. Hier hat doch einmal ein solches Unternehmen sehr glücklich gewirkt. Professor Walther Simon in Königsberg schrieb eine Geschichte der Autobiographie aus; neben Mischs gekröntem Werk entstand noch eine zweite tüchtige Arbeit von Kurt Jahn. Das siegreiche Werk liegt in seinem ersten Teil vor — eine imponierende wissenschaftliche Leistung, deren Gelehrsamkeit schon Ulrich v. Wilamowitz (in der „Internationalen Wochenschrift") gewürdigt hat, deren große Gesichtspunkte eine geistreiche Besprechung von Friedrich Gundelfinger (in den „Preußischen Jahrbüchern") hervorhebt. Vortrefflich spricht er sich dahin aus, daß Misch viel mehr gebe als der Titel verheißt: eine „Geschichte des Selbstbewußtseins".

Das Selbstbewußtsein ward naturgemäß produktiv zuerst bei denen, die sich großer Taten bewußt waren. Wohl geht durch die ganze Geschichte der Selbstbiographie, wie Misch hervorhebt, ein doppelter Typus: der eine erzählt von den Taten des Mannes, der andre von seinem Wesen. Aber es steht doch nicht so, daß nur gemeine Naturen mit dem zahlen, was sie tun, edle mit dem, was sie sind. Für die ältesten Epochen ist die praktische Leistung eines Fürsten, Heerführers, Priesters unzweifelhaft von größerer Wichtigkeit als die erlesenste Charakterbildung von Weisen und Dichtern. Deshalb beginnt die Geschichte des Selbstberichts mit den Rechenschaftsberichten orientalischer Großer. Doch wäre diesen eigentlich noch eine Stufe vorzuschlagen, die Misch beiseite läßt: die Selbstberichte der Götter und Helden. Wie die älteste Lyrik sich unter den Mantel der Mythologie versteckt, so bilden die prahlerischen Aufzählungen der eignen Wundertaten bei indischen oder nordischen Göttern das Vorbild für die Verdienstkataloge der assyrischen Könige und der ägyptischen Beamten.

Aber was wir Autobiographie nennen, setzt eben ein „Selbst" voraus, einen Täter dieser Taten: die „Entdeckung der Individualität" war nötig, damit der Mensch von sich selbst erzählen könne und nicht bloß von seinen Wirkungen. Mochte er zunächst da in seinem Innern noch ein „daimonion" als directeur de conscience einlogieren oder allmählich in der eigentümlichen Zusammensetzung der „Eigenschaften" das Wesen der Persönlichkeit erkennen — in beiden Fällen ward das Wirkende interessanter als das Bewirkte.

Bei dem des Selbstlobs mit Bewußtsein frohen Volk der Hellenen mußte auch diese Blüte aufgehen. Freilich mußte sie hier Grenzen der Evolution finden: der Begriff der individuellen Entwicklung blieb ihnen versagt, blieb dem Altertum versagt, und damit freilich gerade das, was für uns den innersten Reiz der Selbstbiographie ausmacht. Aber wie das ikonische Porträt, so erreicht auch das literarische Selbstporträt in Rom eine bedeutende Höhe. Unter fortwährender Erneuerung der psychologischen Basis und mit feinen, nie gehäuften Hinweisen auf modernere Zustände (besonders des klassischen Frankreichs) weiß der Verfasser uns das Selbst dieser Selbstbiographie näher zu bringen; ein warmherziger Anwalt Ciceros, ein kluger Verteidiger Senecas, ein Freund Epiktets findet er den Höhepunkt auch der eignen Darstellung doch erst bei Mark Aurel, den er vor Harnacks Zensur, wie uns scheint, siegreich in Schutz nimmt.

Der zweite Höhepunkt ist dann natürlich der noch viel berühmtere: die Konfessionen Augustins. Hier aber hat Misch die Persönlichkeit hinter der Gattung zurücktreten lassen; die eigentümliche politisch-religiöse Ausbildung des religiösen Selbstberichts hatte er fast ganz neu herauszuarbeiten, und dabei kam die schon wohlbekannte Persönlichkeit des großen Bischofs von Hippo etwas zu kurz. Nicht so seine Werke — neben den „Confessionen" die „Retraktationen". Doch hat die Notwendigkeit, die Psychologie der Gattung breit zu studieren, gerade hier die Übersicht etwas schwierig gemacht.

Dagegen erhebt sich der Stil der Darstellung, im Anfang noch durch eine zu strenge Anwendung von Fachausdrücken und philosophischen Begriffen beschwert, fortwährend zu größerer Klarheit und Leichtigkeit. Die Nachrichten über Patricius, den „Apostel Irlands", werden fast mit anekdotischer Glätte vorgetragen. Aber ein Blick in das Sach- und Namenregister zeigt, welche gewaltige Arbeit hinter jeder Zeile liegt. Nur so konnten wir diese erste wirkliche Entwicklungsgeschichte einer literarischen Gattung erhalten.

Richard M. Meyer.

Die Berliner Stadtbibliothek.

Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Band I—VII. Berlin, Otto v. Holten. 1905—07.

Am 15. Oktober 1907 las man in den Berliner Abendblättern, daß an demselben Tage die Berliner Stadtbibliothek in dem städtischen Sparkassengebäude in der Zimmerstraße eröffnet worden sei. „Erst jetzt?" — wird sich so mancher gefragt haben, der gemeint hat, eine Stadt von der Bedeutung Berlins, die fast siebenhundert Jahre besteht und die Feier des hundertjährigen Jubiläums der Steinschen Städteordnung zu begehen sich anschickt, müsse sich schon lange eines solchen Besitzes erfreut haben. Aber wie auf andern Gebieten, so hat auch hier der Landesherr seiner Residenzstadt die Erfüllung einer moralischen Pflicht erspart, als er — vor mehr als zweihundert Jahren — die jetzige Königliche Bibliothek ins Leben rief. Indes wäre es unrecht, der Stadt Berlin irgendwelche Vorwürfe zu machen, als wenn sie etwas verabsäumt habe, was man füglich hätte von ihr verlangen dürfen. Die Berliner Stadtgemeinde besitzt und unterhält vielmehr eine große Zahl der verschiedenartigsten Bibliotheken: am längsten in ihren Gymnasien, darunter eine von nicht zu unterschätzender Bedeutung, die Bibliothek des Gymnasiums zum Grauen Kloster, die mehr als 30000 Bände zählt; dann in ihren Real-, Mädchen-, Fortbildungs- und Gemeindeschulen; sie hat ferner mehrere Geschäftsbibliotheken, die ausschließlich der großen weitverzweigten Verwaltung dienen, wie die des Magistrats in dem alten Rathause, des Statistischen Amtes und der Baudeputation. Sie hat in ihrem Märkischen Museum eine recht ansehnliche Bibliothek. Städtisch ist auch die jedem Literarhistoriker wohlbekannte Göritz-Lübeck-Bibliothek, deren kostbarster Besitz eine umfangreiche Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur bildet.

Während aber eine jede von diesen Büchersammlungen einem im ganzen nur engen Kreise von Interessenten zugänglich ist, hat eine andre Gruppe von Bibliotheken, die gleichfalls aus Berliner Gemeindemitteln gespeist werden, die Bestimmung, der großen Allgemeinheit zu dienen: die Berliner Volksbibliotheken. In den letzten Jahren haben sie eine immer größere Bedeutung gewonnen. Über die weite Stadt verteilt, ergießen sie in breiten Strömen Bildung und Unterhaltung, in Verbindung mit den Lesehallen. Kommen jene ihrer Aufgabe dadurch nach, daß sie jedem, der sich ausweist, ohne Bürgschaft und Pfand Bücher zu häuslicher Lektüre leihen, so bieten diese einem jeden, sei er Berliner oder Vorortbewohner oder Tourist, reichlichen und vielseitigen Lesestoff zur Benutzung an Ort und Stelle. Die Volksbibliotheken haben einen Bücherbestand von je 5—12000 Bänden, eine jede Lesehalle aber hat neben 80—90 Zeitschriften aus den verschiedensten Wissensgebieten eine Bibliothek von 500—1200 Bänden Nachschlagewerken: Wörterbüchern und Enzyklopädien, Weltgeschichten und Atlanten, naturwissenschaftlichen und technologischen, literaturgeschichtlichen und biographischen Werken. Zwei Zahlen, die ich allein nennen will, um von der Bedeutung dieser Anstalten, ihrer Volkstümlichkeit, ihrem Wert für die Bevölkerung eine Vorstellung zu geben, reden eine deutliche Sprache: im vorigen Jahre haben die 28 Berliner Volksbibliotheken nahezu $1\frac{1}{2}$ Millionen Bände nach Hause verliehen, die 12 städtischen Lesehallen aber haben beinahe 150000 Besucher gezählt. Dabei stehen die Berliner Volksbibliotheken und Lesehallen noch lange nicht am Ende ihrer Entwicklung: mit dem steigenden Interesse, das ihnen der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung durch Vermehrung der Geldmittel und wohlhabende Mit-

bürger, wie Professor Fr. A. Leo, Albert Cohn u. a. durch reiche Vermächtnisse zuwenden, wächst auch ihre Leistungsfähigkeit.

Was aber der Zweimillionenstadt trotz ihrer 250 Büchersammlungen noch fehlte, war eine Bibliothek, die, die Aufgaben der Volksbüchereien fortsetzend, sie an Umfang übertraf und einen Bücherbestand darbot, der auf jedem Gebiete, in Wissenschaft und Kunst, den Ansprüchen der durch die Volksbibliotheken nicht befriedigten Leser nach Bildung und Belehrung ganz zu entsprechen vermochte, ohne die Pflicht zu haben, gelehrte Studien zu fördern. Eine Anstalt also, die, wie es in dem von der Berliner Bibliotheksverwaltung formulierten Programm hieß, nicht mit den der literarischen Produktion dienenden Staatsbibliotheken wetteifern, weder Aristoteles-Kommentare noch Sanskritwörterbücher enthalten, sondern einzig und allein eine Bildungsbibliothek für die große Berliner Bürgerschaft sein sollte.

Vor sieben Jahren gab die städtische Bibliotheksverwaltung die Anregung zur Gründung dieser Bildungsanstalt. Wenige Monate später fand sie die Zustimmung der Gemeindebehörden, die die hierzu erforderlichen keineswegs geringen Geldmittel bewilligten und die Verwendung der zurzeit rund 8000 Mark jährlich betragenden Zinsen des Leoschen Vermächtnisses zu diesem Zweck beschlossen. Sechs Jahre ist an den Vorbereitungen zur Eröffnung der Stadtbibliothek gearbeitet worden unter Leitung des Stadtbibliothekars Dr. Arend Buchholtz. Es galt, nicht nur neue Bücherbestände zu erwerben, sondern auch bereits vorhandene Bücherschenkungen, wie die Bibliotheken von Leo, Cohn, Engelien, zu katalogisieren und die Kataloge zu drucken. Im Herbst des vorigen Jahres war alles zur Eröffnung bereit: die allerdings nur provisorischen Räume für Bücherausgabe und Lesesaal instandgesetzt, eine Benutzungsordnung — so liberal wie möglich — vom Magistrat erlassen, die Bücher signiert und etikettiert; vor allem aber war die Vorbedingung jedes bibliothekarischen Erfolges, der Druck von Katalogen, erfüllt; die Berliner Stadtbibliothek stellte, was in der Bibliotheksgeschichte einzig dasteht, gleich am ersten Tage ihres Betriebes dem Publikum 7 Bände ihres auf ungefähr 10—12 Bände berechneten gedruckten Katalogs zur Verfügung, stattliche Quartanten in vollendeter typographischer Herstellung, in übersichtlicher Anordnung mit ausführlichem Titel- und Sachregister. Sie sind in den reichsten Abteilungen, wie in der Geschichte, Literaturgeschichte und Dichtung, zu bibliographischen Nachschlagewerken geworden, die selten versagen. Und wie viel sie dem Benutzer bieten, lehren schon flüchtige Blicke in jeden Band und die Vorreden, die eine fortlaufende Geschichte der Stadtbibliothek sind. Wir erfahren daraus, daß diese jüngste unter den deutschen Stadtbibliotheken schon jetzt einen Bücherbestand von mehr als 80 000 Bänden hat, daß allein der Lesesaal 3400 Bände Nachschlagwerke enthält, und daß sie in einer Anzahl Spezialsammlungen einen Besitz ihr eigen nennt, um den sie manche weit größere Bibliothek beneiden wird. So verdankt sie dem verstorbenen Berliner Arzte Dr. med. George Friedlaender die interessante und viel benutzte Sammlung zur Geschichte der Bewegung von 1848, dem verstorbenen Rektor Professor Engelien eine germanistische Bibliothek von 5000 Bänden, Rudolf Virchow und dem Reisenden Dr. Fedor Jagor wertvolle geographische und ethnographische Werke, Albert Cohn eine recht hübsche Auswahl von Werken zur Shakespeare-Literatur und eine besonders kostbare Spezialbibliothek von Ausgaben und Übersetzungen von Goethes „Leiden des jungen Werther", und der durch das Erscheinen dieses Romans hervorgerufenen Literatur, der Kritiken, Satiren, Parodien, Nachahmungen und polemischen Schriften. Hierzu gehört noch eine Sammlung von zum Teil sehr gesuchten Bildnissen zur Werther-Literatur.

Ist also die Berliner Stadtbibliothek auf mehr als einem Wissensgebiete imstande, weit über ihr Programm hinausgehende Ansprüche zu befriedigen, so ist sie zugleich bemüht, die Benutzung ihrer reichen Schätze nach Möglichkeit zu erleichtern. So verleiht sie ihre Bücher nicht nur jedem, der sich legitimiert, unmittelbar von ihrer Zentralstelle aus, sondern sie benutzt auch noch die ihr unterstellten Volksbibliotheken als Zweiganstalten zur Vermittlung des Leihverkehrs. Wer also auf

dem Gesundbrunnen oder in der Hasenheide wohnt, braucht nicht den weiten Weg zur Zimmerstraße zu machen, sondern geht in die ihm am bequemsten gelegene Volksbibliothek seines Bezirks und bestellt sich die ihm erwünschten Bücher der Stadtbibliothek. Es ist dafür gesorgt, daß sie vierundzwanzig Stunden nach der Bestellung in seinen Händen sind.

Die Berliner Stadtbibliothek ist erst wenige Monate in Betrieb, aber schon diese kurze Zeit hat genügt, sie zu einem über Erwarten begehrten und beliebten Bildungsinstitut der Reichshauptstadt zu machen. Alle die Einrichtungen, die sie getroffen hat, in erster Reihe ihre Kataloge, finden Zustimmung und Anerkennung weit über Berlin hinaus. Sie werden aber erst zur vollen Geltung kommen, wenn die Stadtbibliothek ein eigenes Haus erhält. Auch hierzu ist bereits der erste Schritt geschehen: in dem städtischen Etat für 1908 sind 100 000 Mark als erste Baurate ausgeworfen.

W. N.

αϱ. **Peterli am Lift.** Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von Niklaus Bolt. Mit 10 Abbildungen. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Eine der hübschesten Kindergeschichten von Johanna Spyri bewegt sich zwischen den Engadiner Bergen und dem Tiefland drüben in Italien. Es ist nicht der einzige Punkt, worin unser Büchlein an die Vorgängerin erinnert. Aber seine Anregungen hat der Verf. sicher aus dem Leben, nicht aus Büchern geschöpft. Viel Gesehenes und Belauschtes steckt in diesen Szenen, der Erzähler weiß Bescheid mit Bauernhütte, Krankenhaus, Hotelbureau und trifft den Ton des Geißbuben ebenso gut wie die Erbaulichkeit von Lehrer und Pfarrer. Mit bemerkenswerter Kunst führt er die Erzählung durch fast lauter handelnde Auftritte vorwärts, weiß er durch zwei, drei Repliken eine Wendung zu geben. Wohl endet es fast wie im Märchen: glückliche Heimkehr, ein Beutel Gold und Silber, im Hintergrund ein gütiger Wohltäter. Und es sind auch alles kreuzbrave Leute, bis auf den bösen Wucherer, der die Handlung in Lauf bringt; wenn sie einmal gewittern oder murren, glauben wir doch immer an den guten Kern. Das darf in solchen Geschichten nicht anders sein. Alle Einzelheiten aber sind eine zarte Auslese aus der Wirklichkeit, mit einem maßvollen Schweizerkolorit, und wenn es einmal droht, sich ins Seraphische zu verflüchtigen, springt sogleich ein munterer Humor heraus und hält die Erdenfarbe fest. Dieser Schalkhaftigkeit, die auf jeder Seite aufblinzelt, manchmal fast verschämt, daß sie an so ernster Stelle zu lächeln wagt, hat es der Peterli ganz besonders zu danken, wenn er, wie die feinen Kindergeschichten auch sonst, den Großen noch mehr Freude machen kann als den Kleinen.

γ. **Die sozialen Kernfragen.** Von Eduard v. Hartmann. Verlag Deutsche Bücherei, Berlin. O. J. (1908.)

Die „Deutsche Bücherei" erwirbt sich ein großes Verdienst, indem sie in drei ihrer handlichen und billigen Bändchen die Studien veröffentlicht, die der große und einsame Denker Eduard v. Hartmann (1842—1906) über die sozialen Kernfragen hinterlassen hat. Der erste Band behandelt die Verteilung des Arbeitsertrags in dem Sinn, daß alles, was die Sozialdemokratie auf dem unmöglichen Weg künstlicher Herstellung erstrebt, auf dem Weg natürlicher Entwicklung mehr und mehr, wenn auch nur annähernd, erreicht wird. Der zweite Band untersucht die Erhöhung des Arbeitsertrags, die wesentlich von der Vermehrung des Kapitals als der Produktionsmittel schaffenden und sie stets verbessernden Kraft abhängt. Der dritte Band endlich hat es mit der Verminderung der Arbeitslast und mit der Boden- und Bevölkerungsfrage zu tun; auch hier steht v. Hartmann auf dem Boden der natürlichen Entwicklung, die von selbst zur Verkürzung der Arbeitszeit führt, und der Gegnerschaft zur Sozialdemokratie, deren System den Schwund der Bevölkerung zur Folge hätte (wenn die Kinder an öffentliche Erziehungshäuser abgegeben werden müssen, schwindet von Anfang an Mutterliebe und Mutterfürsorge); gegen Übervölkerung schützt wieder die natürliche Entwicklung. Eine Einleitung über v. Hartmanns Leben und Lebensarbeit aus der Feder seiner zweiten Frau Alma und ein Register erhöhen den Wert der ganzen Veröffentlichung.

γ. **Aus Natur- und Geisteswelt.** Leipzig, B. G. Teubner. 1906—1908.

Von dieser „Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen" liegen uns acht Nummern vor. Ludwig Stein aus Bern behandelt die Anfänge der menschlichen Kultur in der Absicht, nicht sowohl Kulturgeschichte als Kulturphilosophie zu geben und den Leser in die Soziologie einzuführen. Die große Tat, die den Menschen vom Klima unabhängig machte, die das Vordringen in die kälteren Erdteile ermöglichte, von der alle Wanderungen abhängen, ist die künstliche Erzeugung des Feuers: Prometheus, der alte Satz ist ewig wahr, ist der Bahnbrecher der Kultur. Divisionspfarrer August Pott zeigt auf, wie der Text des Neuen Testaments sich geschichtlich entwickelt hat; handschriftliche Studien in England haben Pott befähigt, hier Neues zu erforschen, und acht Tafeln geben erwünschte Anschauung von den verschiedenen Codices. Erich Ziebarth entwirft Kulturbilder aus den griechischen Städten Thera, Pergamon, Priene, Milet, aus ägyptisch-griechischen Städten; auch hier sind 22 Illustrationen beigefügt, und Proben aus der Papyrusliteratur erhöhen den Reiz und Wert des Büchleins. Ottokar Weber aus Prag führt in zwölf Charakterbildern die deutsche Geschichte von Luther bis Bismarck vor (so Wallenstein, den großen Kurfürsten, Leopold I., August den Starken, Friedrich den Großen, Freiherrn v. Stein, Metternich). Professor Theobald Ziegler-Straßburg, einer unsrer modernsten Gelehrten, unsrer tätigsten und zugleich tüchtigsten Publizisten, ein wahrer Kulturträger unsres Volkes, stellt das Leben Schillers dar und faßt ihn auf als den Dichter der Freiheit, der männlichen Kraft und des sittlichen Mutes, den Herold des echten Idealismus. Professor Dänell in Kiel bietet eine Übersicht der Geschichte der Vereinigten Staaten: er will zeigen, daß die sehr irren, die das Volk dieser Staaten für ein Volk friedesüchtiger Philister halten; in Wahrheit ist es im Begriff, den Bereich seiner Macht ungeheuer auszudehnen: „unsre Ostgrenze ist," so sagt Emerson, „bei der aufgehenden Sonne, unsre Westgrenze reicht bis zum jüngsten Gericht!" Oberlehrer Heil-Wiesbaden endlich entwickelt die Geschichte, Einrichtungen und Sitten der deutschen Städte im Mittelalter, das mit Unrecht als das finstere verschrieen ist, während es doch eine Zeit frischer, erfolgreicher Arbeit und eine Zeit tüchtigen Fortschritts war: „wenn es eine Nacht war," hat schon Ludwig Uhland gesagt, „so war es eine sternenhelle Nacht!"

βλ. **„Études d'Histoire et de Psychologie du Mysticisme."** Par Henri Delacroix. Paris, F. Alcan. 1908.

Die hl. Theresia, Madame Guyon, Suso, die Entwicklung der mystischen Zustände, die mystische Erfahrung sind der Gegenstand dieser außerordentlich fleißigen, eingehenden Arbeit, die mit dem Versuch abschließt, die Zustände mystischen Versenkens in die Gottheit und der damit verbundenen Visionen und Entzückungen auf psychische Ursachen zurückzuführen. Es bleibt selbstverständlich ein unerklärter Rest. Delacroix unterscheidet und will Illuminaten und Begharden nicht mit der hl. Theresia, dem hl. Johannes vom Kreuz, Meister Eckhardt, Madame Guyon und Fénelon identisch erklären. Er sieht im Mystizismus vielmehr eine von aller religiösen Erfahrung unzertrennliche Erscheinung. Aber ist es zulässig, Madame Guyon neben die hl. Theresia zu stellen? S. 178 z. B. gibt Delacroix einen Auszug des Fragmentes einer Autobiographie von Madame Guyon, worin sie ihre Mission „mit wunderbarem Stolz", wie er sagt, auseinandersetzt: „Ich werde die Herrscherin der Herrscher sein ... ich bin der Eckstein, den Gott zur Gründung des neuen Jerusalem auserwählt hat, triumphierend wie eine dem Brautbett entsteigende Gattin ... Wer sich von mir trennt, trennt sich von Gott selbst." Solche Äußerungen erschienen Bossuet nichts weniger als „wunderbar" und lassen es zum mindesten bedenklich erscheinen, Madame Guyon, bei der unleugbar Zeichen religiösen Wahnsinns vorhanden sind, mit den Genannten zusammenzustellen. Immerhin geht es auch nicht an, eine Frau zu unterschätzen, die auf Fénelon den gebieterischen Einfluß ausgeübt hat, von dem ihre Korrespondenz Zeugnis gibt. Von dem Buch Delacroix ist beinahe die Hälfte den Schriften und Lehren von Madame Guyon gewidmet.

βλ. **From Gerson to Grotius.** By John Neville Figgis. (Studies of political Thought). Cambridge, University Press. 1907.

Der Verfasser dieser zu einem Band vereinigten Vorträge ist ein gelehrter Geistlicher der anglikanischen Hochkirche. Über „politisches Denken" handelt eines der besten Kapitel der „Cambridge History" Band VIII, das aus seiner Feder stammt. „Das Königtum von Gottes Gnaden" hat er in einer vorzüglichen Abhandlung dargestellt. Er ist eine Autorität auf dem Gebiet der Geschichte der politischen Ideen. Die Größe und Bedeutung des Stoffes und die Masse des vorhandenen Materials mußten auch im vorliegenden Buch auf einen verhältnismäßig sehr knappen Raum zusammengedrängt werden. In 250 Seiten hat Mr. Figgis eine Fülle des Wissens geboten und den Grundton seiner Forschung im Satz ausgesprochen, daß die Ideen es sind, die die Welt regieren. Hildebrand, Calvin, J. J. Rousseau, Althusius, dem Rousseau so vieles entlehnte, Gerson, Cusanus und ihre Nachfolger haben tiefere Spuren hinterlassen und nachhaltiger auf die Menschheit gewirkt als Napoleon oder Bismarck. Kardinal Newman bemerkt, daß der Ausgang des Prozesses, den die Reformation einleitete, noch im Schoß der Zukunft verborgen liegt. Lord Acton sagt, der erste Whig sei nicht etwa der Teufel, sondern Thomas von Aquin gewesen. Aus dem Ringen religiöser Gesellschaften um das Recht des Daseins ist die politische Freiheit geboren worden. Der omnipotente Staat Ludwigs XIV. hat aus Luthers Machtbegriffen sich entwickelt. Der Staat des Mittelalters im eigentlichen Sinn war die Kirche. Philipps II. Bekenntnis, lieber wolle er gar nicht als über Häretiker regieren, ist die Rede eines Mannes, der noch an den Grundsätzen der mittelalterlichen Welt festhielt. Die Antithese zur Theokratie ist Machiavelli. Den modernen Staat hat Dante in „De Monarchia" prophezeit. Das Verbrechen religiöser Verfolgung in einem auf allgemeinem Willen beruhenden Staat hat Marsilius von Padua denunziert. Das Papsttum des zwanzigsten Jahrhunderts ist die logische Folge des Triumphes Eugens IV. über das Konzil von Basel. Diese wenigen Splitter aus dem gedankenreichen Buch mögen genügen, um alle Freunde geschichtsphilosophischer Betrachtung demselben zu gewinnen.

γε. **Quellensammlung zur deutschen Geschichte.** Herausgegeben von Erich Brandenburg und Gerhard Seeliger. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Bei allen Freunden der geschichtlichen Forschung wird dieses Unternehmen der beiden Leipziger Professoren auf den wärmsten Empfang rechnen dürfen. Ist es doch den Wenigsten vergönnt, daß sie die großen Werke, in denen die Quellen zur Geschichte der Regel nach gesammelt sind, selbst besitzen oder auch nur zu erlangen imstande sind. Um so dankbarer muß man sein, wenn die Hauptquellenstellen über gewisse große Fragen herausgehoben und in handlichen Bändchen vereinigt werden. Bis jetzt liegen vor von Ernst Bernheim zwei Hefte über den Investiturstreit und zwei von Felix Salomon, dem Biographen des jüngeren Pitt, über die deutschen Parteiprogramme von 1844—1900. Nun kann, um nur ein Beispiel herauszuheben, jedermann die Hand auf die Stelle legen, wo die Fortschrittspartei in ihrem (von Virchow verfaßten) Aufruf zu den Reichstagswahlen vom 23. März 1873 den Satz aussprach: „Der Kampf der Regierung gegen die Priesterherrschaft nimmt mit jedem Tage mehr den Charakter eines großen Kulturkampfes der Menschheit an."

γ. **La menace allemande.** Par André Barre. Paris, Louis Michaud. S. A. (1907).

Man ist in Deutschland wohl der Ansicht, daß die französischen Sozialdemokraten folgerichtige und zuverlässige Anhänger des Friedens und somit ein gewisses Bollwerk gegen die von den Chauvinisten drohende Kriegsgefahr seien. Die anerkennenswerte Haltung, die ihr Führer Jaurès in den Jahren 1905 und 1906 anläßlich der Marokkofrage eingenommen hat, ist geeignet gewesen, diese Ansicht zu bestärken. Um so interessanter ist die obige Broschüre, weil sie zeigt, daß es auch andersgesinnte Sozialdemokraten in Frankreich gibt. Herr André Barre sagt selbst, und er muß es ja wissen, daß er „un pacifiste" ist, daß er den Krieg

verabscheut und daß er insbesondere nichts von der Eroberung eines Landes wissen will, die nur den Zweck hat, einigen Spekulanten das Eigentumsrecht an ihrem Diebstahl zu sichern. Aber einen letzten Krieg will er doch noch führen: den gegen die Deutschen, deren „politique mondiale“ darauf abzielt, Europa zu germanisieren und die Welt den Deutschen zu unterwerfen. Beweis: Nietzsche spricht von Herrenmenschen und Sklaven, und meint Deutsche und Nichtdeutsche; Eduard v. Hartmann (so!) redet von männlichen und weiblichen Rassen, wieder Deutschen und Nichtdeutschen — Lateinern, Kelten, Slawen —, die sich heiraten sollen; Fichte ruft: „seien wir deutsche Patrioten und wir werden nicht aufhören Weltbürger zu sein“; Goethe verherrlicht im Faust die Kolonisationsarbeit der Deutschen, und Kaiser Wilhelm II. sagte am 20. Juni 1902 in Aachen: „der deutsche Geist strebt das Weltimperium an“. Das sind ja ganz erdrückende Beweise und geradezu haarsträubende Entdeckungen, welche die ganze Welt in Harnisch bringen müssen, und auf sie gestützt ruft Herr Barre die Völker Europas auf, ihre heiligsten Güter zu wahren und „der deutschen Tintenschnecke bis zum Tod ihr Blut abzuzapfen“. Leider hat der Kaiser in Aachen gesagt: „Es ist ein andres Kaisertum entstanden als das Karls des Gr. . . . Weithin zieht unsre Sprache ihre Kreise, auch über das Meer; weithin geht der Zug unsrer Wissenschaft und Forschungen. Das ist das Weltimperium, das der deutsche Geist anstrebt.“ Das sieht etwas anders aus, als was Herr Barre sagt, der des Kaisers Rede offenbar nur verstümmelt gelesen hat und am deutschen Alpdruck leidet.

γε. **Im Reiche des Negus Negesti Menelik.** Von Hans Vollbrecht. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsanstalt. O. J. (1907).

Ein deutscher Arzt, der 1905 der nach Abessinien geschickten deutschen Gesandtschaft beigegeben war, berichtet in diesem sehr schön ausgestatteten, mit 29 Abbildungen und einer Karte versehenen Werk über die Beobachtungen, die er im Reiche Meneliks gemacht hat. Man darf sagen, daß er das in einer durchaus vertrauenswürdigen Weise, umsichtig, überlegt und anschaulich tut; wir rechnen das Buch zum Besten, was die Literatur der Volks- und Erdkunde der letzten Jahre hervorgebracht hat. Der Gesamteindruck ist ein für den Negus Negesti sehr günstiger. Menelik ist heute sechzig Jahre alt, breitschultrig, mittelgroß, von ziemlich dunkler Hautfarbe, da seine Mutter eine Fulla war; die Stirn ist breit und hoch, die Nase platt und klein, das Kinn voll und rund, das Gesicht nicht schön, aber interessant und bedeutend. Er hat reges Interesse für alle menschlichen Bestrebungen, kriegerische und ritterliche Gesinnung, Zartgefühl und Innigkeit; aus der Schale der Freude und des Leides hat er reichlich gekostet. Er ist der erste Diener des Staats, dessen Bestand als einer Zusammenfassung des vorher geteilten Volkes sein Werk ist; er sucht sein Volk zu einer höheren Kulturstufe zu erheben und vor allem in dem bedürfnislosen abessinischen Menschenschlag den Sinn für Arbeit zu wecken als die Wurzel alles Fortschritts; er soll, als er in der von ihm geschaffenen Hauptstadt Addis Abeba seinen Palast baute, selber Steine herzugeschleppt haben, um ein anfeuerndes Beispiel zu geben. So verdankt er auch sein großes Ansehen im Lande nicht sowohl der Furcht vor seinem Schwert, als der Achtung vor seiner Persönlichkeit. Die Zustände in Abessinien sind freilich noch sehr ursprünglicher Art, und es wird manches Jahr vergehen, ehe man dort von wirklicher Kultur nach unsrer Art sprechen kann; aber die Grundlagen sind doch gelegt und die Sache ist im Gang; der Anfang ist auch hier mehr als die Hälfte des Ganzen.

γε. **Lettres du comte Valentin Esterhazy à sa femme (1784—1792).** Par Ernest Daudet. Paris, Plon. 1907.

Der Graf Valentin Esterhazy war französischer Feldmarschall und Gouverneur von Rocroy, der Gatte der Comtesse Fanny Hallweill, die fünfundzwanzig Jahre jünger war als er, die er aber zärtlich liebte und deren Tod nach zwölfjähriger glücklicher Ehe ihn schmerzlich traf. Als ergebener Freund Marie Antoinettes war Esterhazy ein geschworener Gegner der Revolution und begleitete die Brüder des Königs in die freiwillige Verbannung; in ihrem Auftrag reiste er nach St. Petersburg und ward der Kaiserin Katharina II. vorgestellt, von ihr auch mit Auszeichnung behandelt. So oft er von seiner Gattin getrennt war, schrieb er ihr ausführliche Briefe, von denen der bekannte Historiker der Emigration, Ernst Daudet, hier eine Auswahl vorlegt: alle zu drucken, würde Bände ergeben haben, ohne daß die Wissenschaft, bei dem großen Umfang des persönlichen Elements, dabei ihre Rechnung gefunden hätte. Was wir erhalten, ist aber durch die Unmittelbarkeit der Mitteilungen, die Wärme des Gefühls und die Ausbeute über die Zeitgeschichte von großem Interesse. Esterhazy persönlich ist charakterisiert durch das Wort S. 385: „ein Gärtchen, einige Bücher, ein Pferd genügen zu meinem Glück, vorausgesetzt, daß ich bei dir bin“, politisch durch den Brief vom 4. November 1791 aus Petersburg: „seit drei Jahren vollzieht sich eine Auswanderung aus Frankreich, welche das bare Geld und die Industrie ins Ausland treibt. Wir haben heute nach 100 Jahren die Wunde nicht geheilt, welche der Widerruf des Edikts von Nantes dem Reiche schlug; von dem heutigen Unglück wird sich Frankreich nicht mehr erholen, auch wenn die Autorität eines Einzigen hergestellt sein wird; die Industrie wird nicht zurückkehren.“

γε. **Journal de voyage du général Desaix,** Suisse et Italie, 1797. Par Arthur Chuquet. Paris, Plon-Nourrit. 1907.

Der General Des Aix, wie der Name eigentlich geschrieben werden müßte, war von adliger Geburt, Sohn des Herrn Des Aix, Seigneur von Neygouz, geboren 17. August 1768, ward nach Vollendung der vorbereitenden Studien 1783 Unterleutnant, lehnte es ab, 1789 mit seinem älteren Bruder auszuwandern, wofür ihm seine streng royalistische Mutter schwere Vorwürfe machte, focht unter Custine, Jourdan u. a. Anführern am Rhein, begleitete Bonaparte

1798 nach Ägypten und fiel nach seiner Rückkehr von dort als Divisionsgeneral am 14. Juni 1800 in der Schlacht von Marengo, die bekanntlich durch sein Eingreifen aus einer schweren Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandelt wurde. Er hatte, als die Kugel ihn traf, entgegen der Anekdote, nur Zeit das Wort zu rufen: mort; für die Zeit und die Menschen ist es bezeichnend, daß nach Chuquet (Einleitung S. XXXVI) seine eigenen Soldaten ihn, da er keine Uniform trug, sofort rein auszogen und ihm nichts ließen als sein Hemde! Er schied aus dem Leben erst einundreißigjährig: Bonaparte bedauerte seinen Tod aufrichtig und setzte seiner Mutter 3000 Franken Pension aus; er hatte die Absicht gehabt, ihn zum Kriegsminister zu machen. Desair war schüchtern und unbeholfen „wie ein Wilder vom Orinoko", aber von feinem sittlichen Gefühl, so daß er errötete, wenn er Zoten hörte, und er war der geborene Feldherr, dem Bonaparte unter seinen Untergeneralen den ersten Platz zuerkannte, wie Kleber den zweiten und Lannes den dritten. Desair reiste gern: so 1797 nach der Schweiz und Italien, und das Tagebuch, das er damals führte und das im Kriegsarchiv liegt, wird uns nun, nachdem es gelegentlich schon benutzt war, durch Chuquet, der uns schon so viel Gutes über die Revolutionszeit beschert hat, im vollen Wortlaut mitgeteilt. Es ist rasch, in ursprünglicher Frische hingeworfen und reich an interessanten Stellen über Land und Leute, wie über bedeutende Männer der Zeit, mit denen Desair damals bekannt wurde, so über Moreau, Clarke, vor allem über Bonaparte. Chuquet begleitet alles mit vortrefflichen Anmerkungen; auch ein gutes Register ist nicht vergessen; kurz, es ist ein echter Chuquet.

γ. **Fritz Reuters Krankheit.** Eine Studie von Dr. med. Paul Albrecht, Oberarzt an der Provinzialheilanstalt zu Treptow a. d. Rega. Halle, Marhold. 1907.

Diese Schrift muß von allen Reuterfreunden mit großem Dank aufgenommen werden. Bei aller Liebe, die man für den großen Humoristen empfindet, bei allem Entzücken, das seine Poesie hervorruft, ist doch immer ein unbehagliches Nebengefühl vorhanden, ein Aber, das man nicht los wird: an dem Mann gibt es eine unschöne Seite, die man zudecken möchte — seine verhängnisvolle Neigung zum Trunk. Sie zerstört uns das reine Bild, das wir so gern von Reuter haben möchten. Da ist nun Albrechts Schrift eine wahre Erlösung. Er geht Reuters ganzes Leben mit dem Auge des Psychiaters durch; er sammelt alle Zeugnisse über seine seelischen Zustände, die wir von ihm selbst oder von solchen haben, die ihm nahe standen, und stellt auf Grund davon fest, daß Reuter nicht an chronischem, sondern an periodischem Alkoholismus, an sog. Dipsomanie litt; daß diese Manie mit unwiderstehlicher Macht je nach einem, nach drei, sechs, neun Monaten über ihn kam; daß sie von gemütlicher Verstimmung und daß sie endlich von pathologischer Bewußtseinsveränderung begleitet war. Diese vier Merkmale weisen auf eine sog. endogene Veranlagung zur Dipsomanie oder Trunksucht hin, und Reuter ist somit nicht vom moralischen, sondern vom pathologischen Standpunkt zu beurteilen; er ist nicht zu verdammen, sondern zu bedauern, um so mehr, als alle großen und guten Eigenschaften seines Wesens neben der pathologischen Anlage bestehen bleiben und er selber, des wahren Charakters seines Leidens unkundig, gegen dasselbe ankämpfte und es sich zum schweren Vorwurf machte.

γ. **Bismarck im Licht der Naturwissenschaft.** Von Dr. Georg Lomer. Halle, Carl Marhold. 1907.

In dieser Schrift wird, auf daß alle Gerechtigkeit erfüllet werde, auch einmal der Versuch unternommen, Bismarcks körperliche und geistige Anlage unter den naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt, den der Vererbung, zu bringen. Vom Vater aus gehörte er einem Geschlecht derber, witziger und gemütvoller Landjunker an; von der Mutter her war er der Sprosse einer ausgesprochenen „Intelligenzfamilie", die diesem Vorzug ihr sichtliches Aufsteigen verdankte, aber bereits auf ihrem Höhepunkt angekommen und der Erschöpfung nahe war; denn Wilhelmine Mencken war zwar geistig sehr rege, litt aber an Schlaflosigkeit und „war an der Wurzel, an der Mütterlichkeit faul": sonst hätte sie ihren Otto nicht schon mit sechs Jahren aus dem Haus gegeben, nur um einen Diplomaten aus ihm zu machen(?). „Hätte sie einen nervösen Gelehrten geheiratet, so wäre schwere Degeneration, ja Geisteskrankheit möglicherweise die Folge für die kommende Generation gewesen." Bismarcks Schädel war groß und hyperbrachykephal; er war also „eine glückliche Mischung, von der langköpfigen nordischen und der kurzköpfigen alpinen Rasse". Diese Sätze mögen zur Charakteristik der Betrachtungsweise Lomers genügen, dessen Darstellung übrigens in ganzen Partien rein historisch ist. Wir wollen seinen Grundgedanken nicht alles Recht abstreiten, sind aber der bestimmten Überzeugung, daß das tiefste Geheimnis des Genius nicht naturwissenschaftlich zu destillieren ist.

βλ. **Anthologie des Poètes du XIXe Siècle.** Par Georges Pelissier. Paris, Delagrave. S. A.

Der Name des vortrefflichen Literarhistorikers, der diese Anthologie zusammengestellt hat, bürgt für ihren Wert, den der Inhalt durchaus rechtfertigt. Der von ihm gewählte Zeitabschnitt, 1800—1866, von Delille bis Dumas fils, ist für französische Lyrik der günstigste, den er finden konnte. Kurze Notizen sagen das Notwendige über die einzelnen Dichter, deren Handschrift in vielen Fällen reproduziert ist. Victor Hugo, Lamartine, Musset, Vigny, Barbier sind gut und charakteristisch vertreten und dem poetischen Empfinden, auch des Auslands, sind sie längst gewonnen. Vom wunderbaren Sonett, S. 420, „Mon âme a son mystère etc.", das allen Anforderungen dieser Kunstform entspricht, kennen die wenigsten den Namen des Verfassers. Er heißt Arvers und hat nur dieses eine Mal Vollkommenes erreicht. Die vorliegende Anthologie empfiehlt sich zum Schulgebrauch.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen, Pädagogische. — Heft 101. Die deutsche Kolonie Deutsch-Ostafrika. Eine Lehrprobe. Welche Bedeutung hat das Schulunterhaltungsgesetz für den Lehrer? Von W. A. Bach. — Heft 102. Comenius und Pestalozzi. Eine spanische Dichtung von Dr. Hermann W. Hoffmeister. — Neue Folge. Band 13. Heft 4. Die Gesamtschule. Betrachtungen über Erziehungs- und Ehereform von Dr. E. O. Nasser. Über Koedukation von W. A. Bach. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. O. J.

Albert. — Vergangenheit wie sie war. 1. Die Bücher des Eolus. Herausgegeben von L. Albert. Mit 12 Illustrationen. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Bancels. — Kokette Füßchen! Von Marie Louise v. Bancels. Breslau, Phönix-Verlag. O. J.

Bancels. — Kein Weib! Von Marie Louise von Bancels Breslau, Phönix-Verlag. O. J.

Bancels. — Junge Mädchen über Liebe! Von Marie Louise v. Bancels. Breslau, Phönix-Verlag. O. J.

Besser. — Das Moselied Ausons nebst den Gedichten an Bissula. Deutsch von M. W. Besser. Mit Erläuterungen und einer Karte. Marburg, N. G. Elwert. 1908.

Boigne. — Mémoires de la comtesse de Boigne, née d'Osmond. Publiés d'après le manuscript original par M. Charles Nicoullaud IV. 1831—1866. Fragments. Portrait en héliogravure. Huitième édition. Paris, Librairie Plon. 1908.

Bossu. — Un régiment de l'armée territoriale. Par H. Bossu, capitaine. Illustré de 23 reproductions photographiques. Paris, R. Chapelot. 1908.

Büchel. — Die Finanzen Japans. Von Dr. Hermann Büchel. Essen, G. D. Baedeker. 1908.

Burbaum. — Dorfstücke. Liederspiele aus dem Odenwälder Volksleben. Von Ph. Burbaum. Gießen, Emil Roth. O. J.

Davidsohn. — Storia di Firenze. Le origini. Roberts Davidsohn. Prima traduzione italiana autorizzata dall' autore. Con molte illustrazioni. Firenze, G. C. Sansoni. 1907.

Duncker. — Maria Magdalena. Roman von Dora Duncker. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Fattor. — Jahresringe. Neue Verse von Emil Fattor. Stuttgart, Axel Juncker. O. J.

Funcke. — Vademekum für junge und alte Eheleute. Von D. Otto Funcke. Buchschmuck von Margarete Düroff-Funcke. 1. bis 6. Auflage. Altenburg, Stephan Geibel. 1908.

Gachot. — Le siège de Gênes (1800). La guerre dans l'Apennin — journal du blocus — les opérations de Suchet. Par Edouard Gachot. Ouvrage accompagné de gravures, plans et cartes. Paris, Plon. 1908.

Ganghofer. — Gesammelte Schriften von Ludwig Ganghofer. Volksausgabe. Zweite Serie. Zweiter Band. Stuttgart, A. Bonz. O. J.

Goll. — Verbrecher bei Shakespeare. Von A. Goll. Mit Vorwort von Prof. Dr. F. von Liszt. Stuttgart, Axel Juncker. O. J.

Gottschalk. — Auf der Menschenseite. Gedichte von Hermann Gottschalk. München, E. W. Bonsels & Co. O. J.

Gottschalk. — Onkel Erasmus. Eine Börsengeschichte von Hermann Gottschalk. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Graeser. — Lemkes selige Witwe. Das falsche Gebiß im Strandkorb. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben von Erdmann Graeser. Berlin, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Griebens Reiseführer. — Band 6: Berlin und Umgebung. 52. Auflage, neu bearbeitet von Dr. Marschall. Mit 6 Karten und 15 Grundrissen. — Band 19: München und die Königsschlösser. 27., neubearbeitete Auflage. Mit 2 Karten und 2 Grundrissen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1908—9.

Haushofer. — An des Daseins Grenzen. Geschichten und Phantasien von Max Haushofer. Mit dem Bildnis des Verfassers. München, A. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1908.

Himmel und Erde. — Himmel und Erde. Unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball. Herausgegeben unter Mitwirkung von Fachgenossen von Pro. J. Plaßmann und Prof. J. Pohle, P. Kreichgauer und Dr. L. Waagen. Mit zahlreichen Textabbildungen und vielen mehr- und einfarbigen Tafelbildern und Beilagen. Band I: Der Sternenhimmel. Band II: Unsere Erde. Erste Lieferung. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. O. J.

Huysmans. — Trois églises et trois primitifs. Par J.-K. Huysmans. Troisième édition. Paris, Plon. 1908.

Jaurès. — La troisième république (1871—1900). Par John Labusquière. — La conclusion. Le bilan social du XIXe siècle. Par Jean Jaurès. — Histoire socialiste (178—1900) sous la direction de Jean Jaurès. Tome XII. Nombreuses illustrations. Paris, Jules Rouff & Cie. S. A.

Lent. — Charons Nachen. Roman von Gertrud Lent. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Lindenberg. — König Karl von Rumänien. Von Paul Lindenberg. Mit einer Heliogravüre und 180 Illustrationen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Ferdinand Dümmler. 1908.

Liſt. — Die Armanenschaft der Ario-Germanen. Von Guido Liſt. Wien, Verlag der Guido-von-Liſt-Gesellschaft. In Kommission bei E. F. Steinacker in Leipzig. 1908.

Lucka. — Die Phantasie. Eine psychologische Untersuchung von Emil Lucka. Wien, Wilhelm Braumüller. 1908.

Lyrik. — Deutsche Lyrik der Neuzeit. Eine Sammlung von F. v. Saar, F. Dahn, Joh. Trojan, M. Greif, E. v. Wildenbruch, D. v. Liliencron, Gust. Falke, Arno Holz, R. Dehmel, O. J. Bierbaum mit handschriftlichen Selbstbiographien der Dichter und ihren Porträts von M. A. Stremel. Eingeleitet von Dr. E. v. Sallwürk. Zweite, um die Einleitung vermehrte Auflage der „Zehn lyrischen Selbstporträts". Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Th. Weichert. O. J.

Morgenstern. — Galgenlieder von Christian Morgenstern. Dritte, veränderte und durch den „Gingganz" und andres ums Doppelte vermehrte Auflage. Berlin, Bruno Cassirer. 1908.

Neccar. — Wer verführt? Von El Neccar. Breslau, Phönix-Verlag. O. J.

Ohlert. — Abbruch und Aufbau des Unterrichtssystems. Von Arnold Ohlert-Königsberg i. Pr. Zwei Bände. Erster Band: Zur Lösung des Bildungsproblems. Hannover und Berlin, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1908.

Philipp. — Über uns Menschen. Von E. Philipp. Leipzig, E. A. Seemann. 1908.

Pochhammer. — Zum Problem der Willensfreiheit. Eine Betrachtung aus dem Grenzgebiet von Naturwissenschaft und Philosophie. Von Prof. Dr. L. Pochhammer. Stuttgart, Max Kielmann. 1908.

Prévost. — Herr und Frau Moloch. Roman von Marcel Prévost. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von F. P. Fischer. München, Albert Langen. 1908.

Preyer. — Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren von W. Preyer. 7. Auf bearbeitet von Karl L. Schaefer. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Th. Grieben (Fernau). 1908.

Rauchberg. — Die Bedeutung der Deutschen in Österreich. Von Prof. Dr. Heinrich Rauchberg. — Neue Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von der Gehe-Stiftung zu Dresden. Fünfter Jahrgang. Fünftes Heft. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1908.

Reclams Universalbibliothek. — Nr. 4984—85. Fr. Aug. Wolfs Prolegomena zu Homer. Ins Deutsche übertragen von Prof. Dr. Hermann Muchau. — Nr. 4988. Bismarcks Humor. Heiteres aus dem Leben und Wirken des Altreichskanzlers. Zusammengestellt von Alfred Gottwald. Leipzig, Ph. Reclam. O. J.

Roberty. — Sociologie de l'action, la genèse sociale de la raison et les origines rationnelles de l'action. Par Eugène de Roberty. — Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1908.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierersschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 15 1962

AP
30
D4
Bd.135

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY